Nro. 1.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Nürnberg. 8. Januar. 1871.

Don Juans letzte Liebe.

1. Die Verlobung durch den alten Professor.

Noch in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre bildete Bleeker-Street, damals der Hauptsammelpunkt des Reichthums und der Handelsaristokratie, die Fünfte Avenue ihrer Zeit, die obere Grenze der Stadt New-York; Alles, was nördlich derselben lag, ward bereits als „out of town" bezeichnet. Freilich war die Zahl der „außerhalb der Stadt" gelegenen Wohnungen schon sehr beträchtlich. So ziemlich in der Richtung der heutigen Dritten Avenue lief die wichtigste der gen Norden führenden Heerstrassen, die „Old Boston Road", fast bis zum Harlemfluß hin mit trefflich kultivirten Farmen und den Villen der bemittelten Kaufmannschaft besetzt. Diese Villen zeichneten sich allerdings kaum durch den architektonischen Luxus aus, welcher heutiges Tages selbst die ländlichen Besitzungen unserer haute finance kennzeichnet. Es waren meist schmucklose, zweistöckige, nur durch ihren sauberen, weißen Anstrich glänzende Holzhäuser, und der Reichthum der Besitzer war mehr nach der Ausdehnung und Bebauung der umliegenden Grundstücke, als nach dem Werth der Gebäulichkeiten zu beurtheilen.

Etwa in der Gegend des heutigen Union Square, dicht an die Heerstrasse angrenzend, lag das Besitzthum des Herrn José de Cordova, eines zwar nicht gerade unermeßlich reichen, aber doch sehr bemittelten italienischen Kaufmannes, der sein Geschäft in Pearlstreet betrieb. Die Villa war eine der kleinsten der Gegend und auch der dazu gehörige, von grünen Hecken eingehegte Garten umfaßte keine bedeutende Strecke Landes; das Ganze machte jedoch einen überaus wohlthuenden Eindruck von Behaglichkeit und gutem Geschmack, wie er selbst durch imposantere Gebäude und großartiger angelegte Gärten nicht hervorgebracht wurde. Das nur einstöckige, doch mit einer breiten, säulengetragenen Veranda versehene Landhaus lag in geringer Entfernung von der Heerstrasse und wurde von dieser nur durch ein zierliches, weiß angestrichenes Gitter und einen grünen Rasenteppich getrennt. Der zum Haupteingang führende Weg ward von prächtigen alten Silberpappeln beschattet; auf der Rasenfläche erhoben sich hier und da grüne Sträucher und schmucke Tannen. Der größte Theil des Hauses, das noch obendrein mit Epheu und Reben umzogen war, lag ganz in dichtem Grün versteckt. Am äußersten Ende des Besitzthums, in dem an die Landstrasse grenzenden, der Stadt zugekehrten Winkel war ein künstlicher Hügel aufgeworfen, der von einer prächtigen Laube beschattet wurde. Aus dieser Laube genoß man einer freien Aussicht über die von schönen Schattenbäumen und grünen Hecken eingefaßte Strasse, welche, wie es die Nähe der großen Stadt mit sich brachte, während des größten Theils des Tages von Fußgängern, Fuhrwerken und Reitern belebt war.

An einem herrlichen Sommernachmittag des Jahres 1838 huschte die überaus zierliche Gestalt eines kaum achtzehnjährigen Mädchens behende über den grünen Rasenteppich vor der kleinen Villa, schlüpfte, das schneeweiße, bauschige Gewand zusammenfassend, durch die Büsche, zwischen den breitästigen Tannen dahin und kam endlich auf dem Hügel unter der Laube zum Vorschein, wo sie alsbald die spähenden Blicke über die staubige Landstrasse, in der Richtung nach der Stadt hinschweifen ließ. Eine geraume Weile hatte sie, jeden in der Ferne auftauchenden Gegenstand sorgfältig musternd, von ihrem erhabenen Standpunkt Ausschau gehalten, ihre Erwartung schien jedoch keine Befriedigung gefunden zu haben, denn mit einem Ausdruck von Enttäuschung auf dem fast noch kindlichen Antlitz und einem dem schwellenden Busen entsteigenden Seufzer ließ sie sich endlich auf einem der in der Laube angebrachten Ruhesitze nieder und versank in träumerisches Nachsinnen.

Corinna war die einzige Tochter des schon ziemlich bejahrten Herrn de Cordova. Vor mehreren Jahren hatte der Kaufherr seine Gattin und langjährige Lebensgefährten durch den Tod verloren, ein Verlust, der die zärtliche Liebe für die Tochter, die sein ganzer Stolz, sein Augapfel war, nur noch erhöhte. Corinna war ein Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit und seltenen geistigen Anlagen; mit Hülfe einer erfahrenen Wirthschafterin führte sie das kleine Hauswesen in derselben Weise weiter wie es von der Mutter geführt worden, ängstlich darauf bedacht, daß der Vater in seinen alten Gewohnheiten und herkömmlichen Bequemlichkeiten in keiner Weise gestört werde. Herr de Cordova hatte es immer betrauert, daß ihm das Schicksal einen Sohn versagt, um sein Geschäft und seinen Namen fortzuführen; seine ganze Hoffnung war jetzt auf die Tochter gerichtet, von der er voraussetzte, daß sie dereinst eine glänzende Partie machen und so wenigstens das Ansehen seines Hauses vermehren und späterhin wohl eine noch höhere Stellung in der Gesellschaft einehmen werde, als sie ihm selber beschieden gewesen.

Ein reizenderes Bild als das Corinna's, wie sie, ganz in ihre Gedanken versunken, von den durch das grüne Laubwerk brechenden Strahlen der sich schon etwas tiefer neigenden Sonne beschienen, auf dem hölzernen Ruhesitz der Laube saß, in den Händen einen frischen Strauß einfacher Blumen, den sie sich wohl erst kurz zuvor gewunden, in träumerischem Nachdenken zerpflückend — ein reizenderes Bild weiblicher Unschuld und Schönheit vermöchte wohl kein Maler auf die Leinwand zu zaubern. Der Typus des Gesichts, der marmorweiße Teint, die Fülle der Formen und das üppige, rabenschwarze Haar deuteten auf die italienische Abkunft. Es lag eine fast antike Schönheit und Regelmäßigkeit in diesen Zügen, aus denen zugleich Weichheit und Bildsamkeit des Charakters, eine unbegrenzte Herzensgüte sprach. Die schwarzen seidenartigen Locken fielen auf einen edel geformten Nacken; aus den von langen Wimpern beschatteten Augen strahlte ein Himmel von Unschuld und Sanftmuth; das Grübchen unter den schwellenden Rosenlippen deutete auf Schalkhaftigkeit und munteren Charakter — mochte auch in diesem Augenblick ein ernster Gegenstand ihre Aufmerksamkeit beschäftigen, eine Wolke des Kummers ihre sonst heiteren sonnenhellen Züge trüben. Es war lauschig und still umher; nichts regte sich in dem von der hellen Mittagssonne beschienenen Garten, nur das Heer der Käfer schwirrte geschäftig

durch die Büsche; selbst die Landstrasse lag zu dieser Stunde des Tages ungewöhnlich still und einsam, und erst wenn die Sonne tiefer sank, ergoß sich wieder der lebendige Strom aus der Stadt nach diesen ländlichen Regionen.

Die raschen Hufschläge eines Rosses, aus der Ferne herüber schallend, weckten plötzlich Corinna aus ihren Träumen. Mit der Behendigkeit der Gazelle sprang sie empor und schaute wieder nach der Landstrasse hinaus. Ein freudiger Ausruf entschlüpfte ihren Lippen, auf ihren kindlichen Zügen lächelte der Sonnenschein des Glücks — sie klatschte in die Hände und hüpfte wie ein von freudiger Bewegung ergriffenes Kind. Auf der Landstrasse war ein Reiter sichtbar geworden, der in scharfem Trabe von der Stadt hergeritten kam. Trotz der nicht unbeträchtlichen Entfernung mußten ihn die scharfen Augen des Mädchens zur Stelle erkannt haben. Als er sich näherte, schwang sie grüßend den breitrandigen Strohhut, den sie an himmelblauem Bande nachlässig an der Hand trug, und eilte dann raschen Laufes nach einer Seitenpforte des Gartens, die, in geringer Entfernung von der Landstrasse, nach einem sich seitwärts über die Wiesen schlängelnden Pfade hinausführte. Fast gleichzeitig hatte auch der Reiter, ein hübscher junger Mann von etlichen zwanzig Jahren, diese Pforte erreicht, schwang sich von seinem Pferde, das er mit dem Zügel an einen der Bäume band, und folgte dann dem ihm beide Hände grüßend entgegenstreckenden Mädchen in den Garten.

„Du bist lange geblieben, Alfred," begann Corinna, als sie Hand in Hand mit dem jungen Manne wieder der Laube auf dem Hügel zuschritt. „Ich harrte Deiner schon seit fast einer Stunde, und Dein Ausbleiben machte mich besorgt. Hast Du mit dem Vater geredet? Deine Niedergeschlagenheit verheißt nichts Gutes — Du bist bleich und ernst — — hätte er Dich nicht freundlich angehört?.. Deine Bitte wohl gar abgeschlagen? Sprich, Alfred, laß mich Alles wissen — diese Ungewißheit ist schlimmer als eine zerstörte Hoffnung — —"

„Gedulde Dich, Theuerste," versetzte der junge Mann, auf dessen Zügen in der That ein recht schmerzlicher Ausdruck lagerte, „Du wirst Alles erfahren — zu früh erfahren — ich kann es Dir ja leider nicht vorenthalten."

„So sind wirklich alle unsere Hoffnungen dahin, unsere Träume vernichtet?" rief das junge Mädchen klagend und klammerte sich fester an den Arm ihres Begleiters, der sie sanft mit sich fortzog.

„Komm, Corinna, laß uns in der Laube niedersitzen — ich bedarf der Sammlung — mein Kopf brennt wie im Fieber — und ruhige Ueberlegung thut uns doch jetzt vor Allem noth."

Sie waren den kleinen Hügel hinangestiegen und ließen sich jetzt im schattigsten Theil der Laube nieder, so daß kein auf der Strasse Vorübergehender sie zu erspähen vermochte.

„Laß mich Alles wissen," drängte das Mädchen. „Vielleicht steht es noch nicht so schlimm als Du denkst. Vater liebt mich zu sehr — er kann ja doch nicht mein Unglück wollen."

„Er hält unsere Vereinigung für das größte Unglück, das Dich treffen könnte, und verweigert daher seine Einwilligung."

„Aber weshalb? Aus welchem Grunde? Er ist doch auch Dir gewogen — hat Dir schon manche Beweise seiner Achtung, seines Vertrauens gegeben."

„Als seinem Diener, einem nicht unbrauchbaren Gehülfen seines Geschäfts — o ja, dazu mag ich ihm genügen! In eine andere Beziehung zu ihm zu treten, bin ich ihm zu gering, zu arm!"

„Alfred! Der Vater kann nicht so ungerecht sein!"

„Laß Dir berichten. Unserer Verabredung gemäß lauerte ich heute auf einen günstigen Moment, um Deinem Vater unsere Sache vorzutragen, ihn um die Hand seiner einzigen Tochter zu bitten. Am Vormittag wollte sich kein schicklicher Augenblick finden, wir waren unablässig beschäftigt, die Post mußte erledigt und eine Anzahl von Kunden bedient werden. Während Dein Vater zu Tische gegangen, hatten wir einen guten Kunden im Geschäft, der beträchtliche Baareinkäufe für ein südliches Haus machte. Herr de Cordova kehrte in heiterer Stimmung zurück, und während er, in seinem Armsessel ruhend, die Zeitungen las, berichtete ich ihm, was sich inzwischen bei uns zugetragen. Der abgeschlossene Verkauf, die Aussicht auf weitere vortheilhafte Geschäfte mit jenem südlichen Hause stimmte ihn noch heiterer — jetzt war offenbar der günstigste Augenblick, ihm mein Anliegen vorzutragen. Ich that es in schlichten, ungekünstelten Worten, schilderte ihm unsere seit Jahresfrist bestehende Liebe, die von Tag zu Tag gewachsen, bis wir endlich innegeworden, daß wir uns Alles sind und nicht ohne einander leben mögen. Es sei, fuhr ich fort, meine Absicht gewesen, mit meinem Gesuch noch etwas länger zurückzuhalten, mich geschäftlich erst weiter auszubilden und die kleinen Ersparnisse, die ich gemacht, zu einer beträchtlicheren Summe anwachsen zu lassen; da jedoch der junge Holliday neuerdings mit seinen Bewerbungen um Deine Hand offen hervortrete, da Du wohl demnächst in die Nothwendigkeit versetzt sein würdest, ihm eine offene Antwort zu ertheilen, finde ich es unmöglich, meinem früheren Vorsatz getreu zu bleiben, und bäte ihn jetzt schon, über meine ganze Zukunft zu entscheiden. Obwohl ihm während meiner Rede hin und wieder ein Ausruf der Verwunderung entschlüpft war, hatte er mich doch ruhig angehört. Als ich geendet, legte er die Zeitung, die er bis dahin in der Hand gehalten, vor sich auf den Tisch, sah mich lange durchdringend an und schüttelte dann unwillig den Kopf. „Sie haben also, hub er an, die ganze Sache mit meiner Tochter abgekartet, und finden sich erst jetzt, wo man Ihre Pläne zu durchkreuzen droht, bewogen, den Vater um seine Meinung zu fragen? Das ist kein ehrliches Geschäft, mein Herr, eine respektable Firma, wie die meinige, läßt sich auf dergleichen nicht ein." Vergeblich bemühte ich mich, unser Verfahren zu entschuldigen ihn von der Aufrichtigkeit meiner Gesinnung zu überzeugen. „Sie wissen, ich liebe den geraden Weg, sagte er, und Sie haben in dieser Angelegenheit einen sehr krummen eingeschlagen. Wären Sie vor Jahresfrist, ehe Sie mein Kind mit ihren Liebesanträgen bestrickten, offen vor mich hingetreten und hätten mich gefragt, ob ich Sie wohl dereinst einmal als Schwiegersohn acceptiren werde, so würde ich Ihnen ebenso offen geantwortet haben, daß ich zwar Ihren Character, Ihre Talente, Ihre Treue zu schätzen wisse, Ihnen jedoch in dieser Beziehung keine Hoffnung machen könne, da ich über die Zukunft meines Kindes bereits einen Beschluß gefaßt. Heute gebe ich Ihnen dieselbe Antwort, setze aber noch hinzu: Sie haben mein Vertrauen hintergangen, haben sich arglistig in mein Geschäft, in mein Haus eingeschlichen, um mir mein köstlichstes Kleinod zu entwenden — wir sind geschiedene Leute, verfolgen Sie Ihren eigenen Weg, ich werde über Ihren Platz in meinem Comptoir anderweitig verfügen."

„O mein Gott, auch aus dem Geschäft entlassen!" klagte Corinna und schlang ihren Arm zärtlich um den Nacken des jungen Mannes, als wolle sie ihn durch ihre Liebkosungen für die Härte des Vaters entschädigen.

„Du kannst Dir denken, Geliebte," fuhr Alfred fort, „wie mir diese Worte Deines Vaters durchs Herz schnitten, mit wie tiefer Beschämung sie mich erfüllten. Wohl regte sich in meinem Innern ein Gefühl des Unwillens über eine so unwürdige Behandlung, doch ich unterdrückte es, ich beharrte in meiner demüthigen Haltung und Sprache, wie es einem Sohn dem Vater gegenüber zukommt, auch wenn ihm Unrecht geschehen sollte. Noch einmal appellirte ich an sein Vaterherz, stellte ihm die Innigkeit und Aufrichtigkeit unserer Liebe vor und bat ihn, wenn er auch für jetzt meinem Gesuch nicht willfahren zu können glaube, doch wenigstens vorläufig auch keinem Anderen Deine Hand zuzusagen; die Zeit würde vielleicht eine Aenderung seiner Gesinnung herbeiführen, und was an mir liege, ihm zu beweisen, daß ich der Hand seiner Tochter nicht so ganz unwürdig sei, das solle in der Zwischenzeit ganz gewiß geschehen. Er zuckte verächtlich die Achseln und

würdigte mich keines weiteren Blickes. „Können Sie wirklich so eingebildet sein, zu glauben, junger Mann, daß der Chef des Hauses de Cordova für seine einzige Tochter keine bessere Partie zu finden wisse, als einen Kommis seines eigenen Geschäfts? Wie hoch beläuft sich denn eigentlich Ihr Vermögen?" — Zu meiner Beschämung mußte ich gestehen, daß, da mir die Unterstützung meiner alten Mutter obliege, es bis jetzt nicht in meiner Macht gelegen, eine größere Summe als etwa 500 Dollars zu erübrigen. „Und damit wollen Sie wirklich meine Tochter heirathen?" rief er mit einem Hohn, den er mich bis dahin nie empfinden ließ. „Wenn Sie die zehnfache Summe besäßen, möchten wir vielleicht darüber reden, und selbst dann wäre Ihre Werbung kühn genug. Gehen Sie, gehen Sie, mein Herr, wir sind fertig mit einander." Damit wendete er mir den Rücken, und ich stürzte aus der Thür. Was soll es jetzt aus uns werden, Corinna? Heliday wirbt um Deine Hand, er ist reich — Dein Vater begünstigt ihn — mein Gott, mein Gott, ich werde Dich verlieren!"

„Pfui, Alfred, wer wird so kleinmüthig sein und gleich verzweifeln!" schalt das Mädchen, indem sie sich wieder der Hände des jungen Mannes bemächtigte und ihn durch ein freundliches Lächeln, zu dem sie sich freilich zwingen mochte, zu ermuntern suchte. „Laß mich mit dem Vater reden; er, der mir noch nie eine Bitte abgeschlagen, wird es auch diesmal nicht können."

„Dein Vertrauen täuscht Dich, Corinna. Wenn sein Herz zu bewegen wäre, würde es mir gelungen sein. Er hat über Deine Zukunft entschieden und wird sich durch nichts in seinem Willen beirren lassen."

„So werde ich meine Zuflucht zu einem mächtigen Verbündeten nehmen", versetzte das Mädchen nach kurzem Besinnen.

„Wer ist es, dem Du solche Macht zutraust?"

„Unser alter Professor."

„Doch nicht Signor Lorenzo Daponte, Dein Musiklehrer?"

„Des Vaters vertrautester Freund, der großen Einfluß auf ihn übt."

„Um Gottes willen nicht, Corinna! Der alte Professor würde vollends Alles verderben!" rief der junge Mann erschrocken.

„Ich bin im Gegentheil überzeugt, daß er Alles gut macht."

„Wie kann er unser Fürsprecher sein, er, der — der — —"

„Nun — der? Was meinst Du, Alfred?"

„Der eine so deutlich ausgesprochene Zuneigung zu Dir hegt."

„Eben deshalb suche ich ja seinen Beistand zu gewinnen."

„Nicht doch, ich meine, er ist voller Eifersucht, weil — weil — er Dich selber liebt!"

Trotz der ernsten Stimmung des Augenblicks brach das Mädchen in ein herzliches Lachen aus.

„Der alte Professor? Ha! Ha! Ha! Bist Du nicht bei Troste, Alfred?"

„Nun ja, der alte Professor, Signor Lorenzo Daponte, von dem alle Welt weiß, daß er nur um Deinetwillen dieses Haus so fleißig besucht und Deines Vaters Busenfreund ist. O, bei Dem wirst Du vergeblich Beistand suchen! Er ist mein geschworener Feind und wird sicher an nichts weniger denken, als mir zu Deinem Besitz zu verhelfen."

„Alfred sprichst Du wirklich im Ernst?" fragte das Mädchen, und das frühere Lachen verstummte.

„Der Augenblick wäre zum Scherz sehr schlecht gewählt. Hat nicht der Professor Dein Bild gemalt?"

„Gewiß und warum sollte er das nicht?"

„Warum? Du fragst mehr als ich Dir beantworten kann, aber Eins weiß ich — ich habe es von Jemandem erfahren, der in der Wohnung des Professors Zutritt hat."

„Nun, das wäre?"

„Er ist noch immer im Besitz jenes Bildes. Es steht, mit grünen Kränzen geschmückt, auf einer Staffelei dicht vor seinem Bette, damit täglich sein erster und letzter Blick auf dasselbe falle, er pflegt stundenlang davor zu stehen, mit dem Bilde zu reden als ob es lebend wäre — o es muß seine eigene Bewandtniß mit dem Bilde haben!"

„Du thust dem wackeren Manne schweres Unrecht und solltest in Betracht seines hohen Alters mit mehr Rücksicht von ihm reden," versetzte Corinna, nicht ohne einige Mühe ihre Ueberraschung ob dieser Mittheilung verbergend. „Um Dich zu überzeugen, werde ich mich noch heute an den Professor wenden und um seine Fürsprache bitten. Es ist die Zeit meiner Musikstunde — Signor Daponte wird gleich hier sein. Wenn es mir gelingt, ihn für uns zu gewinnen, was ich nicht bezweifle, kann er noch diesen Abend mit dem Vater reden, und legt der alte Professor ein gutes Wort für uns ein — dann haben wir gewonnen — der Vater kann ihm nun einmal nichts abschlagen!"

Alfred erhob noch einige Einwendungen, doch Corinna wußte sie alle zum Schweigen zu bringen.

„Laß mich wenigstens den Versuch machen," sagte sie. „Du giebst unsere Sache verloren — verschlimmern werde ich sie also in keinem Falle, auch wenn die Fürsprache des Professors nicht so wirksam sein sollte als ich erwarte. Suche mich morgen um dieselbe Stunde hier auf, dann sollst Du erfahren, was wir mit unserem Verbündeten ausgerichtet."

Die Liebenden trennten sich, nachdem sie sich vorher nochmals gelobt, nicht von einander lassen zu wollen, so schwer auch die Probe sein möge, auf die ihre Liebe und Beharrlichkeit gestellt werde. Corinna kehrte in das Haus zurück, Alfred aber bestieg sein Pferd und lenkte die Schritte desselben, diesmal freilich nicht in so eiligem Trabe, nach der Stadt zurück.

Etwa eine halbe Stunde später hielt eine alte Kalesche mit hohem, wunderlich geformtem Kasten und abgerissenem Lederwerk, von einem mageren, langhaarigen Klepper gezogen, vor der Villa des italienischen Kaufherrn. Aus dem Fuhrwerk schlüpfte ein kleines Männchen, nach den runzligen Zügen und der gebückten Haltung zu schließen schon sehr alt, in seinen Bewegungen aber noch immer von einer fast jugendlichen Lebhaftigkeit. Obwohl es mitten im Sommer war und die Sonne fast ein Uebriges that, trug das Männchen doch einen dicken Pelzrock und auf dem Kopf eine warme Pelzmütze, die von dem kleinen eingefallenen Gesicht fast nur ein Paar noch immer muntere, glänzende und lebhaft nach allen Richtungen blickende Augen gewahr werden ließ. In der Hand trug der Alte einen dicken, quastenbesetzten Stock, den er jedoch mehr aus Gewohnheit denn aus Bedürfniß zu führen schien, da er augenscheinlich noch ganz gut auf den Füßen war, beim Aussteigen aus dem hohen Wagen nicht des geringsten Beistandes bedurfte und auf den mageren, stark nach einwärts gekrümmten Beinchen mit erstaunlicher Behendigkeit dahinhumpelte. Die ziemlich barocke Equipage, von einem alten, dürftig gekleideten Kutscher geleitet, fuhr langsamen Schrittes nach einer benachbarten Schenke, während der Alte auf die Villa zuschritt und den massiven Messingklopfer der Thür mit ziemlicher Kraft in Bewegung setzte.

Corinna öffnete und begrüßte den alten Mann mit kindlicher Herzlichkeit. Ihre Liebkosungen schienen ihm wohl zu thun, er küßte sie auf die Stirn und fuhr mit der welken Hand über ihre schwarzen Locken, während sie ihn beim Arm faßte und nach dem Wohnzimmer geleitete, wo neben dem geöffneten Klavier schon der breite, mit weichen Kissen ausgepolsterte Lehnstuhl bereit stand, um den alten Lehrer und Hausfreund aufzunehmen. Auch eine Flasche Wein, alter würziger Chateau Lafitte, von dem er gern ein Gläschen trank, und einige Erfrischungen harrten seiner auf dem kleinen zierlichen Tischchen, das zur Seite des Lehnstuhls gerückt war.

Signor Lorenzo Daponte war zu damaliger Zeit einer der gesuchtesten Musiklehrer der Stadt, gab aber, seines hohen Alters wegen, nur noch in einigen wenigen Häusern und bei besonders befreundeten Familien Unterricht. Schon seit mehr

als dreißig Jahren lebte er in Newyork und hatte daselbst gar wechselnde Schicksale erfahren. Zu Anfang des Jahrhunderts war er als Direktor einer italienischen Operntruppe, der ersten, die je die Gestade der neuen Welt aufgesucht, von England herübergekommen. Das Unternehmen mißglückte vollständig und hatte für den Impresar, der sein Vermögen daran gesetzt, beträchtliche Verluste im Gefolge. Von einem rastlosen Thätigkeitseifer beseelt, wendete sich dieser nun kaufmännischen und industriellen Spekulationen zu, die für einige Zeit besseren Erfolg verhießen. Bald hatte er aber auch hier wieder Unglück und verlor in rascher Folge das mühsam Erworbene. Hochbetagt suchte und fand er nun einen Erwerb in seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Fähigkeiten. Er besaß einige Geschicklichkeit als Portraitmaler und ertheilte Unterricht in Sprachen und Musik. Als Musiklehrer erlangte er endlich einen gewissen Ruf, und da er trotz seines hohen Alters noch rüstig war, für keine Familie zu sorgen und für seine Person nicht allzuviele Bedürfnisse hatte, mochte es ihm im Lauf der Jahre wohl gar gelungen sein, einen Theil der früheren Verluste durch neue Ersparnisse zu ersetzen. (Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Der Weihnachtsbazar in **Wien** für die Verwundeten in den deutschen Spitälern wurde am 28. Dezember v. Js. unter außerordentlicher Theilnahme des Publikums abgehalten. Moritz Hartmann hatte hiezu folgenden Prolog gedichtet, der von dem Hofschauspieler Lewinsky gesprochen wurde.

Den Wald beraubt, herbei den Tannenbaum
Aus Schnee und Frost in wohnlich warmen Raum,
Ja, einen ganzen, großen Wald von Tannen,
Und Lichtlein d'rauf, und Wahrheit sei der Traum,
D'ran hunderttausend Kinderseelen spannen,
Und um den Fuß des Baumes, schön erhellt,
Das holde Allerlei, des Kindes Welt:
Bausteine, Panzer, Album, Steckenpferd,
Die Arche Noah's, Puppe, Ritterschwert,
Und Robinson, der Jugendfreund der Väter,
Der Struwel- und Konewka's schwarzer Peter,
Für Fräulein Tochter, auch für Fräulein Nichte
Emanuel's jungfräuliche Gedichte —
Kurz, was nur Väter, Mütter, Onkel, Tanten
Als stillen Wunsch des jungen Volks erkannten,
Was sie in diesen liebevollen Tagen
Geheim und wohlverhüllt ins Haus getragen.
Froh sei das Kind, ihm ist das Fest geweiht;
Es glaube noch, beim Anblick dieser Fülle,
Daß sich hienieden jeder Wunsch erfülle,
„Denn gnadenreich und heilig ist die Zeit".
Doch nein! — zurück du frohe Kinderschaar!
Nicht dir gehört das Fest in diesem Jahr,
Wir lieben dich, wie wir dich sonst geliebt,
Sich selbst beglückt, wer dir die Freude gibt,
Du kleines Volk der Unschuld und der Huld,
Du Erdbewohner ohne Sünd' und Schuld,
Du Restlein vom verlornen Paradies,
Das gern der Heere zu sich kommen ließ,
Du Spiegel seliger Vergangenheit,
Du Trost der Gegenwart, der Zukunft Schatz —
Zurück, trotz alledem, und mache Platz,
Denn trauervoll und blutig ist die Zeit.

Zurück! — und nimmer soll dein Aug' erschauen,
Was unser lebenshartes Herz mit Grauen,
Was uns erfüllt mit Beben und mit Schrecken,
Nichtwissens Glück soll's gnädig dir verdecken.

Von der Loire schönheitsreichem Rande
Bis zu der Ostsee nordisch fernem Strande
In endlos langer, jammervolle Kette
Hat sich der Schmerz Paläste aufgebaut.
Des Elends Burgen, weite Trauerstädte,
Darin er taumelnd schwelgt und sich berauscht,
Der allgewalt'ge König dieser Erde,
Am Anblick der verschmachtenden Geberde
Und an dem Chore, dem er gerne lauscht,
Gewebt aus Seufzern, Todtenglocken-Klange,
Aus Abschiedsworten und der Parzen Sange.

Von der Loire schönheitsreichem Strande
Bis heim zu uns, die weiten, weiten Lande
Ein einz'ges Krankenbett der Menschheit. — Kommet!
O tretet still heran! — Wenn etwas frommet
In diesem großen ungeheuren Leid
An diesem Lager drein der Schmerz gekettet
Die Kinder eurer Mutter, hart gebettet,
So ist's die Liebe, die Wohlthätigkeit —
Und gnadenreich wird wieder diese Zeit. —

Wohlthätigkeit! O sänftigendes Wort!
Wie Thau auf Felder, die im Brand verdorrt,
Wie sanfter West, der schwarz' Gewölk zerstreut
Wie Frühlingsregen, der die Welt erneut —
Es ist so weich, wie eines Gottes Hand,
Die heilend rühret an der Wunde Rand —
Balsamisch Wort, balsamischere That
Wenn sich als Helferin die Liebe naht.

Und Mitleid! O nichts Anderes empfanden
Die Zeugen alle, die am Kreuze starben,
Den Schierling tranken, an den Grenzen standen,
Und statt der Brüder lieber selbst verdarben;
Schließt euch zum eig'nen Ruhm an ihre Reih'n,
Denn glorreich ist's, nur ihr Gefolg' zu sein.
Ein Scherflein nur! Der kleine Tropfen Thau's
Mit andern Tropfen macht den Segen aus.

Denkt an das Blut, das junger Brust entfließt,
An's Aug', das eine liebe Hand nicht schließt,
Den Hilferuf, der sich in Nacht verliert,
Die Thräne, die am Augenlid erfriert,
Die Hand, ins leere Nichts hinausgestreckt,
Die Stirn von Schweiß, das Herz von Eis bedeckt,
An's Haupt, vom Stein gestützt, das bleiche —
Und fern die Mutter, fern die schmerzensreiche!

Denkt nur des Weh's — und schweigen wir vom Ruhme.
Was ist der Lorbeer uns, der blüthenlose?
Wir denken heut' nur an die Leidensblume
Und an der Wunde blutig rothe Rose.

Dies sei uns Weihnacht, uns're Nacht der Weihe!
Dieweil wir hingeh'n durch der Brüder Reihe
Hilfreich von Schmerzenspfühl zu Schmerzenspfühl,
Senkt sich in's Herz ein seliges Gefühl:
Ein Christbaum flammt und hebet sich empor
Zum Himmel hoch — und wie ein sel'ger Chor
Umwandeln ihn die Kinder dieser Erde.

Symbol des Glückes und der ew'gen Milde,
Was du versprichst, — ach, noch ein Traumgebilde —
O daß es bald zur Wahrheit werde!
Und unsern Brüdern, unserm Feind beschieden
Sei Frieden, Frieden, Frieden!

Auf Befehl des Kronprinzen von Preußen ist das Landhaus des Komponisten Gounod, welches in der Nähe des Parks von St. Cloud liegt, dem Schutze der deutschen Armeen anvertraut worden. Der Komponist der Oper „Margarethe", arbeitet an einem neuen Werke „Polyeukte", außerdem an der Komposition eines biblischen Oratoriums, zu dem er den Text selber verfaßt.

Charade.

Die Erste spricht: „Die Zähne brauche!"
Ich füg' hinzu: „Bekomm's dem Bauche!"
Die Andere zeigt dir deutlich an:
Jetzt wird ein männlich Wesen nahn.
Was wird bezeichnet mit der Dritten,
Ist schlecht von deutschem Sinn gelitten.
Das Ganze Mancher schreibt und spricht,
Allein verstehen kann man's nicht.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlagvon G. Meyer.

Nro. 2.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Nürnberg. 15. Januar. 1871.

Don Juans letzte Liebe.

(Fortsetzung.)

Der Professor hatte sich seiner wärmenden Umhüllung entledigt und in dem für ihn bereit gesetzten Lehnsessel Platz genommen: Es war ein schmächtiges, mumienartig zusammengeschrumpftes Männchen, was nach Enfernung dieser Hüllen übrig geblieben, in seiner persönlichen Erscheinung vom Alter hart mitgenommen, doch aber ohne die eigentlichen Schwächen des Alters und, den klugen, lebendig blickenden Augen nach zu schließen, von noch völlig ungetrübter Geisteskraft. In seinem Anzug legte er sogar eine fast peinliche Sorgfalt, eine mit seinen Jahren nicht im Einklang stehende Eitelkeit an den Tag. Er trug einen schwarzen Frack und eben solche Beinkleider von feinstem Stoff und modischem Schnitte, eine weiße Weste und Halsbinde, ein fein gefälteltes Jabot und Manchetten von tadelloser Weiße, an den magern Fingern aber wohl ein halbes Dutzend diamantenbesetzter Ringe, eine Busennadel mit werthvollen Steinen und eine schwere goldene Uhrkette mit massiven Berloques und allerlei kleinem goldenen Zierrath. Eine falsche Haartour paßte in ihrer Ueppigkeit keineswegs zu den runzligen, eingefallenen Zügen des Gesichts. Ein reichliches Patschuliparfüm, welches alsbald das ganze Zimmer füllte, würde eher einem jungen, lustigen Stutzer, als einem in den Jahren schon so weit vorgerückten, würdigen Herrn angestanden haben.

Nachdem sich der Professor durch einige Schlucke seines ihm von Corinna kredenzten Lieblingsgetränkes gekräftigt und etwas von den ihm dargebotenen Erfrischungen zu sich genommen, that er einige Griffe auf dem Piano und blätterte in den vor ihm ausgebreiteten Noten.

„Nun, Kindchen, was singen wir heute zuerst?“ fragte er. „Ich freue mich immer darauf, Dich zu hören. So ein frisches, reines, liebliches Stimmchen wie es mein Corinnchen hat — ei, das ist hier zu Lande eine Seltenheit und bietet einem alten Kunstfreunde einen rechten Ohrenschmaus. Nein, Du brauchst nicht roth zu werden. Was aus dem Munde Deines alten Professor kommt, ist keine leere Schmeichelei wie die Redensarten der jungen schönen Herren, die euch so gern den Kopf verdrehen — behüte, ich meine es in vollem Ernst, mein Corinnchen könnte eine tüchtige Bühnensängerin werden und vielen tausend und abertausend Menschen würde es eine Freude und ein Genuß sein, ihrem Gesang zu lauschen, der über die frischen Lippen hüpft wie das Bächlein über den Wiesengrund.“

„Aber lieber Herr Professor,“ versetzte das junge Mädchen verschämt, „ich passe ja gar nicht für die Bühne, ich wäre viel zu schüchtern, in Gegenwart so vieler Leute zu singen.“

„Bah, das würde sich geben, mein Kindchen. Ist schon mancher angehenden Sängerin so ergangen, und später hat sie's doch zu großem Rufe gebracht. Die Aufregung des Augenblicks überwindet die Schüchternheit. Das Hervortreten auf die Bühne, die glänzende Beleuchtung, die lauschende Zuhörermenge, das Rauschen der Musik, mit der sich die Stimme vermischt und unwiderstehlich von ihr fortgerissen wird, endlich der Beifall, das Jauchzen der Menge — o Corinnchen, Du weißt nicht, wie das Wunder wirkt und schlummernde Kräfte entwickelt, von denen man selber keine Ahnung hat. Doch wozu sag' ich es Dir? Du wirst ja doch nie eine künstlerische Laufbahn ergreifen — Dein Papa will es einmal nicht — Du brauchst nicht auf Erwerb zu sehen ... Hm, hm, es ist am Ende besser, wenn Du nie etwas davon erfährst, weder die Seligkeit, noch den Schmerz der künstlerischen Wirksamkeit; denn es ist nicht Alles Glück und Herrlichkeit, was dort oben in dem Flimmer einer bunten Zauberwelt erstrahlt — — — Aber ich rede da allerlei, was Du kaum verstehst, Mädchen. Wenn man alt wird, plaudert man gern ... Du mußt nicht immer darauf hören ... Was wollten wir doch gleich? Ja richtig, singen ... Was wirst Du singen? ... Ah, hier ist Aennchens Arie aus Webers berühmtem „Freischütz“ — eine treffliche Oper, möchte sie wohl einmal auf der Bühne hören — so ganz der klassische deutsche Styl und die Fülle der Melodie, wie sie den großen deutschen Meistern des vorigen Jahrhunderts, Mozart vor Allen eigen war .... Komm, Corinnchen, Du hast sie neulich so allerliebst gesungen, laß mich sie jetzt noch einmal hören.“

Der Alte schob seinen Sessel vor das Instrument und begann einige einleitende Takte zu spielen.

„Ach, Herr Professor, ich fürchte, ich werde die Arie heute sehr schlecht singen,“ seufzte sie.

„Schlecht? Du, mein Corinnchen? Ei, wenn Du schlecht singst, wie singen da die Anderen, mit denen ich mich ärgern muß, blos weil sie mir eine Fünfdollarsnote für die Stunde in die Hand drücken?“

„Ich meine, ich bin heute nicht aufgelegt, ich möchte lieber etwas Ernsthaftes, etwas recht Trauriges singen ....“

„Ei was, das sind so jugendliche Grillen, wie sie sich zuweilen in dem kleinen überspannten Köpfchen einschleichen. Komm, Corinnchen, falle zur rechten Zeit ein; Webers liebliche Melodie wird Dir schon die Grillen vertreiben, und wenn sich's um schlanke Burschen handelt, die einhergegangen kommen, wie kann da ein junges, hübsches Mädchen widerstehen?“

Der Professor begann auf's Neue das sich in munteren Rhytmen bewegende Vorspiel. Corinna ergriff das Notenblatt und stellte sich damit hinter seinen Stuhl. Mit klarer, lieblicher Stimme begann sie die Arie: „Kommt ein schlanker Bursch gegangen,“ doch ihr Vortrag war schleppend und entbehrte des Feuers. Der Professor, der sich etliche Male nach ihr umsah und auf seinem Sessel ungeduldig hin und her rutschte, suchte ihren Gesang durch kräftiges Andeuten des Rhytmus in seinem Spiele zu beschleunigen und rief ihr dann, als sie keine Notiz davon nahm, zu wiederholten Malen ein: „Presto! prestissimo! viva voce!“ und dergleichen zu. Sein Anspornen blieb diesmal ohne Wirkung. Corinna's Vortrag wurde immer matter, ausdrucksloser, eintöniger, ihre Stimme zitterte — sie kämpfte offenbar mit einer heftigen inneren Bewegung. Als sie zur Stelle kam: „Bald heißt's Bräutigam und Braut“ stockte sie plötzlich, ein jäher Schmerz

ließ ihr das Wort auf den Lippen ersterben, das Notenblatt entsank ihren Händen und sie brach in lautes Schluchzen aus.

Länger hätte sich auch der alte Professor nicht mehr zu halten vermocht. Seine Unruhe war schon vorher so groß gewesen, daß er jeden Augenblick im Begriff gestanden, die Sängerin zu unterbrechen; nun endete er plötzlich sein Spiel mit einem jähen Schlag auf die Tasten des Instruments, sprang aus seinem Sessel empor, faßte das weinende Mädchen in seine zitternden Arme und ließ ihr gebeugtes Köpfchen auf seinen Schultern ruhen.

„Aber Kindchen, Kindchen,“ rief er endlich, „was soll denn das? Was fehlt Dir? Das ist mir ein schöner Vortrag eines munteren Brautliedes! „Bald heißt's Bräutigam und Braut!“ — ei, ei, seit wann müssen dabei Thränen fließen? Das sollte so recht mit schüchternem Entzücken, mit mühsam verhaltenem Herzensjubel herausgesungen werden, wie es der große Karl Maria von Weber in seiner Komposition so prächtig ausgedrückt.... aber sprich, Kindchen was fehlt Dir, mein Corinnchen? Bist Du krank? Ist etwas vorgefallen?...“

Der alte Herr war selber so gerührt, daß ihm die Thränen über die gefurchten Wangen rannen. Er streichelte liebkosend die schwarzen Locken des Mädchens und bemühte sich, ihr Kinn aufzuheben, um in ihre Augen schauen zu können. Mit dem kindlichen Vertrauen einer Tochter lag sie in seinen Armen; unvermögend ihrem Schmerze zu gebieten, überließ sie sich den heftigsten Ausbrüchen desselben und schluchzte krampfhaft. Der Professor hielt sie eine Weile schweigend umschlungen; — er mochte es für das Beste halten, diesen Schmerz austoben zu lassen. Nach einigen Minuten war sie endlich ruhiger geworden.

„Du darfst mir nichts verschweigen, Kindchen,“ sagte der alte Herr, sich wieder in seinem Sessel niederlassend und das junge Mädchen, das auf einem Stuhl an seiner Seite Platz genommen, mit beiden Händen dicht an sich heranziehend. „Ist etwas mit dem Vater vorgefallen? War er unzufrieden mit Dir?“

„Ich fürchte, er wird es sein,“ lispelte Corinna noch immer unter Thränen.

„Du kannst ihn nicht gekränkt, ihn nicht beleidigt haben?....“

Abermals senkte sich das Köpfchen und keine Antwort kam über die rosigen Lippen.

„Doch? Doch? Dann hast Du es unwissentlich gethan? Du wolltest den Vater nicht kränken — nein?“

„Gewiß, gewiß nicht!“ schluchzte das Mädchen.

„Hat er Dich im Zorn verlassen?“

„Nein, aber wenn er zurückkehrt, wird er sehr, sehr böse sein!“

„Ei, so hat er in der Zwischenzeit etwas Nachtheiliges über Dich in Erfahrung gebracht? Was kann das sein? Was hat mein Kindchen so Schlimmes verbrochen?“

„Alfred Morton hat heute Mittag eine Unterredung mit dem Vater gehabt.“

„So — und Du weißt schon davon?“

„Alfred ist vor einer Stunde hier gewesen.“

„Hm, das hat Eile! War denn die Sache so wichtig?“

Eine glühende Röthe überhauchte das noch in Thränen gebadete Antlitz des Mädchens.

„Er sprach mit dem Vater wegen — wegen — —“

„Nun, nur keine Furcht, Corinnchen! Der alte Professor kann ja Alles hören.“

„Wegen unseres Verhältnisses.“

„Was Du sagst! Ein Verhältniß mit Alfred Morton — ei, ei, davon wußte ich ja keine Sylbe! Es ist wohl gar keine ganz neue Sache?“

Das Mädchen schüttelte. „Wir lieben uns schon seit Jahren.“

„Potz tausend! Das heißt zeitig beginnen. Und habt auch schon so lange mit einander darüber gesprochen?“

„Pfui, Herr Professor! Nein, erst seit sechs Monaten.“

„Ah, das läßt sich hören!“

„Alfred wollte bei Papa nicht eher um meine Hand anhalten, bis er sich etwas erspart und im Geschäft weiter vervollkommnet; seit aber Sam Holliday, der Sohn unseres Nachbars, des Millionärs, so häufig in unser Haus kommt, von Papa, mit der größten Aufmerksamkeit behandelt wird und die Leute sagen, daß er bald um meine Hand anhalten werde, fühlt sich Alfred beunruhigt und glaubte, ihm zuvorkommen zu müssen.

„Er hat also bei dem Vater um Deine Hand angehalten?“

„Heute; aber der Vater erzürnte sehr heftig und wies ihn barsch ab.“

„Wirklich?“

„Noch mehr, er entließ ihn aus dem Geschäft, kündigte ihm seine Stelle, und Alfred ist doch so fleißig und brav — er hat eine alte Mutter zu ernähren!“

Der alte Professor schüttelte bedenklich den Kopf. „Das sieht freilich schlimm aus! Wie geschah es denn? Gab der Vater einen Grund seiner Weigerung und seines Unwillens gegen den jungen Morton an?“

Corinna erzählte alle Einzelheiten der Unterredung zwischen ihrem Vater und Alfred Morton, wie ihr dieselben von Letzterem mitgetheilt worden. Der Professor hörte mit großer Aufmerksamkeit zu und gab seine rege Theilnahme durch ein lebendiges Mienenspiel und häufiges Bewegen des Kopfes zu erkennen, während er des Mädchens Hände meist in den seinigen hielt, zuweilen auch wohl ihre Wangen und Locken streichelte. Als sie geendet hatte, sah er sie lange mit dem Ausdruck innigster Zärtlichkeit an.

„Du liebst also diesen Alfred Morton, Corinnchen?“ fragte er theilnehmend. „Und bist Du ganz sicher, daß Du glücklich mit ihm werden würdest?“

„Ich liebe ihn von ganzem Herzen,“ versetzte sie mit aufrichtiger Offenheit — „ist das keine Bürgschaft des Glücks?“

„Hm, ja, es sollte es wenigstens sein. Und bist Du auch sicher, daß seine Liebe eine uneigennützige ist?“

„Was meinen Sie, Herr Professor?“

„Ich meine, ob er Dich nur um Deiner selbst willen liebt?“

„Könnte er einen anderen Grund haben, mich zu lieben?“

„Dich zu lieben? Nein dazu könnte er keinen andern Grund haben, aber sich um Deine Hand zu bewerben, Dich zu seiner Gattin machen zu wollen....“

Corinna schüttelte den Kopf. „Ich verstehe Sie nicht, Herr Professor.“

„Sieh, mein Kindchen, Dein Vater ist ein wohlhabender Mann, er hat etwas in der Welt erworben, besitzt ein schönes, einträgliches Geschäft, und Du bist seine einzige Erbin — sein ganzes Eigenthum wird dereinst auf Dich übergehen. Alfred Morton ist, so weit ich ihn kenne, allerdings ein ganz rechtschaffener, thätiger junger Mann, der es dereinst noch einmal im Leben zu etwas bringen mag, vorläufig aber ist er arm, blutarm.... Gott behüte, daß ich ihm das zum Vorwurf mache, oder ihn deshalb geringer achte; wenn er aber um Dich wirbt und so glücklich sein sollte, Deine Hand zu erhalten, wird alle Welt sagen: Der junge Mann hat sein Schäfchen ins Trockene gebracht, er mag sich Glück wünschen.... Verstehst Du mich, mein Kindchen? Es wäre ja doch am Ende möglich, daß es nicht allein die Liebe wäre, was ihm Deinen Besitz wünschenswerth erscheinen läßt.“

Corinna erschrak. „Giebt es wirklich Menschen, Herr Professor, die so schlimm sein könnten, an dergleichen zu denken? O, davon war nie zwischen uns die Rede. Alfred liebt mich, er hat um meine Hand, nicht um meines Vaters Vermögen angehalten. Wäre ich die Tochter unseres ärmsten Tagelöhners, er würde dasselbe gethan haben.“

„Davon scheint der Papa nicht so ganz überzeugt, sonst

würde er den jungen Mann doch wohl anders behandelt haben."

„Wenn es nur das ist, o dann kann er sich zufrieden geben, dann wird unserem Glücke nichts im Wege stehen!" rief das junge Mädchen, dem plötzlich ein Hoffnungsstrahl aufzuleuchten schien. „Papa kann sich ja leicht von Alfreds ehrlichen Absichten überzeugen. Er möge ihm meine Hand versprechen, mich aber zu gleicher Zeit enterben, ihm jede Hoffnung, daß er mit meinem Besitz zugleich in den von Reichthümern gelangen werde, benehmen und all sein Hab und Gut den Armen, einer wohlthätigen Stiftung zuwenden — es wird an unserem Verhältniß nichts zu ändern vermögen, Alfred wird mich ebenso sehr lieben, ebenso glücklich sein, wenn ich die Seinige werde."

Der Professor lächelte. „Hm, Kindchen, das würde sich doch nicht wohl thun lassen; auch ist der Papa gewiß gar nicht so grausam.... Laß mich nur gewähren, ich werde mit ihm reden, und wer weiß, das Glück ist vielleicht näher als Du denkst."

Corinna lachte laut auf vor Freude. Sie küßte und drückte den Professor, daß er, ganz außer Athem, ihre Liebkosungen abwehren und mit tiefen Zügen nach Luft schnappen mußte. Doch aber schien sich der alte Herr überaus behaglich zu fühlen.

„So gefällst Du mir weit besser, Kindchen, so bist Du wieder mein liebes, tolles, wildes, kleines Mädchen, und jetzt wärst Du wohl auch in der rechten Stimmung, Aennchens Arie vom schlanken Burschen zu singen, und die Worte: „Bald heißt's Bräutigam und Braut!" würden Dir sicher keine Thränen mehr erpressen. Aber die Stimme ist angegriffen von der Aufregung; wir lassens doch besser für heute mit dem Singen sein. Etwas Pianospiel inzwischen könnte nicht schaden, es beruhigt die Nerven. Komm, hier liegen gerade des unsterblichen Mozart prächtige Sonaten — laß uns etwas davon zusammen spielen. Diese Musik klingt wie Zauberklänge aus alter glücklicher Zeit an mein Ohr."

Corinna kam dem Wunsche ihres Lehrers schleunigst nach; sie rückte ihren Stuhl dicht an den seinigen vor das Instrument, und Beide zusammen spielten eine der Mozart'schen Sonaten vierhändig und mit zartestem Ausdruck. Das junge Mädchen hatte den Unterricht eines so trefflichen Meisters nicht umsonst genossen — sie war fast eine Virtuosin des Instruments zu nennen. Dem alten Professor schien dieses Spiel den höchsten Genuß zu gewähren. Das Auge halb geschlossen und nach oben gewendet, lauschte er den Tönen mit verklärter Andacht; auf seinen Zügen lag ein wunderbarer Friede, die faltenreiche Stirn hatte sich geglättet und um den eingefallenen Mund spielte ein glückseliges Lächeln. Corinna störte ihn durch kein Wort, keinem Athemzug, allein sie spielte ausdrucksvoller, ergreifender denn je. Zweimal hatte man die Sonate durchgespielt — da sank der alte Professor leise in seinen Sessel zurück und verfiel in einen Zustand träumerischen Nachdenkens. Seine Schülerin mußte wohl an dergleichen schon gewöhnt sein; sie warf einen schüchternen, kindlich liebevollen Blick auf ihn, dann erhob sie sich ganz leise, leise von ihrem Sitz und schlich auf den Zehen aus dem Zimmer.

Es war Abend geworden, und die Sonne sandte ihre scheidenden Strahlen vom äußersten Rande des westlichen Horizonts in das nach dem Garten führende Zimmer. Abermals ward der Messingklopfer an der Hausthür in Bewegung gesetzt; diesmal in ziemlich heftiger, ungestümer Weise. Ein leichter Tritt huschte durch den Hausflur um die Thür zu öffnen. Gleich darauf hörte man Corinnas Stimme, die den heimkehrenden Vater begrüßte. Auf den herzlichen Gruß erfolgte lange keine Antwort. Herr de Cordova trat in das vordere Zimmer und Corinna folgte ihm dahin; erst nach einer geraumen Weile hörte man ihn im Tone verhaltenen Unwillens sagen:

„Eine schöne Ueberraschung hast Du mir heute bereitet, Mädchen, saubere Dinge habe ich in Erfahrung bringen müssen — ich hätte nie gedacht, daß Du Deinen Vater in solcher Weise hintergehen würdest."

In bittendem Ton versuchte Corinna, den Vater zu beschwichtigen; es gelang ihr inzwischen nicht, und jener fuhr mit steigender Aufregung fort: „Der Plan war klug ausgedacht — hinter meinen Rücken waren alle Verabredungen getroffen, alle Schlingen gelegt, und schließlich glaubte man mich überrumpeln und meine Zustimmung zu dem sauberen Komplott erschleichen zu können. Doch mit Nichten! Ich habe zum guten Glück meine Augen offen und lasse mich nicht durch eine so plumpe Intriuge hinters Licht führen. Glaubst Du, ich hätte deshalb den Ruf meines Hauses so sorgfältig bewahrt so unermüdlich gearbeitet, mir ein Vermögen zu erwerben, damit mein einziges Kind, meine Erbin, die Frucht meiner Mühen und meines Fleißes dem ersten besten jungen Fant, der ihr schön thut, einem Ritter von Habenichts in den Schooß werfe, der es bequem findet, sich in das von einem Anderen gebaute warme Nest einzuquartieren? Nimmermehr werde ich meine Einwilligung geben zu der Verbindung meiner Tochter mit einem meiner Diener; ich habe dem Unverschämten heute eine verdiente Abfertigung zu Theil werden lassen, und wenn er es gleichwohl wagen sollte, je wieder vor mir zu erscheinen, würde ich die Hülfe der Gerichte gegen ihn in Anspruch nehmen!"

Der alte Professor, der im Nebenzimmer den Ausbruch dieses Unwillens vernommen, hielt es an der Zeit, sich einzumischen. Sein bloßes Erscheinen beschwichtigte bereits den Sturm. Kaum ward der Kaufherr seiner ansichtig, als seine Heftigkeit nachließ und die zornigen Worte auf seinen Lippen erstarben.

„Ich wünschte mit Dir zu reden, Jose," begann der alte Herr, dem Freunde zum Gruße die Hand bietend, in mildem Ton.

„Laß uns allein, Corrina," sagte der Kaufherr.

Das junge Mädchen wollte gehen.

„Ich werde nicht so rasch zu Ende sein — vielleicht gehen wir besser nach Deinem Zimmer hinauf," meinte der Professor.

„Wie Du willst, Lorenzo. Laß uns hinaufgehen."

Die beiden Männer begaben sich nach dem oberen Stockwerk des Hauses. Corinna harrte ihrer Rückkehr mit ängstlichem Bangen. Eine volle Stunde war verstrichen, da hörte man endlich oben Thüren gehen und schwere Tritte kamen die Stiege herab. Herr de Cordova gab draußen Befehl, daß der Kutscher augenblicklich anspannen solle.

„Ich habe noch ein Geschäft in der Stadt zu erledigen," sagte er, die Thür des Zimmers flüchtig öffnend und sich von Corrina verabschiedend. „In einer Stunde spätestens bin ich zurück; dann wollen wir uns zu Tisch setzen. Du magst Dich auch noch auf einen Gast einrichten, den ich vielleicht mitbringe. Der Professor fühlt sich ermüdet und hat sich oben etwas zur Ruhe begeben — störe ihn nicht."

Bald darauf fuhr der Wagen des Kaufherrn vor, dieser stieg ein, gab dem Kutscher einen Auftrag und das Fuhrwerk bewegte sich in raschem Galopp nach der Stadt zurück.

Corinna befand sich in einem Zustande peinlicher Spannung. Was war zwischen den beiden Männern im oberen Stockwerk des Hauses verhandelt worden?" War es dem Professor gelungen, den Vater umzustimmen oder beharrte dieser bei seinem grausamen Entschluß? Was bedeutete diese plötzliche Fahrt nach der Stadt? Welche Bewandtniß hatte es mit dem alten Professor, daß er sich nicht sehen ließ? Alle diese Fragen beschäftigten Corrina, doch sie war nicht im Stande, auch nur eine derselben zu beantworten. Glücklicherweise nahmen sie die Vorbereitungen zu der Mahlzeit in Anspruch, und die Stunde verrann schneller als sie gedacht.

Noch war sie mit ihren Vorbereitungen nicht völlig zu Ende gekommen, als der Wagen schon wieder vor dem Hause hielt. Herr de Cordova trat in Begleitung des verheißenen

Gastes in das Zimmer, und als das Licht der im Besuchszimmer bereits angezündeten Lampen auf den Letzteren fiel, erkannte Corinna mit freudigem Schrecken — den Geliebten. Gleichzeitig erschien der alte Professor, der geräuschlos aus dem oberen Stockwerk herabgehuscht, auf der Schwelle des Zimmers.

„Ich habe mir's überlegt," sagte der Kaufherr mit ungewöhnlich bewegter Stimme, „und es wird doch wohl das Beste sein, ich gebe euch meinen Segen, Kinder. Machen Sie Corinna glücklich, Herr Morton — es ist ein großer Schatz, den ich Ihnen anvertraue. Zu bedanken habt ihr euch nur bei dem alten Professor — sein Werk ist Alles. Nächsten Sonntag feiern wir die Verlobung."

Corinna wußte nicht, wie ihr geschah; hätte sie nicht Alfred mit kräftigen Armen umschlungen, sie würde zu Boden gesunken sein. Als sie wieder zu voller Besinnung gekommen, sah sie sich nach dem Professor um. Er war verschwunden; im Nebenzimmer aber erklangen die Accorde des Instruments. Es war die Arie Aennchens, die gespielt wurde und dazwischen vernahm man die schwache, näselnde Stimme des alten Professors, der unaufhörlich vor sich hinsummte: „Bald heiß't's Bräutigam und Braut!"

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Weihnachten 1870.*)

Tief hinten im Hof, in ärmlichem Haus
Da liegt verborgen ein Stübchen;
Der Vater zog in den Krieg hinaus,
Daheim blieb Mutter und Bübchen.
Und Mutter und Bübchen sie warten bang, —
Viel Monde sind schon entschwunden,
„Wo bleibt der Vater! Wie lang, wie lang!" —
Sie zählen Tage und Stunden.

Als fort er zog, da wogte das Feld
Noch voll von reifenden Halmen,
Noch blühte die Rose, und alle Welt
Erklang von jubelnden Psalmen.
Jetzt ist es stille in Feld und Wald,
Kalt blasen die eisigen Winde,
„O, Vater, o, Vater, o, komme bald!"
„Mich friert! Komm' zu deinem Kinde!"

Und sich bezwingend zum Knaben sprach
Die Mutter: „Laß uns nicht weinen,
„Im Himmel ist ja ein Auge wach,
„Das wacht über allen den Seinen!
„Und morgen, morgen da schmück' ich dir
„Mit Lichtern und süßen Geschenken
„Ein Weihnachtsbäumchen, da wollen wir
„Recht innig des Vaters gedenken!"

Sie hatte — nähend bis tief in die Nacht,
Gespart sich's vom eigenen Munde,
Nur daß ihrem Knaben die Freude sie macht'
Zur gewohnten festlichen Stunde.
Und als sie gekommen, da stand es da,
Das Bäumchen im ärmlichen Stübchen,
Und staunend und jubelnd die Lichter sah,
Und die goldnen Nüsse das Bübchen.

Und als sie so standen am funkelten Baum,
Beglückt, und doch bang bis zum Tode,
Da öffnet die Thür' sich, sie hörten es kaum,
Herein tritt mit Briefen der Bote.
Die Mutter erschrak. — Vor Bangen und Freud'
Hielt sie den Brief ganz zerknittert, —
Sie hatte ersehnt ihn so lange Zeit,
Und jetzt — ihre Seele erzittert!

„Was seh' ich, o Himmel," so rufet sie bang,
„Das sind ja nicht seine Zeichen!"
Sie will öffnen, — sie kann nicht, — bis doch sie sich zwang; —
Sie liest, — ihre Züge erbleichen!
Und als sie gelesen, da reißt an ihr Herz
Sie krampfhaft fest ihren Knaben,
Sie herzt ihn und schluchzet im höchsten Schmerz
„Dein Vater ist — todt, — ist begraben!"

„Bei Weissenburg, als es zum Sturme blies,
„Bei Wörth, bei Bazeille, das brannte,
„Bei Sedan, und als es galt vor Paris,
„Bei den Schanzen am Seinestrande,
„Im dichtesten Regen der Kugeln traf
„Ihn keine, erst an der Loire,
„Bei Orleans sank er zum ewigen Schlaf,
— „Sein letzter Gruß — diese Haare!"

Und aus dem Brief des Freundes sie nimmt
Eine Locke vom frischen Grabe,
Sie netzt sie mit Thränen, ihr Auge schwimmt,
Und mit ihr weinet ihr Knabe.
Und Mutter und Knabe weinen laut,
Sie weinen aus ihren Jammer, —
Das Bäumchen erlischt, — und zum Fenster schaut
Der Mond herein in die Kammer.

Und endlich rafft sich die Mutter auf,
— Wie Trommelschall hört sie's klingen,
Es zieht durch die Straßen ein frischer Hauf
Soldaten, die jubeln und singen:
„Auf, auf, ihr Brüder, zum Rhein, zum Rhein,
„Hinein in des Krieges Wüthen,
„Lieb Vaterland, du magst ruhig sein,
„Wir bringen dir heim den Frieden!"

Und dieses einzigen Wortes Klang,
Als hätten sie's ihr gesungen,
Tief in die Seele der Mutter drang,
— Ihr erster Schmerz war bezwungen.
„Lieb Vaterland," — so seufzte sie nach,
„Du hast gefordert sein Leben!
„Verstumme denn all' mein Weh und Ach,
„Dir will auch ich mich ergeben!"

„Und eins nur sei mein heißestes Fleh'n:
„O, daß diese Ströme Blutes —
„Daß nicht umsonst sie im Sand vergehn,
„Diese Opfer des heiligsten Muthes!
„O, komm', ersehneter Frieden du,
„Vereine den Süden und Norden,
„Doch Eines muß noch kommen dazu,
„Soll Sühne werden dem Morden!"

„Was hilft der Friede, was hilft der Ruhm!
„Nur die Freiheit adelt das Leben,
„Sie ist der Völker Palladium,
„Ihr galt der Edelsten Streben!
„Ihr bringe auch ich mein Opfer dar,
„Und hebe drum flehend die Hände:
„O, ewiger Himmel, hoch und klar,
„Zum Besten du Alles wende!"

Und dann, zum Knaben geneigt, sie spricht,
Der weinend eingeschlafen:
„Du sei fortan meines Lebens Licht,
„Für dich will ich denken und schaffen!
„Meine letzte Kraft will ich setzen dran,
„Brav sollst wie dein Vater du werden,
„Wie er ein freier, ein ganzer Mann,
„Das sei meine Arbeit auf Erden!"

Und als sie gesprochen, da trägt sie sacht
Den schlummernden Knaben zu Bette,
Die Glocken schlagen Mitternacht,
Im Dome läutet's zur Mette,
Sie legt sich zum Knaben, Wang an Wang, —
Vergessen wird ihr im Traume, —
So schlummern sie bis zum Morgen lang
— Am erloschenen Weihachtsbaume.

Nürnberg, 25. Dezember 1870. Carl Scholl.

*) Aus dem dritten Heft von Carl Scholls Zeitschrift: „Es werde Licht! — Freireligiöse Vorträge, Betrachtungen und Abhandlungen zur Förderung der Religion der Humanität. Zweiter Jahrgang. Nürnberg, 1871. Selbstverlag, und in Commission der C. H. Zeh'schen Buchhandlung." — Wir nehmen wiederholt Gelegenheit, auf diese trefflichen, für denkende Menschen bestimmten Blätter aufmerksam zu machen.

Auflösung der Charade in Nro. 1:
Kauderwälsch.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von G. Meyer.

Nro. 3.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Nürnberg. 22. Januar 1871.

Don Juans letzte Liebe.

(Fortsetzung.)

Der nächstfolgende Sonntag vereinigte einen kleinen Kreis auserwählter Freunde in der Villa des italienischen Kaufherrn. Alfred Morton, der mit dem Prinzipal und dessen Tochter dem Morgengottesdienst in einer benachbarten Kirche beigewohnt, hatte nach Beendigung desselben seine Freunde nach der Villa begleitet und hier eine längere Unterredung unter vier Augen mit Herrn de Cordova gehabt, die wohl zur beiderseitigen Zufriedenheit ausgefallen sein mußte, denn als er das Zimmer des alten Herrn verließ, strahlte Alfreds Antlitz in seligstem Entzücken. Aber auch Herr de Cordova war offenbar bei trefflicher Laune; mit den Armen über dem Rücken gekreuzt, vergnügt vor sich hin lächelnd und ein Liedchen summend, ging er durch das Haus und den Garten, stattete dem Kutscher im Stalle einen Besuch ab und sprach im Vorübergehen bei der Küche einige freundliche Worte mit der Köchin und Haushälterin, was bei seinem sonstigen Ernst und seiner gewöhnlichen Wortkargheit nicht zu den häufigsten Vorkommnissen gehörte. Daß Corinna heute unaussprechlich glücklich war, daß ein Uebermaß von Freude und Seligkeit aus ihrem dunklen, kindlich reinen Auge strahlte und keine perlende Thräne die lachenden Sterne trübte — es bedarf wohl kaum besonderer Versicherung. Alfred war fast immer in ihrer Nähe; er folgte ihr aus einem Raum des Hauses in den anderen, half ihr bei den Anordnungen zu dem häuslichen Feste und würde ihr wohl gar in die geheiligten Regionen des Küchendepartements gefolgt sein, hätte ihn nicht der finstere Ernst der Wirthschafterin, die hier als Oberpriesterin waltete, und das geschäftige Wesen des Dienstpersonals, das heute alle Hände zu rühren hatte, zurückgeschreckt. Am Nachmittag begannen die geladenen Gäste einzutreffen und wurden vom Hausherrn empfangen. Einer der letzten war der alte Professor, der heute auf seine Toilette noch größere Sorgfalt als gewöhnlich verwendet, gleichwohl aber etwas matt und angegriffen aussah, und auf die Frage nach seinem Befinden mittheilte, daß er eine schlaflose Nacht verbracht und sich während des Morgens so schwach gefühlt, daß er bereits im Begriff gestanden, sein Erscheinen beim heutigen Feste abzuschreiben, was ihm viel Kummer verursacht, da es ihn doch mit unwiderstehlicher Macht hinaus zu seinen Freunden gezogen, um diesen frohen Tag in ihrer Mitte zu verbringen. Am Nachmittag habe er sich glücklicherweise etwas besser gefühlt, und nun auch sogleich Anstalten getroffen, der Einladung Folge zu leisten. Die Fahrt sei ihm gut bekommen, er fühle sich jetzt weit behaglicher und kräftiger, als am Morgen. Die Gesellschaft seiner Freunde, der Anblick Corinnchens werde ihn gewiß bald ganz wieder herstellen.

Der Nachmittag verfloß in heiterer geselliger Unterhaltung. Bei Tisch hatte der alte Professor den Ehrenplatz eingenommen, und war von allen Seiten mit größter Auszeichnung behandelt worden. Nach aufgehobener Tafel war von Seiten des Hausherrn die Ankündigung der Verlobung seiner Tochter Corinna mit Herrn Alfred Morton erfolgt; zugleich hatte er auch die Mittheilung gemacht, daß sein künftiger Schwiegersohn mit dem Beginn des neuen Jahres als Theilnehmer in sein Geschäft eintreten werde. Letzteres schien den Gästen fast noch überraschender zu sein als ersteres; man überhäufte das junge Paar und Alfred insbesondere mit Glückwünschen, dazwischen aber erklangen die Gläser und man trank auf das Wohl der Verlobten. Als sich die Bewegung unter der Gesellschaft etwas gelegt hatte, ergriff der Hausherr mit gefülltem Glase zum zweiten Mal das Wort:

„Und nun, meine Freunde, lassen Sie uns trinken auf das Wohl des Mannes, der uns diesen frohen Tag bereitete, der sich unseres jungen Paares mit einer Theilnahme und Liebe angenommen, die ihm Ansprüche auf dauernde Erinnerung und Dankbarkeit sichert — das Wohl unseres verehrten Professors Lorenzo Daponte. Sein Auge sah schärfer als das meinige, seine treue Freundschaft beseitigte Bedenken, die mir unüberwindlich schienen. Mag es seiner Bescheidenheit zu nahe treten, ich kann es nicht verschweigen, daß er es war, der die erste Bedingung erfüllte, welche ich an meinen zukünftigen Schwiegersohn gestellt; seine Großmuth hat Herrn Alfred Morton mit einem Heirathsgut im Betrage von 5000 Dollars ausgestattet. Eine gleiche Summe bildet die baare Mitgift meiner Tochter — auf solcher Grundlage ist die Zukunft der beiden jungen Leutchen wohl hinlänglich gesichert. Vergessen wir also in diesem Augenblick des Glückes nicht den edlen Freund, dem allein wir es verdanken — unser alter wackerer Professor Lorenzo Daponte lebe hoch!"

„Hoch! Hoch! tönte es aus Aller Munde und stehend wurde der Toast getrunken. Alfred und Corinna eilten auf den Professor zu, fielen ihm um den Hals und überhäuften ihn mit ihren Liebkosungen. Corinna kniete an seiner Seite nieder und bedeckte seine Hände mit ihren Küssen.

„Mein theurer Freund und Lehrer! Ihnen verdanken wir unser ganzes Glück."

Auch Alfred beugte sich über den alten Mann, umarmte und küßte ihn. „Ihre Güte beschämt und verwirrt mich, Herr Professor — womit habe ich sie verdient? O verzeihen Sie mir, wenn ich Sie je durch mein thörichtes Mißtrauen kränkte, Ihr edles Herz verkannte!"

Der alte Professor war heftig bewegt, Thränen der Freude rannen über seine Wangen, mit der zitternden Linken hielt er das vor ihm knieende Mädchen umschlungen und berührte mit seinen Lippen ihre weiße Stirn, während er die Rechte dem jungen Kaufmann reichte.

„Sie gönnten mir die Liebe dieser Kleinen nicht, Herr Morton, Sie waren eifersüchtig auf den alten Professor", sagte er halb ernst, halb scherzhaft — „o gestehen Sie's nur — Corinnchen hat mir's doch einmal verrathen.. Nicht wahr, Sie sind es nun nicht länger mehr? — Ihr Bräutchen darf auch den alten Professor als einen zweiten Vater lieb haben?"

„Edler Mann, wie könnte ich Ihnen je vergelten!" rief Alfred beschämt.

„Sie müssen bei uns wohnen, Papachen!“ bat die glückliche Braut. „Wir werden Sie pflegen, werden Ihnen Alles zu Liebe thun, was wir Ihnen nur an den Augen absehen können — nicht wahr, Alfred?“

„Gewiß, gewiß!“ stimmte der Bräutigam ein. „Ich werde auch meine Mutter zu mir nehmen — wir bilden dann eine einzige, glückliche Familie!“

„Nicht doch, Kinderchen, nicht doch!“ wehrte der Professor ab. „Ein junges Paar braucht keinen alten Kostgänger — Ihr seid glücklicher für euch allein.... Doch ein andermal, ein andermal davon! Die Freude hat mich doch heute ein bischen mitgenommen, und die schlaflose Nacht liegt mir in den Gliedern. Ich denke, ein Stündchen der Ruhe thäte mir gerade in diesem Augenblick recht wohl. Wollt ihr mich für so lange entschuldigen? Später musiziren wir wohl noch etwas zusammen — Corinnchen muß mir Aennchens Freischützarie singen... ja, ja, Bräutigam und Braut heißt's heute, und das ist ja just die rechte Stimmung zu dem schönen Lied!“

Man begleitete den alten Professor nach einem der Schlafzimmer des oberen Stockwerks, wo er sich der Ruhe hingab. Der Rest der Gesellschaft ließ sich in der angenehmen Unterhaltung nicht stören. Die Spieltische wurden zurecht gerückt; Herr de Cordova schonte den Inhalt seines Kellers nicht und ging den Gästen selber mit gutem Beispiel voran. Der Nachmittag verstrich, und der Abend brach an. Ueber zwei Stunden war es bereits, seit sich der alte Professor zurückgezogen; die Gäste begannen sich um das Instrument zu gruppiren und forderten die Braut zum Singen und Spielen auf. Corinna wollte die Rückkehr ihres Lehrers abwarten. Der Hausherr war hinaufgegangen, um nach dem Professor zu sehen. Nach einer kleinen Weile kehrte er mit der Nachricht zurück, daß Signor Daponte sich durch den Schlummer nur wenig gekräftigt fühle; er klage über heftigen Frost und Kopfschmerz, und wünsche, daß sein Wagen vorfahre, um nach Hause zurückkehren zu können. Diese Mittheilung rief allgemeines Bedauern hervor. Corinna ging hinauf, um den Professor zu bewegen, über Nacht in der Villa zu bleiben; sie hatte allerlei Hausmittel zur Hand, die sie ihm anempfahl, und von denen sie überzeugt war, daß sie treffliche Dienste leisten würden; wenn er es wünsche, könne auch gleich nach einem Arzt geschickt werden, der ganz in der Nähe wohne. Der Professor lehnte alle diese Anerbieten ab und beharrte auf seinem Vorsatze, so rasch als möglich nach seiner Wohnung zurückzukehren; er selber verstehe sich am besten auf die Behandlung solcher Anfälle von Unwohlsein, denen er öfters ausgesetzt, und wenn man ihn gewähren lasse, hoffe er schon morgen wieder völlig hergestellt zu sein.

Unter solchen Umständen blieb nichts übrig, als dem alten Herrn seinen Willen zu lassen. Der Wagen wurde bestellt und hielt bald vor der Thür. Corinna brachte die wärmende Pelzumhüllung, sie ließ es sich nicht nehmen, den alten Freund eigenhändig damit zu bekleiden. Herr de Cordova und Alfred Morton erboten sich, den Professor nach seiner Wohnung zu begleiten, was dieser jedoch aufs Bestimmteste ablehnte. Er fühle sich vollkommen kräftig genug, nach Hause zurückzukehren und dort fehle es ihm keineswegs an den nöthigen Bequemlichkeiten. So geleitete man ihn denn nach der seltsamen Equipage und verabschiedete sich von ihm mit dem Wunsche, daß er recht bald wieder völlig hergestellt sein möge. Als sich das Fuhrwerk schon in Bewegung gesetzt, rief Herr de Cordova dem alten Freunde noch nach, daß er am nächsten Morgen auf seinem Wege nach der Stadt bei ihm vorsprechen werde, um sich nach dem Befinden des Patienten zu erkundigen.

In langsamem Trabe fuhr der Wagen in der Dämmerung des Abends auf der nach der Stadt führenden Strasse dahin, erreichte bald die Bowery und bog dann in Heusten Street ein. Vor einem kleinen zweistöckigen Hause in der Nähe des Broadway machte er Halt; eine alte Dame öffnete das Fenster, um zu sehen, was das Rasseln bedeute, und als sie der Karosse ansichtig wurde, kam sie eilig mit einem Lichte herbei, um ihrem Hausbewohner die etwas steile Stiege emporzuleuchten. Der Professor hatte ohne Hülfe den Wagen verlassen, als er aber in den Hausflur eintrat, war sein Gang doch auffallend unsicher und er mußte sich kräftiger auf seinen Rohrstock stützen, als man es sonst bei ihm gewohnt war. Die gute Frau, die mit dem Licht vorausging, warf mitleidige Blicke auf ihn und schüttelte bedenklich den Kopf.

„Aber Herr Professor, Sie haben doch etwas zu viel gethan bei der Verlobungsfeier... Ei, ei, es will gar nicht recht vorwärts, herüber und hinüber — das ist ja gegen alle Gewohnheit. Nun, wenn's nur nicht schadet! Hätten doch vorsichtiger sein sollen, Herr Professor; in Ihren Jahren und bei Ihrer frugalen Lebensweise — ei, da kommt's schon auf ein einziges Gläschen zu viel an, das einem nüchternen Manne den Kopf verdrehen kann. Ich weiß es von meinem seligen Miles — einen mäßigen Mann gab's in der Welt nicht, er verabscheute das Trinken und wenn er manchmal Magenbeschwerden hatte — er ist zuletzt daran gestorben, der gute Mann! — mußt' ich ihn lange überreden bis er nur einen Schluck nahm. Und doch ist's ihm zwei Mal in seinem Leben passirt, daß er zu tief ins Glas geschaut: das erste Mal, als wir unsern Eddy taufen ließen, und das zweite Mal, als sich der Eddy verheirathete, und jedesmal hat er dann einen gehörigen Spitz gehabt, war aber sonst, wie gesagt, der mäßigste Mann und ein geschworener Feind des Trinkens. Geben Sie mir doch lieber Ihren Arm, Herr Professor, die Treppe ist etwas steil — ich sehe, das Gehen fällt Ihnen recht schwer — —“

Die Frau hatte das Licht in eine Fensternische gesetzt und faßte den Arm des Professors kräftig an, um ihm beim Emporsteigen behülflich zu sein.

„Lassen Sie es gut sein, Mrs. Miles,“ versetzte dieser matt, „ich werde schon allein nach meinem Zimmer kommen. Es ist nicht der Wein, der mich unsicher macht .... ich bin krank, Mrs. Miles ... ein plötzliches Unwohlsein überfiel mich im Kreise meiner Freunde, so daß ich mich rasch auf den Heimweg machen mußte. Es ist ein Fieber, ich fühle es; dem Frost, der mich anfangs schüttelte, ist eine brennende Hitze gefolgt — —“

„Krank? Wirklich krank, Herr Professor?“ rief die Frau erschrocken. „Da will ich doch lieber gleich nach dem Arzt schicken. Mein seliger Miles, ein sehr gesunder, kräftiger Mann, hatte auch einst einen solchen Anfall — er achtete nicht darauf, und eh' man sich's versah, ward ein Nervenfieber daraus.“

„Nicht doch, ich will keinen Arzt,“ versetzte der Professor mit großer Entschiedenheit. „Ich kenne meine Natur — es wird ja schon besser werden.“

„So geben Sie mir wenigstens den Schlüssel, Herr Professor,“ sagte die Frau, als man auf der oberen Flur angekommen war und der alte Herr der Thür des nach vorn hinaus liegenden Zimmers zuschritt. „Ich will für Sie aufschließen, und Ihnen das Bett zurecht machen. Du lieber Himmel, es ist ja doch ohnehin gar nicht in der Ordnung, daß Sie nie Jemandem erlauben, Ihr Zimmer zu betreten, nicht einmal mir, der Frau vom Hause, die doch für Alles einstehen, für Alles verantwortlich sein soll. Möbeln, Teppich, die ganze Einrichtung — es muß ja da drinnen Alles verstauben, verschmutzen und verderben, wenn nicht regelmäßig gereinigt wird, und Sie erlauben keinem Menschen, einen Fuß über Ihre Schwelle zu setzen!“

„Sie wissen, daß ich die Reinigung selber besorge, Mrs. Miles,“ versetzte der alte Professor, in seiner Tasche nach dem Schlüssel suchend.

„Ja freilich, das kennt man! Was kann denn so ein Mann rein halten! Es ist ja doch nur oberflächliche und halbe Arbeit; wenn man's bei Licht betrachtet, liegt der

Schmutz fingersdick in allen Ecken. Mein seliger Miles war gewiß ein reinlicher Mann, er legte gern mit Hand an in der Wirthschaft und duldete keinen Schmutz, keine Unordnung; wenn ich mich aber auf ihn hätte verlassen wollen — ja du lieber Himmel, da hätte es doch schön aussehen sollen in unserem Haushalt! Der beste Mann bringt eben bei aller Mühe das nicht zu Stande, was die Frau nur so nebenbei abmacht. Den Schlüssel, geben Sie mir nur den Schlüssel, Herr Professor!"

„Aber Sie wissen doch, Mrs. Miles, es ist dies eine ausdrücklich zwischen uns getroffene Verabredung," versetzte der Professor etwas ärgerlich. „Niemand betritt mein Zimmer, die Reinigung ist meine Sache — nur unter dieser Bedingung habe ich mich bei Ihnen eingemiethet, Mrs. Miles; fünf Jahre haben wir in dieser Weise zusammen gelebt, doch wenn es Sie jetzt gereut, darauf eingegangen zu sein, wenn Sie es für durchaus nöthig halten, daß die Reinigung von einer fremden Person besorgt wird, so will ich mich lieber nach einer anderen Wohnung umthun, so leid es mir auch thäte, Sie verlassen zu müssen, und so wenig es mir in diesem Augenblick, wo ich mich wirklich recht unwohl fühle und der Ruhe bedürftig bin, passen würde."

„Aber lieber Herr Professor, wie sie nur so reden mögen," erwiderte die Frau, und zog sich sogleich einige Schritte nach der Stiege hin zurück. „Ich werde Sie doch nicht in krankem Zustande aus dem Hause lassen, um bei fremden Leuten ein Unterkommen zu suchen? Nein, thun Sie in Gottes Namen was Ihnen beliebt, ich will mich nicht weiter darum bekümmern. Ist es unordentlich, schmutzig in Ihrem Zimmer — was geht es mich an? Sie wohnen darin, nicht ich. Da Sie nicht einmal ihre eigenen Freunde einlassen, weiß ja ohnehin Niemand, wie es eigentlich bei Ihnen aussieht. Mein seliger Miles war auch in manchen Dingen ein recht wunderlicher Mann, er hatte seine Eigenheiten — du lieber Gott, alle Männer haben sie ja, und wir armen Frauen müssen uns eben in sie zu schicken wissen — aber daß er einen solchen Einfall gehabt hätte, sich Jahr ein Jahr aus in einem Zimmer abzuschließen und nicht einmal dem Stubenmädchen oder der Frau vom Hause Zutritt zu gestatten, nein, das wäre ihm nie eingefallen, so weit hätte er's sicherlich nicht getrieben!"

„Ich danke Ihnen, meine liebe Mrs. Miles," sagte der Professor, der den Schlüssel gefunden und die Thür bereits damit geöffnet hatte. „Wenn ich noch etwas bedarf, werde ich rufen, sonst haben Sie wohl die Güte, meine Ruhe nicht weiter zu stören."

„Ganz nach Ihrem Belieben, Herr Professor, und wie Sie befehlen; ich meinte eben nur, im Fall einer Krankheit hätten Sie doch eine Ausnahme von der Regel machen und mir erlauben — —"

„Gute Nacht, Mrs. Miles! Wenn morgen Jemand nach mir fragen sollte — ich komme wie immer nach dem Parlor hinunter."

Der Professor betrat sein Zimmer und schloß die Thür hinter sich ab. Mrs. Miles stieg brummend und kopfschüttelnd die Stiege hinab. Die Wohnung des Professors bestand aus zwei in einander gehenden Zimmern des oberen Stockwerkes. Das vordere war das größere und diente als eigentliches Wohn-, Arbeits- und Schlafzimmer; so lange der Professor im Hause wohnte, hatte nie Jemand die Schwelle desselben überschritten. Das hintere Zimmer war bedeutend kleiner und wurde wohl gelegentlich als Empfang- oder auch Unterrichtszimmer benutzt. In diesem Raum hatte Mrs. Miles oder das die Aufwartung besorgende Hausmädchen beliebigen Zutritt, der Professor aber pflegte sich niemals länger darin aufzuhalten, als es gerade unerläßlich nothwendig war.

Mrs. Miles war doch im Irrthum gewesen, wenn sie vermuthet, daß das Zimmer des Professors einen Mangel an Reinlichkeit und Ordnung verrathe. Seit fünf Jahren war es ihm Besitz des gegenwärtigen Miethers, Niemand außer ihm hatte es seitdem betreten, doch aber lag und stand noch Alles in bester Ordnung, kein Stäubchen zeigte sich auf den Möbeln, der Teppich war nicht beschädigt, daß Bett so sorgfältig aufgeschüttelt, so rein und einladend, als es die würdige Dame selber nur irgend im Stande zu halten vermocht hätte. Dieselbe Sauberkeit und Akkuratesse, die der alte Professor in seiner Kleidung verrieth, zeigte sich auch in dem von ihm bewohnten Raume. Die Ausstattung war einfach, aber behaglich. Ein altmodisches, massives Büreau, halb Schreibtisch, halb Bücherschrank, bildete, nächst dem Bett und einem bequemen Lehnsessel, die Hauptausstattung. Ueber dem Bette hing das lebensgroße, mit immergrünen Guirlanden geschmückte Bild eines jungen Mannes in der Tracht des vorigen Jahrhunderts. Die große, schön gebogene Nase, die hohe Stirn, der kleine aristokratische Mund, das feingeschnittene, jedoch etwas blasse, kränkliche Gesicht — es war ein sehr interessantes lebenathmendes Bild. Ein zweites Portrait stand auf einer Staffelei dicht vor dem Bette. Auf den ersten Blick erkennen wir es als das Corinnas; die anmuthigen, jugendlich frischen Züge des Mädchens sind mit wunderbarer Treue wiedergegeben; bei genauerer Betrachtung will uns aber doch dieses Frauenantlitz etwas älter, ausgebildeter bedünken — es ist ein treues Ebenbild Corinnas, wie sie vielleicht nach fünf bis sechs Jahren erscheinen mag. Die beiden Bilder sind in einer Weise angebracht, daß der letzte Blick des entschlummernden, der erste des erwachenden Zimmerbewohners nothwendig auf sie fallen muß.

Als der alte Professor ein Licht angezündet und sich seiner Pelzkleidung entledigt, war sein erster Gang nach dem auf der Staffelei aufgestellten Bilde. Er trat dicht vor dasselbe hin, und während er es mit andächtiger Rührung betrachtete, füllten sich seine Augen mit Thränen.

„Hab ich's recht gemacht, Corinna? Bist Du zufrieden mit mir?" lispelte er. „Ja, ja, Du lächelst — Du siehst mich so freundlich an, als ob Du mir sagen wolltest, daß Du mit mir zufrieden seist ... O laß Dein Auge immer so auf mir ruhen, laß seinen milden Himmelsstrahl tief in das alte Herz dringen — er thut ihm so wohl, er macht es so glücklich! ... Und wegen des Kindes sei außer Sorge, meine Corinna — es wird glücklich — so glücklich, wie wir es einst waren, aber gewiß länger, dauernder — — bald ist es ja für immer vereint mit dem Manne, der ihm ein treuer Schutz und Schirm, ein liebender Begleiter durch's ganze Leben sein wird!"

Der alte Mann weinte — er ließ seinen Thränen freien Lauf. Nach einer Weile ermannte er sich, sein Blick flog hinüber an die Wand, wo das Bild des schönen, jungen Mannes hing — er nickte ihm freundlich zu.

„Bald sehen wir uns wieder, Wolfgang! Du bist schon so lange vorausgegangen, daß Du wohl denkst, der Lorenzo wolle Dir gar nicht nachkommen ... aber Geduld, Geduld — es währt jetzt gewiß nicht mehr lange!"

Eine Schwäche wandelte den Alten an, seine Kniee wankten — — bewußtlos sank er auf das Lager hin. Niemand war zur Hand, ihm beizustehen, ihn zu pflegen; es war sein Wille gewesen, einsam und allein zu sein. Als er nach einer Weile wieder zu sich kam, fühlte er, daß die Krankheit rasche Fortschritte mache; sein Kopf brannte, seine Pulse schlugen, ein heftiger Druck in der Stirn raubte ihm die klare Besinnung — der anbrechende Morgen fand ihn in wilden Fieberphantasieen.

2. Das Urbild des Don Juan.

Die Vorstellung im Volkstheater an der Wieden war zu Ende. Aus dem nicht sehr geräumigen Hause, dessen mit einigen matt flimmernden Oellampen erleuchtetes Portaleinen wenig imponirenden Eindruck machte, fluthete eine gewaltige Menschenmenge heraus ins Freie. Die Nacht war nicht eben angenehm.

Der Wind braus'te über die Dächer und Schornsteine, rüttelte Läden und Dachrinnen, daß sie klappten und stöhnten, und peitschte den mit Schneeflocken untermischten Regen in allen Richtungen durch die Strassen. Einige Haudener, die mit ihren freilich nicht sehr eleganten, bei solchem Wetter aber doch hinlänglich einladenden Fuhrwerken, am Eingang des Theaters hielten, hatten schon in wenigen Augenblicken der Kunden so viele, daß sie, zwei Personen auf jedem Sitz, den Anrufen weiterer Fahrgäste kein Gehör schenkend, über das holperige Pflaster dahin schwankten; das demokratische Institut der Omnibusse war ein zu damaliger Zeit in der gemüthlichen Kaiserstadt an der Donau völlig unbekanntes — so sahen sich denn alle übrigen Besucher des Theaters genöthigt, ihren Heimweg durch Sturm und Regen zu suchen, was bei der Wuth des ersteren und den in Folge des letzteren in den Vertiefungen des mangelhaften Strassenpflasters stehenden Lachen und Pfützen, wie bei der gar kümmerlichen Strassenbeleuchtung gewiß keine leichte Arbeit war.

Daß man bei solchem Wetter je eher je lieber einen Schutz unter Dach und Fach suchte, selbst auf die Gefahr hin, daß es nicht der der eigenen Penaten, sondern eines gastlichen Wirthshauses war, bedarf wohl kaum besonderer Entschuldigung. So huschten denn trotz der späten Stunde — auf der Wiedener Hauptwache hatte es bereits neun Uhr getrommelt und getutet, und in der guten alten Zeit galt dies als ein Signal, daß jeder ordnungsliebende Bürger zu Bett zu gehen habe — noch gar manche vom Unwetter niedergebeugte Gestalten in ein enges Sackgäßchen, das in geringer Entfernung vom Theatergebäude in die Hauptgasse mündete, und stiegen hier einige steile, ausgetretene Steinstufen empor, die zu einer Hausthür führten, über welcher eine bunte Lampe brannte. Gleich zu ebener Erde lag die berühmte Weinstube des Buddl-Natzy, eine jener unscheinbaren, in ihren Lokalitäten fast abstoßenden, jedoch durch die ihnen geschenkte Kundschaft zu großem Ansehen und in den Geruch der „Gemüthlichkeit" gelangten Kneipen, wie sie das alte Wien des vorigen Jahrhunderts und wohl auch noch das neuere in großer Zahl besaß, die jedoch seit der Revolution der Vierziger Jahre immer seltener geworden und in der auf äußeren Prunk versessenen Gegenwart fast gänzlich ausgestorben sein sollen.

Der Buddl-Natzy war ein alter Ungar und trefflicher Weinkenner. Man fand bei ihm das edelste Gewächs seines weinreichen Vaterlandes zu billigen Preisen, seine Gäste wurden freundlich bedient und erhielten große Schoppen — was fordert der Wiener weiter? Daß die Weinstube ein enges, räucheriges Lokal war, bei Tage nie durch einen Sonnenstrahl, bei Nacht nur durch einige flackernde Talglichter erhellt, daß die Einrichtung nur aus hölzernen Tischen und Stühlen bestand, that der Kundschaft des Lokals keinen Eintrag, im Gegentheil, es trug dies vielleicht zu ihrer Vermehrung bei, denn die Wiener meinten, was der Natzy an Licht und eleganter Ausstattung spare, das lasse er seinen Gästen an guten Getränken und reichlichem Maß zukommen, und man stehe sich am Ende doch besser dabei, einen guten großen Schoppen in dem unscheinbaren Kneipchen, als einen schlechten und knappen im stattlichsten, vornehmsten Lokal zu trinken. Auch die Nähe des Theaters kam dem Buddl-Natzy zu Statten. Die Schauspieler, Sänger und Musiker, die dort beschäftigt waren, bildeten seine Stammgäste zogen aber zugleich eine große Zahl von Kollegen, Kunstfreunden, Literaten 2c. aus allen Theilen der Stadt herbei, und diese distinguirte Gesellschaft mit ihrer ewig guten Laune, ihrem Humor, ihren tollen Einfällen, ihrer gastlichen Freigiebigkeit lockte natürlich wieder Andere herbei und verschaffte der Weinstube des Buddl-Natzy einen solchen Ruf, daß selbst die nach der Kaiserstadt kommenden Fremden ihr einen Besuch abzustatten pflegten, ja sogar Kaiser Joseph im schlichten hechtgrauen Rock und dreieckigen Hut eines Wiener Spießbürger zuweilen vorsprach und, mit einem Schoppen vor sich auf dem Tisch, in eine dunkle Ecke gedrückt, den lustigen Gesprächen und lauten Disputationen aufmerksam lauschte.

Unter den Gruppen, die raschen Schrittes durch die Strassen eilten, um dem Sturm sobald als möglich zu entkommen, befanden sich zwei ungewöhnlich elegant gekleidete Herren, die unter einem gemeinsamen Regenschirm von allerdings ganz beträchtlichen Dimensionen Schutz gesucht.

„Ich bleibe dabei, Daponte, es ist der glücklichste Stoff zu einer Oper, den Sie finden könnten," sagte der ältere der beiden Herren, ein hochgewachsener, stattlicher Mann in reiferen Jahren, dessen elegantes Aeußere darauf hindeutete, daß er sich in gewählten Gesellschaftskreisen bewegte. „Es nimmt mich wirklich Wunder, daß noch kein Dichter darauf gekommen ist, diesen Don Juan zum Helden eines Libretto zu machen. Der rechte Mann könnte es damit zu einem glänzenden Erfolge bringen, und dieser rechte Mann sind eben Sie."

„Sehr schmeichelhaft, lieber Baron," versetzte der Andere, der bedeutend jünger war als sein Begleiter, jedoch gewiß ganz in demselben Maße auf die Bezeichnung eines feinen Weltmannes Anspruch erheben konnte. „Wollen Sie damit vielleicht sagen, daß Sie in mir eine so gefährliche Don Juannatur entdeckt zu haben glauben?"

„Ah, und wenn ich es sagte, würden Sie sich dadurch beleidigt fühlen?" lächelte der Erstere. „Jedenfalls danken Sie es mir dereinst noch, daß ich Sie auf das famose Sujet aufmerksam gemacht. Sie wissen ja selber, daß es nicht leicht ist, einen Stoff zu finden, der einen Operndichter zu begeistern vermag, den Anforderungen der Bühne Genüge leistet und endlich auch dem Komponisten hinlänglichen Spielraum läßt, seine Ideen zu entwickeln, ihn anregt oder gar begeistert. Einen solchen Stoff bietet, wenn mich nicht Alles täuscht, das sogenannte Volksstück, welches wir heute Abend über die Bühne schreiten sahen."

„Es ist ein plumpes, ungeschicktes Machwerk. Hat man je einen so wenig verführerischen Verführer, so blöde, alberne, unliebenswürdige Damen, einen solchen Tölpel von einem Bedienten gesehen? Und nun gar dieser steinerne Comthur — ich konnte mich nur mit Mühe des Lachens enthalten über einen Geist, der doch keine Spur von Geist verräth."

„Sie haben Recht, das Stück ist sehr ungeschickt, sehr geistlos, und doch liegt in der werthlosen Schale ein goldener Kern. Die Idee hat etwas unwiderstehlich Anziehendes, ich kann mich einmal schlechterdings nicht von ihr losmachen und meine, es sollte irgendwie ein besserer Gebrauch von ihr gemacht werden. Doch da sind wir ja bei Buddl-Natzy — das Wetter ist gar zu abscheulich — treten wir einige Augenblicke ein, um uns zu erwärmen. Ein Gläschen Tokayer kann bei solcher Witterung nicht schaden."

„Ich finde, daß es mir bei jeder Witterung bekommt. Wenn Sie also ein Bedürfniß verspüren, lieber Baron.... Ich lehne Ihre freundliche Einladung sicher nicht ab."

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Der Länge nach ist's ein gewunden Band,
Das bindendste, das dauerndste von allen,
Und dennoch in sich lose zum Zerfallen.
Der Breite nach ist's eine Scheidewand,
So schneidend, scheidend keine ist zu haben,
Und dennoch liegt sie unten ganz im Graben.
Nach Höh' und Tiefe ist es eine Hand,
Geschickt, zu wurfeln Leichtes von dem Schweren,
Und von dem schweren Satz die leichte Spreu zu kehren.
Schon seit Jahrtausenden ist es gerannt,
Trägt auf dem Rücken dich oft selber fort mit Schnelle,
Und bleibt im Ganzen doch stets auf derselben Stelle.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von G. Meyer.

Nro. 4.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Nürnberg. 29. Januar 1871.

Don Juans letzte Liebe.

(Fortsetzung.)

Die beiden Herren schlüpften in das Sackgäßchen und traten schon im nächsten Augenblick in Katzy's Weinstube ein. Wohl ein Dutzend Gäste saßen in dem kleinen Raum umher. Der riesige Kachelofen in der Ecke verbreitete eine angenehme Wärme; eine bläuliche Tabakswolke hüllte die ganze Gesellschaft ein; in das Summen der Unterhaltung tickten die Pendelschläge einer großen Uhr, die im Hintergrunde an der Wand hing.

„Halloh! Grüß Gott, ihr Herren!“ rief den Eintretenden gleich von einem der nächsten Tische, an welchem zwei Gäste saßen, eine kräftige Stimme entgegen. „Sieh, sieh, der Herr Baron von Wezlar und Signor Daponte, unser großer Dichter, können doch beim Buddl-Katzy nicht vorüber, ohne noch einen Schluck zu nehmen! Bravo, das heiß ich pünktliche Gäste, die kein Sturm und Regen abhält!“

„Ah, unser trefflicher Bariton, Signor Benucci!“ versetzte der Angeredete, und reichte den am Tische sitzenden Herrn zum Gruße die Hand. „Mein lieber Lange, es freut mich sehr, Sie so munter zu sehen. Kommen Sie, Daponte, lassen wir uns den Herren Gesellschaft leisten.“

Die beiden zuletzt Eingetretenen ließen sich an der Seite der Anderen nieder. Der Wirth war gleich zur Hand und kredenzte die gefüllten Gläser.

„Sie waren im Theater, meine Herren?“ fragte der Bariton.

„Wir kommen eben daher und waren auf dem ganzen Wege mit der Erörterung einer interessanten Frage beschäftigt.“

„Aehnlich erging es auch uns. Die Herren kommen just recht, um uns ihre Meinung zu sagen. Kompetentere Schiedsrichter hätten wir uns nicht wünschen können.“

„Ah, Sie sprachen über das Stück?“

„Versteht sich! Ich suche eben unserem Freunde Lange hier zu beweisen, daß sich aus diesem Don Juan eine famose Oper machen ließe.“

„Nun, was sagen Sie jetzt, Daponte?“ wendete sich der Baron an seinen Begleiter.

„Was soll ich sagen, lieber Baron? Große Geister begegnen sich eben zuweilen.“

„Just über dasselbe Thema sprachen auch wir, meine Herren,“ fuhr Baron Wezlar fort. „Ich behauptete, daß das Volksstück „Don Juan oder der steinerne Gast“, welches wir heute Abend auf der Wiedener Bühne sahen, den vortrefflichsten Stoff zu einer großen Oper abgebe, und daß Niemand geeigneter sei, eine derartige Oper zu dichten, als unser Freund Lorenzo Daponte, der Dichter der „Hochzeit des Figaro“, dessen Textbücher von den hervorragendsten Komponisten gesucht werden, und die noch einem Jeden zu Glück und Ruhm verhalfen.“

„Und ich,“ rief Benucci, mit der kräftigen Faust auf den Tisch schlagend, „setzte Herrn Lange hier auseinander, daß man die Handlung des heute aufgeführten Stückes, mit ganz geringen Aenderungen und unter Beibehaltung sämmtlicher Hauptpersonen, in einen höchst wirksamen Operntext umwandeln könne, der die dankbarsten Partieen für Baß, Bariton, Tenor, Alt und Sopran enthalte, und daß zur Komposition einer solchen Oper Niemand befähigter sei, als sein Schwager, der musikalische Schöpfer des prächtigen „Figaro“, meiner Lieblingsrolle, unser ruhmgekrönter Freund Wolfgang Amadeus Mozart!“

„Nun, was meinen Sie, Signor Daponte?“ wendete sich der Schauspieler Lange an den unter bedeutungsvollem Lächeln mit seiner goldenen Dose spielenden Dichter. „Dem Urtheil zweier so sachverständiger Persönlichkeiten, wie unseres Baron von Wezlar und des von ganz Wien gefeierten Figaro, werden Sie sich doch wohl unterwerfen müssen. Dichten Sie in Gottes Namen einen „Don Juan“, ich will bei meinem Schwager Mozart alle Ueberredungskunst anwenden, daß er ihn in Musik setze.“

„Meine Herren, ich fürchte, Sie täuschen sich über den Werth dieses Stoffes,“ nahm Daponte das Wort. „Die Handlung ist alltäglich und ohne eigentliche Spannung.“

„Ein erfinderischer Kopf, wie der Ihrige, wird diesem Fehler leicht abzuhelfen wissen,“ meinte der Bariton.

„Die Charaktere gefallen mir nicht.“

„Es sind rohe Holzklötze, aber ein geschickter Bildhauer könnte lebenathmende Figuren daraus machen,“ versicherte der Baron.

„Und was das Schlimmste: es fehlt mir in diesem Augenblick ganz an Zeit. Ich habe bereits nicht weniger als zwei Texte in Arbeit: eine Oper „Tara“, nach Beaumarchais, die Salieri bestellt hat, und eine zweite für Martin: „Der Baum der Diana“.“

„Aber wenn Ihnen Herr Lange sagt, daß Mozart vielleicht zu bewegen wäre, einen „Don Juan“ zu komponiren — könnten Sie es dem großen Meister, der Ihrem „Figaro“ zu solchem Ruhm verhalf, abschlagen, diesen Stoff, von dem ich behaupte, daß nur sein Genie ihn zu bewältigen vermöchte, zu bearbeiten?“

„Sie irren sich, mein Herr,“ versetzte Daponte achselzuckend; „ich glaube nicht, daß Mozart sich dazu verstehen würde, eine derartige Oper zu komponiren. Es würde sich ihm in diesem Augenblick schlechterdings keine Aussicht zu ihrer Verwerthung bieten. Sie wissen, ich bin Mozarts Freund wie Sie, ich verehre sein Genie; eben deshalb aber kann ich ihm nicht zureden, hier, wo sich ihm fortwährend der Hindernisse so viele entgegenstellen, wo man ihm nicht gestattet, seine Kräfte frei zu gebrauchen, beharrlich gegen den Strom zu schwimmen. In Italien, in England selbst, wohin er zu gehen beabsichtigt, würde man ihn schätzen und seinen Werken jeden erdenklichen Vorschub leisten — hier in Wien sieht man ihn über die Achseln an, und trotz des Erfolgs des „Figaro“ ist kaum daran zu denken, daß die kaiserliche Hof-Oper ein neues Werk von ihm zur Aufführung bringen würde.“

„Was? Nach England will er?“ rief Benucci überrascht. „Seinen Wienern will er den Rücken kehren, um zu den Goddams zu gehen? Pah, das mache mir ein Anderer weiß —

der Mozart gehört nach Wien; er schwärmt dafür mit Leib und Seele und wird sich ihm nicht abwendig machen lassen."

„Es ist doch etwas daran," versetzte der Schauspieler Lange. „Man hat ihm aus London glänzende Anerbietungen gemacht, und wenn er mitunter mißmuthig und niedergeschlagen ist über die ganze Misere und die elenden Chikanen, mit denen er hier in Wien zu kämpfen hat, spricht er davon, daß es doch nicht so übel sein möchte, wenn man sich einmal die Taschen so recht voll englischer Guineen stopfen könnte."

„Das wünscht' ich ihm freilich," meinte Benucci. „Eine Schande ist's, daß sie einen Mann wie den Mozart hier so knapp halten, daß er sich mit elenden Musikstunden plagen muß, um nur den Unterhalt für sich und seine Familie herbeizuschaffen."

„Das ist noch nicht das Schlimmste — wenn man ihm nur seinen Ruhm ließe!" klagte Daponte. „Mozart hängt vielleicht zu wenig am Gelde; er ist, was den Gewinn anlangt, der bescheidenste Komponist, der mir je vorgekommen; aber auf seinen Ruhm ist er eifersüchtig, den läßt er sich nicht gern schmälern. Daß man seine Werke hier so gewaltsam verdrängt, daß man ihm gar keinen Spielraum zu künstlerischer Entwickelung gestattet, das wurmt ihn, das kann er nicht verwinden."

„So ist's," bestätigte Benucci. „Dem „Figaro" haben sie übel mitgespielt; er ist durch allerlei List und Ränke vom Repertoir verdrängt worden. Neun Mal zur Aufführung gebracht, eine Oper, die solchen Erfolg gehabt, vom Publikum so ausgezeichnet worden — was will das heißen? Es ist jetzt über ein Jahr verstrichen, seit man sie ganz liegen ließ. Erst neulich wieder hielt ich's dem Grafen Rosenberg vor und beschwerte mich, daß man mir meine beste Rolle entzöge."

„Nun, was antwortete die Excellenz? fragte der Baron.

„Der Intendant schob die Schuld auf den Kaiser. Er, der Graf, wolle Mozart wohl und würde ihm gerne jeden Vorschub leisten, allein der Kaiser habe einmal erklärt, Mozart sei zu geziert, er übertäube die Sänger mit seinem geräuschvollen Accompagnement, und die Manier Martin und Dittersdorfs, die sich größerer Einfachheit befleißigten, sei ihm lieber."

„Aber es war doch der Kaiser selber, der den Befehl zur Aufführung des „Figaro" gegeben," warf Lange ein.

„Allerdings; er that es auf meine dringende Fürsprache und weil ich mich für den musikalischen Erfolg verbürgte," versetzte Daponte. „Es lagen damals drei Opern zur Aufführung vor, unter denen er eine Wahl treffen sollte: Righini's „Demogorgone", Salieri's „Grotta di Trofonio" und unsere „Hochzeit des Figaro". Lange schwankte er; endlich gab meine Bemerkung, daß Mozart, als österreichisches Landeskind, den Vorzug verdiene, den Ausschlag. Mozart, meinte er, sei ein guter Instrumentalkomponist, für die Oper aber fehle ihm doch der rechte Schwung."

„Der Kaiser ist in Bezug auf Mozart nicht ganz frei von Vorurtheilen," sagte der Baron Wezlar. „Das bewies ja unter Anderem sein gleich nach der zweiten Aufführung des „Figaro" erlassenes Verbot des Dacaperufens. Seit wann ist es dagewesen, daß sich ein Monarch in solche Angelegenheiten mischt und dem Publikum verbietet, eine Nummer, die ihm besonders gefallen, zum zweitenmal zu hören? Das war ein Eingriff in die althergebrachten Rechte der Wiener, der bei einem sonst so liberalen Herrscher nur auf persönliche Motive zurückzuführen sein konnte. Der Erfolg der Oper hatte die Feinde Mozarts, die eine Niederlage erwartet, überrascht; sie mußten etwas thun, ihm zu steuern und lagen nun dem guten Kaiser so lange in den Ohren, bis er ihnen, vielleicht gegen seine eigene bessere Ueberzeugung, zu Willen war."

Der Bariton, der einen kräftigen Schluck genommen, brach in ein herzliches Lachen aus. „Ich muß da immer an unser'n Freund Kelly denken," sagte er; „er gab dem Kaiser eine treffende Antwort, von der ich nur gewünscht, daß sie die Majestät besser beherzigt. Nach Schluß der zweiten Aufführung des „Figaro", in welcher die Hauptnummern der Oper Dacapo verlangt und auch gesungen worden, erschien der Kaiser auf der Bühne. „Nun," sagte er zur Storace, die die Gräfin gesungen, „Sie sind heute wieder arg gequält worden. Dieses Dacaporufen ist ein Unfug, dem gesteuert werden sollte. Das beständige Wiederholen muß ja für die Sänger im höchsten Grade ermüdend und lästig sein." Die Storace, die dem Kaiser nicht widersprechen mochte, verbeugte sich und antwortete: „Es ist allerdings sehr lästig, Majestät; doch was will man machen?" Auch Mandini und Bussani, die dabei standen, verbeugten sich, als wollten sie ihre Zustimmung ausdrücken. Nun sah der Kaiser auf mich; er schien auch von mir eine Antwort zu erwarten. Eben im Begriff, ihm zu erwidern, daß ein Künstler verpflichtet sei, so weit es eben in seinen Kräften stehe, das Publikum zu befriedigen, kam mir plötzlich Kelly zuvor. „Glauben ihnen Ew. Majestät das ja nicht," sagte er in seiner trockenen, lakonischen Weise; „sie Alle wünschen, daß man ihnen Dacapo rufe; ich wenigstens kann es von mir bestimmt versichern." Der Kaiser lachte und ging hinweg. Anderen Tages erschien aber doch das Verbot des Dacaporufens."

„Ich kann trotz alledem nicht glauben, daß es der Kaiser ist, der Mozart unterdrücken will," nahm Lange das Wort. „Er hat ihm doch schon so manche Beweise aufrichtigen Wohlwollens gegeben und drückt ihm fast bei jeder Gelegenheit seine Zufriedenheit aus. Es sind andere Personen in des Kaisers Nähe, die gegen ihn intriguiren und sich des durch ihren Namen geblendeten Monarchen zu versichern wissen. Wie verhielt es sich doch mit jenem Ballet im „Figaro"? War damals nicht der Kaiser ausdrücklich zu Gunsten Mozart's eingeschritten?"

„Ei ja, das war er freilich," versetzte Benucci; „aber er konnte eben nicht anders; die Aufführung der Oper wäre verpfuscht gewesen, wenn er es nicht gethan. Unser Freund Daponte befand sich an des Kaisers Seite und kann Ihnen den zuverlässigsten Bericht über den Vorgang geben."

„Von der Balletgeschichte reden Sie?" fragte der Dichter. „Ja, das war auch eine der kleinlichen Chikanen, die wir damals durchzumachen hatten. Mozart und ich waren übereinstimmend der Meinung, daß im dritten Akt, wo die Hochzeitfeierlichkeiten vor sich gehen, während Susanna dem Grafen das Billet zusteckt, ein Ballet sehr wohl am Platze sein werde. Demgemäß komponirte Mozart sofort ein solches und heftete es an der betreffenden Stelle in der Partitur ein, als die Proben der Oper bereits begonnen hatten. Bussani, der Regisseur, der selber die Partie des Bartolo sang, hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Intendanten von der Neuerung zu benachrichtigen. In der nächsten Probe nahm mich Graf Rosenberg bei Seite und erklärte mir, daß das Ballet gänzlich unstatthaft sei, da der Kaiser geäußert habe, er wolle durchaus keine Ballets. Ich protestirte, legte mich sogar aufs Bitten — Alles vergeblich, Seine Excellenz blieb unbeweglich es sei einmal höherer Befehl, und man müsse sich danach richten. Eigenhändig riß der Graf die von Mozart eingehefteten Blätter der Balletnummer aus der Partitur. Das aufwallende Temperament unseres Komponisten kennend, fürchtete ich fast, ihn von dem neuen Hinderniß in Kenntniß zu setzen. Als er es endlich erfuhr, gerieth er denn auch in heftige Aufregung und wollte sofort die Partitur zurückziehen. Glücklicherweise gelang es mir, ihn zu beschwichtigen, und nach einigem Nachdenken verfielen wir auf einen Plan, wie das Ballet doch wohl zu retten sei. Die Darsteller des Grafen und der Susanna wurden ins Vertrauen gezogen und versprachen uns ihre Mitwirkung. An einem der nächsten Tage fand die Generalprobe statt, der der Kaiser selber beiwohnte. Wie es der Intendant befohlen, blieb das Ballet weg, dafür machten aber Susanna und der Graf, während Alles still war, ihre nun unbegreiflichen Gesten nur um so lebhafter. Der Kaiser, der sich dieses Geberdenspiel nicht zu erklären wußte, fragte, was

es zu bedeuten habe. Der Intendant vermochte keine genügende Erklärung zu geben; so wurde ich herbeigerufen und nahm mir nun die Freiheit, die ganze Balletgeschichte der Wahrheit gemäß vorzutragen. Der Kaiser sah das Textbuch durch und nach einigem Besinnen erklärte er, daß das Ballet hier doch nicht wohl zu entbehren sei und befahl dem Grafen, für ein solches zu sorgen."

„Diese Balletscene war es, die gleich bei den ersten Aufführungen ganz besonders gefiel," ergänzte Lange. „Von mehreren Seiten sollen Versuche gemacht worden sein, sie wieder zu entfernen; der Kaiser aber befahl ausdrücklich ihre Beibehaltung."

„Natürlich; er mußte bei seiner ersten Entscheidung stehen bleiben oder würde sich vor dem ganzen Theaterpersonale eine schlimme Blöße gegeben haben," fügte Daponte hinzu.

Es waren im Verlauf dieser Unterredung der Gäste bereits mehrere eingetreten, die Sprechenden hatten jedoch keine Veranlassung gefunden, besondere Notiz von ihnen zu nehmen, da sie nicht zum Kreise ihrer näheren Bekannten gehörten. Als sich jedoch nun abermals die Thür der kleinen Wirthschaftsspelunke öffnete und zwei Männer, die Mäntel triefend vom Regen, eintraten, erhob sich aus dem Munde der Vier, deren Tisch dem Eingang zunächst stand, ein einstimmiger Ruf des Willkommens und Aller Hände streckten sich den Ankommenden zu herzlicher Begrüßung entgegen.

„Lupus in fabula!" rief der Baron Wezlar, während der Wirth schon zur Hand war, den neuen Gästen die nassen Mäntel abzunehmen und ein Aufwärter schleunigst Stühle herbeirückte. „Seit geraumer Zeit unterhielten wir uns ausschließlich von ihm — die Ohren müssen ihm geklungen haben, daß er nirgends Ruhe hatte!"

„Richtig! Die Ohren haben uns geklungen!" versetzte einer der Eingetretenen ein kleiner, schmächtiger Mann mit etwas aufgestülpter Nase, tief liegenden, blinzelnden Augen, und einer krähenden Hahnenstimme. „Aber weniger von euerem Geschwätz hier, als von dem Sturm, der draußen in Begleitung eines vollen Orchesters, in welchem die quickenden Fensterladen die Geigen spielen und die klappenden Thüren die Pauken schlagen, eine herzbrechende Arie singt. Ich hoffe übrigens, wenn die Herren hier von uns gesprochen, so ist es wenigstens nichts Nachtheiliges gewesen. Lobent darf mich jeder hinter meinem Rücken so viel er Lust hat, aber schlecht machen — pfui Teufel!"

„Ueberflüssige Sorge, Doktor!" lachte Daponte. „Wir haben wirklich nicht von Ihnen, sondern nur von unserem Freunde Mozart gesprochen, der gewiß längst hier in unserer Mitte gewesen, wenn Sie ihn nicht aufgepackt und zu unserem größten Nachtheil irgendwo so lange festgehalten hätten. Dafür sollten Sie von Rechtswegen vor ein Pairsgericht gestellt und Ihnen der Prozeß gemacht werden."

„Was? Auch noch Vorwürfe?" krähte der Kleine. „Ich hatte der Vorstellung im Theater an der Wieden beigewohnt und begab mich nach Schluß derselben ins Kreuzelgäßchen, nach den drei Husaren, um mich ein bischen zu verschnaufen von dem Marsch durch Sturm und Regen und den inneren Menschen etwas anzufeuchten, der trotz der die Haut durchnässenden Sündfluth trocken geblieben, wie die Zunge des Kamels in der Wüste. Wen fand ich dort beim Schachspiel? Unsern berühmten Komponisten, der sich mit dem alten Hofrath Hasler in eine Parthie vertieft, die gar kein Ende nehmen will. Ich setze mich zu den beiden Herren und erzähle von der heutigen Theatervorstellung. Mozart hört auf meine Erzählung, achtet nicht mehr auf das Spiel, und verliert die Parthie. Der alte Hofrath ist sehr zufrieden und schiebt seelenvergnügt von dannen. Nun setze ich unserem Komponisten die Vorzüge des Volksschauspiels: „Don Juan oder der steinerne Gast" auseinander, und behaupte unter Anderem, daß es kein besseres Sujet zu einem Operntext geben könne. Mozart setzt Zweifel in meine Angaben, und um ihn zu überzeugen, lade ich ihn ein, mich hierher zum Buddl-Natzy zu begleiten, wo wir gewiß Bekannte finden würden, die der Vorstellung im Wiedener Theater beigewohnt und uns ihre Meinung sagen könnten. Statt ihn also abgehalten zu haben, bin ich's, der ihn hierher bringt, und dafür ernte ich nur Undank, dafür will man mir den Prozeß machen — he?"

Der kleine Mann hatte gegen das Ende seiner Rede seine Stimme so angestrengt, daß sie noch weit heiserer und zweitöniger klang. Die ganze Gesellschaft lachte, der Baron aber hatte bereits für Mozart und seinen Begleiter zwei tüchtige Humpen mit edlem Ungarwein füllen lassen und reichte sie ihnen dar, worauf Alle den neu angelangten Gästen tüchtig zutranken. Wolfgang Amadeus Mozart war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, dessen Gesichtszüge schon auf nicht gewöhnliche geistige Eigenschaften deuteten. Die hohe freie Stirn, die stark gebogene Nase, die munter blitzenden Augen verliehen seiner Physiognomie einen Ausdruck von Kühnheit, Unternehmungsgeist und Charakterstärke; das sanft gerundete, bartlose Kinn, die schwellenden Lippen mit dem fast mädchenhaften Zuge um die Mundwinkel, der blasse, durchsichtige, etwas krankhafte Teint fügte das Gepräge schwärmerischer Milde und sanfter Melancholie hinzu. Von Statur war er schmächtig und zart gebaut; das schöne, üppige Lockenhaar war nach damaliger Sitte zu einem Zopf geflochten und stark gepudert. Der kleine Mann in Mozarts Begleitung, der sich das Verdienst beigemessen, ihn am heutigen Abend nach der Weinstube des Buddl-Natzy gebracht zu haben, war der Doktor Fortenbach, Archivar an der kaiserlichen Hofbibliothek, ein bekannter Schöngeist und eifriger Musikenthusiast der Kaiserstadt, der zugleich als Kritiker mit mehreren der damals tonangebenden Journale in Verbindung stand.

„Beruhigen Sie sich, Doktor; wenn sich die Sache so verhält, werden wir Sie zum Ehrenmitglied der Buddl-Natzy'schen Akademie der schönen Künste ernennen," tröstete Benucci den Begleiter des Komponisten. „Und da Sie gleichfalls bereits eine Idee hatten, die schon in diesem gelehrten Kreise des Näheren erörtert wurde, haben Sie auf solche Ehre um so gegründetere Ansprüche."

Baron Wezlar übernahm es, die neu Angekommenen vom wesentlichsten Inhalt des bisher gepflogenen Gesprächs in Kenntniß zu setzen, namentlich aber die mehrseitig geäußerten Meinungen über den Werth des Don Juanstoffes zu einer Oper wiederzugeben. Mozart lauschte seinen Worten mit gespannter Aufmerksamkeit. Der Umstand, daß man von verschiedenen Seiten so übereinstimmend die gleiche Ansicht geäußert, überraschte ihn sichtlich und machte ihn geneigt, den Gegenstand in reiflichere Erwägung zu ziehen.

„Ich bin mit dem Stoffe nur oberflächlich vertraut," sagte er; „werde aber sicher nicht versäumen, der nächsten Aufführung des Schauspiels beizuwohnen, um die Handlung genauer kennen zu lernen. Bei dem gleichlautenden Urtheil so vieler Sachverständigen kann natürlich kein Zweifel obwalten, daß sich wirklich eine brauchbare Oper daraus machen ließe. Es entsteht nur die Frage, wer sich der Arbeit, das Libretto zu liefern, unterziehen wollte?"

„Nein, nein," rief Baron Wezlar, „die wichtigste Frage ist: ob Sie eine solche Oper komponiren würden, Maestro?"

„Hm! warum nicht? versetzte Mozart nach einigem Nachdenken. „Einen guten Opernstoff findet man nicht alle Tage — warum also den glücklichen Fund nicht benutzen?"

„Bravo! Bravo!" schallte es aus Aller Munde.

„Es war hier die Meinung ausgesprochen worden, Sie möchten sich durch so manche Widerwärtigkeiten, mit denen Sie bisher zu kämpfen hatten, in Ihren Bestrebungen einschüchtern und entmuthigen lassen," sagte der Baron.

„Das ist auch so; ich bin oft entmuthigt und möchte am liebsten das Komponiren ganz an den Nagel hängen," versicherte Mozart treuherzig; „aber der Aerger tobt sich aus, die niedergeschlagene Stimmung hält nicht lange an und das

beste Mittel, sie zu vertreiben, ist eben, wenn ich mich ans Instrument setze und wieder zu Komponiren beginne. Mit dem „Figaro“ ging mir's just so. Anfangs war ich niedergeschlagen, dachte, die Oper möchte gar nicht auf die Bühne kommen, und die Arbeit rückte nur langsam vom Fleck. Allmälig aber schwanden die Befürchtungen; das Werk selbst nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, ich arbeitete mit Lust und Liebe — nun, es ist ja am Ende auch nichts ganz Schlechtes geworden, und war der Erfolg diesmal noch nicht nach Wunsch, warum könnte er nicht ein anderes Mal besser sein, und was würde es nützen, wenn man deshalb Alles aufgeben, auf jedes künstlerische Streben Verzicht leisten wollte?“

„Das heiß ich wie ein ächter Künstler gesprochen, der nur für seinen Ruhm arbeitet, sich selber Genüge zu leisten strebt, mag die Welt denken und thun, was ihr beliebt!“ rief Benucci. „Der Don Juan wird also ins Werk gesetzt; ich darf mich schon auf eine neue Glanzrolle gefaßt machen!“

„Vor allen Dingen muß wohl der Text beschafft werden,“ lächelte der Komponist.

„Pah! Kleinigkeit!“ meinte der Bariton. „Daponte wird bald damit fertig sein.“

„Daponte als Don Juan-Dichter! Glücklicher Gedanke!“ krähte der kritische Doktor. „Wo gäbe es in ganz Wien einen Poeten, der, wie er, im Stande wäre, aus eigener Erfahrung einen Don Juan zu schaffen, diesem delikaten Stoffe vermöge der nahen Verwandtschaft der eigenen Natur völlig gerecht zu werden?“

„Allzu viel Ehre, Doktor, allzu viel Ehre!“ wehrte der Dichter mit komischem Aerger ab. „Sie schreiben mir da eine Neigung zu, von der mir selber nichts bekannt ist.“

„Aber Anderen um so mehr! Zieren Sie sich doch nicht, Daponte! Ganz Wien spricht von Ihren Triumphen bei den Frauen; Sie werden gefürchtet und beneidet... Zum Kukuk! ich wollte mir etwas zu Gute darauf thun, wenn ich ein solches Glückskind wäre.“

„Ich versichere Sie aber, Doktor, daß es schlechterdings keinen ungeschickteren Don Juan-Dichter geben würde, als ich!“

„Bescheidenheit, dein Name ist Daponte!“ rief der kleine Doktor übermüthig. „Benutzen Sie doch Ihr eigenes Abenteuer mit der kleinen Marquise — es würde eine köstliche Episode einer Don Juan-Epopöe abgeben!“

„Doktor, Sie werden anzüglich!“

„Behüte, das sind Sie selber, Sie ziehen ja alle Frauen an, wie der Magnet das Eisen.“

„Was ist's mit der Marquise?“ rief Benucci neugierig. „Sind Sie einem galanten Abenteuer unsers Dichters auf die Spur gekommen?“ fragte der Baron lächelnd.

„Ah, davon sollten Sie uns doch etwas erzählen,“ fiel Mozart ein.

„Doktor, wenn Sie indiskret sind —“ drohte Daponte, der sich vergeblich bemühte, seine Verlegenheit zu verbergen.

„Meine Herren, die Buddl-Natzy'sche Akademie der schönen Künste nimmt die Sache in die Hand,“ rief der Bariton mit voller Wucht seiner kräftigen Stimme. „Ich schlage vor, wir konstituiren uns zu einem Gerichtshof, und ich erwähle mich selber zum Vorsitzenden. Der Akademie liegt die wichtige Frage zur Beantwortung vor, ob ihr berühmtes Mitglied Lorenzo Daponte, in seinem eigenen Leben hinlängliche Liebeserfahrung gehabt, um befähigt zu sein, ihrem anderen berühmten Mitgliede, Wolfgang Amadeus Mozart, das Libretto einer Oper „Don Juan“ zu liefern, die ein hohes Lied der Liebe sein soll. Es sind Zeugen vorhanden, die bereit sind, die Befähigung besagten Lorenzo Daponte's durch ihre Aussagen darzuthun, und ich denke, wir schreiten sofort zum Verhör dieser Zeugen. Ueberzeugt sich der Gerichtshof, daß Daponte der rechte Mann ist, so überträgt er ihm das Ehrenamt, besagtes Libretto binnen drei Monaten zu liefern, und bei seiner Dichterehre: — er hat dieser Aufforderung nach besten Kräften, pünktlich und gewissenhaft nachzukommen. Ich frage die Mitglieder der hohen Akademie, ob sie mit meinem Vorschlage einverstanden?“

„Einverstanden! Einverstanden!“ schallte es von allen Seiten.

„Aber meine Herren — —“ wendete Daponte mit steigender Verlegenheit ein.

„Die Akademie hat entschieden,“ erklärte Benucci. „Daponte, Sie haben sich diesem Entscheid zu fügen. Zeuge Doktor Fortenbach, geben Sie Ihre Aussage ab. „Wie verhält es sich mit der Marquise?“

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Ueber die Behandlung der Zimmergewächse und deren Begießen empfiehlt die Braunschweiger Sektion für Gartenbau, daß die Töpfe der Pflanzen stets hohl stehn sollen, besonders in Untersätzen. Man bedient sich hierzu kleiner Kreuze von Holz oder Thonwürfel; dadurch kann das überschüssige Wasser leicht aus dem Topfloche abziehen und verdunsten. Beim Begießen muß der Topf bis zum Rand mit Wasser (Regenwasser) gefüllt werden. Das Wasser täglich in kleinen Portionen zuzuführen, ist nicht rathsam. Erst wenn die Erde vollkommen abgetrocknet ist, wird von Neuem gegossen. Die Reinigung der Blätter von Staub trägt wesentlich zur Gesundhaltung der Pflanzen bei.

Folgenden Auszug aus dem amtlichen Geheimregister der Pariser Polizei wird, als interessant, mitgetheilt: „Rue St. Antoine Nummer 10, dritte Etage. Seit 1. April 1818 bewohnt von Frau v. Montijo, genannt Gräfin Teba, mit ihrer Tochter Eugenie. Frau v. Montijo, Wittwe eines spanischen Refugiés, Herrn v. Montijo, Grafen Teba. Der Grafentitel nicht anerkannt. Frau v. Montijo, von ihrem Manne getrennt, kam mit ihrer Tochter nach Frankreich, ging dann nach England — wieder nach Frankreich — wieder nach Spanien — dann nach Paris. 1825 Chaussee-d'Antin Nummer 8. Hielt kleine Zirkel von galanten Frauen und älteren Roués; die Polizei wurde benachrichtigt. 1828 wieder nach England wegen Schulden. Ihre Tochter in der Pension zurückgelassen. Bis 1836 kein Vermerk. November 1838 nach Paris zurück, wurden sechs Wochen observirt. Drei Jahre ohne Anzeige. Mai 1842 Selbstmordversuch des Kassirers Henry in ihrer Wohnung. Verdacht verbotenen Spiels. Ihre Tochter Eugenie Veranlassung eines Recontres zwischen Oberst Sourvilliers und Kapitän Flaussaut; Polizei-Kommissär Nocé berichtet: Frau von Montijo hat kein nachweisliches Einkommen, verkehrt mit älteren inactiven Offizieren von gutem Vermögen und lockeren Sitten; Wohnung komfortable eingerichtet; 1800 Frcs. Miethe. Tochter Eugenie hochblonde Schönheit mit feiner Tournüre, hat viele Anbeter.“ — — Und diese Frauen von mehr als zweifelhaftem Rufe wurden wenige Jahre später, die Eine Kaiserin von Frankreich, die Andere Herzogin.

In der Kreuzzeitung findet man folgende widerliche Todesanzeige: „Diese Nacht 11½ Uhr hat Gott der Herr unser süßes Kind Veit heimgeholt, dahin „wo die Engel singen dem lieben Jesulein, und die Psalter klingen im Himmel hell und rein. Eia wärn wir da! eia wärn wir da!“ Breitungen bei Roßla, den 21. Januar 1871. Pastor Dietrich und Frau.“

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von G. Meyer.

Nro. 5.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Nürnberg. 5. Februar. 1871.

Don Juans letzte Liebe.

(Fortsetzung.)

„Meine Herren 'Akademiker,“ begann der Doktor, „ich erlaube mir, Ihnen eine kleine Geschichte zu erzählen, die ich während des letzten Sommers auf meiner Reise in Italien in Erfahrung brachte, für deren Wahrheit ich mich verbürgen zu können glaube. Auf einem prächtigen Schlosse, unweit Ferrari, lebte vor etwa zehn Jahren der Marquis von Salviovechi, einer der reichsten Adeligen des Landes und Vater eines einzigen Töchterleins, dessen Schönheit weit und breit gefeiert wurde. Der alte Marquis, stolz auf sein siebenzehnjähriges Kleinod wie auf seine Millionen, wollte in der Ausbildung der schönen Angelina nichts versäumen und nahm daher einen eigenen Hauslehrer ins Schloß, der sie in Sprachen, in Musik und Zeichnen unterrichten sollte. Der junge Abbate — nennen wir ihn Lorenzo — war ein überaus talentvoller Mann und unterzog sich seiner allerdings beneidenswerthen Aufgabe mit wahrem Feuereifer. Unter seiner Leitung machte Angelina, die sich als gelehrige Schülerin erwies, wunderbare Fortschritte, der alte Papa freute sich seiner Wahl und gab dem Abbate täglich seine Zufriedenheit zu erkennen. Es war ihm darum zu thun, daß sich seine Tochter in den Wissenschaften, Sprachen und schönen Künsten vervollkommne, da er sie binnen kürzester Frist zu vermählen gedachte, und der ihr zugedachte Bräutigam, dem sie schon seit mehreren Jahren verlobt, ein sehr gelehrter Herr von hohem Range war, der einen auswärtigen Gesandtschaftsposten bekleidete. Nach längerer Abwesenheit kehrte der Bräutigam zurück; doch siehe da, die Braut empfing ihn nicht so freudigen Herzens, als er es wohl erwartet hatte. Angelina erwies sich kalt und zurückhaltend, von der Heirath wollte sie nichts mehr wissen, dahingegen lag sie ihren Studien immer mit gleichem Eifer ob. Das scharfe Auge des getäuschten Bräutigams entdeckte endlich, was dem arglosen Vater bis dahin entgangen war: das Herz des jungen Mädchens war nicht mehr frei, ihr vielseitig gebildeter Lehrer, der Abbate, hatte sie nicht nur in den schönen Künsten, sondern auch in der süßen Kunst zu lieben unterrichtet, und hierin mochten wohl ihre Fortschritte noch ungleich rascher und staunenerregender gewesen sein. Kaum war die Entdeckung gemacht, so wurde natürlich der bedenkliche Lehrkursus unterbrochen, der Abbate erhielt von dem erzürnten Marquis den Abschied und das Betreten des Schlosses wurde ihm auf's Strengste untersagt. So hart auch das Verbot, es vermochte zwei liebende Herzen, die sich einmal gelobt, einander angehören zu wollen, nicht zu trennen. In einer der nächsten Nächte entführte der junge Abbate seine kleine Marquise aus dem Schlosse ihrer Väter. Unglücklicherweise war das Vorhaben entdeckt worden und die Verfolger waren dem jungen Paare bereits auf den Fersen, ehe es noch das nächste Ziel seiner Flucht, ein Dörfchen im Gebirge, wo schon ein Priester zu seiner Vereinigung bereit stand, zu erreichen vermochte. Gerade am Eingang der Kirche wurden die Flüchtigen von dem Marquis und dem Gesandten überholt. Der Abbate war in heftiger Aufregung und bereit, um den Besitz der Geliebten zu kämpfen — durfte er es wagen, die Waffen gegen ihren Vater zu gebrauchen? Man trennte die Liebenden; Angelina mußte den Vater zurück nach dem Schlosse begleiten, von wo sie bald nach einem andern Orte entfernt wurde. „Vergeblich versuchte der Abbate, ihren Aufenthalt auszukundschaften; alle seine Nachforschungen blieben erfolglos. Da machte er sich auf und durchzog in der Verkleidung eines wandernden Improvisators ganz Italien, immer in der Hoffnung, die Geliebte irgendwo zu finden. Sechs Monate hatte er diese Wanderungen bereits fortgesetzt, ohne seinen Zweck zu erreichen, ohne auch nur eine Spur der Gesuchten zu entdecken, als ihn der Zufall nach Venedig führte. Am Hauptportal des Domo von Sanct Marcus stehend, sah er eines Tages eine Hochzeitsprozession die Kirche betreten. Von bloßer Neugier getrieben, schloß er sich dem Zuge an; die Kirche war jedoch so mit Menschen gefüllt, daß es ihm nur allmälig gelang, sich bis nach dem Hauptaltar, wo die Trauungszeremonie stattfand, vorzuarbeiten. Gerade in dem Augenblick, als die Ringe gewechselt wurden, war er in die Nähe des Altars gelangt und konnte einen Blick auf das Brautpaar werfen. Entsetzt prallte er zurück: die Braut war seine heiß geliebte, durch ganz Italien gesuchte Angelina, die soeben dem Gesandten angetraut worden. Mit einem jähen Schrei stürzte er durch die Reihen nach dem Altar — Angelina hatte ihn erkannt und lag in seinen Armen. Der entrüstete Bräutigam, fürchtend, daß ihm der Nebenbuhler das so schwer errungene Kleinod entreißen möchte, rief die Hülfe der Gesetze an. Schon nach wenigen Augenblicken befand sich der unglückliche Abbate in den Händen der Sbirren, die ihn nach dem Gefängniß schleppten, wo er als Störer einer gottesdienstlichen Handlung längere Zeit festgehalten wurde. Als er endlich frei kam, war der Gesandte mit seiner jungen Gattin längst auf und davon — es hieß, er habe sich auf seinen Posten an einem nordischen Hofe begeben. — Das, meine Herren, ist die Geschichte von dem Abbate Lorenzo und seiner kleinen Marquise, und wenn ich, was wohl kaum nothwendig, hinzufüge, daß dieser Lorenzo kein Anderer als unser berühmter Dichter Lorenzo Dapente war, mögen Sie wohl nun selber ermessen, ob er fähig sei, einen „Don Juan“ zu dichten.“

Mit größter Spannung und unverwandter Aufmerksamkeit hatte die Gesellschaft der Erzählung des Doktors zugehört. Nur hin und wieder gab sich die Verwunderung durch einen leisen Ausruf des Staunens, verbunden mit einem bedeutungsvollen, von aufrichtiger Theilnahme zeugenden Seitenblick auf den Dichter zu erkennen. Dieser saß, den Kopf in die Rechte gestützt, wie in tiefes Nachdenken versunken; zuweilen glitt ein flüchtiges Lächeln, dann wieder ein wehmütig-schmerzlicher Ausdruck über die fein geschnittenen Züge.

„Ah, das ist ja wahrhaftig ein ganzer Roman!“ rief Benucci, als der Erzähler zu Ende war und leerte hastig sein vor ihm stehendes Glas, als ob er sich für die lange Pause, während welcher die Gläser unberührt geblieben, entschädigen wolle.

„In der That, ein außerordentliches Ereigniß!“ meinte der Baron. „Sollte sich die Geschichte wirklich in allen Details so verhalten, wie sie uns hier von dem Doktor erzählt wurde?“

Mozart, der Daponte zunächst saß, legte die Linke sanft auf dessen Schulter, während er ihm die Rechte darbot.

„Armer Freund,“ sagte er mit bewegter Stimme; eine Thräne zwischen den Wimpern zerdrückend, „ich wußte nicht, daß Ihnen das Leben schon so trübe Erfahrungen, eine so bittere Entsagung gebracht. Nehmen Sie die Versicherung meines herzlichsten Antheils, meiner innigsten Theilnahme.“

Daponte erwiderte die wohlthuende Zusprache des Freundes mit warmem Händedruck.

„Meine Herren, wir vergessen, daß wir eine hohe Akademie der schönen Künste repräsentiren und uns als Gerichtshof konstituirt haben,“ rief der Bariton, mit dem geleerten Glase auf den Tisch klopfend. „Jede Privatmeinung muß vorläufig unterdrückt werden, bis wir unser richterliches Urtheil gefällt. Zunächst hätten wir das Zeugenverhör fortzusetzen. Hat Jemand eine weitere, auf den Gegenstand bezügliche Aussage zu machen?“

„Wenn es der hohen Versammlung gefällt,“ nahm der kleine Doktor, der sich gleichfalls durch ein Glas des edlen Ungarweins gestärkt, wieder das Wort, „so vervollständige ich meine Aussage durch eine zweite kleine Erzählung, die diesmal keinen so tragischen Ausgang hat und lediglich den Beweis liefern soll, daß unser Dichter sich über den Verlust jener ersten Jugendliebe zu trösten wußte, daß ihm das Glück heute noch, wie damals, bei den Frauen hold ist, daß er, geliebt von einem der reizendsten Wesen, der gefeiertsten Schönheiten unserer Stadt, in diesem Augenblick gewiß mehr denn je aufgelegt und im Stande ist, eine der Liebe geweihte Dichtung zu schaffen.“

Die Worte des Doktors, mit komischem Pathos vorgetragen, riefen bei der kleinen Versammlung rasch jene heitere ausgelassene Stimmung zurück, welche durch die vorausgeschickte, die Theilnahme und das Mitgefühl in Anspruch nehmende Erzählung für kurze Zeit entschwunden war. Daponte selber, obwohl noch von schmerzlichen Erinnerungen bewegt, konnte sich des Lachens nicht erwehren.

„Sie haben es heute einmal darauf abgesehen, alle meine Geheimnisse auszuplaudern, boshafter Doktor!“ rief er, halb ärgerlich, halb scherzhaft.

„Ruhe, meine Herren!“ gebot Bennci. „Die Verhandlung nimmt ihren Fortgang. Zeuge, Sie haben das Wort.“

„Aus der fernen Vergangenheit, meine Herren,“ fuhr der Doktor fort, „führe ich Sie in die unmittelbare Gegenwart, aus dem Zauberlande Italien in unser gutes, liebes, gemüthliches Wien. Sie Alle kennen das holde Kind, das an Schönheit und Liebreiz seines Gleichen sucht, das seit Jahresfrist dem hohen und niederen, dem alten und jungen, dem reichen und armen Wien in gleichem Maße den Kopf verdreht, dem die enthusiastischsten Huldigungen gespendet, die kostbarsten Geschenke dargebracht und alle Herzen zu Füßen gelegt werden — Sie kennen die kleine Sylphide, die das Märchen von einer sich in Blumenduft und Mondenschimmer badenden Elfenkönigin zur Wahrheit macht, die — Tänzerin Corinna.“

„Corinna! — Ah, Corinna!“ tönte es aus Aller Munde.

„Alle Kukuk! — das ist ein Blitzmädel!“ schnalzte der Bariton.

„Gar kein Zweifel: die erste Schönheit Wiens!“ versicherte der Baron.

„Ein Mädchen zum Küssen! betheuerte Lange.

„Wenn die neun Musen leibhaftig nach Wien kämen,“ meinte Mozart, „Corinna würde sie Alle in den Schatten stellen.“

„Silentium, meine Herren, wir sind hier ein Gerichtshof und müssen, wie ich Sie schon vorhin darauf aufmerksam machte, als solcher unsere persönlichen Gefühle unterdrücken,“ ermahnte der Bariton.

„Ich ersehe mit Vergnügen, daß die Herren sämmtlich von einem lebhaften Interesse für das wunderbare Wesen beseelt sind, dessen Name ich Ihnen genannt,“ sprach der Doktor weiter. „Vielleicht haben Sie denn auch selber die Erfahrung gemacht, daß dieses Wesen ebenso spröde als schön, ebenso tugendhaft als unwiderstehlich ist, und werden mit mir die Geschicklichkeit des Feldherrn bewundern, der diese uneinnehmbare Festung doch endlich zur Uebergabe gezwungen.“

„Ah, die schöne Corinna wird sich vermählen? Sie wird einen unter ihren vielen hundert Bewerbern mit ihrer schönen Hand beglücken?“ fragte der Baron gespannt.

„Sie steht in der That im Begriff, ein pas des deux vor Hymnens geheiligtem Altar aufzuführen.“

„Der Tausend auch! Wer ist dieser Glückspilz?“ fragte der Baron.

„Ja, wer's Glück hat, führt die Braut heim,“ meinte Lange.

„Uns Beiden, Schwager, kann's gleichgültig sein,“ versetzte Mozart, „wir haben ja ohnehin unser Theil.“

„Aber wer ist's? Wer ist's?“ riefen Mehrere.

„Ich habe die Ehre, Ihnen den viel beneideten Bräutigam hier vorzustellen,“ krähte der Doktor in seinem höchsten Diskant. „Kein Anderer ist's, als unser berühmter Freund: Don Juan-Daponte.“

„Daponte? Daponte?“ schallte es aus Aller Munde.

„Nun ja denn, meine Herren!“ mischte sich der Dichter in die Unterhaltung, „es ist so, wie Ihnen der Doktor mitgetheilt. Es war zwar unsere Absicht, die Sache noch für kurze Zeit geheim zu halten, da es aber einmal heraus ist und sich in Wien ohnehin kein Geheimniß zweimal vierundzwanzig Stunden bewahren läßt, so mag's eben darum sein. Ich nehme mir die Freiheit, Sie von meiner Verlobung mit Signora Corinna in Kenntniß zu setzen.“

„Wir gratuliren! Wir gratuliren!“ hieß es von allen Seiten.

„Auf das Wohl des Brautpaars!“ rief der Baron und leerte den vollen Becher.

„Hoch! Hoch!“ stimmte der Chor ein.

Der Toast war noch nicht verhallt, als das leere Glas des Bariton wieder kräftig auf den Tisch hämmerte. „Meine Herren, wir vergessen abermals, daß wir ein Gerichtshof sind. Unser Fall ist noch nicht erledigt. Lassen Sie uns zum Schlusse kommen. Zeuge, sind Sie mit Ihrer Aussage zu Ende?“

„Es mag genug sein, obwohl noch ein reiches Material vorläge,“ sagte, der Doktor trocken.

„Wohlan denn, schreiten wir zur Abstimmung. Sie haben gehört, meine Herren, welche Lorbeern sich unser poetischer Freund Lorenzo Daponte auf dem Gebiet der Liebe erworben. Halten Sie ihn für hinlänglich vorbereitet und befähigt, den Don Juanstoff zu bewältigen, eine Oper dieses Titels für unser berühmtes Mitglied Wolfgang Amadeus Mozart zu liefern so wollen Sie diese Ueberzeugung gefälligst durch Erhebung von Ihren Sitzen ausdrücken.“

Alle sprangen von ihren Stühlen empor, Mozart am behendesten.

„Einstimmiges Urtheil!“ rief der Bariton, während die Uebrigen wieder ihre Plätze einnahmen. „Lorenzo Daponte, im Namen der Buddl-Ratzy'schen Akademie der schönen Künste wird Ihnen hiermit aufgegeben, binnen drei Monaten vom heutigen Tage das Libretto einer großen Oper „Don Juan“ zu liefern. Es steht Ihnen frei, jedwedes Hülfsmittel zu gebrauchen, Ihre poetische Ader zu erfrischen, Ihrer Phantasie Schwungkraft zu verleihen, namentlich empfiehlt Ihnen die Akademie, sich von Ihrer reizenden Braut inspiriren zu lassen, auf daß Sie, von den Blicken der schönen Coiinna begeistert, von ihren Küssen entflammt, unserem großen Mästro ein hohes

Bild der Liebe dichten, wie die Welt noch kein ähnliches besessen."

Daponte erhob sich. „Meine Herren von der Akademie," sagte er, „ich danke Ihnen für das in mich gesetzte Vertrauen und werde demselben zu entsprechen suchen. Sie sollen vor Ablauf der angegebenen Frist einen „Don Juan" haben — um Mozart's und Corinna's willen!"

„He, Wirthschaft! Champagner her!" kommandirte der Baron. „Ein solches Fest muß würdig begangen werden."

Buddi-Nahy und seine Aufwärter ließen sich das nicht zweimal sagen. Im Nu standen die Champagnerflaschen auf dem Tisch, die Korke knallten und das schäumende Naß perlte in die Gläser.

„Auf das Wohl des Dichters und Komponisten des „Don Juan"!" rief der Baron Wezlar, sein gefülltes Glas erhebend. „Mögen sie Beide ihre Aufgabe in einer Weise lösen, daß die Oper noch in späten Jahren als unübertreffliches Meisterwerk gepriesen werde!"

Alle thaten dem Toast Bescheid.

„Wenn ihnen die Quelle dieses Göttertranks reichlich fließt," rief der Doktor, mit schnalzender Zunge sein Glas leerend, „wird es an der rechten Begeisterung sicher nie fehlen. Vivat Champagner! Vivat Champagner!"

„Vivat Champagner!" schallte es im Chor, und Mozart und Daponte stimmten am kräftigsten ein.

3. Ein Wiederfinden.

„Aber, Madame, sind Sie denn wirklich verheirathet?"

„Würde ich es Ihnen sagen, mein Herr, wenn dem nicht so wäre?"

„In Ihrem Alter — erlauben Sie: wie alt sind Sie eigentlich?"

„Wenige Tage nach meinem siebenzehnten Geburtstag wurden wir vermählt. In der darauf folgenden Woche schifften wir uns in Pisa ein und kamen nach London — nun sind wir schon fast zwei Monate hier!"

„Also kaum siebenzehn Jahre! Schade! Schade!"

„Was meinen Sie, mein Herr?"

„Sie würden für das Ballet von Drurylane recht gut zu verwenden sein: anmuthige Erscheinung, jugendliches Alter, graziöse und doch volle, üppige Form — ich würde die Kosten des Unterrichts daran wagen und Ihnen vorläufig wöchentlich zehn Schillinge Gage bieten, wenn nicht der fatale Umstand im Wege wäre, daß — daß — Sie verheirathet sind."

„Aber, lieber Herr, mein Mann ist auch jung, er ist willig und geschickt, unterzieht sich gern jeder Arbeit — könnten Sie ihm nicht eine kleine Anstellung bei Ihrem Theater geben?"

„Bedaure, Madame, es ist Alles besetzt."

„So wird er irgend etwas Anderes finden. Versuchen Sie es wenigstens mit mir."

„Wir nehmen einmal keine verheiratheten Frauen ins Ballet Ihr Mann ist eifersüchtig, wie Sie selber sagen, er gestattet Ihnen keine Freiheiten — —"

„Mein Gott, er liebt mich ja so sehr!"

„Recht schön, recht rührend, aber sehen Sie, beim Theater können wir einmal solche zärtliche Gattenliebe, solch stilles Familienglück nicht brauchen. Unsere Damen müssen allen Männern gefallen dürfen, müssen gegen Alle liebenswürdig und zuvorkommend sein... Sie können das nicht, Sie sind gebunden — — Empfehle mich gehorsamst — bedaure, daß ich Sie inkommodirt... Guten Abend, Madame!"

Es war ein nur mit den nöthigsten Möbeln ausgestattetes, armseliges Dachkämmerchen, in dessen Kamin trotz der frostischen Märzluft kein Feuer brannte, worin die eben mitgetheilte Unterredung geführt wurde. Die Sprechenden waren ein ältlicher, elegant gekleideter Herr, mit einer Brille auf der Nase, hinter deren mächtigen Gläsern ein paar vorstehende, weit geöffnete Augen mit neugierig lüsternem Ausdruck hervorlugten, und eine junge, kaum dem Kindesalter entwachsene Frau von ungewöhnlicher Schönheit, deren dunkles, üppiges Haar und volle Züge den südlichen Typus verriethen. Als der fremde Herr ging, mußte er sich mit großer Vorsicht an dem schadhaften Geländer der baufälligen, steilen Treppe anklammern, die aus diesen höheren Regionen in eines der engen, schmutzigen Gäßchen zwischen Houndsdish und Bishopsgatestreet, einem der ärmsten Quartiere Londons, hernieder führte. Im Auge der jungen Frau perlte eine Thräne, eine trübe Wolke des Kummers lagerte auf der reinen jugendlichen Stirn und ein kummervoller Seufzer entwand sich ihrem Busen, als sie das flackernde Oellämpchen, mit dem sie dem Fremden geleuchtet, wieder auf den wurmstichigen Tisch niedersetzte.

„Alles vergeblich!" sprach sie vor sich hin. „Das ist nun der Dritte und keiner will mich beschäftigen, nur weil ich verheirathet bin, weil ich meinen Jose lieb habe und ihm nie untreu werden kann! O daß es in dieser großen schönen Stadt so böse Menschen geben muß! Und ich darf ihn den Grund meines Mißerfolgs nicht einmal wissen lassen — er würde doppelt unglücklich sein, würde sagen, daß ich mich für ihn opfere, durch ihn und seine Armuth zu Grunde gehe, während ich doch in Fülle und Behaglichkeit leben könnte wie einstmals in besseren Jahren. O mein guter, herziger Jose, ich liebe ihn ja so sehr, ich würde um seinetwillen so gern alle Leiden, alle Entbehrungen tragen, wenn nur er nicht verzweifeln wollte, wenn ich nicht sehen müßte, wie er sich so ganz in Kummer und Sorge verzehrt!"

Die junge Frau überließ sich ihren Thränen, die in unaufhaltsamer Fluth über die zarten, trotz des schweren Kummers noch immer von dem anmuthigsten Roth angehauchten Wangen rannen. Doch nur für wenige Augenblicke behielt der Schmerz die Oberhand.

„Ich darf nicht weinen," sagte sie, sich aufraffend und ihre Thränen trocknend, „er kann jetzt jeden Augenblick zurückkehren, und wenn er mich so trostlos fände, es würde ihn ja nur noch unglücklicher machen. Meine Heiterkeit ist seine letzte Stütze, und so schwer es mir auch fällt, ich muß sie zu bewahren suchen. Auch will ich mich sputen, daß die Arbeit für den Weißwaarenhändler bis morgen früh fertig wird. Es sind nur wenige Schillinge, die er mir dafür versprochen, allein sie reichen doch aus, um wieder für ein paar Tage Brod zu schaffen."

Hastig ergriff die junge Frau eine Näharbeit, die sie wahrscheinlich beim Eintreten des Fremden bei Seite gelegt, und arbeitete bei dem matten Schein des Lämpchens unverdrossen mit der Nadel, obwohl ihr die Arbeit, an die sie wohl kaum gewöhnt war, nicht allzu flink von der Hand ging. Plötzlich hob sie das Köpfchen empor und lauschte. Unten war eine Thür geöffnet worden — hastige Tritte flogen die Stiege empor — die junge Frau erkannte diese Tritte, sie legte rasch die Arbeit bei Seite und eilte nach der Thür. Im nächsten Augenblick lag sie bereits in den Armen eines jungen Mannes, der sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit umfing, seine Lippen auf die ihrigen preßte und ihr üppiges Haar streichelte.

„Mein guter, lieber Jose!" kos'te sie in zärtlichem Ton, halb lachend, halb weinend, „wie glücklich bin ich, wenn ich Dich wieder habe, aller Schmerz, aller Kummer ist vergessen und ich fühle mich nicht einmal mehr einsam in dieser großen fremden Stadt!"

„Ich habe Dich so lange verlassen müssen, meine arme Corinna, mein süßes Herzensweibchen, und doch waren meine Gedanken den ganzen Tag über nur bei Dir; an so vielen Menschen, so vielen Häusern ich vorüber gelaufen, so oft dachte ich an Dich, und all die Pracht, all der Reichthum, den man in diesem großen London sieht, erschien mir kalt und nichtig gegen unser kleines armseliges Kämmerchen, worin ich meinen größten Schatz zurückgelassen!"

Aus den dunkeln Augen der jungen Frau leuchtete der Stolz auf die Liebe ihres Gatten! sie belohnte seine Zärtlichkeit mit einem innigen Kuß und schmiegte sich noch hingebender an seine Brust.

„Und bist Du heute glücklicher gewesen, Jose?“ fragte sie mit sanftem Lächeln. „Hat Dein unermüdliches Hin- und Herlaufen durch die große Stadt einen Erfolg gehabt?“

„Leider nein,“ versetzte der junge Mann niedergeschlagen. „Ich ließ nichts unversucht, sprach wohl an etlichen Dutzend Stellen vor, bot meine Dienste nach jeder erdenklichen Richtung an, konnte aber nirgends eine bestimmte Zusage erhalten. Hin- und wieder vertröstete man mich mit Versprechungen, hieß mich morgen oder in etlichen Tagen wiederkommen — nun, ich kanns versuchen, aber wahrscheinlich wird's dann auch vergeblich sein. Ja, wenn ich mit der Sprache fortkommen könnte wie Du, dann möchte noch eher eine Aussicht sein!“

„Was hilft mir die Sprache — ich bin nicht glücklicher als Du!“

„So hat sich auf Deine Anzeige noch Niemand gemeldet?“

„O gemeldet wohl, aber ein Engagement habe ich nicht gefunden. Es waren drei Theater-Direktoren hier, noch vor einer halben Stunde der von Drurylane.“

„Nun?“

„Jeder gibt dieselbe Antwort: wenn ich hinlänglich ausgebildet wäre, würde es mir nicht fehlen, als Anfängerin aber will es keiner mit mir versuchen, das Publikum, sagen sie, verlange jetzt so viel, und sie müßten darauf bedacht sein, nur die fähigsten Kräfte zu gewinnen.“

„Aber für das Korps de Ballet — Du machst ja doch so geringe Ansprüche.“

Und doch glaubt es keiner mit mir wagen zu dürfen.“

„Hm, wenn ich mir's recht überlege, will es mir kaum leid thun.

„Wie, Jose? Du wünschest nicht, daß ich zum Ballet gehe?“

„Ehrlich gestanden: nein, ich wünsche es nicht! Deine Mutter war selber eine große Künstlerin, sie kannte die Bühne, aber sie wünschte auch nicht, daß Du dieselbe betreten solltest, und bildete Dich nicht in ihrer Kunst aus. Was sie nicht wollte, soll ich Gefallen daran finden?“

„Aber unsere bedrängte Lage, Jose! Wie sollen wir unsern Unterhalt verdienen?“

„Es wird sich schon noch Etwas finden. Mit zwei gesunden Armen und dem guten Willen zur Arbeit verhungert man nicht.“

„Du schienst aber doch selbst vorher an dem Erfolg Deiner Bemühungen zu verzweifeln.“

„Einen Augenblick — ja! Dann aber kehrt immer wieder die Kourage zurück, und besonders wenn Du mir von der Bühne sprichst.“

„Ich hielt es für meine Pflicht, einen Versuch zu machen; mit dem Weißsticken will es nicht gehen — es fehlt mir an Uebung — meine Augen sind nicht stark genug — und der Lohn reicht kaum aus um Brod dafür zu kaufen. Beim Ballet, hoffte ich wenigstens soviel zu verdienen, um für's Erste unserem dringendsten Mangel abzuhelfen. Wenn es Dir dann später geglückt, eine Stellung zu finden, hätte mir ja jeden Augenblick der Rücktritt freigestanden.“

„Hm, das ist leicht gesagt, aber oft schwer gethan. Die Bühne soll eine wunderbare Anziehungskraft besitzen und wer sie einmal betreten, nicht gut wieder loskommen können. Es ist am Ende doch besser für uns Beide, daß nichts daraus geworden.“

Draußen auf der hölzernen Treppe ließen sich stolpernde Tritte vernehmen und gleich darauf wurde an die Thür gepocht. Auf das „Herein“! des jungen Mannes trat ein Fremder mit höflichem Gruße in das Zimmer. Es war ein schon bejahrter Mann mit edlen, wohlwollenden Zügen, seiner äußeren Erscheinung nach den höheren Ständen angehörend.

„Ich habe in der heutigen Times eine Anzeige gelesen“ hob er in italienischer Sprache an, „der zu Folge hier eine junge, erst kürzlich aus Italien angelangte Dame eine Stellung beim Ballet einer Bühne sucht.“

„Bitte, nehmen Sie Platz, Signor,“ versetzte Jose, erfreut, die Töne seiner Muttersprache zu vernehmen, indem er dem Fremden den einzigen Stuhl anbot, den seine ärmliche Wohnung aufzuweisen hatte.

„Sind Sie die Dame, Signora?“ wandte sich dieser an die junge Frau.

„Ich ließ die Anzeige einrücken, mein Herr, da wir uns augenblicklich in sehr bedrängter Lage befinden. Da sich inzwischen mein Gatte mit meinem Entschluß, die Bühne zu betreten, nicht zu befreunden vermag, habe ich den gethanen Schritt schon bereut und werde doch wohl auf meine Absicht verzichten müssen.“

„Ihr Gatte?“ wiederholte der Fremde verwundert. „Ei, ich hätte kaum gedacht, Signora, daß Sie bereits vermählt seien. Signor, ich wünsche Ihnen Glück zum Besitz eines so jungen, reizenden Weibchens. Wenn Sie hinsichtlich Ihrer Absicht, sich der Bühne zu widmen, überhaupt noch im Zweifel sind, würden Sie freilich wohl um so weniger geneigt gewesen sein, mein Anerbieten anzunehmen, und mir nach Amerika zu folgen.“

„Sie reisen nach Amerika?“ fragte Jose neugierig.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Bitte! bitte!

Es weht der Wind so kalt und stark,
Wie Stein im Frost das Erdreich starrt,
Das Feld, die Wege weit und breit,
Und Markt und Straßen tief verschneit,

Wir finden kaum ein Krümchen mehr
Uns friert und hungert gar zu sehr
Wir konnten säen und ernten nicht
Und ach an Vorrath's uns gebricht.

Ihr, die aus warmem sichern Haus
Schaut in den Winter froh hinaus,
Kaum wißt, was Frost und Hunger sei,
Ihr guten Menschen steht uns bei!

Ihr halft dem armen Bruder gern,
Seid auch uns Darbenden nicht fern,
Thut auf uns eure milde Hand,
Wir sind ja auch mit euch verwandt.

Gedenkt barmherzig uns'rer Noth,
Gebt heut uns unser täglich Brod!
Wir bitten für des Hungers Qual
Um Krümchen nur von eurem Mahl.

Es weht so kalt und hart der Wind
Uns friert so sehr, ach helft geschwind,
Errettet uns von Angst und Tod
Und tausendmal vergelt's euch Gott.

Die armen hungernden und frierenden Vögel.

Auflösung des Räthsels in Nro. 3:

Der Fluß.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von G. Meyer.

Nro. 6.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Nürnberg. 12. Februar. 1871.

Don Juans letzte Liebe.

(Fortsetzung.)

„Schon in nächster Woche. Ich habe eine italienische Operngesellschaft engagirt, mit der ich in New-York Vorstellungen zu geben gedenke. Einige Kräfte für das Ballet würden mir noch erwünscht sein, und da ich Ihre Anzeige las — —."

„Oh, das würde sich treffen," meinte der junge Mann. „Es war ursprünglich auch unsere Absicht, nach Amerika zu gehen. Unsere Mittel reichten jedoch nicht aus, und so mußten wir einstweilen hier in London bleiben."

„Sie haben Italien erst kürzlich verlassen?"

„Vor wenigen Wochen, unmittelbar nach unserer Vermählung."

„Und hatten den Muth, so auf's Gerathewohl, ohne Mittel in die weite Welt zu gehen?"

„Es blieb uns keine andere Wahl. Ich hatte mich an der politischen Bewegung gegen den französischen Gewalt herrscher betheiligt, die in den meisten italienischen Staaten ins Leben getreten. Als in meiner Heimath Florenz der französische Einfluß die Oberhand gewann, verhaftete man eine Anzahl der Führer jener Bewegung und machte ihnen unter nichtigen Vorwänden den Prozeß. Auch ich war ins Gefängniß geworfen und prozessirt worden. Mein Urtheil, eines der strengsten, lautete auf zehnjährige Haft; da ich jedoch einflußreiche Gönner besaß und einige der Richter mir wohl wollten, ließ man mir die Wahl zwischen Abbüßung dieser Strafe oder lebenslänglicher Verbannung aus meinem Heimathstaat und damit auch, da sich des Korsen allmächtiger Einfluß über die ganze Halbinsel erstreckt, aus dem schönen Italien. Ich würde zweifelhaft gewesen sein, was zu wählen, wofür mich zu entscheiden, wäre ich nicht seit langer Zeit mit meiner geliebten Corinna verlobt gewesen und hätten nicht deren Verhältnisse unsere sofortige Vereinigung zur unumgänglichen Nothwendigkeit gemacht."

„Corinna?" wiederholte der Fremde mit bewegter Stimme und seine Blicke, die schon bisher mit unverkennbarer Theilnahme auf der jungen Frau gehaftet, nahmen einen eigenthümlich starren, fast beängstigenden Ausdruck an. „Verzeihung, Signora, dieser Name weckt Erinnerungen, die lange in meinem Herzen schlummerten. Auch Ihre Erscheinung ergreift mich wunderbar — Sie haben eine Aehnlich — — Doch nein, ich vergesse, daß die Zeit nicht stille steht, daß zwischen heute und damals so viele, viele Jahre liegen... Ich kannte einst eine Corinna — freilich nicht in Italien, sondern in der großen deutschen Kaiserstadt, dem schönen Wien."

„Dort lebte einst meine Mutter," versetzte die junge Frau.

„Ihre Mutter? Und auch sie hieß — —?"

„Corinna, wie ich."

„Allmächtiger Gott, wann war es?"

„Vor neunzehn Jahren, eh ich geboren war."

„Und Ihre Mutter — gehörte sie zum Ballet? Tanzte sie auf der Bühne?"

„Sie war damals eine der gefeiertsten Künstlerinnen."

„Sie ist's! Meine Ahnung hat mich nicht betrogen!" rief der Fremde aufspringend und die junge Frau, die mit halb ängstlicher Scheu zurückwich, in seine Arme schließend, während Thränen der Freude über seine Wangen rannen und in seinem ganzen Wesen sich eine stürmische Aufregung kund gab. „Kind, geliebtes Kind, wie wunderbar habe ich Dich gefunden! Ja, diese sprechenden Augen, diese lieblichen Züge täuschen nicht! Beim ersten Anblick fühlte sich mein Herz mächtig bewegt — alte Erinnerungen stiegen in mir auf — — Tochter meiner Corinna, Du sollst fortan auch meine Tochter sein!"

Das junge Ehepaar konnte vor Staunen noch nicht recht zur Besinnung kommen.

„Wer sind Sie, mein Herr," fragte Corinna freundlich, doch nicht ganz frei von Befangenheit. „Ich kann mich nicht erinnern, Sie je gesehen zu haben."

„Kannten Sie denn die Schwiegermama?" fragte Jose, der im ersten Augenblick, als sich der Fremde so auffallende Freiheiten mit seiner Gattin nahm, etwas verdächtig drein schaute, bald aber, als er das würdige Ansehen des Herrn und seine aufrichtige Bewegung in Betracht zog, sich seiner eifersüchtigen Regung schämen mochte.

„Ob ich sie kannte! Wo ist sie, meine Corrina — lebt sie? O nein! Eure wehmüthigen Blicke sagen es — sie ist todt, todt!"

„Es ist noch kein Jahr verstrichen, seit sie die gute Mutter begruben!" schluchzte Corinna leise.

„O Gott, Gott, daß ich sie nie wiedersehen sollte!"

Der Fremde hatte das Gesicht mit beiden Händen bedeckt und weinte still vor sich hin. Die beiden jungen Leute ehrten seinen Schmerz, sie wagten ihn nicht mit Fragen zu belästigen. Eine geraume Weile verstrich, ehe er die Fassung wieder erlangte. Endlich bewältigte er seine Thränen und fragte mit noch immer unsicherer Stimme:

„Sollte sie wohl niemals den Namen Lorenzo Daponte genannt haben?"

„Lorenzo Daponte?" wiederholte die junge Frau, und ihre Züge drückten plötzlich eine lebhafte Bewegung aus. „Wohl nannte sie diesen Namen — sie nannte ihn tausend und tausend mal — er war ihr theuer durch's ganze Leben — sie hauchte ihn noch mit sterbenden Lippen!"

„So hat Sie mich nicht vergessen! Ihr Herz gehörte doch nur mir!"

„Mein Herr, wer sind Sie eigentlich?" drängte das junge Weib.

„Ich habe meinen Namen genannt: — Lorenzo Daponte!"

Aus Corinna's umflortem Auge brach ein hell leuchtender Freudenstrahl. „Ist es möglich?" jubelte sie. „Der Freund meiner Mutter? O seien Sie mir herzlich willkommen! Gestatten Sie der Tochter Ihrer Corinna, daß sie in Ihnen einen zweiten Vater begrüßt!"

Zwei Jahrzente fast sind verstrichen, seit wir den Dichter des „Don Juan" als glücklichen, viel beneideten Bräutigam

kennen gelernt. Damals stand er vor uns in der Fülle männlicher Kraft — heute erblicken wir ihn in reiferem Alter, das Haar ergraut, die Züge faltig, doch noch immer ein stattlicher, einnehmender Mann, dessen lebendiges Auge den nimmer rastenden Geist verräth. Mit väterlicher Zärtlichkeit zog er die junge Frau an sich heran und schüttelte ihrem Gatten treuherzig die Rechte.

„Gern will ich Euer Vater sein, Kinder, wenn ihr mich als solchen annehmt; stehe ich ja doch einsam und allein in der Welt — keine Seele lebt, die herzlichen Antheil an mir nähme. Vor allen Dingen aber laßt mich noch etwas von meiner Corinna hören; es ist ja so lange, lange her seit ich sie verlor und trotz aller Nachforschungen kam mir nie eine Kunde von ihr zu. Du weißt wohl, Kind, daß ich einst der Mutter nahe stand? In jenen herrlichen Tagen, als ich für den großen heimgegangenen Meister die Oper „Don Juan" dichtete, feierten wir unsere Verlobung. Ach, es war eine seelige, unvergeßliche Zeit! Von ihrer Liebe berauscht, von ihren Küssen trunken, dichtete ich die Verse, die unser unsterblicher Mozart mit gleicher Begeisterung in Musik setzte. Drei Monate hatte ich mir zur Vollendung des Textes ausbedungen — er war schon in der Hälfte der Zeit fertig, und die Komposition hielt mit der Dichtung fast gleichen Schritt: was ich bei Tage gedichtet, das brachte ich Abends unserm Mozart, und in der Stille der Nacht oder in der Frühe des Morgens schuf er seine herrlichen Melodieen. In Wien stellten sich der Aufführung der Oper Hindernisse entgegen; eine mächtige Partei, die Komponisten, Salieri, Righini, Martin und Dittersdorf an ihrer Spitze, suchte dieselbe zu hintertreiben, und der in künstlerischen Angelegenheiten nicht selten befangene und schwache Kaiser, von dem unserm Mozart feindlichen Intendanten der Hofoper, Grafen Rosenberg, geleitet, zeigte sich den Bestrebungen jener Partei günstig. Von Prag aus, wo Mozarts Werke stets die ehrendste Aufnahme gefunden, wurden ihm vortheilhafte Anerbietungen gestellt, und bei dem hohen Rang, welchen jene kunstsinnige Stadt dazumal in der musikalischen Welt einnahm, schien es ganz besonders rathsam, ihr den Entscheid über das Hauptwerk unsers Komponisten, dem er selber ungewöhnliche Bedeutung beimaß, anheim zu stellen. In eigener Person reis'te Mozart nach Prag, um dort seine Oper in würdiger Weise zur Aufführung zu bringen. Von der Direktion des Prager Theaters und den ausübenden Künstlern auf's lebhafteste unterstützt, stellten sich der Ausführung des Vorhabens doch manche Hindernisse entgegen, die nur durch große Ausdauer und Beharrlichkeit zu überwinden waren. Der ursprünglich auf wenige Monate berechnete Aufenthalt in Prag zog sich in die Länge; Mozart hatte jedenfalls kaum Ursache, es zu beklagen, da ihm derselbe so angenehm als möglich gemacht wurde und die dort verlebte Zeit zu der glücklichsten seines Lebens gehörte. Als die Aufführung endlich herannahte, glaubte er, daß ihm mein persönlicher Beistand von Nutzen sein werde. Briefe über Briefe trafen von ihm ein, und alle enthielten die dringende Bitte, daß ich sofort nach Prag kommen möge. So bereitwillig ich ihnen unter anderen Umständen entsprochen haben würde — in jenem Augenblick, wo ich nur der Liebe zu meiner Corinna lebte, wo der Tag, an dem unser Herzensbund durch den kirchlichen Segen zu einem unauflöslichen gemacht werden sollte, herannahte, fiel es mir schwer, mich von Wien loszureißen. Wir würden unsere Hochzeit beschleunigt und dann gemeinsam die Reise nach Prag angetreten haben, um dort unter den beneidenswerthesten Verhältnissen, in den Kreisen gleichgesinnter, künstlerisch hochstehender Freunde unsere Flitterwochen zu feiern, hätte sich nicht Corinna durch ein augenblicklich unmöglich zu lösendes Engagement gefesselt gesehen. In diesem Widerstreit der Wünsche und Pflichten kam ich endlich zu dem Entschluß, den Bitten des Freundes nachzugeben und für einige Wochen nach Prag zu reisen. Unmittelbar nach meiner Rückkehr sollte dann, da mittlerweile Corinna's Engagement zu Ende gegangen, die Vermählung stattfinden, worauf wir nach Prag zurückkehren und von dort, vielleicht in Mozarts Begleitung, nach München reisen wollten. Corinna selber hatte diesen Plan ausdrücklich gebilligt, und so schwer mir auch die Trennung von ihr fiel, es war ja nur eine ganz kurze und vorübergehende, der die dauernde Vereinigung folgen sollte.

„Es muß wohl um jene Zeit gewesen sein, als die Mutter Wien verließ," sagte die junge Frau, vielleicht nur um die peinliche Pause auszufüllen, welche entstand, als Daponte plötzlich in seiner Rede abbrach und sinnend vor sich hinstarrte, als zögere er, die schlummernde Erinnerung an die zunächst folgenden Ereignisse wachzurufen. „Sie hat es stets vermieden, über jene Vorgänge mit mir zu reden, und nur aus einigen späteren Aeußerungen konnte ich entnehmen, was sich damals zugetragen."

„Die Erinnerung wird ihr schmerzlich gewesen sein," meinte Daponte, „da die Liebe zu mir, wie ich aus Deinen Mittheilungen schließen darf, mein Kind, wohl nie ganz in ihrem Herzen erstarb. Bei meiner Ankunft in Prag war zur Aufführung unserer Oper schon Alles bereit. Drei Tage später ging „Don Juan" in Scene und errang gleich bei der ersten Aufführung einen vollständigen Erfolg, der sich inzwischen mit jeder Wiederholung steigerte, da es einiger Zeit und eines mehrmaligen Anhörens bedurfte, um diese himmlische Musik in ihrer ganzen Reinheit, ihrem wunderbaren Ausdruck zu erfassen. Mozart wurde in Prag hoch gefeiert, und ein Theil des Ruhmes ging natürlich auch auf mich, den Dichter des Textes, über, von dem man wohl auch inne ward, daß er in Augenblicken wahrer Begeisterung, im Rausch des höchsten Herzensjubels gedichtet worden. Ich blieb bis zur dritten Aufführung, nach deren Schluß Mozart eine imposante Ehrendemonstration veranstaltet wurde: die Angehörigen der Bühne, des Orchesters und eine Anzahl von Kunstfreunden brachten ihm ein Ständchen, dem sich dann ein Bankett und ein improvisirter Ball anschloß. Eine Woche verstrich mir in Prag wie ein einziger Tag; das Glück meines Freundes, der hier im vollsten Maße jene Anerkennung fand, die ihm in dem heimischen Wien scheelsüchtiger Neid versagte, war zugleich das meinige. Gern wäre ich länger geblieben, hätte mich nicht, trotz der heiteren, beglückenden Eindrücke, die Sehnsucht nach der Geliebten verzehrt und mein ihr gegebenes Versprechen die Abreise gebieterisch gefordert. Auch bemächtigte sich meiner plötzlich eine seltsame Unruhe, eine unheimliche Ahnung, genährt durch den auffallenden Umstand, daß kein Brief von Corinna eintraf, obwohl sie mir versprochen, schon wenige Tage nach meiner Abreise zu schreiben, und ich wohl schon ein halbes Dutzend Briefe an sie hatte abgehen lassen. So trat ich denn, keinen Einreden Gehör gebend, zur versprochenen Zeit die Rückreise an und traf schon in der dritten Woche wieder in Wien ein. Mein erster Weg, ehe ich die eigene Wohnung aufgesucht, war zu Corinna, wo mich die Schreckenskunde empfing, daß die Geliebte Wien verlassen hatte und, wie kaum noch ein Zweifel obwalten konnte, für mich verloren war. Eine Woche nach meiner Abreise war ein Fremder eingetroffen, der mit Corinna mehrere längere Zusammenkünfte gehabt. Eines Tages hatten Beide zusammen einen Wagen bestiegen, einige Koffer waren aufgeladen worden und der Kutscher hatte Befehl erhalten, nach dem Postgebäude zu fahren, wo gerade der Eilwagen nach Verona abging. Sie hatten Plätze nach Italien genommen, ihr Name und der des Fremden, der sich Marchese d'Azeglio nannte, standen im Postbuche und — es war das Letzte, was ich von meiner Corinna hörte oder sah — ein glücklicher Nebenbuhler hatte mir meinen köstlichsten Schatz entführt!"

„Aber Sie erhielten einen Brief, den Ihnen die Mutter später von Italien aus schrieb?" fragte die junge Frau theilnehmend.

„Niemals! Ich hörte nichts über ihr Schicksal und meine Nachforschungen blieben ohne Erfolg. Den Gedanken, selber

nach Italien zu reisen und dort Nachforschungen anzustellen, gab ich nach einigem Ueberlegen auf. Sie hatte mich freiwillig aufgegeben, ein Anderer war an meine Stelle getreten — was konnte es nützen, wenn ich sie wirklich wiederfand, um dann noch aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen, daß sie mir ewig verloren sei? Ich bekämpfte meinen Schmerz — es war ein harter, furchtbarer Kampf, Anfangs schien es, als ob ich der unterliegende Theil sein werde — ich erlangte bis zu einem gewissen Grade wieder meine Ruhe, die Herrschaft über mich selber und ergab mich gefaßt in das Unvermeidliche."

„Aber Mutter hat Ihnen ganz sicher von Verona aus geschrieben und lebte stets der Ueberzeugung, daß Sie diesen Brief erhalten und ihr Alles vergeben."

„Ich habe ihr vergeben, auch ohne jenen Brief, der nie in meine Hände kam. Ihr Name, ihr Andenken ist mir theuer geblieben durch's ganze Leben; ich habe mich nie vermählt und stehe heute, an der Schwelle des Alters, ein einsamer rastloser Wanderer auf dieser weiten Erde."

„Armer, armer Mann!" sagte Corinna und streichelte liebkosend die von Thränen befeuchteten Wangen des Dichters. „Es würde Ihnen doch einen Trost gewährt haben, wenn Sie jenen Brief empfangen hätten. Es war keine leichtsinnige, in leidenschaftlicher Aufwallung begangene Handlung der Mutter, die Ihnen so viel Schmerz bereitet. Mein Vater eben jener Marchese d'Azeglio, war ihr Jugendgeliebter, dem sie sich einst verlobt; unglückliche Familienverhältnisse hatten sie getrennt und die Mutter wähnte sich völlig frei, als sie damals in Wien im Begriff stand, die Ihrige zu werden. Da kehrte, während Ihrer Abwesenheit, mein Vater ganz plötzlich und unerwartet mit der Nachricht zurück, daß die Hindernisse welche sich ehemals ihrer Vereinigung entgegengestellt, hinweggeräumt, und machte stürmisch seine früheren Ansprüche geltend! Wohl mag auch die Mutter damals einen harten Kampf gekämpft haben, denn ihre Liebe zu Ihnen war eine aufrichtige, und nur unter schwerer Entsagung erfüllte sie ein in früher Jugend ertheiltes Versprechen. Seien Sie versichert, daß nicht Sie allein gelitten; auch die Mutter hatte bittere Leiden zu überstehen, und ihre Ehe — nur Ihnen darf ich es gestehen — war keine glückliche. Später, als ich bereits heranzuwachsen begann, gesellten sich zu dem innern Kummer auch noch äußere Sorgen. Der Vater, der sein ganzes Vermögen verloren, trat in österreichische Kriegsdienste und fiel in einer der Schlachten, die damals in Oberitalien gegen den siegreichen General der französischen Republik geschlagen wurden. Ohne Mittel des Unterhalts, sah sich die Mutter genöthigt, zu ihrem früheren künstlerischen Berufe zurückzukehren; unter angenommenem Namen tanzte sie wieder auf den Bühnen Italiens. Doch ein stiller Gram nagte an ihrem Herzen und die tödtliche Krankheit, der sie später unterliegen sollte, trat bereits in ihren ersten unheilverkündenden Anzeichen hervor. Sie mußte ihrem Beruf entsagen und sich ins Privatleben zurückziehen. Glücklicherweise hatte sie sich eine kleine Summe erspart, die wenigstens den Mangel fern hielt und gerade so lange ausreichte, als ihr die unaufhaltsam fortschreitende Krankheit zu leben gestattete."

„Corinna in Noth — o mein Gott, warum wendete sie sich nicht an mich? Warum habe ich nie wieder von ihr gehört?"

„Sie wußte nicht, was aus Ihnen geworden; wie sie auf indirektem Wege in Erfahrung gebracht, hatten Sie längst Wien verlassen — sie hielt Sie für todt. Doch wenn sie auch um Ihr Leben gewußt und Ihren Aufenthalt gekannt hätte, sie war zu stolz und von dem Bewußtsein ihrer Schuld zu tief durchdrungen, um je einen Versuch der Annäherung zu wagen."

„Stolz, ja, das war sie," stimmte Daponte ein, „eine stolze, unbeugsame, aber doch große, herrliche Seele, ein Weib, wie es selten geboren wird. Friede ihrem Andenken — es soll mir immer heilig sein! Doch nun zu eurer Zukunft, Kinder! Was soll's mit euch werden? Ihr beabsichtigt also wirklich, nach Amerika zu wandern?"

„Mit dieser Idee verließen wir unsere Heimath," antwortete der junge Gatte. „Ich mußte darauf bedacht sein, uns so bald als möglich eine Existenz zu gründen, da ich selber kein Vermögen hatte und Corinna nach dem Tode ihrer Mutter nur eine sehr kleine Summe übrig geblieben, wir es aber gleichwohl für das Beste gehalten, nach Ablauf der Trauerzeit sofort zu unsererer Vereinigung zu schreiten, nachdem mir die fatale Alternative gestellt worden, zehn Jahre im Kerker zuzubringen oder ins Exil zu wandern. Mit Mühe rafften wir die Reisekosten zusammen, wurden aber bald inne, daß es eben nur hinreichte, uns bis London zu bringen und hier noch einige Wochen zu unterhalten."

„Und was sind eigentlich eure Pläne in Amerika?" fragte Daponte weiter. „Mit dem Ballettanzen der Kleinen ist es doch einmal nichts; dazu habt ihr Beide keine rechte Lust, und Jose giebt dort seine Einwilligung wohl so wenig wie hier."

„Ja, Sie haben Recht, ich mag es einmal nicht leiden, daß sie mir mein Weib da oben auf der Bühne wie ein Wunderthier anstarren und jeder Laffe für sein Eintrittsgeld befugt sein soll, Lob oder Tadel über sie auszusprechen. Wären wir nur erst drüben; dort, im Lande der Freiheit und geachteten Arbeit sollte es mir schon gelingen, ein Fortkommen zu finden. Hab' ich doch das Kaufmannswesen in einem der ersten Häuser Pisas gründlich erlernt, und die enlische Sprache, die mir jetzt freilich noch gewaltigt fremd klingt, wird ja am Ende auch keine Hexerei sein."

„Topp, Kinder, daß lass' ich gelten!" rief Daponte. „Eine wunderbare Fügung hat uns zusammengeführt und von Trennung darf keine Rede mehr sein. Ihr begleitet mich nach Amerika, sollt aber mit meinen Opernunternehmen nichts zu schaffen haben. Drüben fehlt es mir nicht an guten Verbindungen und Empfehlungen, durch die es mir schon gelingen wird, Jose eine Stelle in einem guten Handelshause zu verschaffen."

Corinna lachte und jauchzte. In der Freude ihres Herzens küßte sie den väterlichen Freund, und der sonst so eifersüchtige Jose ließ es gern geschehen und umarmte selber den trefflichen Mann, den ihm der Himmel zur Rettung aus drückender Noth gesandt zu haben schien. Da der Tag der Abreise schon ganz nahe bevorstand, kam man überein, daß das junge Paar noch so lange in seiner bescheidenen Wohnung bleiben und sich dann gleich von da aus an Bord des nach New-York segelnden Fahrzeuges begeben sollte. Es war spät in der Nacht, als Daponte das ärmliche Kämmerchen verließ, und natürlich hatten ihm die Kinder versprechen müssen, ihn gleich am nächsten Tage in seiner Wohnung im Westend zu besuchen und bis zur Abreise einen großen Theil der Zeit, sofern dies seine ziemlich ausgedehnten Geschäfte gestatteten, in seiner Nähe zuzubringen.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Vom Wiener Landesgericht. (Halt's eng z'samm'.) Am 16. Oktober v. J. war der Kirchweihtag in der Brigittenau, und im Gasthaus des Hinterleithner ging es hoch her. Es wurde viel getrunken und so Mancher trug „an tüchtigen Affen" oder einen „Trumm Eselsrausch" davon. Etwa um 11 Uhr Vormittags hatte sich der Holzscheiber Josef Sartori im Gasthause eingefunden. Er fand lustige Gesellschaft, darunter den Fiaker Josef Brög. „Halt's eng z'samm!" rief Sartori. „Heut is Kirtag! 'S mueß g'sunga wer'n, denn dös is 'ö'Höchsti!"

Die Gesellschaft erhob die Gläser. Es wurde dem Getränke wacker zugesprochen, dann wurde gesungen:

„Es geht ein Rundgesang
„Um unsern Tisch herum, rum, rum!
„Dreimal drei is neune,
„Ein Jeder singt das seine!"

Die Reihe zum Singen kam an den Fiakerkutscher Josef Brög. „I kann nit singen," sagte dieser. „Bist a dummer Kerl von an Fiaker," antwortete hierauf Sartori. „Was? I dumm? dös laß i mir nit g'fallen. Kreuzlaudonkruzifixmordelement!" lärmte Brög.

„Na sei nit bös!" begütigte Sartori. „Sigst, sing a so:
„Wärst nit aufi g'stieg'n,
„Wärst nit abi g'fall'n."
„Häst mei Schwester g'heirath,
„Wärst mei Schwoger wor'n,"

Brög aber war dadurch, daß er „Dummer Kerl" geheißen wurde, beleidigt und schrie: „I bin ka dummer Kerl!" Dann knirschte er mit den Zähnen, drückte die Fäuste auf den Tisch und rief: „Kruzitürken! I' feuer' den Sartori hinaus! I' hab' schon mehr als An außi g'feuert. Zwamal bin i schon in der Zeitung g'west? Verstanden?"

„Na Freundl, sei gut!" schmeichelte Sartori. „Sing' Bruder!"

Brög begann mit weinheiserer Stimme, ganz melodienlos zu schreien:

„Aber außi, außi, außi, außi möcht' i gehn!"

Ein lautes Gelächter folgte dem Versuche Brög's zu singen. Sartori, heiter und aufgeräumt, stellte sich vor Brög hin, schnalzte mit der Zunge und sang dann:

„Ist denn gar ka Weg,"
„Ist denn gar ka Steg"

Brög, glaubend, daß ihn Sartori verlachen wolle, holte zu einer gewaltigen Ohrfeige aus ... ein Klatsch ... und Sartori lag auf der Erde! Tiefes Schweigen! Die Menge umstand den auf der Erde Liegenden, welcher starr auf den Boden blickte. Endlich sprach Sartori mit leiser Stimme: „Dö Ohrfeigen war nit schlecht!" Pause. Dann fuhr er fort: „I hab' schon viele Ohrfeigen kriegt, aber so ani do no nit. Dö war schon 's Höchste!" Plötzlich raffte er sich auf, ergriff mehrere Gläser und schleuderte sie mit großer Vehemenz gegen den Schädel Brög's, wodurch dieser verwundet wurde, so daß ihm das Blut über's Gesicht herunterrann. Er wusch sich das Blut ab, stürzte dann wieder in das Zimmer, nahm sich Sukkurs und wollte auf Sartori losstürzen. Dieser hatte sich jedoch bereits mit einer Hacke bewaffnet und schlug auf den Kopf Brög's los; Polizisten kamen herbei, arretirten die „Parteien" und somit hatte der Streit sein Ende gefunden.

Sartori, ein braver, gutbeleumundeter Mensch, wegen schwerer körperlicher Verletzung verklagt, gestand, daß er sich habe in der „Hitz" hinreißen lassen, und der Gerichtshof verurtheilte ihn zu einem Monate Kerkers.

Eine Erbschaftsgeschichte wird von Wiener Blättern wie folgt erzählt: „In einer hiesigen Vorstadt wohnte seit einer Reihe von Jahren als Bettgeher bei einem Hausmeister ein Mann, Johann Daniel B., der kümmerlich lebte und sich in seinen Bedürfnissen Entbehrungen auferlegte, daß er füglich ein moderner Diogenes genannt werden konnte. Der Mann gab sich für einen Hausirer aus, nichtsdestoweniger wußte seine nächste Umgebung, daß er durchaus nicht mittellos sei und heimlich Wuchergeschäfte betreibe. Vor einigen Monaten verließ B. plötzlich Wien und reiste, wie er sagte, Geschäfte halber nach Panseowa und verschied kurze Zeit darauf in dem genannten Orte. Die Kunde von seinem Tode drang hierher und nun deponirte ein hiesiger Juwelier die Summe von 1,300,000 fl. als Hinterlassenschaft B's. bei dem Landgericht. Auch ein Testament fand sich vor, nach welchem der Verstorbene seine Kinder enterbte und seinen Enkeln das riesige Vermögen testirte, mit Ausnahme von zwei Legaten von 9000 fl., welche den Kirchen in Pancsova und Pest gewidmet waren. Die Enterbung der Kinder hat in einer Begebenheit ihren Grund, die sich vor Jahren, als B. noch in Pest wohnte, zutrug. Der Verstorbene war damals einer der bekanntesten Wucherer von Pest, die Zuflucht aller geldbedürftigen Magnatensöhnchen und sammelte auf diesem Wege sein colossales Vermögen. Zwistigkeiten mit seinen Kindern veranlaßten B., von denselben seine Hand abzuziehen, was dieselben erbitterte und zu einem verbrecherischen Schritte veranlaßte. Eines Tages überfielen die Söhne B. in seiner Wohnung, knebelten ihn und nahmen aus seinem Geldschranke 100,000 fl. in Banknoten. Dieses Attentat erbitterte B. dermaßen, daß er seinen Glauben wechselte, sich taufen ließ und nach Wien übersiedelte. Hier setzte er sein Geschäft mit Erfolg fort, wie der Nachlaß lehrte. Die Söhne und Töchter, welche noch nicht verheirathet sind, wollen jetzt schnell in den Ehestand treten, um möglichst bald den Testamentsbedingungen zu entsprechen. Zwei Söhne, die hingegen schon Kinder besitzen, legen gegen die von den Geschwistern angestrebte Testamentsauslegung Protest ein. Die Erbschaft hat nun vorläufig zu einem doppelten Civilprozesse Anlaß gegeben.

Aus dem Leben Louis Napoleons wird folgende von Tarile Delord erzählte Episode zu gelegener Zeit in Erinnerung gebracht: Es war im Jahre 1848, als sich Louis Napoleon als „Prinz Louis", nachdem er von der provisorischen Regierung gleich nach seiner Ankunft wieder nach England zurückgeschickt worden war, ganz heimlich unter dem Namen Durand im „Hotel du Rhin" auf dem Vendomeplatz aufhielt und sich die Denksäule seines Onkels ansah, die ihm „bessere Tage" zu versprechen schien. Ein Kellner diente ihm dort sehr treu, kannte sein Incognito, erwies sich aber sehr verschwiegen und zuverlässig. Als Bonaparte Präsident geworden, wollte er den Kellner belohnen und ließ ihn ins Elysee rufen. Er sagte ihm: „Jean, wollen Sie mein Haushofmeister werden, oder soll ich Ihnen das Hotel kaufen, in dem Sie bisher conditionirten und das, wie ich höre, gerade zu verkaufen ist." — „Kaufen Sie mir lieber das Hotel", erwiderte Jean treuherzig, „das ist doch sicherer."

Kunstweihe.

Vorüber ist die Zeit, wo, als die Sonne
Im Meeresschooße flammend unterging,
Ich betend noch den Blick zum Himmel wandte,
Mein Ohr am Ruf der Vesperglocke hing.

Erstorben ist des Glaubens süßer Friede,
Und des Gebetes hehre Seligkeit
Erklinget nachtönend mir im Gemüthe
Nur wie ein Märchen aus der Kinderzeit.

Doch wenn im Zauberreich des ewig-Schönen
Sich andachtsvoll mein stiller Geist ergeht,
Erfüllt ein Friede mich, als zöge wieder
Wie einst durch meine Seele ein Gebet.

Maximilian Bern.

Charade.

Die Erste um Dein Liebchen
In einem trauten Stübchen
Macht, daß die andern Zwei
Für dich, den Liebsten gelten.
Das Gegentheil dich schelten
Ist Sache aller drei.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von G. Meyer.

Nro. 7.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Nürnberg. 19. Februar. 1871.

Don Juans letzte Liebe.

(Schluß.)

4. Des alten Professors Ende.

Vor dem Hause der ehrbaren Wittwe Miles in Houston Street hielt zu später Nachmittagsstunde ein elegantes Fuhrwerk. Drei Personen, die wir sogleich wieder erkennen, steigen aus und treten in das Haus: der Kaufherr de Cordova, Corinna und ihr Verlobter, der junge Morton. Mrs. Miles empfängt den Besuch auf der Schwelle mit tiefen Knixen; ihre Miene ist ernst und feierlich, schwere Thränen quellen aus ihren Augen und der Spitzenbesatz der Haube, die sonst mit quecksilberner Behendigkeit hin- und herwackelt, steht so feierlich steif empor, als ob auch auf ihm ein Kummer laste und er sich durchdrungen fühle von der ernsten Bedeutung des Augenblicks.

„Wie steht's, Mrs. Miles? Was macht unser Kranker?" fragte der Kaufherr mit gedämpfter Stimme.

„Ach Gott, mein lieber Herr de Cordova," versetzte die Frau, während die Thränen sich von den Wangen lös'ten und mächtige Tropfen auf ihr blendend weißes Busentuch niederfielen, „mit unserem guten alten Professor geht's zu Ende — er wird so schwach — seine Gesichtszüge verändern sich — du lieber Himmel, ich kenne das ja! Bei meinem seligen Miles ging's ebenso und ein paar Stunden später — ach, ein paar Stunden später war er hinüber und hatte mich in meinen besten Jahren als Wittwe zurückgelassen!"

„Ich weiß, es steht schlimm," versetzte der Kaufherr. „Der Doktor war vor einer Stunde bei mir und meinte, daß wir keinen Augenblick verlieren dürften, wenn wir ihn noch einmal lebend sehen wollten. Ist der Doktor zurückgekehrt?"

„Noch nicht, ich erwarte ihn aber jeden Augenblick. Du lieber Gott, er kann auch nichts mehr thun! Bei meinem seligen Miles saß einer der geschicktesten Aerzte die ganze Nacht durch am Bette, und als es Morgen ward, da schlich sich der Tod doch ganz leise herein — der Doktor konnte es ihm nicht wehren — alle seine Mixturen und Pillen und lateinischen Phrasen vermochten den ungebetenen Gast nicht fern zu halten."

„Ist der Kranke bei Bewußtsein? Wird er uns erkennen?"

„Gewiß, den ganzen Tag war er bei Besinnung, nachdem er gestern Abend aus den Fieberphantasien, die nun fast eine ganze Woche angehalten, erwacht und dann die Nacht ziemlich ruhig geschlummert hatte. Ich dachte schon, es sei ein gutes Zeichen, als aber der Doktor heute früh kam, schüttelte er bedenklich den Kopf... Ja, ja, gerade so war's bei meinem seligen Miles, er hatte auch recht ruhig geschlafen und als er erwachte — —"

„Lassen Sie uns hinaufgehen, gute Frau, ich denke die Zeit ist kostbar."

„Ach ja, Herr de Cordova, sehr kostbar — ich fürchte, bis zu Tagesanbruch ist Alles vorbei. Aber er wird sich freuen, daß Sie gekommen sind, und zumal die jungen Leutchen — er hat am Nachmittag drei, vier Mal nach dem Fräulein gefragt und dabei immer so wehmüthig das schöne Bild auf der Staffelei angesehen. Ach du lieber Gott, es war wohl wegen des Bildes, daß er mir in den fünf Jahren, seit er hier im Hause wohnt, nie erlaubte, sein Schlafzimmer zu betreten, bis erst die schwere Krankheit kam."

„Sagen Sie ihm, daß ich gekommen sei, Mrs. Miles, der Doktor wünscht, daß wir jede plötzliche Ueberraschung vermeiden. Die Anderen werden einen Augenblick hier bei Ihnen eintreten — ich wünschte erst einige Worte allein mit meinem alten Freunde zu reden."

Mrs. Miles stieg nach dem oberen Stockwerke empor, und der Kaufherr folgte ihr auf dem Fuße. Sie ging in das Zimmer des Kranken und kehrte sogleich mit der Nachricht zurück, daß er nicht schlummere, sondern bereit sei, seinen Freund zu sehen.

De Cordova trat ein. Der sterbende Greis lag tief in den Kissen des Lagers; hätten die Augen nicht noch etwas von jenem sprechenden Ausdruck gehabt, der ihnen stets eigen, man würde sein bleiches, abgezehrtes Gesicht schon für das eines Todten gehalten haben. Zur Linken des Bettes stand die Staffelei mit Corinnas Bild, so daß die Augen des Kranken, sobald er sie öffnete, auf dasselbe fallen mußten. Beim Eintritt des Freundes bemühte sich der Greis, die welke Hand zu erheben. Der Kaufmann rückte sich einen Stuhl dicht vor das Lager.

„Wie geht es Dir, Dapente?" fragte er in theilnehmendem Tone, die dargebotene kalte Hand erfassend... „Du warst recht schwer erkrankt — wir schwebten in großer Sorge um Dich — doch Gott sei Dank, es scheint besser zu sein, die Gewalt des Fiebers ist gebrochen und die Besinnung zurückgekehrt — Du wirst Dich bald erholen."

„Es geht zu Ende, Jose," hauchte der Greis mit matter Stimme. „Glaubst Du, daß man nach fast neunzig Jahren noch am Leben hänge und sich trügerischen Hoffnungen hingebe? Ich danke Dir, daß Du gekommen... Wo ist Corinna?"

„Sie wird mit ihrem Verlobten im Augenblick hier sein. Ich wollte Dich nur fragen, Lorenzo, ob Du mir vielleicht etwas allein zu sagen hättest?"

„Kennt sie die Geschichte der Vergangenheit?"

„Ich habe es auf meine eigene Verantwortung übernommen, sie von Allem in Kenntniß zu setzen, obwohl Du mir es bisher auf's Strengste verboten hattest. Nach ihrer Vermählung sollte sie es ja ohnehin erfahren."

„Es ist gut — sie wird jetzt um so mehr einsehen, daß ich ein Recht auf ihre Liebe habe, daß sie auch mir angehört und daher das Wenige, was ich zurücklasse, als ihr Eigenthum betrachten darf."

„Lorenzo — —"

„Du findest das Testament dort in der Lade — es ist Alles in bester Ordnung."

„Aber wer denkt an solche Dinge! Du bist ja auf dem besten Wege der Genesung — —"

„Ich habe lange geschlafen und viel geträumt — einen gar schönen, lieblichen Traum... Ein gutes Stück meines Lebens, die süßesten und die schmerzlichsten Stunden tauchten in meiner Erinnerung auf, und es war mir, als ob ich sie alle noch einmal durchlebte. Ich war in Wien — zu Kaiser Josephs Zeiten — und viele der berühmten Männer und edlen Frauen die mir damals nahe gestanden, waren wieder um mich. Ich sah Corinna — wir trafen und liebten uns. In frohem Freundeskreise, beim schäumenden Becher ward der Plan zum „Don Juan" entworfen — in den Armen meiner Corinna führte ich ihn aus und Mozart machte sich gleich darüber und setzte meine Verse in Musik, wenn die Tinte auf dem Papier kaum trocken. Das waren Melodieen — bei, wie sie klangen und rauschten, klagten und entzückten, das Herz bewegten und hell zum Himmel jubelten! Plötzlich gellte eine schrille Dissonanz durch die Harmonie meines Glücks — Corinna war mir entrissen — die Sonne meines Lebens untergegangen. Jahre der Trauer, lange Jahre des Schmerzes folgten — einer nach dem andern der alten bewährten Freunde schied, selbst Wolfgang Amadeus, der größte und theuerste, ward mir entrissen — ich lebte, wanderte einsam dahin durch das dunkele, freudlose Leben. Da fand ich in fernem Lande die Tochter meiner Corinna, ihr Ebenbild — sie erzählte mir von der heimgegangenen Mutter, deren Herz mir gehört bis es im Tode gebrochen. Nun hatte mein Leben wieder einen Zweck — ein Wesen, das mich liebte, war in meiner Nähe — sein Anblick erinnerte mich an die unvergeßliche Mutter. In Deiner Gattin, Jose, hatte ich meine Liebe wiedergefunden, und als ich Euch nach der neuen Welt gebracht, als es mir gelungen Euch eine sichere Lebensstellung zu gründen, da kehrte ein innerer Friede bei mir ein, mochte mir auch das launische Glück nicht immer gewogen sein. Allmälig begann es im alten Herzen warm zu werden und die Liebe hielt wieder ihren Einzug, die Liebe zu meiner Corinna, die in ihrer Tochter in neuer Jugendschöne vor mir stand. Wiederum galt es einen harten Kampf: das alte Herz mußte zur Ruhe gebracht, das häusliche Glück eines jungen Freundes durfte nicht gestört und der Welt kein Anstoß gegeben werden — ich verzichtete zum zweiten Mal, mied die Nähe der Geliebten und suchte an einem andern Ort in geschäftlichen Unternehmungen Trost. Jahre, lange Jahre vergingen — von Alter gebeugt, meiner Habe ledig kehrte ich endlich zurück und hatte hier von Neuem zu beginnen. Meine Fertigkeit in den schönen Künsten verschaffte mir einen Unterhalt — Deine Freundschaft, Jose, die mir reichlich vergalt, was ich einst an Dir gethan, ebnete dem Greise, den der Tod vergessen zu haben schien, den Weg zu neuem Wohlstand. Da starb Deine Corinna und hinterließ eine einzige Tochter, die Enkelin jener Unvergeßlichen, die ewig jung in meinem Herzen lebte und nun zum zweiten Mal im vollen Reiz der Jugend vor meinem Auge stand. Ich unterrichtete sie in den Künsten und fand an ihr eine gelehrige Schülerin, deren rasche Auffassung und blendender Geist mich oft an jene Corinna gemahnte, die mich einst zum glücklichsten — und dann zum bejammernswerthesten aller sterblichen gemacht! Von Niemanden beobachtet, von Keinem wahrgenommen, erwachte in ihrem jungfräulichen Herzen die Liebe — ich bemerkte sie und hegte das zarte Pflänzchen, denn es entsproßte einem reinen Herzen und verhieß edle Blüthe. Sorgfältig räumte ich die Hindernisse hinweg, die sich seiner Entwicklung entgegenstellten, und hatte die Freude mein Werk gelingen zu sehen. Jetzt mag der Tod kommen und mich zu den längst vorangegangenen Freunden geleiten — zwei liebende Herzen werden hienieden mein Andenken segnen, und dort — dort oben empfängt sie mich, die ewig Geliebte, die mein war, wenn ich sie auch nie besessen!"

Mit tiefer Rührung hatte der Kaufherr den Worten des Sterbenden gelauscht, der jetzt, erschöpft von der Anstrengung des Redens, in seine Kissen zurücksank. Ein seliges Lächeln belebte für einen Augenblick die starren Züge, die sich wunderbar verklärten, als die Thür leise geöffnet wurde und, unter dem Vortritt der würdigen Mrs. Miles, Corinna und ihr Bräutigam auf der Schwelle erschienen und sacht und geräuschlos an das Bett des Kranken traten, dessen mattes, nur halb geöffnetes Auge doch mit unverkennbarer Freude auf dem Mädchen ruhte. Nur wenige Worte wurden gewechselt — der Kranke war zu schwach zum Reden, doch offenbar bei vollem Bewußtsein. Schweigend saß die Gruppe um das Lager — Jeder schien die Athemzüge des Kranken ängstlich zu belauschen, selten kam ein leises Wort über die bebenden Lippen, nur Mrs. Miles konnte sich nicht enthalten, einige Bemerkungen einfließen zu lassen, in denen natürlich auch ihres seligen Miles gedacht wurde.

Da richtete sich der Greis von seinem Lager mühsam empor und rief mit überraschender Kraft und Klarheit der Stimme den Namen Corinna's. Das Mädchen erfaßte seine Hand und beugte sich fragend über ihn.

„Willst Du Deinem alten Lehrer eine letzte Liebe anthun, mein Kind?"

„Von ganzem Herzen! Was ist es, mein theurer Freund?"

„Spiele mir die Don Juan-Ouverture. Ich möchte sie so gern noch einmal hören."

Rasch erhob sich das Mädchen und eilte in das anstoßende Gemach, wo ein geöffnetes Instrument stand. Gleich darauf schlugen die feierlichen Töne des Andante, welches die Hauptmotive der Geistererscheinungsscene des letzten Finales in einigen Sätzen so prächtig hervorhebt, an das Ohr der Hörer, sie mit leisem Schauer und Gedanken an das Ueberirdische erfüllend. In seinen ganzen originellen Anmuth und zügellosen Ausgelassenheit trug die jugendliche Virtuosin das Allegro vor; doch die Meisterschaft ihres Spiels bewährte sich im vollsten Maße in dem großartigen Schlußsatz, in welchem eine mahnende Stimme durch den wilden Kampf der Leidenschaften zu tönen scheint und, da nur Hohn und Scherz ihre Antwort ist, mit markerschütternder Gewalt zur Buße ruft. Daponte, dessen verklärte Züge andeuteten, daß sein Geist schon nach höheren Regionen hinüber schwebe, hatte sich etwas emporrichten lassen und schien die Töne gierig einzusaugen. Mit den letzten Takten der Ouverture ließ er den Kopf zurück sinken — ein leises Beben durchschauerte ihn — die Muskeln des Gesichtes zuckten krampfhaft.

„Wolfgang — Corinna — ich komme — ich komme!" flüsterte er, doch die letzte Sylbe erstarb ihm bereits auf den Lippen. Ein leiser Seufzer entrang sich noch seiner Brust — dann war es todtenstille im Gemach.

„Er ist hinüber!" sagte der Kaufherr feierlich und faltete die Hände zum Gebet. Laut schluchzend kniete Corinna an der Seite ihres Verlobten vor dem Sterbelager nieder. Die Sonne, deren letzte Strahlen während des Vortrags der Ouvertüre hell und freundlich das Zimmer erleuchtet, war gesunken; purpurne Wolken umsäumten den lichterfüllten westlichen Horizont und ihr Widerschein fiel auf die goldig schimmernden Fenster eines hochragenden Hauses der Nachbarschaft. Aus weiter Ferne riefen die eintönigen Schläge einer Glocke zum Abendgottesdienst.

Zwei Tage darauf, zu früher Morgenstunde, bewegte sich ein kleiner Leichenzug den Broadway abwärts, nach dem Friedhofe der St. Pauls Kirche. Es war der Dichter des „Don Juan" und der „Hochzeit des Figaro", der Zeitgenosse Maria Theresias und Josephs II., den sie hier, fern von der Heimath, fern von dem Schauplatz seines früheren Wirkens, nach fast neunzigjährigem, viel bewegtem Lebenslauf endlich zur letzten Ruhe brachten. Ein kleiner, auserwählter Kreis von Künstlern, Kunstfreunden und Schriftstellern gab ihm das letzte Geleit. Auf dem Friedhofe angekommen, setzte man den Sarg in der Familiengruft de Cordovas, an der Seite von dessen

Gattin bei. Es war nicht seine Corinna, neben der er ausruhen sollte von eines langen Lebens Sorgen und Mühen, aber doch die Tochter derselben, einst ein vollkommenes Ebenbild der von ihm so heiß geliebten Mutter.

Die Firma de Cordova und Morton bestand bis gegen Ende der vierziger Jahre, wo sie erlosch, da der alte Kaufherr sich entschlossen hatte, nach dem Lande seiner Geburt zurückzukehren, und Morton und seine junge Frau, die den Vater nicht verlassen mochten, ihn nach Italien begleiteten, wo sie seitdem ihren dauernden Aufenthalt genommen. Noch vor zehn Jahren soll an einem der Grabgewölbe des damals an der Ecke von Broadway und Vesy Street befindlichen Kirchhofes eine Marmorplatte mit der Aufschrift: „Lorenzo Daponte, geb. 1749 zu Ceneda in Oberitalien, gest. 1838 zu New-York" sichtbar gewesen sein. Inzwischen ist dieser Theil des Friedhofes verschwunden, die Gebeine sind entfernt worden, und was aus denen unseres Don Juan-Dichters geworden, weiß wohl Niemand zu sagen.

Die erste Aufführung des „Don Juan" in Newyork.

Im Eingang des alten, längst verschwundenen Parktheaters zu New-York, einem engen, finstern Korridor, an dessen hinterem Ende eine Stiege zum Zuschauerraum führte, drängten sich an einem Novembermorgen des Jahres 1825 wohl ein Dutzend Personen, schreiend und heftig gestikulirend, vor dem kleinen, herabgelassenen Schalter des Billetbureaus. Die daneben befindliche Thür war gleichfalls fest verschlossen und wollte keinem Andrang nachgeben, so oft man auch schon einen Versuch zu ihrer Oeffnung gemacht und so mächtig man sich mit vereinten Kräften dagegen gestemmt. Wenn diese Leute, die nun schon eine Stunde auf ihrem Posten, in dem nichts weniger als angenehmen Lokal ausgeharrt, Billete zur heutigen Vorstellung zu kaufen wünschten, mußten sie jedenfalls sehr enthusiastische Kunstfreunde sein. Merkwürdigerweise erhielten sie keine Verstärkung aus der Zahl der, da die Geschäftsstunden just begonnen, auf der Strasse in hellen Haufen Vorüberdrängenden. Am Eingang des Theaters klebten zwei riesige Plakate, auf denen mit fetter Schrift zu lesen stand, daß die weltberühmte italienische Operngesellschaft des Signor Garcia, die erste, welche die westliche Hemisphäre aufgesucht, heute die Ehre haben werde, des jugendlichen Maestro Rossini in Italien mit ungeheurem Jubel aufgenommene Oper „Semiramide", mit einer vorzüglichen Besetzung, wie sie an den königlichen Bühnen zu Paris und London nicht besser zu finden sei, zur Aufführung zu bringen. Diese verlockende Ankündigung schien aber auf das vorüber drängende Publikum keineswegs die beabsichtigte Wirkung zu äußern. Hin und wieder blieben Einzelne stehen, lasen neugierig den Zettel, warfen achselzuckend einen Blick in die finstere Halle und setzten dann ihren Weg fort. Die Meisten nahmen sich gar nicht die Zeit, der Ankündigung irgend welche Beachtung zu schenken. Draußen das bunte Gewühl der Strasse und das helle Sonnenlicht, das gar freundlich um die entlaubten Bäume des Parks, auf dem noch frisch grünen Rasen spielte und von der blendend weißen Marmorfronte der City Hall zurückstrahlte; drinnen das dunkele, unansehnliche Haus — die Verlockung, in das Innere des Heiligthums zu dringen, sich den dort bereits Harrenden anzuschließen, um in den Besitz eines Eintrittsbillets zu einer Vorstellung in fremder Sprache zu gelangen, für deren musikalische Reize man kein rechtes Verständniß hatte, war nicht allzu groß.

Inzwischen war die Ungeduld Derer, die in der Halle des Eingangs warteten, fortwährend gestiegen und gab sich in Flüchen und Verwünschungen, in heftigen Stampfen der Füße und kräftigen Bearbeiten der Thür und des Schalters mit geballten Fäusten zu erkennen. Ihr Ungestüm hatte endlich den ersehnten Erfolg. Das kleine Schalter that sich auf, und in der eng umrahmten Oeffnung erschien das runde, feiste Gesicht eines kräftig gebauten Mannes in mittlerem Lebensalter, das üppige, etwas gekräuselte und noch immer kohlschwarze Haar zu einem hohen Wulst über der freien, edlen Stirn aufgethürmt und dann seitlich in langen Locken auf die Schultern herabwallend, Feuer und Leben in dem kohlschwarzen Augenpaar und einen Zug von jovialer Gutmüthigkeit um den etwas aufgewulsteten, großen Mund und das runde, fleischige Doppelkinn. Auf den Anzug schien der Mann, dem dieser ausdrucksvolle, interessante Kopf angehörte, nicht allzu viele Sorgfalt zu verwenden, wenigstens ließ sich das aus dem zerknitterten, etwas schief sitzenden Hemdkragen schließen, den keine Halsbinde, nicht einmal ein lose geknüpftes Tuch zusammenhielt.

„Meine Herren," sagte der Mann hinter dem Schalter mit sonorer Stimme und etwas sarkastischem Ausdruck, „wünschen Sie Eintrittsbillette zur heutigen Vorstellung?" Er sprach das Englische ziemlich fließend, aber doch mit fremdartigem Accent.

„Ich will vor allen Dingen meine seit zwei Wochen rückständige Hausmiethe, 150 Dollars per Woche, macht 300 Dollars — können Sie zahlen, Mr. Garcia?" fragte der Ungestümste der versammelten Menge, der seinen Platz dicht vor dem Schalter behauptet.

„Ah, freut mich unendlich, Sie wohl zu sehen, Mr. Whipperwill! Hundert Dollars liegen bereit für Sie — nicht wahr, Sie haben die Gewogenheit, sich vorläufig mit dieser Abschlagszahlung zu begnügen? Wir hoffen, diese Woche noch einige gute Häuser zu haben, dann werden Sie sicher den ganzen Rückstand erhalten."

„Was? Hundert Dollars statt dreihundert? Und bis zu Ende der Woche sind es gar vierhundert und fünfzig! Nichts da, Mr. Garcia ich bestehe auf voller Zahlung."

„Einhundert zwei und zwanzig Dollars für gelieferte Garderobearbeit! Ich warte jetzt seit acht Tagen, Mr. Garcia!" kreischte die heisere Stimme eines kleinen Mannes, der vergebtich bemüht war, sich mit seinen spitzen Ellenbogen Platz zu verschaffen.

„Ganz in der Ordnung, werthester Mr. Sharpneedle," versetzte der Mann hinter dem Schalter mit seiner unveränderlichen Höflichkeit. „Sie sollen bezahlt werden, so bald es sich irgend thun läßt, und um Sie von meinem guten Willen zu überzeugen, erhalten Sie hier einstweilen zwanzig Dollars auf Abschlag."

„Den Teufel auch, Herr!" schrie der Mann kirschroth vor Aerger. „Sie zahlen meine Forderung baar, oder ich lasse heute Abend vor Beginn der Vorstellung Ihre Garderobe, die rechtlich mir gehört, mit Beschlag belegen."

„Ah, ein so liebenswürdiger, kunstsinniger Mann — Sie werden uns nicht ins Unglück stürzen wollen, Mr. Sharpneedle!"

„Sie schulden mir sechsundfünfzig Dollars für Zimmermannsarbeit, Mr. Garcia!" rief ein derber, handfester Mann, die geballte Faust erhebend. „Ich habe mich lange genug hinhalten lassen, aber nun geht meine Geduld zu Ende!"

„Ohne Zweifel, verehrter Mr. Hammerstroke, und ich werde auch Alles aufbieten, Ihre Forderung zu befriedigen — für heute aber müssen Sie schon noch Geduld haben."

„Fünfzig Dollars für Perrücken und Coiffuren!"

„Hier die Rechnung für Zetteldruck und Anzeigen!"

„Meine Herren, ich bitte....."

„Nichts da! Vor allen Dingen meine Miethe oder ich schließe das Haus!"

„Bester Mr. Whipperwill....."

„Geld! Geld! Zahlen Sie! Wir müssen unser Geld haben!"

Die unerbittlichen Gläubiger nahmen unter wirrem Durcheinanderschreien einen vereinten Anlauf gegen das kleine Fenster. Der geplagte Impresar, von der Nutzlosigkeit weiterer

beängstigender Vorstellungen überzeugt, wußte sich keinen anderen Rath: er schob das Schalter hastig herunter und machte sich dadurch den spähenden Augen seiner Bedränger unsichtbar. Diese, wohl ahnend, daß es darauf abgesehen, die Unsichtbarkeit zu einer permanenten zu machen, stürmten nun mit um so kräftigerem Ungestüm gegen die Thür, die dem jähen Andrang sicher bald nachgegeben, wäre sie nicht in diesem Augenblick freiwillig von innen geöffnet worden. Begierig, ihr Opfer zu fassen, stürmte die ganze Schaar in den kleinen, von einer düster brennenden Lampe matt erhellten Raum, wich aber hier plötzlich scheu zurück, denn statt des gesuchten bösen Schuldners war nur eine junge Dame anwesend, eine dunkle Brünette von majestätischem Wuchs und wahrhaft blendender Schönheit. Mit huldvollem Lächeln verbeugte sie sich vor den ungestüm Eindringenden; in ihrem Auge lag ein so freundlich bittender Ausdruck, daß man ihm unmöglich zu widerstehen vermochte.

„Meine Herren, ich gebe mir die Ehre, Sie in Papa's Namen zu empfangen," sagte sie, und das gebrochene Englisch klang aus ihrem Munde weit reizender, als wenn sie der Sprache vollkommen mächtig gewesen. „Sie dürfen überzeugt sein, daß es Papa's eifrigstes Streben ist, Ihnen Allen gerecht zu werden, alle Ihre Ansprüche zu befriedigen, und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß er dazu im Stande sein wird, wenn Sie ihm in der Ausübung seines Geschäftes keine unzeitigen Hindernisse in den Weg legen. Alles, was er verlangt, ist etwas Nachsicht und einen kurzen Aufschub. Ein ehrlicher Mann, der gern bereit ist, allen seinen Verpflichtungen nachzukommen, verdient wohl diese kleine Rücksicht."

„Schon recht, Miß Garcia," versetzte Mr. Whipperwill, diesmal etwas weniger aufgeregt; „aber Sie sehen doch ein, daß man sein Geld haben muß. Diese Zahlungen sind sämmtlich längst fällig."

„Wir sind des Wartens müde! Hier heißt es: zahlen, oder die Bude wird zugeschlossen!" rief eine schrille Stimme aus dem Haufen, die möglicherweise dem unbeugsamen Mr. Sharpneedle angehörte.

Allerlei.

Oschersleben, 4. Febr. Ueber einen Schwindler, der sich für den Kronprinzen von Hannover ausgegeben, wird folgendes ergötzliche Details berichtet: „Im November v. J. kehrte in Buchholz, Provinz Hannover, ein junger Mann in einem Gasthofe ein und ließ sich zu essen und zu trinken geben. Als er bezahlen wollte, schob ihm die Wirthin das Geld mit dem Vermerken zurück, daß sie von ihm kein Geld annehme; dann hielt sie ihm ein Stück Seife mit dem Bildnisse des Kronprinzen von Hannover vor die Augen und fragte, ob er den nicht kenne. Warum soll ich den nicht kennen, war die lakonische Antwort; beide verstanden sich und der Kronprinz war fertig; die Wirthin hielt den Fremden für den incognito reisenden Kronprinzen von Hannover und Jener acceptirte diese Standeserhöhung ganz gern. Der Wirth und noch einige andere Patrioten wurden in das Geheimniß gezogen und der Pseudo-Prinz lebte eine Woche lang herrlich und in Freuden. Bei seinem Abgange nach Hannover mußte die Wirthin natürlich, da er sich in Geldverlegenheit befand, dem Prinzen eine nicht unbedeutende Summe vorstrecken, auf spätere Briefe schickte sie ihm auch noch dreimal Geld, so daß sich die Gesammtsumme auf 500 Thlr. beläuft. Darauf mag denn aber die gute Frau, vielleicht von einem Dritten aufmerksam gemacht, endlich zweifelhaft geworden sein, denn einer schriftlichen Einladung, heute auf hiesigem Bahnhofe mit dem Prinzen zusammen zu treffen, hat sie keine Folge geleistet; sie hat vielmehr ihren Bruder sowie einen früheren Reitknecht des Exkönigs Georg und einen Polizeisergeanten a. D. hierher geschickt, die denn auch im Wartezimmer des Bahnhofgebäudes jenen Fremden getroffen und ihn, nachdem sie sich überzeugt, daß er nicht der Kronprinz von Hannover sei, polizeilich haben festnehmen lassen. Er entpuppte sich als ein Gärtner Brüggemann aus Burg."

Das weiße Blatt.

Die Waffen ruh'n — gemäht liegt auf den Stoppeln
Von Haß und Blut die ungeheure Saat,
Noch einmal wird sich jeder Schmerz verdoppeln,
Wenn des Verlustes ganze Kunde naht;
Dann seht Ihr stumm die treuen Todten fragen,
Zur Heimat den erloschnen Blick gewandt,
Laut hört die Wittwen Ihr und Waisen klagen,
Ein jäher Aufschrei tönt durch's ganze Land:
Was wird für solche Opfer uns zum Lohne,
Dies Alles nur um eine neue Krone?!

Rauh hat das Schwert den alten Traum zerschlagen,
So lang' bewahrt auf tiefstem Herzensgrund;
Geeint in Freiheit sollte Deutschland ragen,
Ein Bund des Volkes, nicht ein Fürstenbund.
Der neue Bau steht nun auf Blut und Eisen,
Geweiht vom Lärm der wilden Waffen ein,
Auch sie, der Hort der deutschen Liederweisen,
In schwerster Noth ein lichter Hoffnungsschein,
Die alte Fahne ist hinabgesunken,
Ein neues Banner flattert siegestrunken.

Zwar Schwarz und Roth sind immer noch zu schauen
Daraus ein Hauch der stillen Tröstung weht,
Daß länger als des Todes blut'ges Grauen
Die alte Liebe treulich fortbesteht,
Der gold'ne Schimmer aber ist verglommen,
Verloschen in ein nüchtern farblos Weiß.
Von selber muß Euch da die Deutung kommen:
Es ist, als Eurer Opfer Siegespreis,
Im neuen Reich des Volkes Recht geblieben
Ein weißes Blatt, noch leer und unbeschrieben.

Dies ist das Feld für unf're letzten Schlachten,
Noch sind am Ziel wir aller Kämpfe nicht,
Erbärmlich ist ein Volk und zu verachten,
Das aus dem Lorbeer sich die Kette flicht;
Legt ab die Waffen, stolze Kaiserfieger,
Die Bürger ruft das Vaterland zurück,
Und werdet wiederum der Freiheit Krieger,
Mit uns ist Gott und Euer junges Glück,
Und wer es nicht vermocht, das Schwert zu schwingen,
Kann doch mit Allen für die Freiheit ringen!

Und was ihr draußen rettungslos vernichtet,
Den freiheitlosen, trügerischen Schein,
Es sei daheim nicht wieder aufgerichtet,
Soll unser Sieg nicht unser Ende sein;
Aufrechten Hauptes in der Schlacht Gewittern
Habt frei dem Tod in's Auge Ihr geschaut,
Lernt nicht auf's Neue bücken Euch und zittern,
Der ist ein Mann, der auf sich selber baut;
Das Deutsche Volk, zum Höchsten auserlesen,
Als Bund der Freien nur ist's groß gewesen.

Eins ist es nun — die Noth hat es verbündet,
Der Tod gelehrt, daß es sich ewig liebt,
So sei das Wort der Freiheit auch verkündet,
Das Dauer erst dem Bau und Weihe giebt;
Soll weiß das Blatt des neuen Banners bleiben?
Auf Eure Stimme harrt die erste Wahl,
Gewohnt seid Ihr, mit Eurem Blut zu schreiben,
Nun führt des Wortes scharfgeschliff'nen Stahl,
Bis hell des Volkes Recht aus dunklen Wettern
Auf weißem Grunde prangt in gold'nen Lettern!

Albert Traeger.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von G. Meyer.

Nro. 8.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Nürnberg. 26. Februar. 1871.

Die erste Aufführung des „Don Juan" in Newyork.

(Fortsetzung.)

„Erlauben Sie, mein Herr," wendete sich Mr. Whipperwill entrüstet gegen den Sprecher, „wer redet hier von Bude? Ich bin der Eigenthümer dieses Park-Theaters, bekanntermaßen eines der ersten Lokale der Stadt, und wer mein Eigenthum eine Bude nennt, den setze ich vor die Thür. Verstanden, mein Herr?"

„Ereifern Sie sich nicht, meine Herren!" lächelte die junge Dame. „Amerikanische Gentlemen lassen sich im Verkehr unter einander niemals einen Verstoß gegen die gute Sitte zu Schulden kommen — sie pflegen aber auch einer Dame eine höfliche Bitte nicht abzuschlagen. Ich bitte Sie, Papa's Bedingungen anzunehmen und ihm einen kurzen Aufschub zu gewähren. Nicht wahr, meine Herren, Sie sind bereit dazu?"

„Wer könnte Ihnen etwas abschlagen, Miß Garcia?" versetzte der Hauseigenthümer und nahm sich dabei die Mühe, den auf den Hinterkopf gestülpten Hut ein wenig zu lüften. „Geben Sie die hundert Dollars her; nächste Woche aber — —"

„Sollen Sie unbedingt befriedigt werden. Und Sie, meine Herren, nicht wahr, Sie sind ebenso gut amerikanische Gentlemen, Sie werden Mr. Whipperwill an Großmuth nicht nachstehen?"

„Geben Sie mir dreißig Dollars baar, Miß, und mit dem Rest will ich dann meinethalben noch warten!" brummte Mr. Sharpneedle.

Auch die Uebrigen ließen sich durch das einschmeichelnde und doch so achtunggebietende Wesen der jungen Dame zur Bewilligung des erbetenen Aufschubs bereit finden. Jedem ward eine verhältnißmäßige Abschlagszahlung; sie stellten ihre Quittungen aus, kauften zum Theil noch Billets für die am Abend stattfindende Vorstellung und verabschiedeten sich zuletzt weit höflicher und befriedigter, als es nach ihrem früheren, geräuschvollen Auftreten und der kundgegebenen gereizten Stimmung zu erwarten gewesen.

Kaum waren sie alle hinweg, als sich eine kleine Thür öffnete und der Impresar, Signor Vicenzo Garcia, zurückkehrte.

„Was? Alle fort? Und in Gutem abgefunden?"

„Gewiß, Papa; sie sind vorläufig sammt und sonders zufrieden gestellt."

„Cäsarina, Kind, Du übertriffst Deinen Vater in künstlerischer wie in geschäftlicher Hinsicht!" rief der Alte hoch erfreut und schloß die Tochter inbrünstig in seine Arme. „Ich sagte es immer, es steckt ein Genie in Dir, Cäsarina, und jeder Tag bestärkt mich in meiner Ansicht. Du bist die Freude, der Stolz Deines Vaters, Du und Bianca — ihr seid zwei allerliebste, prächtige Kernmädels, würdig des großen Namens, den ich Euch vererbe, und für den es wahrlich jammerschade ist, wenn ihr ihn dereinst für einen andern vertauscht!"

„Beruhige Dich, Papa, dazu sind ja noch keine Aussichten."

„Um so besser! Cäsarina — wenn Du Dich auch dereinst vermählst, den Namen Garcia darfst Du mir nie ablegen. Doch jetzt geh, Kind, geh! Signor Donametti will die Probe beginnen und wartet auf Dich. Ich habe hier noch einige Arbeiten zu erledigen und folge bald. Geh mit Deines Vaters bestem Segen!"

Cäsarina küßte den Vater, erinnerte ihn, ja nicht zu lange zu bleiben, da man im zweiten Akt der Probe seiner bedürfe, und entfernte sich dann durch die schmale, nach dem Inneren des Hauses führende, Seitenthür, durch welche der Impresar kurz zuvor eingetreten.

Vincenzo Garcia ließ sich wieder in dem grünen Ledersessel vor dem Zahltische nieder und begann einige Bücher und Rechnungen durchzusehen. Es mußte das wohl keine sehr erfreuliche Arbeit sein, denn das joviale Antlitz des Operndirektors verfinsterte sich zusehends, auf der heiteren Stirn zogen trübe Wolken auf, und der Mund nahm einen so sauren Ausdruck an, als ob er einen tüchtigen Schluck des stärksten Essigs zu kosten gehabt. Dabei fuhr er mit der Hand öfters durch das krause Haar und murmelte etwas wie einen tüchtigen Kernfluch zwischen den Zähnen.

Noch nicht lange hatte er sich diesen unangenehmen Studien überlassen, als ganz bescheiden an die Thür gepocht wurde. Erschreckt fuhr der Impresar empor und machte — vermuthlich in Erinnerung der eben erlebten unangenehmen Scene — eine hastige Bewegung mit der Hand, als ob er den Riegel an der Thür vorschieben wolle. Freilich war es dazu schon zu spät. Die Thür ward ein wenig geöffnet, und in dem Spalt erschien ein bejahrter Mann in ziemlich abgetragener Kleidung, der doch nicht das Ansehen eines Gläubigers hatte.

„Signor Garcia?" fragte der Fremde, noch immer bescheiden in der nur wenig geöffneten Thür stehen bleibend.

Der Impresar hatte wieder Muth gefaßt und kehrte zu seinem Sessel zurück. „Das ist mein Name. Vermuthlich wünschen Sie ein Billet zur heutigen Vorstellung? O, es wird sehr voll werden! Bis zu diesem Augenblick herrschte hier an der Kasse ein furchtbares Gedränge — wir hatten alle Hände voll zu thun.... Ich kann Ihnen aber noch einige vorzügliche Logensitze zur Verfügung stellen — —"

„Sehr verbunden, Signor," versetzte der Fremde in italienischer Sprache, indem er die Thür hinter sich schloß und etwas näher trat, „ich werde Ihr freundliches Anerbieten sehr dankbar annehmen, vorausgesetzt, daß Sie mir den Logensitz gratis offeriren, denn ihn zu bezahlen, erlaubt mir leider der etwas derangirte Stand meiner Kasse nicht."

„Was? Ich soll Ihnen einen Logensitz schenken?" fuhr Garcia ärgerlich auf. „Diavolo, Herr, wie kommen Sie darauf!"

„Ich bin gar nicht darauf gekommen, es war ganz Ihre eigene Idee, Signor!"

„Ah, richtig, ja, Sie sind ein armer Landsmann," lenkte der Direktor in seiner natürlichen Gutmüthigkeit ein. „Es

ist schlimm, in fremdem Lande unbemittelt zu stehen. Die Menschen sind hier sehr unbarmherzig .... Nun, auf ein Galleriebillet soll mir's auch nicht ankommen, Amico."

„Ich würde doch den Logensitz vorziehen, Signor."

„Was?"

„Uebrigens ist es nicht das, was mich zu Ihnen geführt."

„So? Was sonst, wenn's beliebt? Sie wollen doch nicht etwa Geld?" fragte der Direktor, dessen Mißtrauen durch das seltsame Benehmen des Mannes plötzlich wieder rege zu werden begann.

„Doch, das möchte ich allerdings —"

„Machen Sie sich keine Hoffnung!" rief Garcia, mit beiden Händen abwehrend — „heute bin ich nicht im Stande — —"

„Es braucht ja nicht gerade heute zu sein," meinte der Fremde lächelnd.

„Auch morgen nicht! Rein unmöglich diese ganze Woche! Meine Verpflichtungen —"

„Lassen Sie mich zu Worte kommen, Herr Direktor. Indem ich mir zu Geld verhelfe, sollen auch Sie an meinem Gewinn Antheil nehmen."

„Ah! Sehr großmüthig! Und wodurch, wenn ich fragen darf, Signor?"

„Durch einen Vorschlag, den Sie nur anzunehmen brauchen, und uns Beiden wird geholfen sein."

„Hm, schlagen Sie vor."

„Sie erlauben, daß ich mir's bequem mache."

„Bitte!"

Signor Garcia deutete auf einen zerbrochenen Holzstuhl, den einzigen Sitz, der sich, außer seinem eigenen Sessel, in dem kleinen Geschäftsbureau vorfand.

„Ich brauche Sie wohl nicht zu fragen, Herr Direktor, was Sie von Mozarts „Don Juan" denken? — —"

„Nein, das wäre in der That eine überflüssige Frage. Kann meine Meinung von der der übrigen Welt abweichen? Glauben Sie, daß ich das größte musikalisch-dramatische Meisterwerk aller Völker und Zeiten nicht gebührend zu schätzen wüßte? Hab' ich doch selber oft genug die Titelpartie gesungen! Ha, das ist ein Genuß, solche Musik zu singen! Meinen Sie etwa ich sei heute nicht mehr dazu im Stande? Diavolo, ich mache Ihnen einen famosen „Don Juan"! Ich nehme es noch immer mit jedem „Don Juan" der italienischen Oper auf! —

E confusa la mia testa,
Non so più quel ch'io mi faccia,
E un orribile tempesta
Minacciando, o Dio, mi va!"

Garcia sang diese Stelle aus dem Finale des ersten Akts des „Don Juan" mit halblauter Stimme. Sein Auge strahlte dabei vor Freude; hoher Künstlerstolz lag auf seinen Zügen.

„Vortrefflich! Vortrefflich! Dieser Vortrag verräth den Meister. Sie dürfen dem hiesigen Publikum einen solchen Genuß nicht vorenthalten. Sie müssen den „Don Juan" geben."

„Freund, das ist ein großer Gedanke. Wie kann ich mich mit meinen bescheidenen Kräften an ein solches Riesenwerk wagen?" —

„Ich sollte denken, daß Ihre Kräfte völlig ausreichen würden."

„Nun, lassen Sie sehen: Don Juan bin ich selber; Donna Anna, Zerline — meine beiden Töchter; Comthur, Leporello Donna Elvira lassen sich machen; aber Don Ottavio — ich habe wahrhaftig keinen Don Ottavio! Unser Tenor ist nicht im Stande, die Partie zu singen."

„O, da wüßte ich wohl Rath."

„Sie, Signor? Hoffentlich wollen Sie sich nicht als Tenorist empfehlen ...?"

„Das liegt keineswegs in meiner Absicht. Aber ich kenne hier einen recht tüchtigen Sänger, den ich wohl für befähigt hielte, daß er die Parthie übernähme."

„Wirklich? Sie verstehen auch etwas von Musik?"

„Nun, so ein wenig wohl. Mit dem „Don Juan" hab' ich schon viel zu schaffen gehabt."

„Ei! Ei! Also ein ehemaliger Künstler?"

„Wenigstens ein Stück davon. Ich erlaube mir, mich Ihnen als Kollegen vorzustellen."

„Allzu viel Ehre!"

„Auch ich stand einst an der Spitze einer italienischen Oper. Appropos, Herr Direktor, wissen Sie, daß Sie sich auf Ihrem Anschlagzettel, der draußen am Eingang klebt, eine kleine Unrichtigkeit zu Schulden kommen lassen, die für mich eigentlich kränkend ist?"

„Signor, Sie sprechen in Räthseln!"

„Ich werde Ihnen zur Auflösung behülflich sein. Sie nennen Ihr Unternehmen den ersten Versuch italienischer Oper auf diesem westlichen Kontinent. Wissen Sie nicht, daß schon vor zwanzig Jahren ein solcher Versuch gemacht wurde?"

„Ah, Sie meinen die Daponte'sche Oper? Nun freilich aber jener Versuch mißglückte — es soll nur ein äußerst schwacher Anfang gewesen sein .... können Sie mir etwas Näheres darüber sagen?"

„So viel Sie wollen. Ich stand damit in Verbindung."

„Als Sänger?"

„Doch nicht — als Impresar."

„Was? Sie wären — —?"

„Lorenzo Daponte, der Freund Mozarts, der Dichter seines „Figaro" und „Don Juan", einstmals Direktor einer italienischen Oper zu London und New-York."

„Aber lieber Herr, das ist ja gar nicht möglich!"

„Weshalb, Signor?"

„Weil Sie längst todt sind! Ich meine, weil Daponte längst für todt gehalten wird, und ich, trotz eifriger Nachforschungen, schlechterdings nichts über ihn zu erfahren vermochte."

„Vielleicht verhält es sich auch so," versetzte der alte Mann, und auf seinem furchendurchzogenen Antlitz ruhte ein Ausdruck schwermüthigen Nachdenkens. „Jener Daponte, der einst als Dichter in ganz Italien gefeiert wurde, dessen Operntexte auf allen Bühnen heimisch waren, der in der großen deutschen Kaiserstadt an der Donau der Freundschaft eines Mozart gewürdigt wurde, der in London am königlichen Hofe verkehrte — er ist längst todt und begraben; dieser Daponte, der hier vor Ihnen steht, ist ein lebensmüder Greis, den, fast seit er den Fuß auf den Boden der neuen Welt gesetzt, ein unglückliches Geschick verfolgt, der, nach Süd und West verschlagen, in geschäftlichen Unternehmungen seine ganze Habe verloren und nun, auf die Nachricht, daß er einen Nachfolger gefunden, nach dieser Stadt zurückkehrte, um einen letzten Versuch zu machen, seine traurigen Glücksumstände zu verbessern."

Der Impresar saß noch wie im Traum und blickte mit höchster Verwunderung auf den alten Mann.

„Ist es möglich?" rief er. „Sie Daponte, der Dichter des „Don Juan"? Nun, dann seien Sie mir herzlich willkommen, und einen Logensitz sollen Sie auch haben, sogar den besten im ganzen Hause!"

„Ich danke Ihnen, Herr Direktor," versetzte der alte Dichter gerührt, „und werde sicher Gebrauch davon machen. Zwanzig Jahre sind eine geraume Zeit — so lange aber ist's her, seit mir der Genuß einer Oper nicht zu Theil geworden."

„Seit Ihr eigenes Unternehmen zu Grunde ging — nicht wahr? Es hielt sich also nur kurze Zeit?"

„Wenige Monate; allein sie reichten hin, einen beträchtlichen Theil des kleinen Vermögens zu verschlingen, welches ich mir einst in England, vom Glücke mehr begünstigt, erspart hatte. Die Zeiten waren damals hier zu Lande der musikalischen Kunst wenig günstig. Der Geschmack an der Bühne lag noch in seiner Kindheit, Niemand kannte die Oper, und da sie in einer fremden Sprache geboten wurde, fehlte vollends jedes Verständniß."

„Ist es etwa heute viel besser?" rief Garcia mit komischem

Aerger. „Zwanzig Jahre sind in künstlerischer Hinsicht an diesem Volke spurlos vorübergegangen, und wenn mich nicht Alles täuscht, mag es noch zwei Mal zwanzig Jahre währen, ehe die Kunst bei ihm zu Ehren kommt. Die Oper, die ich ihm vorgeführt, ist sicher so gut als sich's nur irgend verlangen läßt; wir haben, ohne ruhmredig erscheinen zu wollen, tüchtige Kräfte und ein mannigfaltiges Repertoir. Doch was hilft's? Wir singen und musiziren vor schwach besetzten Häusern — Sorgen und Schulden erdrücken mich — es will kein rechtes Leben in die Sache kommen. Diese Yankee's sind und bleiben das trockenste, unmusikalischste Volk auf Gottes Erdboden!"

„Hm, das klingt freilich nicht sehr ermunternd," meinte Daponte. „Mein Vorschlag setzte voraus, daß sich der Kunstsinn mittlerweile gehoben, daß heute ein empfänglicheres Publikum vorhanden sei, als vor zwanzig Jahren."

„Richtig, Sie wollten einen Vorschlag machen in Betreff des „Don Juan". Lassen Sie hören, verehrter Herr Kollege! Ihrer reiferen Einsicht und Erfahrung ordne ich die meinige gern unter."

„Ich wollte Sie zu bewegen suchen, eine Aufführung des „Don Juan" zu veranstalten, der hier noch ganz unbekannt, da mein eigenes Unternehmen vor zwanzig Jahren zu Grunde gegangen, ehe es mir möglich geworden, meinen Lieblingsgedanken, die Aufführung des „Don Juan" zu verwirklichen. Ist auch der Kunstsinn, das wirkliche Verständniß guter Musik bei diesem amerikanischen Publikum dermalen noch wenig entwickelt, so besitzt es doch einen gewissen Trieb des Lernens und der Ausbildung, es ist nicht ohne Theilnahme für hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Kunst, sollte diese Theilnahme auch oft ihre Quelle nur in bloßer Neugier haben. Der Name Mozart ist hier bekannt und geschätzt; man würde sicher begierig sein, ein Werk des viel genannten Meisters, zumal den „Don Juan", auf der Bühne kennen zu lernen. Ich selber besitze hier aus früherer Zeit noch eine ziemliche Anzahl von Freunden und Gönnern; mein Name ist sogar beim größern Publikum wohl noch nicht ganz in Vergessenheit gerathen. Was meinen Sie, Herr Direktor, wenn wir alle diese Hülfsmittel und Vortheile zusammenrafften und zu einer kleinen Spekulation auszubeuten suchten, die unsern beiderseitigen leeren Kassen zu statten kommen möchte, zugleich aber in der Geschichte der amerikanischen Kunst Epoche machen würde?"

„Ja, das ließe sich schon hören," überlegte Garcia. „Wir führen also den „Don Juan" auf?"

„Unter meiner, des Textdichters, spezieller Leitung und Beaufsichtigung. Dieser Umstand dürfte bei unseren amerikanischen Freunden, die immer ihre Aufregung, ihr augenblickliches Wunder haben müssen, wie das Kind sein Spielzeug, ganz besonders ins Gewicht fallen."

„Topp, Daponte, Ihr Plan gefällt mir!" rief der Direktor, die Hand des alten Dichters fassend und kräftig schüttelnd. „Es ist freilich ein Wagstück, aber Sie werden sehen meine Kräfte sind nicht zu verachten, und wenn es gilt, dem Altmeister Mozart eine Huldigung darzubringen, da sind wir Alle auf dem Platze, und an Fleiß wird es sicher Keiner fehlen lassen."

In diesem Augenblick ward die kleine Hinterthür des Kassenzimmerchens geöffnet, und unter Schäkern und Lachen hüpften zwei reizende Mädchen herein, beide Notenblätter in den Händen haltend.

„Aber Papa, wo bleibst Du denn? Du versprachst doch, gleich nachzukommen?" ließ sich die klangvolle Stimme Cäsarinens vernehmen.

„Papa, wir können ohne Dich nicht fortfahren mit der Probe; Deine Scene ist gekommen und Alles wartet auf Dich," setzte die jüngere Schwester Bianca hinzu.

„Halloh, aufgeschaut, Mädchens! Es ist Besuch anwesend," sagte Garcia, auf den neben ihm sitzenden Dichter deutend.

Etwas verlegen traten die beiden jungen Damen zurück und verneigten sich anmuthsvoll vor dem Fremden, den sie bei der Dunkelheit des Raums nicht gleich wahrgenommen.

„Herr Kollege, meine beiden Töchter, Cäsarina und Bianca, die Stützen meiner Oper, zwei Künstlerinnen, auf die jede Bühne stolz sein darf. Mädchens, ich stelle Euch hier einen Landsmann vor, dessen Name Euch nicht unbekannt sein wird, und den Ihr sicher nicht hier zu finden erwartet hättet. Zuvor nur an jede von Euch eine Frage. Welche Rolle möchtest Du wohl am liebsten einmal singen, Cäsarina, wenn wir im Stande wären, die Oper zu geben?"

„Donna Anna im Don Juan, Papa!"

„Und Du, Bianca?"

„Keine Frage, Papa: Zerline!"

„Da haben Sie's, Kollege, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Kann man von den Töchtern eines Don Juan, der sich schmeichelt, nicht der schlechteste zu sein, etwas Anderes erwarten? Und jetzt, Mädchens, seht Euch diesen Mann an! Er war der Freund Mozart's, der Gefährte seines Ruhmes — Lorenzo Daponte, der Dichter des Don Juan steht vor Euch!"

„Daponte? Daponte?" riefen die Mädchen erstaunt, und betrachteten mit scheuer Ehrfurcht den alten Mann, der in seiner fast ärmlichen Kleidung kaum den Eindruck eines berühmten Dichters machte.

„Ja, Daponte! Heißt ihn willkommen, Mädchens, küßt ihm die Hand — es ist eine Hand, die einst in der des unsterblichen Tonsetzers geruht! Und nun sollt Ihr auch etwas Neues erfahren! In drei Wochen geben wir den „Don Juan", die Oper aller Opern — da heißt's fleißig studirt und alle Kräfte angestrengt, damit wir dem großen Meister und seinem Freunde, dem Dichter, keine Schande machen. Nicht wahr, Kinder, ihr singt, daß es eine Art hat?"

„Ja, Papa! Ja, Papa!" riefen die Mädchen wie aus einem Munde.

„Viktoria! Das soll ein Triumph für die Kunst und der glänzendste Abend unserer Saison werden!" rief der Impresar vergnügt und stimmte dann mit kräftigem Ton die Worte Don Juans an: „Ma non manca in me corragio!" — Doch jetzt vorwärts, Kinder, man erwartet uns auf der Probe, und der Direktor sollte seiner Truppe nicht das Beispiel mangelnder Pünktlichkeit geben. Wenn's gefällig wäre, Herr Kollege? Sie begleiten uns und überzeugen sich gleich von den vorhandenen Kräften. Freilich, was für unseres jovialen Rossini „Semiramide" ausreicht, macht deshalb noch keinen vollendeten Don Juan. Doch ein Schuft, der mehr giebt, als er hat! Man thut eben sein Bestes, und — „Ma non manca in me corragio!'"

Garcia hatte Daponte zwischen seine beiden Töchter geschoben, deren jede einen Arm des Dichters erfaßte. Dann nahm er die düster brennende Oellampe von der Wand, öffnete die kleine Hinterthür und leuchtete der Gesellschaft hinaus in den engen, finstern Corridor, der nach dem Allerheiligsten der Bühne führte.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Die zehn goldenen Herrscher-Regeln,

aus dem Buche der Weisheit von Louis und Isabell und Consorten.

Länder: anneriren. Steuern: oktroyren.
Presse: confisciren. Rechte: ganz cassiren.
Schulden: contrahiren. Wechsel: protestiren.
Gegner: deportiren. Jugend: exerziren.
Klöster: garantiren. Weiber: caressiren.

Zum Frieden.

O deutsches Volk in hundert Schlachten
Errangst du deine Einheit dir
Und die dich jahrelang verlachten,
Sie stehen zitternd jetzt vor dir!
Du hast gesiegt! mit wucht'gen Schlägen
Schlugst du ein Kaiserreich entzwei;
Du hast gesiegt! welch großer Segen,
Du schlugst die fremde Tyrannei!

Und wie du muthig draus gerungen,
Im blut'gen Kampfe treu vereint;
Wie du den äuß'ren Feind bezwungen
Bezwing' nun auch den inn'ren Feind! —
Den Völkerfeind, den nimmermüden,
Die Reaction, die furchtbar droht —
Damit die Einheit und der Frieden,
Verkünd' der Freiheit Morgenroth!

O sag, was hättest du gewonnen,
Wenn dir die goldne Freiheit fehlt?
Das Kind des Rechts — die Sonn der Sonnen,
Die sich dem Frieden gern vermählt.
Dient dir die Macht zu blut'gen Kriegen,
Willst du Gewalt, gestützt auf's Schwert?
O nimmermehr! dein herrlich Siegen
Ist eines schönren Lohnes werth!

Des Lohnes, den wir laut begehren:
Die Freiheit! aller Völker Mai;
Nur sie wird Deutschland wahrhaft ehren,
Denn groß ist nur ein Volk, das frei! —
Sei nüchtern drum, trotz deiner Siege,
O deutsches Volk sei auf der Hut,
Damit dir nicht die alte Lüge
Entreiß dies höchste Erdengut.

Drum sei bedacht mit Ernst und Würde,
Daß wie geeinigt du, auch frei,
Daß dir des Krieges harte Bürde
Ein Füllhorn reichen Segens sei.
Daß deutscher Sinn, und deutsche Wehre
Der Freiheit und dem Volk geweiht;
Und deutsche Sitte, Recht und Ehre
Sind Zeugen deiner Herrlichkeit.

Eine ehrsame bayerische Landwehrsfrau wird gefragt, wo sich denn ihr Mann jetzt befinde. „Nun", antwortete sie, „sie sollen jetzt nach Südamerika marschiren." Die gute Frau blieb dabei, daß ihr treuer Gatte ihr dies geschrieben, beruhigte sich aber, als ihr gesagt wurde, es würde wohl „Südarmee" gemeint sein, und die wäre noch zu Lande mit Liebesgaben 2c. erreichbar.

Gotha, 21. Februar. Dr. Petermann in Gotha erhielt heute einen ausführlichen Bericht mit vielen werthvollen astronomischen Betrachtungen von Eduard Mohr aus Südafrika, der eine große wissenschaftliche Reise im Innern des Continentes bis zum Zambese zum Theil durch ganz unbekannte Gebiete ausgeführt hat, welcher Bericht baldigst in den geographischen Mittheilungen erscheinen wird.

(Mutterliebe siegt.) Bekanntlich macht es bedeutende Schwierigkeiten, aus Paris heraus oder wieder in die Stadt hineinzukommen. Schlimm ergeht es denjenigen Parisern, welche die als letzten Termin der Rückkehr geltende Stunde versäumten, oder es unterließen, ihrem Passirschein in Versailles den nöthigen Stempel aufprägen zu lassen, oder gar ohne Passirschein, trotz aller Wachsamkeit der Posten glücklich durchgeschlüpft, nun umsonst versuchten, unbemerkt deren Kette in umgekehrter Richtung noch einmal zu durchbrechen. In dieser traurigen Situation, schreibt L. P., sahen wir neulich eine Dame, welcher die freigebige Natur Das, was den Säuglingen das Wichtigste an ihrer liebenden Mutter ist, in wahrhaft imponirender Fülle gegeben hatte, zu einem heroischen Mittel greifen. „Mr. le Commandant", sagte sie, mit dieser Pracht ihres Wuchses unserem Vorpostenmajor fast unmittelbar ins Gesicht rückend, „ich seh's Ihnen an, Sie sind Familienvater. Ich habe zu Hause in Paris meine kleinen Zwillinge zu säugen. Ihre Posten wollen mich nicht zurücklassen nach Paris, meine Zwillinge haben seit 6 Uhr Morgens noch nichts bekommen. Ich muß zu ihnen heute noch zurück um ihret- und — Sie werden's begreifen können, auch um meinetwillen. — Unser Major ist ein fester Mann, an Heldenmuth und Pflichttreue wird ihn Keiner übertreffen. Aber wer unter alten und jungen Offizieren würfe einen Stein auf ihn, wenn er solchen Argumenten nicht zu widerstehen vermochte, der Mensch und Familienvater den Commandanten besiegte und die Mutter der Zwillinge paßlos zurückpassirte?!

Auswanderer.

Herbstnebel hüllt die deutschen Wälder,
Ein feuchter Wind vom Meere weht;
Auswand'rer eilen zu besteigen
Das Schiff, das stolz im Hafen steht.

Ein bleicher Jüngling gräbt am Strande,
Der Spaten bebt in seiner Hand;
Mitnehmen will er eine Scholle
Vom eichenreichen Vaterland.

Der alte Bootsmann ruft: Zu Schiffe!
Was soll dein unbegreiflich Thun?
„Ich möchte einst im fernen Westen
Auf meiner Heimath Erde ruh'n.

Maximilian Bern.

Du wirst noch einmal glücklich werden.

Verrathe nicht durch Schmerzgeberden,
Durch Worte nicht dein tiefes Leid;
Bist du auch jetzt dem Schmerz geweiht,
Du wirst noch einmal glücklich werden.

D'rum lasse Klagen und Beschwerden
So lange Hoffnung dich belebt,
Ihr milder Strahl dein Herz durchbebt.
Du wirst noch einmal glücklich werden!

Wenn Leiden auch dein Wohl gefährden,
Die jede Hoffnung dir geraubt,
So beuge nicht dein Dulderhaupt,
Du wirst noch einmal glücklich werden.

Bist du zum Leid verdammt auf Erden,
So trage still des Lebens Pein,
Und sei es erst im Todtenschrein,
Du wirst noch einmal glücklich werden.

Maximilian Bern.

Auflösung der Charade in Nro. 6:
Armselig.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von G. Meyer.

Nro. 9.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Nürnberg. 5. März. 1871.

Die erste Aufführung des „Don Juan" in Newyork.

(Fortsetzung.)

An einem klaren, kalten Dezemberabend, um die siebente Stunde, wogte es in den City-Hallpark einschließenden Strassen mit Menschen, und hin und wieder rasselten wohl auch einzelne Karossen in scharfem Trabe einher. Wagen und Menschen bewegten sich nach dem Parktheater, vor dessen Eingang vier stattliche Spiegellaternen ein tagehelles Licht verbreiteten und die in tiefe Finsterniß liegende Strasse auf eine geraume Strecke hin erleuchteten. Auf den zur Rechten und Linken des Eingangs angeklebten Zetteln las man mit riesigen Buchstaben die Ankündigung der Oper „Don Juan". Vor dem kleinen Schalter an der Kasse herrschte ein Gedränge, wie es seit Eröffnung der Opernsaison noch nicht erlebt worden. Die bessern Sitze des Hauses waren sämmtlich schon mehrere Tage im Voraus in Beschlag genommen; nun fanden aber auch die schlechteren reißenden Absatz, und als endlich selbst diese vergriffen waren, der Andrang aber noch keineswegs nachließ, begnügte man sich sogar herzlich gern mit Stehplätzen. Im Kassenraum hatte sich diesmal der Direktor von zwei Gehülfen vertreten lassen, einen so hohen Genuß es ihm auch bereitet haben würde, die bunten Pappdeckelstreifen gegen klingendes Gold und Silber umzutauschen, der andrängenden Menge, was ihm bis dahin noch niemals vergönnt gewesen, mit verbindlicher Höflichkeit den Bescheid zu ertheilen, daß diese oder jene Plätze total vergriffen, selbst für den dreifachen Preis nicht mehr zu haben seien und die geehrten Kunstfreunde sich dafür mit anderen, etwas geringeren begnügen müßten. Höhere wichtigere Pflichten traten an ihn heran, und Vicenzo Garcia war sicherlich nicht der Mann, dieselben zu vernachlässigen. Für den heutigen Abend hatte er ausschließlich artistischer Direktor und ausübender Künstler zu sein — die finanzielle Leitung durfte ihn seinem höheren Berufe nicht abwendig machen.

Es war eine halbe Stunde vor der zum Beginn der Vorstellung festgesetzten Zeit. In dem noch in Halbdunkel gehüllten Zuschauerraum wogte und summte bereits die Menge, und das dumpfe Geräusch eines sich rasch füllenden Hauses, wohl der köstlichste Ohrenschmaus, der einem von unbarmherzigen Gläubigern verfolgten Impresar zu Theil werden kann, drang hinter die Koulissen, wo Vicenzo Garcia, bereits im Don Juan-Kostüm steckend, nur noch ohne spanischen Mantel und Federhut, an der Seite des Orchester-Dirigenten, Signor Donametti, auf- und niederschritt.

„Heute müssen wir uns auf Gnade und Ungnade Ihren Händen übergeben, Signor", sagte der Direktor. „Es liegt noch Vieles im Argen — nur Ihr Zauberstab vermag uns siegreich herauszureißen."

„Ich werde mein Möglichstes thun, Herr Direktor", versetzte der Dirigent, „inzwischen beharre ich auf meiner Meinung: es wäre rathsamer gewesen, die Vorstellung um mindestens eine Woche hinauszuschieben."

„Freilich! Freilich! Wer zweifelt daran? Aber es ließ sich ja eben unmöglich machen! Hat es mich nicht schon die größte Anstrengung gekostet, die wackelige Maschine nur so lange im Gange zu erhalten? Mr. Whipperwill verlangt seine Hausmiethe — wir schulden aller Welt — unser Kredit ist total erschöpft. Ich vertröstete die Herren sammt und sonders auf den Ertrag des „Don Juan"; allein sie setzten kein Vertrauen in meine Versicherungen — es schien ihnen sehr unwahrscheinlich, daß eine einzelne Oper zu Stande bringen solle, was so vielen anderen zu bewirken unmöglich gewesen. Nur durch Aufwand aller meiner Beredtsamkeit, in Verbindung mit den inständigen Bitten Cäsarinens, die einen eigenthümlichen Einfluß auf diese geldgierigen Yankees übt, erlangte ich einen Aufschub bis zum heutigen Tage. Hätte ich den Termin abermals hinauszuschieben versucht, man würde darin einen sicheren Beweis meiner Zahlungsunfähigkeit erblickt und uns schon morgen vor die Thür gesetzt haben."

„Der Nothwendigkeit muß man freilich weichen," erwiderte der Dirigent. „Jedenfalls dürfen wir uns Glück wünschen, daß die Oper auch hier eine solche Anziehungskraft übt und die in sie gesetzten Erwartungen so glänzend rechtfertigt."

„Signor Daponte war unser Rettungsengel; ohne ihn würden wir zu Grunde gegangen sein.... Ah, da ist ja unser Don Ottavio," wendete sich der Direktor an einen in diesem Augenblick über die Bühne schreitenden jungen Mann. „Seien Sie mir gegrüßt am Abend Ihres Bühnenbebüts, das sich unzweifelhaft zu einem glänzenden Erfolge gestalten wird. Aber was ist das, Mr. Colville, noch nicht im Kostüm? Flink, flink hinunter in die Garderobe! Es ist hohe Zeit, daß Sie Toilette machen."

„Herr Direktor, es thut mir leid, Ihnen eine Täuschung zu bereiten," versetzte der Angeredete; „allein ich weiß wahrlich nicht, ob ich heute Abend zu singen im Stande sein werde.".

Garcia fuhr in heftigem Schreck zusammen. „Was sagen Sie? Nicht singen....?"

„Sie hören, daß meine Stimme sehr belegt klingt. Heute nach der Probe wurde ich ganz plötzlich von einer Heiserkeit befallen."

„Aber, Mr. Colville, das Publikum ist versammelt — in einer Viertelstunde sollen wir beginnen — wie ist da jetzt noch eine Aenderung möglich?"

„Ich bedauere, Herr Direktor; Sie sehen inzwischen doch wohl ein, daß ich meine Reputation nicht auf's Spiel setzen darf."

„Ihre Reputation? — Die Reputation eines Sängers der heute zum ersten Male die Bühne betritt?"

„Eben deshalb. Es hängt für mich sehr viel von dem Erfolg dieses Abends ab."

„Aber für mich, Herr — was hängt erst für mich davon ab."

„Sie müssen singen, mein Herr!" nahm Signor Donametti das Wort. „Es ist schlechterdings Niemand vorhanden, der die Partie zu übernehmen vermöchte. Jetzt aber die Oper

abzusagen und eine andere dafür anzusetzen — es hieße das ganze Unternehmen zu Grunde richten; das Publikum würde eine so rücksichtslose Behandlung nimmermehr vergeben können."

„Gott Lob, da kommt Daponte!" rief der geängstigte Impresar und eilte auf den alten Dichter zu, der in diesem Augenblick die schmale Treppe emporstieg, welche aus dem Zuschauerraum auf die Bühne führte.

„Ah, Sie kommen wie gerufen, Signor Daponte!" wendete sich der Orchesterdirigent an den Hinzutretenden.

„Denken Sie nur, Daponte," fiel Garcia gleich ein, „unser Ottavio macht Schwierigkeiten, schützt Heiserkeit vor und weigert sich, zu singen."

„Wie das, Mr. Colville?" fragte Daponte erschrocken. „Sie waren ja doch noch in der heutigen Probe ganz gut bei Stimme."

„Das wohl," entschuldigte sich der Tenor; „doch unmittelbar nachher, sei es in Folge der Anstrengung, sei es durch den Einfluß der wechselnden Witterung, trat eine Heiserkeit ein, die fortwährend zunimmt. Wenn ich in diesem Zustande singe, steht mein Renommee auf dem Spiel."

„Und wenn Sie nicht singen, steht Ihre Liebe auf dem Spiel! Soeben habe ich Mr. Carmitchell, Ihren künftigen Schwiegerpapa, und die reizende Meta nach einer der Proesceniumslogen geleitet. Wenn der Colville wirklich die Courage hat, zu singen, sei es gut oder schlecht," sagte der alte Herr, der bei köstlicher Laune ist, „so soll er das Mädel haben, so wahr ich Carmitchell heiße! Aber ich weiß schon; wenn's drauf und dran geht, stellt sich wieder das Lampenfieber bei ihm ein, und für einen Hasenfuß, der im entscheidenden Moment jedesmal die Courage verliert — nein, für den ist meine Meta doch zu gut!""

„Was? Das hat der Alte gesagt?" rief verwundert der Tenorist.

„Ich kann's beschwören; es waren seine eigenen Worte."

„Er meint, mir fehlte zum Singen die Courage? Ich würde nicht auftreten?"

„Jammerschade, daß Ihre Heiserkeit seine Annahme bestätigen wird!"

„Nichts bestätigt sie, gar nichts! Ich werde singen, gehe es, wie es wolle!"

„Bravo, mein junger Freund! Das ist ein herzhafter Entschluß! Es wird gewiß viel besser gehen, als Sie selber erwarten. Ich werde mir das Vergnügen nicht versagen können, an Mr. Carmitchell's Seite zu sitzen und das Gesicht des würdigen Herrn zu beobachten, wenn er Sie leibhaftig auf der Bühne vor sich sieht."

„Und das Versprechen hinsichtlich Meta's — Sie sind überzeugt, daß er es halten wird?"

„Ein Mann, ein Wort! Dazu kenne ich meinen alten Freund zu gut."

„Herr Direktor, ich eile in die Garderobe," rief der junge Mann. „Geht es schief — Sie und Daponte haben's zu verantworten; aber singen will ich jetzt, singen um jeden Preis!"

Der Tenorist eilte schleunigst nach einer Treppe, die zu den unteren Garderoberäumen hinabführte. Garcia schlug ein Schnippchen, machte einen komischen Luftsprung und fiel dem alten Dichter um den Hals.

„Daponte, Sie sind ein Genie!" jubelte er. „In allen mißlichen Lagen wissen Sie Rath zu schaffen. Ich werde Ihnen ewig dankbar sein, und vom Ertrag unserer künstlerischen Spekulation sollen Sie Ihren ehrlichen Antheil haben. — He, Bob," wendete sich hier der Direktor an einen mit dem Aufstellen der Coulissen beschäftigten Mann, „Ihr habt Euch doch gehörig mit Pulver und bengalischem Feuer versehen, um eine anständige Hölle zu Stande zu bringen? Wenn eine Standesperson, wie ich sie als „Don Juan" zu repräsentiren die Ehre habe, zur Hölle fährt, muß die Sache auch eine Art haben."

„Keine Sorge, Herr Direktor," versetzte der Angeredete; „ich werde einen Qualm machen, daß dem verehrlichen Publikum die Augen übergehen sollen."

„Und wie viele Teufel haben wir?"

„Zwei, Herr Direktor; für den zweiten fehlen aber die Hörner."

„Pfui Teufel!" fuhr Garcia auf. „Heißt das eine Ausstattung? Meint Ihr, daß sich ein Don Juan meines Schlages von weniger als einem halben Dutzend Teufeln erpediren ließe? Gleich schafft Ihr mir noch vier herbei, und wenn sie nicht im Theater zu finden sind, nehmt Ihr die ersten besten Eckensteher unten von der Straße. Zum dummen Teufel ist Jeder gut genug."

„Herr Direktor!" gröhlte die heisere Stimme eines hoch aufgeschossenen Jungen.

„Was giebt's, Du Capaun?" fragte ärgerlich der Impresar.

„Der Herr Inspizient läßt fragen, ob es Brausewasser sein müßte für die Tischscene im zweiten Akt, oder ob blos leere Flaschen aufgetragen werden dürften?"

„Was? Brausewasser? Leere Flaschen? wo es des göttlichen Mozart göttliches Champagnerlied zu singen gilt?" rief Garcia mit zorngeröthetem Antlitz. „Ist mir in meinem Leben ein unverschämteres Attentat auf die Künstlerehre vorgekommen? Nein, so weit sind wir, Gott sei Dank, nicht heruntergekommen! Wir mögen manchesmal Hunger haben — deshalb können wir aber doch noch Champagner bezahlen, wo es gerade Champagner sein muß. Der Inspizient soll nach der Kasse schicken und sich den Betrag für ein Dutzend Flaschen Epernay einhändigen lassen, die nebenan aus der Theater-Restauration zu beziehen sind. Nach beendigter Vorstellung traktire ich die ganze Gesellschaft — vorwärts marsch, Capaun!"

Der Junge glotzte den Direktor so verwundert an, als ob er eine Stimme im Traum vernommen; erst als dieser eine nicht mißzuverstehende drohende Handbewegung machte, nahm er schleunigst Reißaus. Der Zorn Don Juan-Garcias beschwichtigte sich inzwischen rasch beim Anblick seiner beiden Töchter, die, schon in ihren entsprechenden Kostümen, unter fröhlichem Lachen auf ihn zugehüpft kamen.

„Papa, wie gefall' ich Dir?" fragte Cäsarina.

„Wie eine weiße Taube in der Unschuld Flügelkleide, meine Cäsarina!" versicherte der in das Anschauen seiner beiden Stützen versunkene Direktor. „Als Vater schäme ich mich ordentlich, einen Schuft zu personifiziren, der diese zarte Blüthe zu knicken versucht!"

„Und wie gefalle ich Dir in meinem ländlichen Kostüm, Papa?" fragte mit kokettem Augenspiel die kleine Bianca.

„Du bist die reizendste aller Zerlinen. Wenn ich nicht Dein Vater wäre, mein Kind, corpo di bacco, ich möchte fast Don Juan sein!"

„Um Gottes willen, sehen Sie dorthin, Herr Direktor", rief plötzlich der Orchesterdirigent im Tone des Schreckens, auf eine in einen schwarzen Domino gehüllte, schwankenden Fußes über die Bühne stolpernde Gestalt deutend.

Signor Vicenzo Garcia stand starr vor Schrecken. „Alle guten Geister loben Gott den Herrn! Donamiti, mich trifft der Schlag! Unser Comthur ist so benebelt, daß er kaum auf den Beinen stehen kann!"

„Dieser pflichtvergessene Mensch!" schimpfte der Dirigent. „Und in fünf Minuten müssen wir anfangen!"

„Signor Rocco", wendete sich der Impresar, nur mühsam seinen Zorn verhaltend, an das schwankende Mitglied, „wie können Sie sich unterstehen, in solchem Zustande die Bühne zu betreten? Sie haben gleich in der dritten Scene zu erscheinen und sind so betrunken, daß Sie sicher keine drei Takte in richtigem Zusammenhange vorzutragen vermögen! Wer hat Ihnen gegen meinen ausdrücklichen Befehl geistige Getränke verabreicht?"

Der Comthur stolperte auf den Direktor zu und wollte ihn am Arm fassen, wäre aber bei diesem Versuch fast der Länge nach zu Boden gestürzt, wenn ihn nicht der Orchesterdirigent aufrecht erhalten.

„Mach' doch nicht so viel Geschwätz, altes Haus, über ein paar Gläschen, die ich mir zu Gemüth geführt!" lallte er. „Becherst ja doch selber gern, wenn's nicht aus der eigenen Tasche geht, Du filziger Schnappsack! Weißt Du was? Komm mit mir! Soll mir nicht auf ein paar Thaler ankommen — komm mit mir, Garci! — Einen famosen Burgunder, sag ich Dir, haben sie da gleich neben an — komm mit mir! Wir stechen noch ein paar Fläschchen zusammen aus bis es hier losgeht — —"

Dem entsetzten Direktor standen die Haare zu Berge; er packte seinen Bassisten an beiden Schultern und schüttelte ihn aus Leibeskräften.

„Mensch — Rocco — alter Weinschlauch — willst Du uns Alle zu Grunde richten? Weißt Du nicht, daß wir den „Don Juan" geben, daß Du den Comthur singen sollst und die Vorstellung in diesem Augenblick beginnen wird? Ist alle Scham von Dir gewichen, daß Du uns in solchem Augenblick einen so niederträchtigen Streich spielst?"

Diese kräftige Demonstration schien kaum geeignet, den Betrunkenen zur Besinnung zu bringen. „Laß mich los, Garcia!" stöhnte er. „Du bist ein grober Kerl — ich will nichts mit Dir zu schaffen haben — laß mich los! Don Juan — ha, ha! Selber Don Juan — Don Juan vom Scheitel bis zur Zehe — meinst Du, mich hinter's Licht führen zu können? — Gehorsamer Diner! Sing Du Deinen Comthur selber — ich mag nicht singen — ich trinke noch ein paar Fläschchen Burgunder — der Doktor hat mir den Burgunder verordnet .... Was hat ein Filz wie Du darnach zu fragen, wenn's mir beliebt, Burgunder zu trinken?"

„Herr Gott, der Mensch ist total von Sinnen!" schrie der entsetzte Impresar händeringend. „Ist je ein unglücklicher Direktor in einer entsetzlicheren Lage gewesen? Wir sind verloren! Alles verloren!"

Cäsarina zog den heftig erregten Vater bei Seite. „Fassung, Papa, Fassung! Laß mich ein paar Worte mit Rocco reden. Mein lieber Signor Rocco", sagte sie in einschmeichelndem Ton zu dem mit den Händen wild durch die Luft fechtenden Bassisten, „Sie müssen es Papa nicht übel nehmen, er ist ja nur besorgt, daß Sie, eines der trefflichsten Mitglieder unserer Gesellschaft, nicht im Stande sein möchten, dem Meisterwerk Mozarts, den ja auch Sie verehren, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Papa ist vielleicht zu ängstlich; Signor Rocco ist viel zu sehr Künstler, um nicht zu wissen, was er Mozart schuldig ist. Nicht war, Sie werden sich zusammen nehmen, mein Freund, Sie werden den Beweis iefern, daß einige Flaschen Burgunder, die Sie zufällig im Kreise von Freunden geleert haben mögen, nicht im Stande sind, Ihre Leistungen als Künstler zu beeinträchtigen?"

Der Bassist war plötzlich wie umgewandelt; er gab sich alle Mühe gerade zu stehen und eine galante Verbeugung zu machen. Da ihm dies nicht recht gelingen wollte, küßte er wenigstens der jungen Dame die Hand.

„Allen Respekt, Signora," sagte er, und seine Stimme klang plötzlich viel klarer, das Stottern war gänzlich von ihm gewichen. „Das heißt wie eine ächte Künstlerin gesprochen. Sie sollen sich nicht in mir getäuscht haben. Wer behauptet, daß ich zu viel getrunken? Unsinn! Ich will euch kerzengerade stehen und es im Singen mit Jedem von euch aufnehmen. Vorhang in die Höhe! Laßt nur erst die Musik losgehen, und der Rocco ist so nüchtern als irgend Einer!"

Ein lautes Stampfen und Klatschen hinter dem Vorhang verrieth, daß das Publikum ungeduldig zu werden beginne.

„Anfangen, meine Herren und Damen!" kommandirte der Direktor. „Es ist acht Uhr vorüber; — die Geduld eines hoch verehrlichen Publikums darf nicht länger auf die Probe gestellt werden!"

Im Nu leerte sich die Bühne; nur Leporello, der bisher im Hintergrunde auf und abspaziert, das „Keine Ruh' bei Tag und Nacht" vor sich hinsummend, trat etwas weiter vor und nahm seine Position.

Don Juan-Garcia schlug den Weg nach der Garderobe ein, um sein Kostüm zu vervollständigen. Eh er sich von Daponte, der im Begriff stand, in den Zuschauerraum zurückzukehren, trennte, flüsterte er ihm ins Ohr: „Wenn heute Alles gut geht, lasse ich den vierzehn heiligen Nothhelfern eine solenne Messe lesen!"

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Ein Friedensengel auf dem Schlachtfelde.

Wer hat je des Krimkrieges gedacht, ohne sich der Miß Florence Nightigale zu erinnern, des Friedensengels im Schlachtengetöse, der Samariterin, welche voll weiblicher Hingebung und erbarmender Selbstaufopferung die Leiden des Krieges, das Weh der Verwundeten linderte? Der gegenwärtige Krieg, der um so Vieles blutiger ist, als jener, dessen Schlachten sich auf der taurischen Halbinsel sich abspielten, ist wohl auch viel reicher als jener an Zügen edler, selbstverleugnender, opferfreudiger Nächstenliebe, aber er hat keine diese Lichtseiten der menschlichen Natur inmitten ihrer Gräuel versinnlichende und personifizirende, typische Gestalt aufzuweisen, wie jene Miß Nightigale. Und doch sehen wir eine zweite Miß Nightigale dem deutschen Heere sich in dem Augenblicke anschließen, als es siegreich die französische Grenze überschritt, und wenn ihr Name nicht mit den Siegesbotschaften durch die Welt flog, so ist es einzig der allzugroßen Bescheidenheit der edlen Samariterin und dem Umstande zuzuschreiben, daß ihre helfende Thätigkeit sich bald von den Verwundeten ab Anderen durch den Krieg unglücklich gewordenen zuwandte. In Kriegszeiten konzentrirt sich aber das Interesse der Menschen hauptsächlich auf die Stätten, die das Schlachtenwüthen in Blut hüllte, mit Leichen überjäete, alles andere, durch den Krieg so reichlich heraufbeschworene Elend vergessend. Wir aber erfüllen eine heilige Pflicht, indem wir der Nachwelt den Namen der Nightigale des deutsch-französischen Krieges überliefern; sie heißt Miß Klara Barton.

Es ist dieser Krieg nicht der erste, welcher Miß Barton helfend in die Reihen der einander mordenden Männer eilen sieht. Sie hatte ihre aufopferde Thätigkeit bereits in dem amerikanischen Successionskriege entfaltet.

Sie ist in Worcester in Massachusetts (Vereinigte Staaten) geboren und befand sich bei Ausbruch des amerikanischen Bürgerkrieges in Washington. Als die ersten Truppen von Massachusetts am 19. April 1861 die Feuertaufe erhielten, eilte sie sofort an den Gefechtsort, um ihre verwundeten Landsleute zu pflegen. Bei dieser Gelegenheit lernte sie zuerst die Leiden des Krieges in ihrer ganzen Gräßlichkeit kennen, und ihr fester Vorsatz war es, nach Kräften zur Linderung derselben beizutragen. Von Haus aus Herrin eines ansehnlichen Vermögens, rüstete sie auf eigene Kosten ein Sanitätskorps in Washington aus. Erst viel später errichtete die nordamerikanische Regierung nach dessen Muster Sanitätstruppen und gewährte der Miß Barton, die bereits den größeren Theil ihres Vermögens geopfert hatte, Subsidien.

Während der ganzen vierjährigen Dauer des furchtbaren Bürgerkrieges, der die amerikanischen Freistaaten zerfleischte, zeichnete sie sich durch ihren Muth und durch ihre eifrige und intelligente Verpflegung der Verwundeten auf den Schlachtfeldern Virginiens und der Südküste aus.

Ueberall wo ein Kampf sich entspann, war man sicher,

sie voran zu finden, die Fortschaffung der Verwundeten leitend. Im Fort Wagner — von da her lebt sie in der dankbaren Erinnerung der Soldaten von Konnecticut — zeigte sie sich besondes tapfer, indem sie inmitten eines Kugelhagels die kampfunfähig Gewordenen aufhob und durch ihr Beispiel ihre Gehilfen und Gehilfinnen zu gleichem heroischen Verhalten aufmunterte. Außer ihrem eigenen Sanitätskorps gründete sie noch zahlreiche Korps freiwilliger Krankenpfleger, die unter ihrer Oberleitung wirkten.

Sie war nicht nur die Pflegerin der Verwundeten während der ganzen Dauer des Krieges, sondern auch ihre Korrespondentin, und nach Beendigung desselben wurde sie förmlich von Anfragen der Verwandten, der als „Vermißt" in den Verlustlisten aufgeführten, bestürmt. Um ihnen zu genügen, mußte sie sich 30, sage dreißig Schreiber aufnehmen, welche die riesige Korrespondenz durch mehrere Monate besorgten. Unter diesen ihren Gehilfen befand sich Derance Atwater, ein in Konnecticut wegen seiner Tapferkeit populär gewordener junger Offizier. Während des Bürgerkrieges gerieth er in die Gefangenschaft der Südstaaten und ward auf das Fort Andersonville gebracht. Hier ward er zur Führung der Register seiner Mitgefangenen angehalten. Während seiner Anwesenheit daselbst wurden 13,000 dieser Unglücklichen dem Hungertode preisgegeben. Unter großen Fährlichkeiten verschaffte er sich eine Abschrift ihres Namensverzeichnisses und entfloh damit glücklich aus dem grausen Hungerthurme. Diese Liste übergab er nun der Miß Barton, welche, nachdem sie sich mit dem Kriegsminister verständigte, an der Spitze einer von Derance Atwater geführten Expedition an Ort und Stelle begab, um nach mühevollem Suchen jedes einzelne Grab dieser schauerlichen Todtenstadt zu eruiren und mit Kreuz und Inschrift zu bezeichnen.

Der Kongreß der Vereinigten Staaten votirte ihr, um die großen, von ihr gebrachten pekuniären Opfer wenigstens zum Theil zu vergüten, eine Ehrengabe von 10,000 Dollars, und sprach ihr den Dank des Vaterlandes aus.

Durch die Strapazen, welchen sie sich durch fast sechs Jahre unterzog, ward ihre Gesundheit tief erschüttert, und die Aerzte riethen ihr zur Kur nach Europa zu reisen. Sie durchreiste Frankreich und England, und verbrachte den vorigen Winter in Korsika. Im Frühjahr begab sie sich in die Schweiz, und der Ausbruch des Krieges traf sie in Basel, also in unmittelbarer Nähe seines Schauplatzes. Sie leistete schon bei Weißenburg ausgezeichnete Dienste als Krankenpflegerin, dann in Wörth und ward der tröstende Engel in den deutschen Ambulanzen zu Hagenau, später in Mühlhausen. Aber die gefährliche Verschlimmerung ihres noch immer schwankenden Gesundheitszustandes nöthigte sie, nach Basel zurückzukehren. Hier blieb sie jedoch nur bis zur Kapitulation von Straßburg und eilte über Karlsruhe, wohin sie eine Einladung der Großherzogin rief, in die schwer heimgesuchte Stadt. Hier widmete sie ihre Thätigkeit dem schönen Zwecke, den durch das Bombardement und die sonstigen Kriegsleiden um Vermögen oder Erwerb gebrachten Bewohnern zu helfen. Wie sehr ihr dies gelungen, beweist der öffentliche Dank, der ihr im „Niederrheinischen Kourrier", dem bedeutendsten Straßburger Blatt, am verflossenen Freitag (17. Februar) abgestattet wurde. Wieder brachte sie große Vermögensopfer, um den Bedrängten Erwerb zu verschaffen, und jene, welche noch aufrecht stehen, vor dem Falle zu bewahren. Solche Anerkennung hat ihr Wirken gefunden, daß das unmittelbar nach der Kapitulation in Straßburg gebildete „Komité zur Unterstützuung der Opfer des Bombardements" sich in neuerer Zeit ganz ihrer Leitung anvertraute.

Möge ihr in reichem Maße der Lohn ihres so schönen Wirkens werden.

Regensburg, 28. Febr. Gewiß eines der bedauerlichsten Opfer des großen Krieges sah ich dieser Tage bei Besuch eines hiesigen Gastlokales. Ein Kuirassier-Trompeter hatte vor Orleans das Signal zum Verfolgen zu geben, als beim 3. oder 4. Ton durch den blechernen Mund der Trompete dröhnend eine feindliche Kugel fuhr, dem Manne sämmtliche Zähne entführte, die Zunge durchbohrte und, nachdem sie auch dessen Gehörsorgane zerstört, auf der rechten Seite des Kopfes sich zwischen Ohr und Auge einen Ausweg bahnte. In Folge dieser Verwundung entbehrt der Aermste, den ich sah, der Zunge gänzlich und ist genöthigt die Speisen mit dem Finger über den kurzen Stummel, den er statt der Zunge im Munde hat, in die Speiseröhre zu bringen. Er hört nichts mehr, es summt ihm nur stets im Kopfe wie ein Bienenschwarm. Der einzige verständliche Laut, dessen er noch fähig ist, ist die wehmüthige Nachahmung der letzten Trompetentöne, die er blies und die er sehr ähnlich hervorzustoßen pflegt. Endlich entbehrt er des Geschmackes gänzlich und deutet mit seinen Fingern an, daß es Morgens 10 Uhr war, als er getroffen wurde. Diese seine Angaben schrieb er mit Kreide auf den Tisch als Antwort auf die Fragen, die wir ihm auf demselben Wege stellten.

Der Jüngling am See.

Ein Jüngling starrt sinnend hinab in die Fluth,
Blickt schmerzvoll zum Strande hinüber;
Er denkt an das Leben, er denkt an den Tod —
Die Wellen, sie rauschen vorüber.

Er denkt an die Maid, die ihn einstens geliebt,
Sein Auge wird trübe und trüber;
Er stürzt sich hinab in den lockenden See —
Die Wellen, sie rauschen vorüber.

Ein eichenes Kreuzlein am Strande nun steht,
Die Sterne erglänzen darüber;
Ein trauerndes Mütterchen betet dabei —
Die Wellen, sie rauschen vorüber.

Maximilian Bern.

Gleichgestimmte Seelen.

Zwei Aeolsharfen gleichen uns're Seelen,
Vom selben Windhauch träumerisch bewegt,
Bei dem die Töne klangvoll sich vermählen,
Wenn er melodisch in die Saiten schlägt.

Entlockt er einer heit're Melodien,
Dann tönet auch der andern Lustgesang;
Wenn aber Klagelieder sie durchziehen,
Erklinget auch die andre traurig bang.

Zwei Aeolsharfen gleichen uns're Seelen;
Wenn Deine einst der Todessturm durchzieht,
Dann wird sich meine Dir im Tod vermählen,
Ertönt auch meiner Seele Schwanenlied.

Maximilian Bern.

Anagramm.

Ich bin ein überirdisch Wesen
Umstrahlt von ewig reinem Himmelslicht.
Versetzt hast du mich schon gehört, gelesen,
Gefallen habe ich dir sicher nicht.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von G. Meyer.

Nro. 10.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Nürnberg. 12. März. 1871.

Die erste Aufführung des „Don Juan" in Newyork.

(Schluß.)

Als Signor Donametti sein Pult bestieg und das Zeichen zum Beginn der Ouvertüre gab, hätte es, insofern die Erregung von Aufmerksamkeit, die Einhaltung von Ruhe in Betracht kam, kaum eines mehrmaligen Aufschlagens des kleinen Zauberstäbchens bedurft; das vor Beginn einer Theatervorstellung durch die Zuschauerräume laufende Summen und Murmeln war bereits verstummt, Alles lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit und voll Erwartung auf eine Musik, zu deren Lobe man schon so viel vernommen, die man jedoch bisher nur aus Uebertragungen und Klavierbearbeitungen kennen gelernt und nun bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal in ihrer ursprünglichen Fassung und ganzen Vollständigkeit genießen sollte. Das Orchester war etwas schwach besetzt, allein es bestand aus den besten Kräften, die gerade aufzutreiben waren und zeigte sich seiner Aufgabe im Wesentlichen doch gewachsen. Die Ouverture wurde mit viel Feuer, Geschmack und Sicherheit ausgeführt; als jene meisterhaft instrumentirten Schlußsätze, welche die Leidenschaften im wilden Kampfe vorführen und dazwischen einen tief ergreifenden Mahnruf zur Sühne und Buße erklingen lassen, verhallt waren, gaben die an diesem Abend ziemlich stark vertretenen Musikkenner ihren Beifall durch kräftiges Klatschen und Bravorufen zu erkennen, in welches jedoch die Masse des Publikums, der das rechte Verständniß für diese etwas fremdartig klingende Musik fehlte, nur sehr vereinzelt und widerstrebend einstimmte.

Der Vorhang hob sich. Statt der erwarteten geräuschvollen Eröffnungsscene folgte die einfache Arie Leporello's. Der Darsteller desselben war ein tüchtiger Schauspieler und brauchbarer Sänger; seine Ausführung der Introduktion ließ nichts zu wünschen übrig, gleichwohl fühlte man sich nicht sonderlich befriedigt — es war dies ein zu einfacher, Auge und Ohr zu wenig beschäftigender Anfang. Mit dem Auftreten Don Juans, der die widerstrebende Donna Anna auf die Bühne schleppte, belebte sich inzwischen das Interesse. Die männlich kräftige Erscheinung Garcia's machte als Don Juan einen sehr günstigen Eindruck; seine Bewegungen harmonirten vollständig mit dem Karakter — sie waren die eines feinen spanischen Kavaliers; eine volltönende und dabei doch sympathisch klingende Stimme, die sich durch tüchtige Schulung auszeichnete, nahm sofort für den Sänger ein und bürgte dafür, daß er seiner Aufgabe völlig gewachsen sei. Cäsarina Garcia war für die Partie der Donna Anna wie geschaffen. In ihrem ganzen Wesen drückte sich eine eigenthümliche Hoheit, zugleich aber eine ächt weibliche Anmuth und Unschuld aus. Ihre Stimme, der reinste Sopran, war von bedeutendem Umfang und seltenem Wohlklang.

Der Klageruf der entführten Tochter führte sofort den alten Comthur auf den Schauplatz. Wer den Bassisten noch vor einigen Minuten schwankenden Schrittes über die Bühne taumeln gesehen und seine lallende Rede vernommen, würde es nicht für möglich gehalten haben, daß er den gramgebeugten, racheschnaubenden Vater so trefflich darzustellen im Stande sein werde. Da war kein Schwanken, kein unsicherer Tritt mehr wahrzunehmen; in fester Haltung, mit würdevollem Anstand erschien der Comthur auf der Bühne, um den Verführer der Tochter zur Rechenschaft zu ziehen. Signor Recco war im Besitz einer mächtigen Baßstimme, die ihm sofort alle Hörer gewann. Er hatte nie fester, kräftiger gesungen als an diesem Abend. Wenn es noch eines weiteren Beweises bedurft hätte für die Macht, welche ein fester Wille und die langjährige Gewohnheit der Bühnenwirksamkeit auszuüben vermag, so lieferte ihn der nun folgende Zweikampf, der selbst von Seiten des Comthurs mit einer Ruhe und Sicherheit geführt wurde, wie sie nur dem geübten Künstler eigen ist. Als unterliegender Theil sank er zuletzt mit dem größten Anstand, genau wie es die Rolle vorschrieb, zu Boden und gab seinen Geist auf.

Daponte, nachdem er die Bühne verlassen, war nach einer der Prosceniumslogen zurückgekehrt, in welcher sein reicher Freund und Gönner, der Lederhändler Carmitchell nebst seiner Tochter Meta Platz genommen. Mr. Carmitchell gefiel sich außerordentlich in der Rolle eines Kunstmäcen, die Oper war sein spezielles Steckenpferd. Er hatte bisher kaum eine einzige Vorstellung der Garcia'schen Truppe versäumt, und obwohl er regelmäßig schon im ersten Akt einschlief und seinen sanften Schlummer bis zum Schluß der Vorstellung fortsetzte, wo ihn seine Tochter rechtzeitig weckte, um noch kräftig applaudiren zu können, versicherte er doch, daß ihm nichts in der Welt einen größeren Genuß böte, als Musik und Gesang, namentlich aber der Besuch einer guten Opernvorstellung. Dapinte hatte schon in früheren Jahren die Bekanntschaft des würdigen Herrn gemacht, vermuthlich auch zur Weckung seiner musikalischen Neigungen nicht unwesentlich beigetragen. Mr. Colville, der Don Ottavio des Abends, arbeitete als Buchhalter im Geschäft des reichen Lederhändlers und hatte sich, hauptsächlich durch seine prächtige Tenorstimme, die Gunst des Prinzipals in solchem Maße erworben, daß er einer Verbindung des jungen Mannes mit seiner einzigen Tochter Meta, die den süßen Sänger längst in ihr Herz geschlossen, keineswegs abgeneigt war, obwohl Colville weder Vermögen noch angesehene Familienverbindungen besaß. Als Garcia auf Dapontes Vorschlag, den Don Juan zur Aufführung zu bringen, bereitwillig eingegangen, jedoch erklärt hatte, daß er in seiner eigenen Truppe keinen Tenoristen besitze, dem er mit gutem Gewissen den Don Ottavio anvertrauen könne, war von dem Dichter sofort Mr. Colville für diese Rolle in Vorschlag gebracht worden. Der alte Carmitchell fand die Idee allerliebst, er hätte es schon längst gern gesehen, wenn sein zukünftiger Schwiegersohn öffentlich eine Probe seiner Gesangsfähigkeit abgelegt, die Schüchternheit des jungen Mannes hatte dies inzwischen bisher unmöglich gemacht. Dem vereinten Zureden Metas, Dapontes und Garcias, den die prächtige Tenorstimme des angehenden Sängers entzückte, war es endlich gelungen, ihn zur Annahme der Partie zu bewegen; den wesentlichsten Antheil an diesem Entschluß

hatte übrigens doch wohl eine Aeußerung des für Musik schwärmenden Prinzipals gehabt, aus welcher hervorzugehen schien, daß nach Ablegung einer solchen Probe seiner künstlerischen Tüchtigkeit der alte Herr geneigt sein werde, die im Stillen gehegten Wünsche des Buchhalters zu krönen und ihn mit der Hand der schönen Meta zu beglücken.

Die Ouvertüre und mehrere Nummern des ersten Akts waren vorüber — Mr. Carmitchell hatte sich, ganz gegen seine Gewohnheit, noch nicht dem Schlummer überlassen, sondern lauschte der Musik mit gespannter Aufmerksamkeit und verwendete keinen Blick von der Bühne.

„Prächtig! himmlisch!" rief er ein über's andere Mal und klopfte dabei dem neben ihm sitzenden Daponte beifällig auf die Schulter. „Sie haben nicht zu viel gesagt, Professor, es ist eine charmante Musik, eine Musik voll Ausdruck und Leben, jede Note eine wahre Perle! Bin nur auf den Colville begierig — — Sie meinen also, daß er wirklich die Courage hat?"

„Er kann den Augenblick nicht erwarten, der ihn vor das Publikum führt."

„Hm, hätt' es dem Burschen wahrhaftig gar nicht zugetraut! Und wird es noch lange währen?"

„In der nächsten Scene hat er aufzutreten. Sehen Sie da entspinnt sich schon der Zweikampf zwischen Don Juan und dem Comthur — sie schlagen sich vortrefflich — der Comthur fällt — Don Juan flieht — Ah, was sagte ich Ihnen: — hier ist Donna Anna mit unserem Don Ottavio!"

Der junge Tenorist konnte sich bei seinem ersten Auftreten einiger Befangenheit nicht erwehren, sang aber die Scene durchaus befriedigend und wurde, als er die Bühne verließ, sogar durch lebhaften Beifall ausgezeichnet.

Der alte Lederhändler war außer sich vor Entzücken; er klatschte aus Leibeskräften und rief ein über das andere „Bravo!" Auch das Auge der schönen Meta, die dieser ersten Probe der künstlerischen Geschicklichkeit ihres Bräutigam mit ängstlichem Bangen entgegengesehen, leuchtete jetzt hell auf in freudiger Zuversicht.

„Nun, hab' ich unserem jungen Freunde zu viel zugetraut?" fragte Daponte.

„Ein prächtiger Bursche — hätt' es wahrhaftig nicht hinter ihm gesucht!" versicherte der alte Carmitchell.

„Nun werden Sie ihm gewiß Ihr Versprechen halten, nicht wahr, verehrter Freund? Sehen Sie nur, wie Fräulein Meta die Augen niederschlägt, wie ihre Wangen glühen — — Machen Sie es kurz, sagen Sie noch heute Ja und Amen, und zwei überglückliche Herzen werden diesen Tag segnen!"

„In Gottesnamen!" stimmte der alte Herr bei. „Wer Mozart'sche Musik so trefflich zu singen versteht wie der Colville, giebt sicher einen ganz passablen Ehemann ab, und daß es ihm nicht an Courage fehlt, davon bin ich jetzt auch überzeugt. Heute Abend nach beendigter Vorstellung wollen wir die Sache ins Reine bringen."

Meta drückte dankbar die Hand des Vaters und verbarg dann ihr erglühendes Antlitz in einem prächtigen Blumenbouquet, das sonder Zweifel bestimmt war, dem Geliebten als Preis seiner künstlerischen Triumphe gespendet zu werden.

Ohne sonderliche Störung hatte die Oper ihren Fortgang genommen bis zum Finale des ersten Akts. Die Besetzung der Hauptrollen war jedenfalls eine tüchtige, und die Gewandtheit der Sänger half über die Schwierigkeiten der Komposition glücklich hinweg. Das große Finale aber mit seinen vielfachen Verwickelungen, seinen oft wechselnden Tonarten war freilich eine harte Nuß. Aus den Fenstern des Schlosses erklang bereits die Ballmusik; Don Juan hatte Zerlinen und Masetto zum Tanze geladen; Leporello ließ im Auftrage seines Herrn eine ähnliche Einladung an die Masken ergehen. Ein Wechsel der Scene hatte dem Zuschauer den reich ausgestatteten Ballsaal vorgeführt, in welchem Don Juan und Leporello ihre Gäste bewirthen, ersterer unermüdlich ist in galanten Aufmerksamkeiten gegen die schöne Zerline, letzterer aber, auf Geheiß seines Herrn, Masetto aufs Korn nimmt und zu beschäftigen sucht. Das Eintreten der Masken, unter welchen man vornehme Gäste vermuthet, verleiht dem Feste höhere Weihe. Don Juan lädt zur Erneuerung des Tanzes ein, und um dem Geschmack der verschiedenen Schichten der gemischten Gesellschaft zu entsprechen, zugleich aber die Gäste so zu vertheilen, daß er selber weniger beobachtet wird und bei Zerlinen freies Spiel hat, arrangirt er drei Tänze zu gleicher Zeit. Die Masken treten zum Menuett an, Don Juan führt mit Zerline einen Kontretanz auf, Masetto aber, vergeblich widerstrebend, wird von Leporello in den Wirbel des Walzers hineingerissen. Signor Donametti hatte an dieser schwierigen Stelle seine liebe Noth, das Orchester zusammenzuhalten, und nur seiner Geschicklichkeit war es zuzuschreiben, daß es nicht schon hier zum völligen Zusammenbruch kam.

Doch die Schwierigkeiten mehrten sich, als mit Zerlinens Hülferuf eine mächtige Aufregung entstand, und nun auch Chor- und Solosänger, ihre verschiedenen Empfindungen und Gemüthsstimmungen ausdrückend, einzufallen hatten. Die Eile, mit der die Oper in Scene gesetzt worden, hatte keine genügende Anzahl von Proben abzuhalten gestattet; die allgemeine Unsicherheit führte sofort zu Mißgriffen in Takt, Tonart und Tempo; alle Bemühungen des Dirigenten, Ordnung und Harmonie wieder herzustellen, erwiesen sich als vergeblich — es war ein ohrzerreißender Lärm, ein wildes Durcheinander von Stimmen und Instrumenten, verstärkt durch das Zischen, Pfeifen und Heulen der Zuhörer, die ihr Mißfallen über die gräulichen Disharmonieen in nicht minder disharmonischer Weise zu erkennen gaben.

Da sprang plötzlich Don Juan mit gezücktem Degen vor und gebot Stille. „Meine Herren und Damen," rief Garcia mit dem ganzen Aufwand seines kräftigen Organs, „sollen wir uns, die wir es unternommen, ein kunstsinniges amerikanisches Publikum mit dem größten musikalischen Meisterwerke aller Zeiten und Nationen bekannt zu machen, nachsagen lassen, daß wir das große Werk des einzigen Mozart in unverantwortlicher Weise verhunzt? Das kunstsinnige Amerika sitzt hier zu Gericht; der verklärte Meister schaut auf uns hernieder; sein Freund, der Dichter des Textbuches, weilt in unserer Mitte, erwartend, daß wir ihm und dem großen Todten gerecht werden — Kollegen, Freunde, Kunstgenossen, wir werden das uns geschenkte Vertrauen, die auf uns gesetzten Hoffnungen nicht täuschen! Beginnen wir noch einmal! Hoch Mozart und Daponte!"

„Hoch! Hoch!" tönte es einstimmig von der Bühne wie im Orchester, und viele Stimmen aus dem Zuschauerraume fielen gleichfalls ein. Unter tiefem Schweigen begann man noch einmal mit dem Tanze. Diesmal spielte das Orchester tadellos. Zerline rief nochmals um Hülfe, und in dem nun folgenden Sturm der Stimmen und und Instrumente herrschte die vollkommenste Harmonie, jeder Einzelne schien seine ganze Kraft aufzubieten, um die Scharte auszuwetzen, auf die demüthigende Niederlage einen vollständigen Sieg folgen zu lassen. Ohne weitere Störung wurde das Finale zu Ende gebracht, und als endlich der Vorhang fiel, brach ein lang anhaltender Beifallssturm los und sämmtliche Darsteller wurden enthusiastisch hervorgerufen.

Der vielgeplagte Impresar war so ziemlich am Ende seiner Leiden angelangt. Allerdings bot auch der zweite Akt noch mancherlei Schwierigkeiten; Signor Donametti verzog bei so manchem unreinen Ton der Sänger, so mancher falschen Note des Orchesters das Gesicht und arbeitete, um das richtige Tempo herzustellen, mit Händen und Füßen — im Ganzen aber ging die Sache doch erträglich; Sänger und Musiker strengten ihre Kräfte auf's Aeußerste an und ein Zusammenbruch ward glücklich vermieden. Am Schluß der Vorstellung rief das höchlich befriedigte Publikum sämmtliche Mitwirkende

dann noch ins Besondere den Direktor und den Dichter. ...terer folgte dem Ruf nur mit Widerstreben; Garcia schleppte inzwischen bis dicht vor die Lampen und hielt eine noch ...ige Rede, worin er dem Kunstverständniß des amerikani...n Publikums schmeichelte und sich glücklich pries, daß es ... beschieden gewesen, jenem eines der größten musikalischen ...sterwerke — und zwar unter persönlicher Mitwirkung des ...ichters — zugänglich gemacht zu haben.

Als Nachspiel folgte dann auf der Bühne die verheißene ...e. Als man dem Champagner zu Leibe gehen wollte, war ... Zahl der Flaschen freilich schon etwas reducirt. Während ... halbe Dutzend glücklich auf die Beine gebrachter Teufel Don Juan in die Hölle expedirt hatte der Geist des Comthur nicht nur die auf der Bühne bereits angebrochenen Flaschen vollends geleert, sondern auch noch einigen weiteren zwischen den Coulissen die Hälse gebrochen. In seinem weißen Geisterkostüm lag der wackere Bassist nunmehr unten in der Garderobe und schnarchte so fest, daß ihn die Posaunen des jüngsten Gerichts nicht geweckt haben würden.

„Don Juan" ward noch dreimal vor gut besetzten Häusern wiederholt und bot dem armen Impresar wenigstens einigen Ersatz für früher erlittene Verluste. Das Opernunternehmen an und für sich war freilich durch diesen momentanen Erfolg nicht zu retten; die Garcia'sche Oper ging einige Monate später in die Brüche wie zwanzig Jahre früher die Daponte'sche, und abermals verstrich ein Jahrzehnt, ehe ein anderer Impresar das Experiment italienischer Oper in New-York zu wiederholen wagte. Für den Dichter des „Don Juan" waren jene Aufführungen des Werkes nur glückbringend gewesen. Garcia hatte ihm ehrlich den verheißenen Antheil ausgezahlt, und sein Gewinn steigerte sich noch durch den Ertrag des von ihm selber ins Englische übersetzten Textbuchs. Einen Theil des Geldes benutzte er zu einem Einsatz in eine Lotterie, bei deren Ziehung auf eines seiner Loose ein Treffer von 1500 Dollars fiel. Diese Summe genügte, den gänzlich Verarmten in anständiger Weise auszustatten, sie bildete die Grundlage zu neuem Wohlstande. Seine Fertigkeit in der Musik und den neueren Sprachen verschaffte ihm bald einen hinreichenden Unterhalt und eine geachtete Lebensstellung, deren er sich, trotz seines hohen Alters, noch für eine Reihe von Jahren zu erfreuen hatte. Der Genius seines großen abgeschiedenen Freundes, Wolfgang Amadeus Mozart, war für Daponte ein Retter in der Noth gewesen.

Allerlei.

(In's Jenseits hinübergetrunken.) Ein jedes Kind auf der Gasse kannte den alten Scheerenschleifer Johann Dibich, den der Volksmund den „Bürster" nannte, weil der gute Alte es so gut verstand, gerne und viel hinter die Binde zu gießen. Wenn er des Abends nach Hause wankte und mit gekränkter Stimme, die verglasten Augen weit aufreißend, fragte: „Hab' i enk beleidigt?" oder: „Bin i enk was schuldi?" dann liefen die Kleinen hinter ihm her, schlugen ein Halloh auf, stellten sich ihm auch entgegen, reckten gegen ihn die Zunge heraus und riefen: „He, Bürster! Hast wieder tamisch g'laden!"

„Wann i amol stirb," sagte der Alte gewöhnlich, „möcht i do gern mit'n Glasl sterben. 'S war nit bitter!" Und er starb „mit'n Glasl;" er trank und mußte trinken, bis er unter den Tisch sank — um nimmermehr aufzustehen. Der Scheerenschleifergehilfe Peter Raff lebte nämlich mit dem „Bürster" seit längerer Zeit in Feindschaft. Doch wollte Jener sich mit Diesem versöhnen und der Hausknecht Josef Menzinger unternahm es, den Frieden herzustellen. Menzinger, ein gewaltthätiger Mensch, der in seinem Leben bereits wegen Todschlages verurtheilt wurde, weil er einem Burschen den Bauch aufgeschlitzt hatte, lud den „Bürster" in eine Schänke, wo Raff bereits saß. „Na seid's gut!" schrie Menzinger. „Wirth, ein'n Pflaumengeist!" Des Bürsters Mienen erheiterten sich, als er nach dem ihm so lieben Getränke rufen hörte. „Wir soll'n leben!" Die Gläser klirrten, der Alte trank in gierigen Zügen.

„Trink', Bruder!" rief Menzinger. „Sollst leben!" — „So — sollst leben!" Und der Alte trank wieder, bis er nicht mehr konnte. — „Der „Bürster" kann nimmermehr," spottete Menzinger. „Das gibt's nit!" — „Haha! Ha — hast Recht," lallte der Alte, „das gibt's — nit! Si — sin — singen mer was: „Hell is im Kirchenthurm, finsta — im...." — Hier sank der Alte unter den Tisch. — Die Freunde lachten „He, Bürster! Ob'st aufstehst?!"

Der Alte rührte sich nicht.

„Na wart. I wer Dir's auffi mischen!"

Menzinger, selbst betrunken, goß dem Alten noch Branntwein in den Mund. Doch der „Bürster" rührte sich nicht mehr; starr war sein Blick auf den Boden geheftet, sein Gesicht wurde fahl und blau, die Haare sträubten sich auf dem Kopfe, die Hände wurden krampfhaft ausgestreckt, und das Herz schlug — nicht mehr!

Nun erst sahen Raff und Menzinger ihre Unvorsichtigkeit ein; sie liefen davon, wurden aber eruirt und vor's Gericht gestellt. Vor diesem betheuerten Beide, sie hätten es mit dem Bürster sehr gut gemeint und ihm zu trinken gegeben, weil sie gewußt, daß er so gerne ins Gläschen gucke. Der Der Gerichtshof nahm aber an, daß Beide mit dem Alten einen unvorsichtigen Spaß gemacht haben und verurtheilte wegen Vergehens gegen die Sicherheit des Lebens, Menzinger zu sechs und Raff zu vier Wochen.

(Ein Roman.) Während man in Deutschland unter Romanen sehr häufig Kriegen, Nichtkriegen und schließlich doch kriegen versteht, so wird man in Amerika bald in den Romanen nur noch von Heirathen, Scheiden und Wiederheirathen mit obligater Pistolenschußbegleitung lesen. Eine von diesen neuromantischen Geschichten, freilich ohne Pistolenschuß, ist kürzlich in San Francisco und zwar, wie man versichert, einem Deutschen passirt.

Herr N. hatte eine gute liebe Frau, die unter anderen großen und kleineren Wünschen auch den hegte „Lieb Vaterland" einmal wieder zu sehen. Der Gatte zu sehr gewöhnt, den Wünschen seiner Gattin nachzukommen, willigte in eine Reise und Madame, glücklich, ihre längstgehegte Sehnsucht befriedigen zu können, überwand den Schmerz der Trennung und reiste ab. — Der Engel ging und die Teufel stellten sich in Personen von schlechten Leuten, die sich Freunde des Strohwittwers nannten, ein. Diese Freunde schwärzten die auf dem Ocean ihrer alten Heimath Entgegensteuernde an, bis Hr. N. den flüsternden Worten Gehör schenkte und eine Ehescheidungsklage im Gericht einreichte. — Natürlich wurde Madame davon unterrichtet und, gleich einem Donnerwetter aus heiterem Himmel, traf die sich keiner Schuld Bewußte diese furchtbare Nachricht. Ihre Sieben-Sachen packen und abreisen war die Handlung des nächsten Augenblicks. Nur ihren Mann wiedersehen und schnell' wiedersehen, war ihr einziger Gedanke. So gelangte sie in London an, doch da, welcher Schreck, entdeckte sie, daß ihre Geldmittel zur Weiterreise nicht ausreichen. Schon wollte sie verzweifeln, doch wo in der Welt findet der Deutsche nicht wahre Freunde in seinen Landsleuten. Mit größter Opferfreudigkeit gaben die Deutschen Londons der armen trostlosen Frau die nöthigen Mittel und hoffnungsvoll setzt dieselbe ihre Reise fort. Unterdessen hatte der unerbittliche Richter die verlangte Ehescheidung bewilligt.

Die Frau kommt endlich an und sieht den Mann, den sie früher ihr zu nennen sich so glücklich wähnte, an den sie aber jetzt jedes und alles Recht den Gesetzen gemäß verloren hatte.

Die Scene des Wiedersehens zu schildern, ist jede Feder zu schwach.

Der Schmerz der Frau war zu natürlich, zu herzzerreißend, als daß der Mann länger den gegen sie geschleuderten Verläumdungen glauben konnte. Lange zwar wogten die widerstreitendsten Gefühle in dem entweder durch Freunde oder Weib getäuschten Manne. Doch die Thränen im treuen Auge seines Weibes verscheuchten alle Zweifel, freudig öffnete er seine Arme und empfing mit Freuden den Schatz zurück, den er in der Verblendung von sich gestoßen hatte.

Die Vereinigung, die so unter ihnen wieder stattgefunden hatte, wurde auch gesetzlich wieder hergestellt und wenige Tage darauf fand die zweite Trauung der mehr wie je sich liebenden Eheleute statt.

Prolog

zur Friedensfeier am 4. März 1871.

(Am Friedensfesttag im Stadttheater von Frau Schönfeld gesprochen und auf Wunsch hier abgedruckt. D. Red.)

Was schallt hochauf in hellem Jubelreigen?
Was singt der Glocken ehr'ner Mund so laut?
Was leuchten im Gebirg' die Feuerzeichen?
Und überall, wohin das Auge schaut,
Des bunten Flaggenschmuckes fröhlich Wehen —
„Te deum" und „osianna" klingt hinein —
Allüberall Jubelruf? — Was ist geschehen?
In jedem Aug' blitzt heller Freude Schein?

Des Friedens Lichtgestalt, die Gottgesandte
Schwebt' nieder auf das kampfesmüde Land
Mit lieblich grünem Palmenzweig und bannte
Versöhnungsvoll des Würgeengels Hand.
Versöhnungsvoll! — denn Viel ist zu versöhnen!
Nationenhaß ist wahrlich schwer besiegt:
Und um so schwerer, wenn in eitlem Wähnen
Der Welsche sich in Phantasieen wiegt
Des Größendünkels! — Trotzdem frisch die Stätten
Der Schlacht noch dampfen auf zum Himmelsdom,
Trotzdem durch Deutschland morsch zu Staub zertreten
Der Gloire Frankreichs lügnerisch Phantom!
Nur deutsche Helden konnten es vollbringen
Zu stürzen dieses Götzen Hohngestalt!
Das deutsche Lied! — Es soll Euch d'rob lobsingen
Für alle Zeit mit seiner Allgewalt!

Das schöne Loos, für's Vaterland zu sterben
Hat Euch ereilt — leicht sei die Erde Euch!
Ruht sanft! — Doch uns, den dankerfüllten Erben
Ließ't Ihr den höchsten Schatz: das deutsche Reich!
Des Friedens reiches Füllhorn — bald beginnet
Es auszugießen segensvolle Fluth
Auf's deutsche Land, und linder Balsam rinnet
Auf mancher Schmerzenswunde heiße Gluth!
Bald schließt der Sohn den Vater in die Arme,
Der Mann ruht bald an treuen Weibes Brust,
Die holde Braut jauchzt bald, nach langem Harme
Am Hals des Jünglings thränenreiche Lust!
Dem Landwehrmanne winkt schon aus der Ferne
Das Kindlein, — in der treuen Mutter Hut —
Es spricht noch nicht, lallt: „Väterchen" so gerne —
Familienglück! — Du heilig deutsches Gut!
Der Handwerksmann begrüßt mit freud'ger Miene
Der langverwaisten Werkstatt trauten Raum,
Am Pflug der Bauer steht; mit frohem Sinne
Grüßt ihn der Jäger dort am Waldessaum.
Zur Universität ziehn nun die Söhne
Der Wissenschaft mit lernbegier'gem Ohr —
Kurz — Deutschland stehet auf in neuer Schöne,
Geeinigt blüht im Frieden es empor!
Geeinigt durch des Wortes heim'sche Klänge,
Geeinigt durch die Zeit tief-ernster Noth,
Geeinigt durch geweihter Dichter Sänge,
Geeinigt durch der Brüder Sieg und Tod!
Geeinigt unter Deutschlands mächt'gem Kaiser,
Dem Heldengreise mit dem starken Schwert,
Der jetzt, nachdem des Sieges Lorbeerreiser
Die Stirne ihm geküßt, zur Heimath kehrt.
Er selbst an Weisheit reich, doch nicht verschmähend
Ein kluggedachtes Wort aus Andrer Mund;
Denn deutsche Männer, ihm zur Seite stehend,
Sie boten Herz und Hand zum heil'gen Bund!

Doch wohl der Ersten Einer, — deutschen Sinnes,
Und deutsch im Worte, deutsch in weisem Rath,
Vollbrachte schnell in Zeiten des Beginnes
Des blut'gen Streits der Ein'gung große That.
Die Einigung der deutschen Bundesbrüder —
Wer schuf sie durch sein männlich Königswort?
Wer schuf die deutsche Kaiserkrone wieder,
Als Deutschlands Einigung hochheil'ger Hort?
„Ludwig der Deutsche" war's! — In stolzem Reger
Schwellt dieser Name jedes Bayern Brust!
„Ludwig dem Deutschen" Heil, und Glück und Segen!
Ihm, Seines treuen Volkes Glück und Lust!

C. Winkelmann.

Drei Wandermusikanten.

Der Abend dunkelt; vor dem Herbstesweh'n
Die welken Blätter klageflüsternd fliehen,
Wo durch den andachtsstillen Eichenwald
Drei Wandermusikanten schweigend ziehen.

Die Spielmänner sie scheinen wandermüd,
Der junge Fiedler wandelt schmerzverloren;
Denn kaum verklungen ist das Todtenlied,
Dem Lieb geweiht, das einst sein Herz erkoren.

In einer Eiche Blätternacht gehüllt
Sieht halbversteckt ein Christusbild man stehen,
Und betend beugt der Jüngling nun das Knie,
Das Seelenheil der Liebsten zu erflehen.

Ein Kirchenlied stimmen die Andern an,
Bald spielt der Fiedler auch zu ihrer Weise;
Der Wandermusikanten Nachtgebet
Verklingt im Eichenwalde leise, leise.

Maximilian Bern.

Charade.

Siehst du die zweite Silbe gehn,
Folgt oft die erste hinterdrein;
Siehst du die zweite Silbe stehn,
Geht oft die erste in sie ein.
Oft, wenn die erste Silbe liegt,
Siehst du das Ganze sitzen drauf;
Oft, wenn die erste Silbe fliegt,
Siehst du das Ganze springen auf.

Auflösung des Anagramms in Nr. 9:
Seraph — Phrase.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von G. Meyer.

Nro. 11.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Nürnberg. 19. März. 1871.

Der Sträfling.

Erzählung von Adelheid von Auer.

Es war nicht das erste Mal, daß Frau von Holm, die mit ihrer Dienerin die untere Etage des „Lindenhofes", eines der kleinen, ländlichen, zur Aufnahme für Gäste eingerichteten Häuser des Badeortes S., bewohnte, durch einen in den oberen Räumlichkeiten stattfindenden Lärm aus dem ersten frühen Schlummer geweckt wurde. Oben wohnte ein reicher Banquier, Herr Salhof, eigentlich ein unangenehmer Patron; ebenso reich wie geizig, ebenso hochfahrend gegen unter ihm stehende Leute, ebenso rücksichtslos sich gegen diese in leidenschaftlicher Heftigkeit gehen lassend, als er glatt und gefeilt sich in der Gesellschaft bewegte.

Es wohnte Niemand in dem kleinen, etwas weit ab vom Brunnen und dem Mittelpunkt des Städtchens gelegenen Hause als unten die Dame mit ihrer Dienerin, oben der Banquier mit seinem — übrigens nur für die Saison engagirten — Diener oder, wie der Banquier ihn prahlend zu nennen pflegte, seinem „Privatsekretär". Der junge Mensch sah sehr anständig aus, ließ es augenscheinlich an Aufmerksamkeiten für seinen Herrn nicht fehlen, war still und unterwürfig, dienstfertig gegen die übrigen Hausgenossen, und so schwer es ihm manchmal werden mochte, die vielfachen Launen und rohe Behandlung seines Herrn zu ertragen, so verrieth sich dies doch wenigstens in Gegenwart Anderer nur durch seine zusammengepreßten Lippen, den Wechsel seiner Farbe, nie durch unehrerbietigen Widerspruch. Herr Salhof behauptete, er tränke, und ein paar Mal war es der Dame selbst so vorgekommen, als sei der Verdacht nicht ganz ungegründet, weil Friedrich mitunter etwas länger bei Besorgung der Aufträge seines Herrn ausblieb, als es dieselben erheischten, dann mit erhitztem Gesicht zurückkehrte, und seine Bewegungen dabei ebenso hastig wie unsicher waren. Das konnte aber ebenso gut andere Gründe haben, die Verspätung eine zufällige sein und die Angst vor des Banquiers Rohheit ihm diese Unsicherheit und Hast geben; denn wirklich zweifellos betrunken hatte ihn die Dame nie gesehen.

Frau v. Holm war wohl halb und halb auf diese Störung ihrer Nachtruhe gefaßt gewesen. Kurz ehe sie sich dazu ins Haus zurückzog, war der Banquier noch zu ihr gekommen, ihr seine Noth mit dem unzuverlässigen Menschen zu klagen.

„Heut' bin ich hinter Etwas gekommen, das ihm den Hals bricht," sagte der Banquier, „und wenn ich irgend Aussicht hätte, ihn jetzt hier ersetzen zu können, jagte ich ihn noch heut' fort. Da ich das aus Rücksicht für mich nicht kann, kostet es ihm wenigstens ein Drittel seines Lohnes. Denken Sie, der Mensch ist verheirathet, hat Frau und Kind!"

„Was schadet das?" fragte die Dame; „verheirathete Leute können allerdings unbequem werden, aber da Sie den Diener nur für die Reise gemiethet haben, nur für kurze Zeit —"

„Gleichviel; ich will auch für diese kurze Zeit nur für einfache, nicht für dreifache Rechnung bestohlen werden," entgegnete der Banquier. „Zudem, ich hatte es als Bedingung gestellt, der Mensch hat mich frech belogen, als er sich für ledig ausgab. Er ist ein Lügner, ein Heuchler, ein Säufer. Er hat eine jähzornige Gemüthsart, die er nur künstlich unterdrückt. Ich kann Sie versichern, ich fürchte mich manchmal vor den wilden, tückischen Blicken, mit denen er meine Zurechtweisungen aufnimmt."

Dies Gespräch fand des Abends statt, als die beiden alten Herrschaften, welche Rücksicht auf ihre Gesundheit zu nehmen hatten, die Plätze vor der Thür verließen, um das Zimmer aufzusuchen. Als sie durch die Gartenpforte gingen, Frau v. Holm voran, trat ihnen ein Mann entgegen, der, seinen Hut hinhaltend, etwas brüsk um ein Almosen bat. Frau v. Holm fuhr ein wenig erschrocken zurück, langte aber augenblicklich nach ihrem Portemonnaie und reichte dem Bettler eine Gabe.

„Hier wird nicht gebettelt!" wies der Banquier ihn rauh ab.

„Hier wird auch wohl nicht gehungert!" entgegnete der Mann verbissen; „wenn Eines nicht sein soll, stellt doch erst das Andere ab und schreibt Eure Gesetze nicht mit vollem Magen!"

Der Banquier hob seinen Stock.

„Ho, ho!" stieß der Mann hervor, trat aber doch einen Schritt zurück, wobei er sich aufrichtete und seine volle, muskulöse Gestalt zeigte, die wohl Bedenken vor einem thätlichen Angriff seiner Person einflößen konnte.

Auch ging der Banquier mit einem leise gemurmelten: „Es ist nicht mehr auszuhalten; ich werde die Polizei auf den Unfug aufmerksam machen," an ihm vorbei in's Haus.

„Was war das für ein Gesicht — das vergesse ich in meinem Leben nicht!" bemerkte Frau v. Holm, leicht zusammenschauernd.

„Das kommt Alles von der unaufmerksamen Bedienung," fuhr der Banquier zu schelten fort. „Solch ein Herumtreiber von Bedienten! Na, der Kerl soll nur heut' kommen!"

Das war das Vorspiel zu der nächtlichen Scene, die, wenn der Lärm auch nur in gedämpften Tönen in das untere Geschoß drang, dennoch Frau v. Holm aus ihrem leisen Schlaf erweckte.

Sie hatte wenig Sympathie für den Banquier und mehr Mitleid mit dem Diener, der ihr ein trauriges Loos gezogen zu haben schien. Ihr war nichts so fatal, flößte nichts so viel Verdacht gegen äußere und innere Bildung des Menschen ein, als brutale Behandlung von Untergebenen, die damit in die demoralisirende Nothwendigkeit versetzt werden, um ihrer äußeren Existenz willen ihre Menschenwürde preiszugeben.

Je mehr der Banquier eine feine Umgangsform mit Seinesgleichen oder Höherstehenden festzuhalten verstand, desto mehr nahm sie es ihm übel und hielt es für einen Mangel an richtigen Herzenseigenschaften, daß er jegliche Form der dienenden Klasse gegenüber rucksichtslos verletzte. Diese Betrachtungen waren es noch mehr als die Unruhe oben, die sie nicht wieder einschlafen ließen.

Sie hörte des Banquiers scheltende Stimme; sie hörte, wie Friedrich antwortete, Anfangs ruhig, gemessen; dann wieder den Banquier, dann Beide lauter werdend, zugleich sprechend; zu verstehen war kein Wort. Frau v. Holm ärgerte sich theils über die Rücksichtslosigkeit des Banquiers, der seinen Zorn, wie sie mit Recht meinte, wohl bis zum andern Morgen hätte zügeln können, theils fing sie an sich zu ängstigen. Man kann ja nie wissen, welchen Ausgang ein Streit nimmt, bei dem beide Theile die Gewalt über ihre Leidenschaft verlieren. Sie erhob sich halb im Bette; indem wurde die Thür oben heftig aufgerissen; ein dumpfer Ton, wie von dem Fallen eines schweren Körpers herrührend, ertönte gleichzeitig.

„Er wirft ihn zur Thür hinaus; der arme Mensch muß hingefallen sein,“ dachte sie; und daß sie abermals die Thür aufreißen und heftig ins Schloß fallen hörte, bestärkte sie in diesem Gedanken.

Oben im Zimmer ertönten hin- und hereilende Schritte; auch hörte sie wieder sprechen, konnte jedoch nicht unterscheiden, ob es der Banquier oder Friedrich war. Sie fühlte sich von einer seltsamen Unruhe ergriffen, stand rasch auf und kleidete sich an; währenddem dauerte oben das Hin- und Hergehen fort, wenn auch nicht mehr von scheltenden Stimmen begleitet. Dann öffnete sich wieder die Thür; es kam Jemand die Treppe hinunter, rasch, aber leise. wie um die schlafenden Bewohner des Hauses nicht zu stören. Als er an ihrer Thür vorübereilte, öffnete sie diese.

„Friedrich!“ sagte sie leise; dennoch fuhr der Mensch vor dem Ton so erschrocken zurück, als habe sie ihm ein Pistol auf die Brust gesetzt.

„Was ist los oben, was hat der Herr Ihnen gethan, wo wollen Sie hin?“ fragte sie hastig.

„Fort, weggejagt, hinausgeworfen,“ preßte er mühsam zwischen den Zähnen hervor.

„Waren Sie das, der so hinfiel? Haben Sie sich verletzt und —. Kommen Sie herein, Friedrich,“ fuhr die mitleidige Dame fort.

„Nein, nein,“ sagte er hastig. „Ich danke sehr — Sie sind sehr gütig; aber er hat mich fortgejagt, ich gehe. O, der Herr ist ein Satan; der kann ehrliche Leute zu Spitzbuben und Mördern machen; man ist doch auch nur ein Mensch!“

„Sie haben sonst immer ruhig sein Schelten hingenommen, heute nicht; ich hörte es, da haben Sie ihn gereizt.“

„Ich war nicht ganz bei mir; ich hatte getrunken,“ sagte er trotzig.

„Also thun Sie das doch, da hatte er ja Recht, Sie zu schelten.“

„Ja, er hatte Recht,“ gab Friedrich kleinlaut zu.

„Sie hatten ihn obendrein auch belogen —“

„Ja, auch darin hatte er Recht; aber so braucht kein Mensch den andern herunterzureißen, so nicht; Herr Gott! lieber will ich auf der Strasse umkommen, ehe ich mir das gefallen lasse!“

Der Mensch war so aufgeregt, daß er an allen Gliedern zitterte und sein farbloses Gesicht vor Leidenschaft zuckte.

„Ich möchte Sie nicht so fortlassen,“ sagte Frau von Holm. „Bleiben Sie in meinem Vorzimmer; wir sprechen morgen weiter über die Sache.“

„Ich werde lieber wiederkommen; jetzt möchte ich hinaus, in die Luft; ich bin schon ganz nüchtern,“ versicherte er; „ich kann auch in ein Wirthshaus gehen und dort schlafen; ich habe Geld; ich bin abgelohnt, wenn auch knickerig genug. Es ist eine Schande für einen so reichen Herrn. Gute Nacht, gnäd'ge Frau, und vielen Dank für Ihre Güte!“

Er wartete eine weitere Einwendung nicht ab, sondern stürzte an ihr vorüber zum Hause hinaus.

Sie öffnete das Fenster, blickte ihm nach und sah ihn den zum Brunnen und zur Promenade führenden Weg einschlagen, setzte also voraus, daß er sein letztes Wort erfüllen und sich ein Nachtlager in einem der in jener Richtung liegenden Wirthshäuser suchen werde. Der Gedanke beruhigte sie. Sie dachte es sich gar so traurig, so allein in der Nacht auf der Strasse wie ein Ausgestoßener umherzuwandeln, Grimm gegen seine Mitmenschen im Herzen, der in der Einsamkeit anschwillt zu giftigem Haß. Weiß Gott, zu welchen Entschlüssen man in solcher einsamen Nacht kommen kann, in der alle Gefühle wild durcheinander toben! Die Nähe der Menschen legt ihnen Zwang auf, der Schlaf besänftigt sie vollends, und das Gute, das da in Gefahr war, verloren zu gehen, ist dann am Morgen noch unverfälscht da, und hilft wieder eine Strecke weiter auf der rauhen Lebensbahn.

Sie nahm sich vor, morgenden Tages recht mütterlich mit dem armen Menschen zu sprechen, sich nach seinen Verhältnissen zu erkundigen, ihm so recht gründlich auf den Zahn zu fühlen wie es wohl mit seiner Moral stehe, und ihm dann nach Kräften zu einer neuen und bessern Stellung zu verhelfen.

Mit diesen menschenfreundlichen Vorsätzen begab sie sich aufs Neue zur Ruhe, den versäumten Schlaf nachzuholen; aber er wollte sich nicht recht erquickend und stärkend einstellen. Sie schlief wohl, jedoch unruhige Träume quälten sie. Immer und immer wieder war es der Lärm oben, der Streit zwischen dem Banquier und Friedrich, der den Inhalt derselben bildete; aber Beides in der Undeutlichkeit der Vorstellung, der wirren Uebertreibung, welche die Wirklichkeit in dem Spiegel des Traumes anzunehmen pflegt. Einmal fuhr sie erschrocken empor; es war ihr doch gerade, als hätte sie einen erstickten Hülferuf vernommen; sie lauschte ängstlich, aber Alles war still, und sie mußte sich wohl überzeugen, daß sie nur geträumt hatte.

So brach der Morgen an. Er lachte so freundlich ins Fenster hinein, blitzte so frisch aus dem thauigen Grase und färbte den Himmel so rosenroth, daß Frau v. Holm sich freute, den Anblick desselben mit dem wenig erquicklichen Schlaf vertauschen zu können. Sie lachte jetzt über sich und ihre Unruhe und erzählte der Dienerin davon. Sie nahm es sich vor, dem Banquier Vorwürfe über seine mangelnde Galanterie zu machen, ihm seine Rücksichtslosigkeit gegen den Schlaf seiner Hausgenossen gründlich, wenn auch in den Grenzen des Scherzes, vorzuhalten; sie blieb auch bei dem Vorhaben, mit Friedrich zu sprechen und sich wo möglich seiner anzunehmen — aber das Alles hatte doch eine ganz andere Färbung als in der Nacht, war Alles so viel einfacher, natürlicher. Die Härte des Banquiers schien ihr nicht mehr ins Maßlose gesteigert, Friedrichs verbissene Leidenschaft hatte den gefährlichen Charakter verloren, der sie einen Augenblick fürchten ließ, er könne sich an sich selber vergreifen. Genug, der helle Morgen behauptete auch in ihrem Gemüth sein Recht und verjagte die Schattenbilder der Nacht, nicht leidend, daß sie mit ihrem dämonischen Spiel sich in das heitere Wesen des Tages mischten.

Zur bestimmten Stunde ging die Dame nach dem Brunnen. Der Banquier pflegte immer etwas später zu kommen; heute schlief er wohl noch, wenigstens waren die Fensterläden oben noch fest verschlossen.

„Heut' kann er sich hübsch allein beim Anziehen helfen,“ sagte Frau v. Holm, nicht ohne eine kleine Schadenfreude.

Die Promenade war wie immer sehr belebt; die Bekannten fanden sich zusammen, die böhmische Musikbande spielte ihre heiteren Tänze, und da das Bad keines von denen war, die einer letzten Hoffnung meist das Todesurtheil sprechen, man also keines dieser blassen Gesichter, keine der hinschwindenden Gestalten erblickte, die wie ein verkörpertes memento mori Denen, die im Badeleben nur Zerstreuung und Erholung suchen, alle Freude daran verkümmern, so war das Lebensbild, das sich dem Beschauenden darbot, ein recht anregendes und helles.

Frau v. Holm hatte bald vollends die Eindrücke der Nacht vergessen.

„Wo bleibt heut' Herr Salhof?“ fragte eine ihrer Bekannten.

„Mein Gott, ja, wo bleibt er?“ fragte auch sie erstaunt. Die Zeit, zu der er zu kommen pflegte, war längst vorüber. Es war nun wohl eigentlich kein Grund, ernste Besorgnisse zu hegen, wenn ein Mann, der, wie sie wußte, in seiner Nachtruhe durch Aerger gestört worden war, die gewöhnliche Zeit verschlief; vielleicht war er auch unwohl — wer konnte das wissen? In jedem Fall ließ sich sein Ausbleiben ganz natürlich erklären, und dennoch ängstigte sie sich deshalb.

Sie kürzte ihren Spaziergang ab und eilte ihrer Wohnung zu. Eine kurze Strecke davon entfernt begegnete ihr der Brunnenarzt und schloß sich ihr an. Er war ein gesprächiger, netter Mann, mit dem sie sich sonst sehr gern und meist lebhaft unterhielt; diesmal war sie seltsam zerstreut und einsylbig in ihren Antworten. Er wollte eben fragen, ob ihr Etwas fehle, als sie, die Seitenallee einschlagend, die direkt auf den Lindenhof zuführte, ganz erschrocken ausrief:

„Die Fensterläden sind wahrhaftig noch immer zu!“

Der Doktor blickte die Dame erstaunt an.

„Der Banquier Salhof muß krank sein; er ist nicht nach dem Brunnen gekommen; er scheint noch nicht aufgestanden; sehen Sie, seine Läden sind noch nicht einmal geöffnet!“ entgegnete sie mit besorgter Miene.

„Da wollen wir doch gleich einmal nachfragen,“ sagte der Doktor, und öffnete das Pförtchen, das den die Vorderseite des Hauses einschließenden Garten von der Straße trennte. Dort fanden sie die Dienerin der Frau von Holm damit beschäftigt, den Tisch vor der Thür ihrer Wohnung zum Frühstück zu decken.

„Hast Du nichts von Herrn Salhof gehört, ihn nicht gesehen? War der Friedrich nicht hier?“ fragte Frau von Holm eilig.

Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Der Herr muß noch schlafen; er hat noch nicht einmal geklingelt, und der Friedrich hat sich auch noch nicht sehen lassen. Ach, gnädige Frau,“ setzte sie hinzu, „da wird's wohl gestern noch was gesetzt haben. Der Friedrich ging fort, in der Absicht, sich zu betrinken und seinen Herrn zu ärgern; der Herr Banquier ist auch gar zu schlimm!“

Während Herrin und Dienerin sich so unterhielten, war der Doktor hinauf in die Wohnung des Banquiers gegangen; nach etwa zehn Minuten kam er mit verstörter Miene und bleichem Gesichte zurück.

Frau von Holm hatte nicht den Muth zu fragen; die schlimmsten Befürchtungen stiegen in ihrer Seele auf; sie sah den Doktor mit sprachloser Erwartung an.

„Sie müssen hier fort, gnädige Frau; wir müssen sogleich eine andere Wohnung für Sie suchen; dort oben ist Unerhörtes geschehen — der Banquier ist todt; ein Mord —“

„Unmöglich!“ schrie Frau von Holm erschrocken.

„Ein Mord ist begangen worden,“ fuhr der Doktor fort. „Er liegt in seinen Kleidern auf dem Bett, die Kissen in Unordnung, das Haar wirr durcheinander. Er hat sich entschieden gewehrt; aber die Spuren an seinem Halse zeigen, in welcher Weise er überwältigt wurde. Kasten und Schränke weit offen. Mord Raubmord — das ist hier nicht geschehen, so lange ich denken kann!“

„Und der Mörder?“ fragte die Dame in größter Spannung.

„Wer weiß es! Sein Diener ist fort, dessen Bett unberührt!“ entgegnete der Doktor.

„Er hat ihn fortgejagt — mitten in der Nacht; ich habe die Scene gehört, ich habe den Menschen gesprochen. Der Banquier war ein schlimmer Herr. Ich hörte, wie er die Thür aufriß, wie Jemand hinfiel; dann kam Friedrich heruntergestürzt.“

„Und der Fallende — war es Friedrich gewesen oder der Banquier?“ fragte der Doktor.

„Friedrich —; aber ich weiß es nicht gewiß — ich vermuthe so,“ stammelte Frau von Holm.

„Und Sie sahen, Sie sprachen ihn? Welchen Eindruck machte Ihnen der Mensch? — Hätten Sie denken können, daß er von einer solchen That kam?“

„O nein! eher daß er zu einer solchen gehen könnte. Er war furchtbar aufgeregt und unterdrückte mühsam seine Leidenschaft.“

„Er ging aber fort — wirklich fort?“ fragte der Doktor weiter.

„Ich selbst sah ihn gehen; ich sah ihm nach, bis er in der nach dem Brunnen führenden Allee verschwand.“

„Und zurückkommen haben Sie den Menschen nicht sehen, und Oben war Alles still?“

„Still wie im Grabe. Und doch, einmal, o, aber dies war ein Traum — ich glaubte wenigstens gewiß, daß es ein Traum war. Ich träumte sehr wirr durcheinander. Dann riß mich ein unterdrückter Hülferuf aus unruhigem Schlaf empor. Ich lauschte —; Alles still wie im Grabe; ich war überzeugt, daß ich geträumt hatte — o Gott! und doch passirte da gerade vielleicht das Schreckliche!“ — sie schloß schaudernd die Augen.

„Wie man sich in den Menschen irren kann!“ setzte sie dann, langsam die Augen wieder öffnend, mit tiefbewegtem Tone hinzu: „Nie, nie hätte ich das dem Friedrich zugetraut!“

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

(Eine edle That deutscher Jungfrauen.) An einem der kältesten Tage des verflossenen Winters, dem Neujahrstage, kam spät Abends nach 9 Uhr ein Eisenbahnzug mit etwa 500 Kranken und Verwundeten vom Kriegsschauplatze in St. Wendel, einer kleinen Kreisstadt im Regierungs-Bezirk Trier, wenige Meilen von Saarbrücken belegen, an. Unter den Kranken befand sich ein junger Schlesier. Es war ein kräftiger, junger Mann, der aber doch endlich, nachdem er eine bei Le Bourget erhaltene leichte Verwundung überstanden, den großen Anstrengungen des Vorpostendienstes bei Paris erlegen war und einige Wochen in einem dortigen Lazareth zugebracht hatte, nunmehr aber zu seiner völligen Wiederherstellung nach seiner Heimath befördert werden sollte. Nach mühseliger viertägiger Eisenbahnfahrt in der strengsten Winterkälte kam derselbe von einem typhösen Fieber ergriffen in St. Wendel an, und hatte nur eben noch so viel Bewußtsein, um zu erkennen, daß er nicht im Stande sei die Reise noch weiter fortzusetzen. Taumelnd gelangte er aus dem Waggon in das Bahnhofgebäude, wo er bewußtlos zusammenbrach. Der den Zug begleitende Arzt ordnete sofort seine Unterbringung in dem Lazareth des Ortes an und der Zug ging weiter. Auf dem Bahnhofe befanden sich jedoch zur Zeit keine Arbeitskräfte, welche den armen Kranken zu befördern im Stande gewesen wären; aber es waren vier deutsche Jungfrauen dort: junge Damen aus der Stadt, welche gekommen waren, um die auf der Reise befindlichen Kranken mit Kaffee zu erquicken. Diese legten, von christlichem Mitgefühl ergriffen, den Kranken auf eine Tragbahre, und trugen ihn den weiten Weg vom Bahnhofe nach dem Lazareth, wo einsichtsvolle und liebreiche Pflege und Behandlung, an welcher sich die Bewohnerinnen von St. Wendel auch weiterhin in gütigster Weise betheiligten, den Patienten wieder herstellten, so daß derselbe nach etwa sechswöchentlichem Aufenthalte daselbst seinen militärischen Verpflichtungen wieder zurückgegeben werden konnte.

(Das Centralbureau „Felicitas“.) Es wurde schon einmal die Aufmerksamkeit des Publikums auf die Schwindeleien dieses Bureaus gelenkt; welche saubere Vögel sich hinter dem pomphaft angekündigten Centralbureau verbergen, darüber gibt folgende von der k. k. Statthalterei in Prag erlassene Kundmachung genügenden Aufschluß. „Ueber das von dem Untersuchungsrichter in Bern in der Schweiz im Wege der Berner Centralpolizei an die k. und k. österreichisch-ungarische Gesandtschaft in der Schweiz gestellte Ansuchen wird in Angelegenheiten des angeblichen Vereines „Felicitas“ Nachstehendes bekanntgegeben: Es besteht in Bern keine Gesellschaft unter dem Namen „Felicitas“, und ist daher auch keine solche von den staatlichen Behörden in der Schweiz anerkannt, beziehungsweise concessionirt worden. Ein gewisser Rudolph Faulmann aus Leipzig, der sich in Bern niedergelassen hatte, legte sich die Bezeichnung Centralbureau „Felicitas“ von selbst bei; der angebliche Direktor ist einer seiner Angestellten, Namens Wilhelm Nowitzky aus Brünn. Rudolph Faulmann gerirt ohne Fonds. Die in Aussicht gestellten Pensionen von 600 Reichsthalern, welche hauptsächlich der Lockvogel zur Gewinnung der sogenannten Assistenten gewesen zu sein scheinen, beruhen, sowie die übrigen Honorar-Versprechungen auf hypothetischen Berechnungen. Nachdem aus Anlaß dieser Schwindeleien gegen Faulmann und Genossen bei dem Untersuchungsgerichte in Bern die strafgerichtliche Untersuchung eingeleitet worden ist, so werden die Geschädigten eingeladen, ihre allfälligen Anzeigen mit ihren motivirten Entschädigungs-Anträgen unter genauer Bezeichnung des Namens und Wohnortes, Bezirkes und Landes bis Ende März l. J. entweder unmittelbar dem angeführten Untersuchungsgerichte in Bern zuzusenden oder an die Prager k. k. Polizei-Direktion behufs Einsendung an dieses Untersuchungsgericht zu übergeben.“

(Waffenausfuhr-Verbot.) In Rußland oder sonstwo stand eine Schildwache auf einem Platze, wo absolut nichts zu bewachen war. Lange Zeit bemühte man sich vergeblich, die Bestimmung dieser Schildwache herauszufinden. Endlich, durch eifriges Forschen in vergilbten Acten, brachte man es heraus. Vor Jahresfrist stand auf dem Platze ein Holzgeländer; dieses Holzgeländer war frisch angestrichen worden, und zum Schutze des Anstriches hatte man eine Schildwache postirt. Der Anstrich war längst weggewaschen, das Geländer war längst beseitigt, aber die Schildwache ward fort und fort erneuert. Aehnlich verhält es sich mit der Aufrechterhaltung der österreichischen Neutralität. Der Krieg ist zu Ende, Preußen hat alle Ausfuhrverbote aufgehoben, aber in Oesterreich wird das Waffenausfuhr-Verbot nach wie vor gehandhabt, und gestern erst wurde einem hiesigen Waffenfabrikanten die Versendung von, sage Einer Flinte nach Italien beanstandet. Es wurde ihm bedeutet, er müsse sich um die Erlaubniß an das Ministerium des Innern wenden. Man sollte denken, daß solche Dinge nur in Rußland oder sonstwo passiren können.

Ein Cincinnatier Arzt, Dr. Logan, hat ein neues Heilverfahren für Tuberkulose (Lungenschwindsucht) eingeführt, nach welchem er in elf unter vierzehn Fällen vollständige Heilung bewirkt haben will. In einer medizinischen Zeitschrift setzt er die Theorie, auf welche sein Verfahren begründet ist, auseinander. Er sucht zu beweisen, daß die Verdauungsstörung das in den Nahrungstheilen enthaltene phosphorsaure Salz hindert, im Magen die gehörige Orydation zu bewirken, und statt dessen eine eigenthümliche abnorme Umbildung in graue Knoten oder Tuberkel hervorruft, welche sich in den Lungen ablagern und durch ihre Wirkung als ein fremdartiger reizender Stoff Eiterung zur Folge haben, identisch mit den Geschwüren, die durch irritirenden Stoff in anderen Teilen des Körpers veranlaßt werden. Als eine Verbesserung der besten bisher befolgten Behandlungsweise empfiehlt er daß 30 bis 40 Tropfen Salpetersäure (nitric acid) nach jedem Mahle genommen werden.

Ungestilltes Sehnen.

Es stand in einem Thale,
An eines Waldes Saum,
Vergnügt und fröhlich grünend
Ein lebensfroher Baum.

Er fühlte sich so selig,
Er war so hoch beglückt,
Ihn hatte ja der Frühling
Mit Blättern reich geschmückt.

Da kam aus ferner Zone
Ein muntres Vögelein,
Das sang vom schönen Süden,
Vom warmen Sonnenschein,

Vom Glanz der Sternenlichter,
Die dort am Himmel stehn
Und schwermüthig herunter
Aufs Erdenleben sehn.

Und als es laut gepriesen
Die zauberische Welt,
Und lange schön besungen
Das ferne Himmelszelt,

War es davongeflogen
Und ließ den Baum zurück,
Der jetzo einsam träumte
Vom fernen Himmelsglück.

Des Frühlings heitre Sonne
Erfreute ihn nicht mehr;
Er dachte an den Süden,
Da ward ums Herz ihm schwer.

Er kränkelte und welkte
Seit jenem Tage hin;
Der Vogel und sein Singen
Wollt ihm nicht aus dem Sinn.

Maximilian Bern.

Charade.

Es steigt ein mächtig Gewimmel
Der Ersten hernieder vom Himmel
Und klar erkennst du daraus,
Daß nun von hinnen geschieden,
Die lange geblüht hat hienieden,
Die Tochter aus himmlischem Haus.

Wenn durch die Lüfte dann wandern
Die Klänge vom Paare der Andern,
So weißt du, nun sinket in Nacht
Auch der kleineren Tochter Leben,
Die Allen hat Freude gegeben
Durch ihres Auges Pracht.

Der Ersten an Schein nicht weichend,
Den Andern in Form sich vergleichend,
Steigt lieblich das Ganze empor;
Es steigt empor als ein Zeichen,
Die Tochter aus himmlischen Reichen
Kehrt wieder durch blühendes Thor.

Auflösung der Charade in Nr. 10:
Heupferd.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von G. Meyer.

Nro. 12.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Nürnberg. 25. März. 1871.

Der Sträfling.

Erzählung von Adelheid von Auer.

(Fortsetzung.)

Zwei Jahre waren seit dem Vorfall verflossen.

In dem wenn auch geräumigen, doch düstern Hofe des Arbeitshauses zu N. spielte in den Nachmittagsstunden eines schönen, klaren Julitages ein kleines Mädchen; goldlockig, mit rothen Wangen, großen, hellbraunen Augen, die dunkel bewimpert waren und jenen reizenden Ausdruck der Unschuld hatten, der an den Spruch des Herrn erinnert, der den Kindern das Himmelreich verheißt. Die Kleine ist die Enkelin des Schließers. Die Fenster seiner Wohnung blicken auch auf den düstern Hof hinaus, und sieht man zuweilen hinter einem derselben das blasse Gesicht einer jungen Frau, der Mutter der Kleinen, die Augen fast unverwandt auf die Arbeit geheftet, die in ihren Händen rasche Fortschritte macht und die sie nur auf Augenblicke ruhen läßt, um nach Hannchen zu sehen, die ihren Spielplatz für gewöhnlich in dem kleinen, schmalen Garten hat, der unter dem Fenster vor der Thür zu ihres Großvaters Wohnung liegt. Sie arbeitet aber auch sehr viel außer dem Hause und dann führt der Großvater die Aufsicht über Hannchen, oder das halb erwachsene Mädchen, die im Haushalt helfen muß, da Frau Bertha eben selten den Tag über daheim sein kann; am meisten aber ist's wohl der liebe Gott, unter dessen schützendem Auge das Kind aufwächs't und wunderbar gedeiht und einen rechten Instinkt für alles Gute und Schöne hat, obgleich so viele widerliche Bilder es umgeben — ja, vielleicht gerade deshalb. — Der eigenthümliche Sinn, der Kinder wie Erwachsene so oft über das Gegebene hinausdrängt und dem Fernen zustreben läßt, veranlaßte Hannchen, zuweilen ihren Spielplatz auf den Hof zu verlegen. Der war so hübsch groß, und der Garten so klein und eng. Auch that ihr leid, daß es außer den Lindenbäumen in der Ecke dort gar nichts wuchs, und sie versuchte immer wieder, hier und da kleine Beete anzulegen und mit Blumen zu bepflanzen, die aber in dem mageren, sandigen Boden schlecht gediehen.

Nun hatte der Großvater sie belehrt: sie müsse gute Erde aus dem Garten dahin bringen, wo sie ihre Blumen pflanzen wolle; und da war sie nun eifrig beschäftigt, in ihrem kleinen Schubkarren Erde aus dem Gärtchen von einer Stelle, wo der Großvater ihr zu graben erlaubt hatte, nach dem Winkel zu karren, wo die Lindenbäume standen. Sie war fast allein auf dem Hofe. Trine, die kleine Dienerin, saß strickend im Garten und bewachte von da ihr Spiel, und unter den Linden, kaum zehn Schritte von der Stelle entfernt, wo Hannchen ihren Garten anlegte, saß ein finster blickender Mann, die Augen fest auf den Boden geheftet und mit dem Stock, den er in der Hand hatte, Figuren in den Sand malend. Er war einer der Gefangenen, ein berüchtigter, schon vielfach bestrafter Dieb, durch den Urtheilsspruch der Richter zu so langer Gefängnißstrafe verurtheilt, daß weder ein Schimmer von Hoffnung auf ein frisch zu beginnendes, besseres Leben ihm den Gedanken an das Ende der Strafzeit erleichtern, noch ein der Menschheit geweihtes Rachegelübde Aussicht auf Erfüllung haben konnte. Beinahe wäre ihm auf andere Weise Befreiung geworden. Der Tod rüttelte an den Eisenstäben seines Kerkers; aber es war noch nicht Zeit. Er zeigte dem unbußfertigen Sünder die Schrecknisse der Ewigkeit, dann schwebte er vorüber; ob sein Warnungsruf an die Seele gedrungen — wer wußte es zu sagen!

Der Mann schien langsam zu genesen. Die Lungenentzündung, die ihm beinahe den Tod gebracht, war gehoben; die Stiche in Lunge und Brust hatten nachgelassen und der Husten war weniger quälend. Aber er war noch unfähig zu irgend einer Arbeit, war noch der Schonung, der Pflege bedürftig, und so stellte man ihm alle Tage für ein paar Stunden einen Stuhl je nach der Witterung, in den Sonnenschein oder in den Schatten der Linden, und ließ ihn dort sitzen, bis die Sonne hinter den Mauern der Gebäude versank. Einen Wächter brauchte er vorläufig nicht. Seine Schwäche war ein besserer Wächter, als einst Schloß und Riegel dem verwegenen Spitzbuben gewesen waren, und diese Freiheit, die zu benutzen er außer Stande war, mochte niederdrückender auf ihn wirken, als einst die Gefangenschaft, da ungebrochene Kraft seine listigen Anschläge unterstützte.

Da sitzt er und flucht innerlich seiner Schwäche und wünscht brennend Genesung herbei.

Kein anderer Gedanke beschäftigt ihn, als der neuer Flucht und wie das wilde Thier im Käficht rastlos auf- und niedergeht, so rastlos bewegen sich seine Gedanken immer nur um den einen Punkt.

Welcher Kontrast zwischen den Beiden, dem Manne mit seinen schwarzen Phantasieen, dem Kinde mit seinem harmlosen Spiel! Tag und Nacht können nicht verschiedener sein, und doch gingen sie aus demselben schöpferischen Geiste hervor und ist der göttliche Funken in Keinem ertödtet! —

Während der Gefangene über seinen wilden, schmerzenden Gedanken brütet und die Kleine die Erde zu ihrem Blumengarten zusammenträgt, haben wir Zeit, den Schauplatz ein wenig zu schildern, auf dem diese beiden Existenzen ihre Lebenspfade auf- und abwärts spinnen.

Das Gefängnißgebäude ist ein ehemaliges Schloß, das konfiszirte Eigenthum eines Staatsverräthers, der vor vielen Jahren sein verwirktes Leben im Gefängniß beschloß und dessen Stamm mit seinem Leben erlosch. Der kleine Flecken, der einst dem Besitzer des Schlosses lehenspflichtig war, ist längst zur Stadt erweitert und erhoben, und schließt eine sehr betriebsame, Handel und Ackerbau treibende Bevölkerung in seinen Mauern ein.

Das Schloß, auf dem Plateau eines Berges erbaut, den gleichfalls hoch gelegenen Ort überragend, bildet namentlich von der Seite des unten vorüberströmenden Flusses aus einen herrlichen Ruhepunkt für das durch die Landschaft vielfach gefesselte Auge, und giebt den waldbesetzten Höhen, die sich in malerischen Linien längs des linken Flußufers hinziehen, einen imposanten Abschluß. Es blickt mit seiner stei-

nernen Ruhe majestätisch in die durch Vogelsang belebten Wipfel der alten Rüstern, Buchen und Eichen hinein und hinüber auf das Wiesen- und Waldland des jenseitigen Ufers, mit seinen hübschen Staffagen weidenden Viehes, es spiegelt sich im Strom und wirft allmorgendlich blitzendes Sonnenlicht von seinen Fensterscheiben zurück, als hätte es einen solchen Ueberfluß an Helle, daß es den Lichtstrom nicht zu bergen wüßte, während doch die Meisten seiner Bewohner daran darben und selten einmal ein heller Funke in eins der verstockten Gemüther dringt.

Recht wie zum Spott auf die Zwingburg fluthet unten der Strom in lachender Freiheit vorüber. Zahlreiche Holzflöße schwimmen auf ihm dahin, die den Reichthum der russischen Wälder nach holzärmeren Gegenden ausführen. Sie verleihen dem stillen Landschaftsbilde einen seltsam fremden Charakter, einen eigenthümlichen romantischen Reiz, besonders wenn der Tag mit seiner Thätigkeit, seinem wechselnden Geräusch zu Ende geht, wenn die Sägemühle schweigt, die dort unten am Stromesufer ihren Arbeitsplatz hat, wenn die Lichter in den Häusern verlöscht sind oder ihr Schein, durch Fensterläden abgeschlossen, nicht die kommende Nacht draußen erhellen kann und dann jenseits auf den Wiesen die Hirtenfeuer auflodern oder auch auf den Flößen die rothe Flamme aufzüngelt und die wilden Gestalten der Szimkis beleuchtet. Es sind dies die Führer der Flöße, arme Polacken, die fast nicht vom Wasser herunterkommen und mit ihren sonnverbrannten, schmutzigen Gesichtern, dem verworrenen schwarzen Haar, in ihren braunen Kitteln oder auch die Brust blos mit dem Hemd bedeckt, durch ihren Anblick fast Furcht einjagen können, während es harmlose, gute Geschöpfe sind. Das Floß ist ihr Haus, ihr halbes Leben verfließt auf demselben. Man hört sie in ihrem polnischen Jargon von einem Floß zum andern hinüber einander zurufen, sie fechten ihre Streitigkeiten mit geläufiger Zunge in weithin tönenden, polternden Scheltworten aus, ihre Lieder, melancholische Melodieen in weichen Molltönen, ziehen auf den schwarzen Flügeln der Nacht weithin in die Ferne.

Auch glückliche, fest in der Heimath wurzelnde Herzen ergreift dann wohl ein plötzlicher Zug ungerechtfertigter, unbeschreiblicher Sehnsucht. Das Auge versenkt sich in den dunklen Schooß der Wellen, bei Tag so durchsichtig blau, bei Nacht so undurchdringlich schwarz durch die Bäume blickend und über den Sand am Ufer mit eintönigem Geräusch hinspielend, die Sterne tauchen hinein, der Mond wirft silberne Lichter darüber und unten spiegelt sich die rothe Flamme, an der der Szimki seine Abendsuppe kocht.

Welch' abgeschlossenes, bedürfnißloses, äußerlich armes Leben führen die Leute auf ihrem heimathlichen Strom, wie geräuschvoll dagegen die Welt an beiden Ufern! Wie tausendfältige streitende Interessen beleben den dort wogenden Menschenstrom, wie wild ist der Herzschlag des Lebens, wie ungleich, wie wechselnd das Geschick, wie zweifelhaft, wie chimärisch das Glück!

Wahrlich! So Mancher möchte seinen Lebensnachen vom Ufer lösen können, an dem die gegebenen Verhältnisse ihn festhalten, und auf ihm fortschwimmen, weit fort mit den Wellen in die Nacht hinaus, zwischen den ewigen Sternen oben und den verglimmenden Feuern unten. Fort, fort, wie das Wasser zieht, aber wohin? Ja, so wie man das denkt, ist der Zauber gebrochen und die Heimath hält die abtrünnige Seele fest mit ganz anderen, viel stärkeren Zauberbanden, als die verfliegende Sehnsucht um die erregte Phantasie schlingt.

Auch zu den Gefangenen hinauf klingen die Lieder, glühen die Feuer und dringt die Musik der rauschenden Wellen. Wie Wenige mögen darauf hören! Die Leute haben den Tag über hart gearbeitet. Ihr bester Freund ist die Müdigkeit, ihr größter Wohlthäter der Schlaf, der alle Erinnerungen, alle Wünsche schweigen läßt.

Ja, viele endlos lange Nächte hat der Gefangene, den wir da grübelnd unter dem Lindenbaum sitzen sehen, vergeblich nach ihm geseufzt, und die Freiheitsträume, die er wachend träumt, zehren das Mark des Lebens auf, statt ihm, wenn auch nur kurzes, Vergessen zu bringen. Es ärgert ihn Alles: der Sonnenschein und die Sommerluft, der blühende Lindenbaum und die Bienen, die in den Blüthen schwirren, am meisten das spielende Kind, das doch sein Spiel mit solchem Ernst treibt und nicht wie andere Kinder abgepflückte Blumen in den Sand steckt, sich mühelos ein täuschendes Vergnügen zu schaffen.

Hannchen hatte schon oft auf dem Hofe gespielt, wenn der finstere Mann da saß und Figuren in den Sand zeichnete. Nach Kinderart gerade durch seine Abschlossenheit gereizt, vielleicht auch durch seinen unverkennbaren Trübsinn zu sanftem Mitleid bewegt, zog sie sich allmälig immer mehr in seine Nähe, als wollte sie ihn in die Zauberkreise ihrer unschuldigen Spiele einschließen.

Trine eiferte gegen diese Annäherung und wollte, der Großvater oder die Mutter sollten dem Kinde verbieten, den Hof zu betreten, wenn der Gefangene draußen war.

„Ein Spitzbube,“ sagte sie, „ein solch' schlechter Mensch!“

„Er wird die Kleine nicht vergiften,“ entgegnete der Großvater, den die lange Gewöhnung an sein trauriges Amt, der fortwährende Verkehr mit Missethätern etwas gegen verletzende Eindrücke abgestumpft, dem sie vielleicht auch manche Gelegenheit zu milderen Anschauungen gegeben hatte.

„Kannst Du in ihn hineinsehen, ob gar nichts Gutes in ihm ist?“ fragte Frau Bertha.

„Er ist todtkrank und so schwach wie eine Fliege, was sollte er dem Kinde thun! Er sitzt da und grübelt, ein Wort habe ich noch nicht von ihm gehört,“ fuhr der Schließer fort. „Vielleicht wird ihm besser zu Muth, wenn Hannchen um ihn herum spielt.“

„Es haben ja Gefangene an einer Maus, an einer Spinne Freude, und es muß sehr traurig in der Gefangenschaft sein,“ setzte die Frau mit himmlischem Mitleid hinzu.

„Na, dann soll ich also Hannchen nicht zurückrufen, wenn sie unter den Linden spielt, während der gräßliche Mensch da sitzt?“

„Nein, laß sie,“ wiederholte die Mutter, „es weiß Keiner, ob ihr Anblick ihm nicht gut thut, weiß Keiner, wie Viele außer ihm gerade Trost aus solchem glücklichen, unschuldigen Gesichtchen schöpfen würden.“

„Ich habe die Bertha auch auf dem Hofe spielen lassen, als sie klein war; hat es sie schlecht gemacht?“ fragte der Schließer. „Freilich, wenn sie Alle hier draußen sind, habe ich sie nicht hinausgelassen und das soll Hannchen auch nicht, aber so ein Einzelner, der krank ist — himmlischer Gott, wer weiß, ob der Friedrich schlecht geworden wäre, wenn er es schon in seiner Kindheit gesehen hätte, wie's dem Schlechten auf Erden geht.“

Er warf einen hastigen Blick auf die junge Frau. Dieser stürzten die Thränen aus den Augen. Sie trocknete sie schnell ab und sagte zu Trine gewendet und auf den Gefangenen deutend:

„Vergiß nicht, daß er Gottes Geschöpf ist wie Du und ich, und daß Jeder einmal wenigstens im Leben unschuldig war.“

So war die Streitfrage entschieden und Trine hinderte das Kind nicht, um den Gefangenen herum zu spielen, wenn sie selber sich auch so fern wie möglich hielt. Bisher hatte Hannchen den Mann niemals angeredet, hatte nicht anders mit ihm gesprochen, als mit freundlichen Blicken, die seine Theilnahme vergebens herauszufordern suchten. Er bemerkte sie nicht einmal oder wollte sie nicht bemerken. Heut' aber versuchte sie einen direkten Angriff. Sich dicht vor ihm hinstellend und ihn mit ihren braunen Augen offen ansehend, sagte sie auf einmal:

„Sei doch lustig, es ist solch' schönes Wetter!“

Er sah auf, zog die Stirn in tiefe Falten und warf ihr einen grimmigen Blick zu.

„Ich fürchte mich nicht," sagte sie, „die Trine wohl, aber ich nicht. Mutter sagt, etwas gut sind alle Menschen."

Ein wilder Hohn zuckte um die Lippen des Gefangenen, aber er antwortete nicht.

„Bist Du stumm?" fragte Hannchen betroffen.

„Nein, aber ich habe keine Lust zu sprechen," fuhr er sie an.

„Ich darf nie sagen, ich habe keine Lust, dann schilt Mutter. Du hast wohl keine Mutter gehabt?"

„Tausend Schock Schwerenoth, scheer Dich weg, lauf zu Deiner Mutter, meinetwegen auch zu des Teufels Großmutter, mich laß ungeschoren."

„Meine Mutter ist zu der neuen Frau Direktorin gegangen," sagte Hannchen, als wolle sie es entschuldigen, daß sie dem rauhen Gebot nicht gleich Folge leiste; dann, anstatt sich zu entfernen, noch einen Schritt näher an den Mann herantretend, fragte sie halb neugierig, halb ängstlich: „Du, hat der Teufel denn eine Großmutter? Aber zu Der gehe ich nicht," setzte sie hastig hinzu.

Es flog etwas über des Mannes Gesicht, was wie der Schatten eines Lächelns aussah, aber augenblicklich wieder in Finsterniß unterging.

„Marsch!" schrie er sie abermals wieder an.

Halb bestürzt, halb gekränkt durch die brutale Zurückweisung, schlich Hannchen zu ihrem Gärtchen, harkte die Beete zurecht, setzte Pflanzen ein und begoß sie, immer von Zeit zu Zeit verstohlen zu dem Mann hinüberschielend, der so böse auf sie gewesen war, sie konnte es nicht begreifen warum.

Oben in ihrem Wohnzimmer ging die neue Frau Direktorin mit übereinander gekreuzten Armen langsam auf und ab.

Der Posten, den ihr Mann bekommen hat, ist ein Ruheposten, also hier wird sie ihr Leben beschließen, das bisher an den Ufern des Rheines verfloß, des schönen Stromes, der wie ein Frühlingsgott in smaragdgrünem, perlengesticktem, rauschendem Gewande durch das reich gesegnete Land dahinzieht, an dessen Ufern die altersgraue Sage noch frische Kränze der Romantik in das heitere Leben der Gegenwart flicht.

Die Frau konnte einen leichten Seufzer nicht unterdrücken und ein Schatten verdunkelte für einen Augenblick das freundliche, wohlwollende Gesicht der Matrone. Dann sah sie sich prüfend im Zimmer um. Die tiefen Fensternischen haben etwas Gemüthliches, wie aparte kleine Zimmer scheiden sie sich von dem großen Gemach. Die Fensterflügel stehen offen, Wellenrauschen dringt an ihr Ohr, arbeitsames Leben regt sich unten in der Sägemühle. Gottlob, hier ist nichts von dem Gefängniß zu gewahren, das sie mit herzbeklemmendem Grauen erfüllte, als sie von der andern Seite kommend durch das hohe Thor in den düstern Hof einfuhr, überall die vergitterten Fenster sie an die traurige Bestimmung des Ortes mahnten und ihr mitleidiges Herz schmerzlich bewegten. Ihr war wieder ganz wohl zu Muth, wie sie so in die freie, offene Landschaft hinausblickte, und das leichte rheinische Blut wallte wieder warm durch die Adern. Da weckte ein leises Klopfen an die Thür sie aus ihren Betrachtungen und auf ihren Ruf trat Bertha Redlich in das Zimmer.

„Ach, das ist schön, daß Sie kommen, liebe Frau," rief die Direktorin ihr freundlich entgegen. „Ich habe Sie schon gesehen, als mein Mann und ich hier ankamen; und den ersten angenehmen Eindruck, den ich hier empfing, hatte ich durch Ihres Vaters ehrliches Gesicht, Ihren freundlichen Gruß und durch den Anblick Ihres hübschen kleinen Mädchens."

Bertha antwortete nur durch einen dankbaren Blick; die Dame fuhr fort:

„Sie haben einen hübschen Namen, und Sie sehen aus wie Ihr Name. Ihr Vater sagt mir, daß Sie allerhand feine Arbeit und auch die Schneiderei verstehen, und ich kann Ihnen reichlich zu thun geben, wenn Sie freie Tage für mich haben."

„Gewiß, sehr gern, gnädige Frau," sagte Bertha, „ich werde lieber hier arbeiten, als in der Stadt; ich bin hier schneller wieder zu Hause; aber die alten Kunden darf ich nicht vernachlässigen, und," setzte sie schüchtern hinzu, „mehr als einen Tag in der Woche könnte ich leider nicht zu Diensten stehen."

Die Direktorin nickte ihr wohlwollend zu. Die ruhige, bescheidene Miene der jungen Frau gefiel ihr. Es lag etwas im Gesicht und im Ton derselben, was sie rührte; der Ausdruck des Gesichts war so schwermüthig, die Stimme in ihrem leisen, bedeckten Ton hatte etwas tief Trauriges — unwillkürlich sah die Dame auf Bertha's Anzug, aber sie erblickte kein schwarzes Trauerkleid, wie sie erwartet haben mochte.

„Ich habe nur Sie und Ihre Kleine und den Vater gesehen; sind Sie Wittwe, liebe Frau?" fragte sie dann unwillkürlich.

„Nein," sagte Bertha, „wenigstens weiß ich es nicht."

„Die Direktorin sah sie betroffen an.

„Wenn Sie es erlauben, möchte ich wohl über meinen Mann mit Ihnen sprechen, gnädige Frau," begann Bertha zagend.

„Gewiß, sehr gern, über Alles, was Sie wollen, ich habe herzliche Theilnahme für Sie. Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir."

Sie zog sie zu sich auf das kleine Sopha, das in der Fensternische stand.

Bertha schien einen schweren Kampf mit sich zu kämpfen. Die Hände, die auf dem Schooß gefaltet ruhten, preßten sich krampfhaft zusammen, die Stimme zitterte, als sie abgebrochen und in Pausen sagte:

„Sie heißen Holm, gnädige Frau, ich habe den Namen einmal gelesen, ach nein, nicht einmal — tausendmal. Vor zwei Jahren — sind Sie dieselbe die vor Gericht gegen den Mörder des Banquier Salhof auftrat?"

„Ja, die bin ich, leider bin ich's; aber Sie, liebes Kind, was haben Sie mit der traurigen Geschichte zu thun?" rief Frau von Holm lebhaft aus.

„Der Mörder, oder er, der für den Mörder gehalten wird, ist mein Mann!" schluchzte Bertha leise.

„O, mein Gott!" rief Frau von Holm erschrocken, „o, nun beklage ich es noch viel, viel mehr, daß ich in die Geschichte verwickelt wurde, daß ich aussagen mußte, was ich irgend wußte. Es war meine Pflicht, ich durfte nicht anders handeln."

„Gewiß, ich mache Ihnen keinen Vorwurf," sagte Bertha, nun wieder in ihrem ruhigen, sanften Ton.

„Aber, Sie sagen, der für den Mörder gehalten wird; Sie glauben also nicht, daß er es ist?" fragte Frau von Holm dringend.

„Solche Dinge kann man von Keinem eher glauben, als bis man sie weiß, von dem Angeschuldigten selber weiß. Ich habe aber Friedrich nicht wieder gesehen seitdem," entgegnete Bertha.

„Und darin sehen Sie keinen Beweis seiner Schuld?" fragte Frau von Holm vorsichtig.

„Nein, nein, für mich giebt's keinen Beweis, als sein Geständniß," fuhr Bertha lebhafter fort, „und," setzte sie mit eigenthümlichem Aufleuchten der Augen hinzu, „wenn er's mir selber sagte, ich, ich meine, ich könnt's auch dann nicht glauben."

Frau von Holm sah sie gerührt an.

Bertha fuhr fort: „Morden, vorsätzlich morden, kann er nicht. Freilich — im Jähzorn — da kann Manches geschehen. Der Jähzornige weiß nicht, wohin er trifft, und eine tückische Macht, nicht der eigene Wille leitet den Arm. Aber Eins ist nun und nimmer wahr: gestohlen hat Friedrich nicht. O, Gott, er ist heftig und kennt sich nicht, wenn Wuth ihn packt; aber keines Menschen Vortheil würde er aus gemeinem Habsucht verkürzen. Stehlen kann er nicht, und darum, sehen

Sie, gnädige Frau, glaube ich auch nicht, daß er der Mörder ist. Der Banquier war bestohlen."

„Ich habe es Ihrem Manne auch nicht zugetraut," sagte Frau von Holm, „aber die Umstände sprechen alle gegen ihn."

„Dann hoffe ich, daß Gott für ihn sprechen wird, darauf hoffe, darauf harre ich, das erhält mich bei Vernunft," fuhr Bertha erregt fort.

„Und Sie haben gar keine Ahnung, wo er sein kann, warum er die Flucht ergriff, wenn er doch unschuldig war?" fragte Frau von Holm.

„Ich weiß nichts, ich kann mir auch nichts darüber ausdenken," sagte Bertha kummervoll; „der Banquier war ermordet, mein Mann war um ihn in der Nacht, sie hatten einen Streit mit einander, und seitdem ist er fort, das Alles ist klar und spricht gegen ihn. Mein Hoffnungsstrahl knüpft sich an den verübten Diebstahl. Mörder und Dieb ist eine Person, und mein Mann ist der Dieb nicht."

Sie sagte das mit der größten Zuversicht; Frau von Holm war nicht grausam genug, ihr zu widersprechen.

„Wollen Sie mir wohl erzählen, was Sie davon wissen, aber Alles recht genau?" bat sie.

Frau von Holm willfahrte dem Verlangen. Sie schilderte ihr den Verlauf der Nacht mit lebhaften Farben; wie sie den Streit oben gehört, dann ein Geräusch, wie ihn der Fall eines schweren Körpers hervorbringt; wie sie nun eilig aufgestanden, um hinauf zu gehen; dann abermals Schritte oben vernommen hatte, und erzählte ihr schließlich Wort für Wort ihr Zwiegespräch mit Friedrich.

„Sah er Ihnen denn aus wie ein Mörder?" fragte Bertha verzweiflungsvoll.

„Liebe Frau, ich habe an nichts weniger als solche Dinge gedacht; ich schrieb seine Erregung dem Streit mit seinem Herrn, dem Aerger über seine plötzliche Entlassung zu. Beides rechtfertigte vollständig die Stimmung, in der ich ihn sah," sagte Frau von Holm.

„Was glauben Sie aber, was denken Sie von ihm?" fuhr Bertha zu fragen fort.

„Sie haben mir vorhin eine Lehre gegeben, die ich beherzigen will," lautete die Antwort; „die: nicht eher etwas Schlimmes zu glauben, als bis man es weiß."

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Der jüngst in Wien verstorbene große Schauspieler Ludwig Löwe ging eines Tages, es war in den Dreißiger-Jahren, mit blank gewichsten Stiefeln, auf welche er sehr viel hielt, in die Vorstadt Wieden bei recht schlechtem Wetter. Er gelangte, zu einem Uebergange, bei welchem wie gewöhnlich ein Knabe mit einem Besen stand, welcher diesen Weg reinigte. Löwe ging auf die andere Seite der Strasse und wollte dem Knaben, wie üblig, einige Kupfermünzen geben. Dieser aber weigerte sich, das Geld anzunehmen und sagte. „Herr von Löwe, von einem „Kollegen" nehme ich nichts." „Was? Du bist mein Kollega." — „Ja" — erwiderte stolz der Knabe — „ich spiele auf der Wieden in der Zauberflöte den Affen."

In Neapel macht man eifrige Vorbereitungen zu der großen Ausstellung von zur Marine gehörigen Gegenständen. Es sind viele Sachen aus Holland und Belgien eingetroffen, sowie aus allen Theilen Italiens. In diesen Tagen erwartet man ein Dampfschiff, welches eigens eine Fahrt von Triest nach dem Hafen von Neapel macht, um die Gegenstände mitzubringen, die Oesterreich für die Ausstellung sendet. Man erwartet auch eine große Sammlung von Marine-Werkzeugen aus Skandinavien, besonders solche, die bei den großen Fischereien im Eismeere gebraucht werden. Diese letztere Sendung ist verzögert worden durch die Masse des noch in der Ostsee vorhandenen Eises. Die Ausstellungs-Commission ist überaus thätig, einige ihrer Mitglieder sind immer im Hafen und führen über alle Arbeiten die Aufsicht. Gegenwärtig verhandelt die Commission mit der Eisenbahn-Gesellschaft wegen einer Herabsetzung der Fahrbillette bei Eröffnung der Ausstellung und der mit ihr verknüpften Marine-Festlichkeiten.

Der Mutter Schlummerlied.

Mein krankes Kind, o schlummre ein,
Denn auf des Traumes Schwingen
Da werden Engel fromm und mild
Dir Trost und Lindrung bringen.

Die Mutter sprichts und küßt bewegt
Die blondgelockte Kleine;
Sie singt ihr süße Lieder vor,
Beim blassen Sternenscheine.

Sie singt, wie lichte Engelein
Die dunkle Nacht durchschweben;
Das Mädchen lauscht, das Mädchen horcht,
Und seine Lippen beben.

Es schließt die Veilchenaugen zu,
Die Lieder sind verklungen;
Die Mutter hat das kranke Kind
In Todesschlaf gesungen.

Maximilian Bern.

Das welke Blatt.

(Aus dem Französischen.)

Gelöst vom Ast
Ohne Ruh und Rast
Seh' ich Dich wandermüde ziehn,
Wohin, o welkes Blatt, wohin?
„Wär' es mir selbst doch offenbar!
Der Sturm der Nacht die Eiche brach,
Die einzig meine Stütze war.

Der Windeslaune geh' ich nach,
Bergauf, bergab
Ueber Hügel und Grab.
Beherzt, als der Vernichtung Raub,
Geh' ich wohin der Wind mich weht,
Wohin ja auch der Rose Laub
Und selbst das Blatt des Lorbeers geht."

Maximilian Bern.

Räthsel.

Wer nennt mir die Häuslein so nett und rein,
Mit dem Gewölb' von weißem Stein?
Sich selber bau'n sie ohne Müh',
Du weißt wohl wo, doch weißt nicht wie.

Gar friedlich in guter warmer Hut
Ein ganzes Dörfchen beisammen ruht;
All' haben sie eine Besitzerin,
Die aber wohnt nicht selber drin.

Doch ist ein Insaß in jedem Haus,
Der hat kein Fenster zu gucken hinaus,
Der hat keine Thür zu gehen hinein,
Schlägt, will er hinaus, die Wände ein.

Auflösung der Charade in Nr. 11:
Maiglöckchen.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von G. Meyer.

Nro. 13.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Nürnberg. 2. April. 1871.

Der Sträfling.

Erzählung von Adelheid von Auer.

(Fortsetzung.)

Welch' einen Zauberspiegel voll froher Zukunftsbilder enthält das Leben den lachenden Blicken der Jugend, wenn Liebe zum ersten Mal mit mächtiger Hand in die goldenen Saiten ihrer Lyra greift und mit unwiderstehlichem Loreleylied die Seele aus den Kindesträumen wachruft! Aber die Jahre kommen und gehen, Mißtöne klingen in dem Liede und Schatten ziehen über die glatte Fläche des Spiegels. Wehe, wenn nur die Phantasie hineingeblickt und nicht das volle Herz, denn jene ist keinem und dieses jedem Kampfe gewachsen. Wie bald hatte Mißgeschick und Schuld Bertha's Eheglück getrübt Beides schwer zu scheiden und Eins das Andere hervorrufend, Eins dem Andern den Weg weisend und bahnend.

Bertha heirathete wider den Wunsch des Vaters den hübschen, jungen Menschen, den Friedrich Redlich, der, als sich das Verhältniß zwischen Beiden entspann, Gartengehilfe beim Gärtner des damaligen Herrn Direktors war. Der Vater schalt und warnte, rieht ab und verbot; sie hielt fest, denn sie liebte. Es war mehr gegen den jungen Menschen, der übrigens sein Fach verstand und es wohl hätte zu Etwas bringen können, es war mehr gegen ihn zu sagen, als daß er arm war. Seine leidenschaftliche Gemüthsart war bekannt, sein widersetzlicher Sinn, der sich nirgends recht fügen wollte, erregte Bedenken für sein Fortkommen; was wußte Bertha von beiden Fehlern! Sein heißes Temperament erhöhte nur die Macht seiner Liebe, und daß er, der sich so schwer fügte, gegen sie sanft und nachgebend war wie ein Lamm, erhielt sie in der Illusion von der weitreichenden Kraft ihres Einflusses. Der Gärtner des Direktors erhielt eine Anstellung in den königlichen Gärten; die Stelle wurde frei und der Direktor gab sie dem jungen Redlich.

Nun hatte der Vater keinen Vorwand mehr die Heirath hinauszuschieben und zu verhindern, und Friedrichs Leidenschaft, wie Bertha's sanfte Festigkeit besiegten den Alten, die Hochzeit fand statt, die Geigen am Himmel musizirten, die kleine Häuslichkeit sah schmuck und nett aus, Friedrich hielt sich gut, Bertha war eine fleißige, wirthliche Frau; noch vor Ablauf des ersten Jahres wurde Hannchen geboren, so weit hatte Alles seinen natürlichen, glücklichen Verlauf.

Aber dann kamen die Schatten und der Zauberspiegel verfinsterte sich. Wie und wo sie zuerst aufstiegen, wie sie stärker wurden, sich zur Sturmeswolken am Himmel sammelten — ja, das läßt sich an der Rückerinnerung kaum mehr erkennen. Ein störrischer Sinn und heißes Blut sind zwei schlimme Klippen im Charakter eines Menschen, dessen Lebenspfad der enge, schwere der Abhängigkeit ist. Friedrich entzweite sich mit seinem Herrn, er wechselte die Stelle, dann wurde er dienstlos. Er war stolz und nahm nicht die erste beste wieder an, entschloß sich nach langem Kampfe erst zu einer, bei der er sich verschlechterte. Das machte ihn mißmuthig, unwirsch. Die Frau hatte schwer darunter zu leiden. Wenn er auch seine böse Laune nicht gerade an ihr ausließ, so ist es doch eine schwere Aufgabe, den eigenen Lebensmuth fortwährend durch die finstere, kleinmüthige Stimmung eines Andern herabgedrückt zu sehen, sich sagen zu müssen, wie eng seine Laune mit seinem Schicksal zusammenhing und wie leicht dies zu ändern gewesen wäre, wenn er sich selbst hätte ändern wollen.

Was war aus Bertha's heitern Zukunftsträumen geworden, was aus den heitern Illusionen, die das Loreleylied erweckt! Auf sturmhohen Wellen schwankte ihr Lebensnachen, aber die Liebe warf den Anker aus. Wenn auch ihre Phantasie Falsches geträumt, das Herz hielt fest. Es war mancher gute Keim in ihrem Mann. Er war fleißig, wenn man ihn nach seinem Sinne arbeiten ließ, er hing an der Frau mit treuem Herzen, er war von unverbrüchlicher Rechtschaffenheit und gut und verständig, wenn seine Leidenschaft nicht erregt, sein widerspruchsvoller Sinn nicht gereizt war. Das waren genug gute Eigenschaften, die Liebe der Frau zu erklären; nicht genug, ihn im Leben vorwärts zu bringen, ja, ihn nur im Gleichgewicht zu halten. Wer aber das nicht kann, mit dem geht es rückwärts, und das war bei ihm der Fall. Mit Riesenschritten ging er rückwärts und zog die Seinen nach. Der alte Schließer wollte das Paar trennen, wollte die Tochter und ihr Kind wieder zu sich nehmen, ihn seinem Schicksal überlassen; Bertha wies es fest zurück.

„Dein Ungehorsam gegen mich hat sich bestraft, bewahre Dich und Hannchen vor seinen Folgen", drang er in sie; sie vermochte es nicht einzusehen, daß pflichtloses Verlassen ihres Mannes den Ungehorsam gegen den Vater sühnen könne. Sie hielt zu Friedrich. Wie einst von Herzen, liebte sie ihn jetzt mit Schmerzen, dankte Gott für jeden kleinen Sieg, den ihre unnachlassende Sanftmuth und Liebe über ihn errang. Er war wieder einmal dienstlos, bemühte sich vergebens um eine neue Stelle und knirschte mit den Zähnen vor Wuth über sich selber, vor Scham und Reue, daß er auf der Bärenhaut liegen und sich von der Frau ernähren lassen mußte, als ein zu wiederholten Malen in verschiedenen Zeitungen enthaltenes Inserat des Banquier Salhof, der einen zuverlässigen und treuen Menschen zum Diener und Reisebegleiter suchte, seine Aufmerksamkeit erregte und den Entschluß weckte, sich anzubieten.

Ein anständiges Aeußere, Gewandtheit und Ehrlichkeit waren ganz besonders in dem Verlangen des Banquiers betont.

„Der Mann ist gewiß ein schlimmer Patron oder er bezahlt schlecht, weil er so oft seinen Aufruf wiederholen muß," dachte Friedrich, beschloß aber doch, sich zu der Stelle zu melden. Er konnte seine jetzige Lage nicht länger ertragen; er fühlte, er würde ganz schlecht werden, ging es so fort. Nur erst wieder einen Anfang machen, nur die geringste Lebensaussicht wieder gewinnen, und er meinte, dann würde Alles gut werden.

Er wünschte sich aus der Gegend fort, in der er sich einen schlechten Namen gemacht, er meinte, auf Reisen Gelegenheit zu finden, sich nach vortheilhafteren Plätzen umzusehen, er nahm sich fest vor, sein Temperament zu zügeln, als ein

gebesserter Mensch zu seiner Bertha zurückzukehren, sie doch noch glücklich und Alles gut zu machen, was er ihr Schlimmes gethan.

Ihre Einrede fürchtend, sagte er ihr kein Wort von seinem Entschluß. Er hatte in der Stadt, in der der Banquier lebte, einen guten Freund, an den wendete er sich, und obgleich dieser ihm abrieth, so saß ihm doch ein Sporn in der Seele, der ihn in die Hölle getrieben hätte, nur um dem unerträglichen Zustand des Augenblicks ein Ende zu machen.

Er ließ sich dem Banquier durch seinen Freund und dessen Konnexionen empfehlen und ging, ohne sich zu besinnen, auf das ihm gebotene, sehr kümmerliche Salair ein. Dann erst, als Alles abgemacht war, theilte er seiner Frau den Entschluß mit, ihr mit heiligen Gelübden zuschwörend, nun ein anderer Mensch werden zu wollen.

„Ich muß etwas thun, so gehe ich zu Grunde," sagte er; „ich werde es wahrscheinlich sehr schwer haben, aber es soll nur eine Prüfungszeit sein. Ich will gehorchen, will mich beherrschen lernen; ich sehe es, anders komme ich nicht durch. Ich will mich in der Welt umsehen, wie ich mein Metier wieder anfangen kann; hilf mir nur jetzt, laß mich jetzt nur fort, mach' es mir nicht schwer, ich komme wieder und bringe Dir das Glück wieder, das ich Dir gestohlen habe."

Was sollte sie thun? Ihre Vernunft sagte Ja zu dem Entschluß. Arbeitslosigkeit thut keinem Menschen gut; die Versuchung fliehen, heißt noch nicht sie besiegen. Wenn überhaupt aus Friedrich etwas werden sollte, mußte er sich kräftig emporraffen. Ging er zu Grunde, lag's an ihm, hier und dort; die Verhältnisse allein thun es selten, meist nur dann, wenn man ihnen seine schwachen Stellen blosgiebt.

Bertha konnte nichts Anderes sagen als: „Geh' mit Gott!" Er ging, und sie zog einstweilen mit dem Kinde zu ihrem Vater. Das war der Verlauf ihrer Ehe, so stellte sich die Wirklichkeit gegen die Bilder im Zauberspiegel. Sie schaute nicht mehr hinein, aber sie schaute hinauf und dann vor sich auf den Weg, den sie für sich und ihr Kind zu ebnen hatte.

Dann kam die entsetzliche Katastrophe. Die Ermordung des Banquiers, die Flucht ihres Mannes, seine steckbriefliche Verfolgung, der ganze Kummer, die ganze Schmach der traurigen Begebenheit.

Bertha's unverschuldetes Unglück fand allgemeine Theilnahme. In zarter und rauher Weise, wie es Jedem eigen war, wurde ihr diese gezeigt. Sie blickte nur in den Quell hinein, aus dem sie floß, und erhöhtes Vertrauen zu den Menschen erwuchs aus der bittern Täuschung, die der Eine über sie gebracht hatte.

Alle kamen ihr mit Trost, Viele mit Hülfe entgegen. Sie nahm Letztere nur an, wo sie ihr in Gestalt von Arbeit dargeboten wurde, und eine zweite Wohlthat erwuchs ihr daraus. Arbeit kürzt die Zeit, Arbeit wehrt müßigen Gedanken, und hier, wo sie sich und dem Kinde eine Existenz damit zu schaffen hatte, knüpfte sich noch das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht an den durch die Nothwendigkeit gebotenen Fleiß.

In Hannchen's neu angelegtem Garten unter der Linde gedieh Alles vortrefflich.

In kleinen, grünen Spitzen schossen die Pflänzchen aus der Erde, wurden größer, entfalteten sich, dann erregte hier und da eine sich bildende Knospe des Kindes Jubel, und vor der ersten Blume stand Hannchen sprachlos vor Entzücken, die Hände gefaltet, die Augen voll Thränen und doch nichts als Sonnenschein in dem unschuldigen Gesichtchen. Staunend sah der Gefangene sie an.

„Sich an einer Blume so zu freuen!" dachte er in seinen mürrischen, öden Gedanken, und doch klang ein ganz leiser Ton in seiner Seele, der Nachhall einer längst vergangenen Zeit, der Zeit, in der auch er einst unschuldig war und sich an Dingen zu freuen vermochte, die in späterem stürmischem Begehren selbst nicht mehr als Erinnerung ein Recht an das verwandelte Empfinden haben. Hannchen hatte seit jenem ersten verunglückten Versuch ihren stummen, unzugänlichen Nachbar nicht mehr angeredet. Ein zutrauliches, aber kein zudringliches Kind, lebte sie fast ganz auf dem neuen Spielplatze und trug selbst das gern dorthin, was schon als Pflichtanforderung an ihr junges Leben herantrat. Der Großvater hatte ihr eine kleine Bank in dem neu angelegten Gärtchen zusammengezimmert; dort saß sie und strickte die ihr aufgegebene Anzahl Touren, dort lernte sie die Gesangbuchverschen oder andere kleine Liedchen, die sie für die A-B-C-Schule, die sie jeden Morgen ein paar Stunden besuchte, zu lernen hatte, und erst wenn Alles beseitigt war, wurde die graue Schürze umgebunden und die Gartenarbeit begann. Sie grub und hackte, bis ihr die Schweißtropfen auf der Stirn perlten, und wenn sie sich dann auf ihre Bank setzte und ausruhte, war die Befriedigung auf ihrem Gesichte fast beneidenswerth. So spann sich ihr Leben ab, Tag für Tag, und der Gefangene sah demselben zu Tag für Tag und theilte in Gedanken die Stunden nach ihrem Kommen und Gehen ein.

Es war acht Uhr, wenn sie an dem vergitterten Fenster vorüberging, das die Welt für ihn absperrte; denn dann fing die Schule an. Wenn sie wiederkehrte, waren zwei Stunden vorüber, lange, nicht enden wollende Stunden. Er saß dann noch am Fenster und starrte ihren leichtfüßigen Bewegungen nach. Wie ein Vogel flog sie meist an dem Fenster vorüber, wie ein freier, lustiger Vogel. O, er hätte alle Vögel todtschlagen mögen, so ärgerte er sich an ihrer Freiheit. Um diese Zeit schien die Sonne grell auf den Gefängnißhof, nur das Gärtchen des Schließers hatte Schatten, und dort saß der alte Mann und rauchte seine Pfeife und die Kleine spielte um ihn herum oder saß zu seinen Füßen, und an ihrer lauschenden Stellung und den Pausen, in denen der Alte rauchte, konnte man entnehmen, daß er ihr etwas erzählte.

„Eins von den dummen Mährchen, in denen es Gold regnet und den Frauenzimmern Rosenblätter und Perlen aus dem Munde fallen, wenn sie reden; hat sich was mit der schönen Welt," dachte der Gefangene ingrimmig, aber er mußte doch hinblicken und wider Willen tauchte aus seinen wilden Gedanken ein helles Bild auf, und er sah sich selber auf demselben in dem Alter des kleinen Mädchens, und wie dieses lauschend auf Das, was die alte Großmutter erzählte, die, von dem Herdfeuer grell beleuchtet, am Spinnrocken saß, während die Mutter den Tisch zum Abendbrod zurichtete und das Wasser, in dem die Kartoffeln kochten, in großen Blasen sich aufwellte.

„Fort mit dem Bilde!" Und der Gefangene ballte die Fäuste gegen den Garten und wünschte das Kind dorthin, wo der Pfeffer wächs't.

Am Nachmittag, wenn er draußen saß, war's noch schlimmer; denn da hatte er die unschuldige Thätigkeit, das unschuldige Spiel dicht vor Augen, da hörte er das Kind im Eifer des Spiels mit sich selber oder zu ihrer großen Puppe sprechen, lauter kindische Reden, aber voll wunderbaren Zaubers; er sah es wie einen Schmetterling auf dem Hofe hin und her flattern, sah ganz in der Nähe sein glückliches Gesicht, das er in Gedanken neben das seine stellte, bitter auflachend über den Vergleich. Hannchen spielte noch lange dort, wenn er schon wieder in seine düstere Stube zurückgeführt wurde, man ihm die Abendsuppe hinstellte und ihn dann allein ließ. Seine Krankheit und die Menschenfreundlichkeit des neuen Direktors hatten ihm diese einsame Kammer verschafft und es war ihm recht so; denn er haßte, wie die ganze Welt, so auch seine Schicksalsgenossen. Meist warf er sich dann auf's Bett und versuchte zu schlafen, so weit sein Husten und gewisse häßliche Traumbilder, die immer wiederkehrten, ihn schlafen ließen. Kam der Morgen, so setzte er sich wieder ans Fenster, den Kopf in die Hand gestützt und das Gesicht mit dieser bedeckt, aber unter derselben hervor verfolgte er des Kindes Thun und

Schritt und Tritt, und wenn es in die Stube gegangen, ließ er die Hand vom Gesicht hernieder sinken und stierte zu den Fenstern der Schließerwohnung hinüber, blieb sitzen bis Hannchens Mutter heimkehrte, der die Kleine oft bis über den ganzen Hof hinüber entgegenlief, so laut jubelnd, daß sich in ihm Alles umdrehte vor Grimm und Haß, und er Verwünschung über Verwünschung murmelte.

Aber die Augen wendete er nicht ab von dem Bilde, und von den Fenstern auch nicht, bis das Licht hinter denselben verlöscht war. Dann warf er sich seinem wilden, wüsten Schlaf in die Arme, der wohl auch ein ganz anderer Gesell war, als der da drüben einkehrte und das Kindergesicht rosenroth färbte, während es ihm kalte Schweißtropfen auf die Stirn trieb.

Hu, solcher Schlaf! besser keiner; besser sich zu Tode wachen, wenn der Tod nicht noch viel schlimmer wäre und schon der Gedanke daran ihn kalt durchschauerte. Ob das Kind wohl schon einmal an den Tod gedacht hat, ob es sich wohl vor ihm graut, wie er es thut?

Es könnte ihn ordentlich die Lust anwandeln, es danach zu fragen, es mit dem Gedanken zu peinigen, zu erschrecken.

Aber das Kind ist wie von einer Zaubermacht umgeben. Er kann nicht hindurch, er hat das Wort nicht, das den Zauber löst, und so läßt er's um sich herum sein Wesen treiben und sieht stumm und finster Tag für Tag, Stunde für Stunde schwinden, und wie ein sich ewig um sich selbst drehendes Rad arbeiten in ihm die nicht zu beherrschenden Gedanken.

Inzwischen macht die Krankheit ihre langsamen, sichern Fortschritte. Er vermochte es kaum noch, auf seinen Stock gestützt, ein paar Schritte unter den Bäumen hin und her zu gehen, aber er stemmte sich gegen die übermannende Schwäche. Er zittert vor dem Gedanken, einsam auf dem Bette liegen zu sollen, ohne andere Gesellschafter als seine Gedanken. Hier draußen vertrieb ihm doch das alberne Spiel des Kindes die Zeit so sehr, daß er sich auch an demselben ärgerte. Was war das nun wieder kindisch und thöricht, sich an einer Blume so zu freuen! Er hatte nichts auf der Welt, woran er sich zu freuen vermochte, und dem Mädchen wurde jeder Grashalm zur Quelle des Genusses.

Er sah grinsend zu, wie sie in Andacht versunken vor den Blumen stand, ein böser Dämon packte ihn. Sollte sie sich immer freuen, immer lachen, immer glücklich sein? „Ha, wir wollen einmal die kleine Hexe fassen, daß sie den Pferdefuß zeigt," dachte er höhnisch, und, den Stock erhebend, schlug er nach dem Gegenstande ihres andächtigen Jubels und hieb mit einem Schlage das liebliche Blumenhaupt vom Stengel herunter.

Hannchen stand wie erstarrt; dann brach ein Thränenstrom aus ihren Augen, die sie vorwurfsvoll zu dem Mörder ihrer unschuldigen Freude erhob. Er wollte höhnisch hinauslachen, aber die Kehle war ihm wie zugeschnürt und ein heftiger Hustenanfall, der ihn plötzlich ergriff, drohte ihn ersticken zu wollen. Sein ganzer Körper bebte, und er mußte sich an den Baum lehnen, um nicht umzusinken.

Hannchen dachte nicht mehr an die Blume; sie sah erschrocken den Mann an, in ihrer besorgten, aber noch so schmerzlich verzogenen Miene lag nichts als Mitleid, nichts als der Wunsch, ihm helfen zu können. Auf einmal blitzte es in dem nachdenklichen Gesichtchen hell auf.

„Warte, warte, jetzt weiß ich!" rief sie aus und eilte geflügelten Laufes über den Hof.

Der Gefangene hatte sich mühsam bis zu seinem Platze hingeschleppt; dort ergriff ihn ein neuer Anfall, nur gesteigert durch die Heftigkeit und die Ungeduld, mit der er sich dem ihn schüttelnden Krampf überließ. Als dieser sich gelegt und er todesmatt von der Anstrengung den Kopf wieder erhob, stand Hannchen vor ihm, eine Tasse lauwarmer Milch in der Hand.

„Trinke mal," sagte sie freundlich; „Milch ist gut für den Husten." Sie reichte ihm die Tasse hin — er stierte sie an.

„Trinke, ehe sie kalt wird," fuhr sie fort, ihm freundlich zuzureden.

Er nahm ihr wortlos die Tasse aus der Hand. In seinem Gesicht zuckte es, seine Hand bebte, als er den dargebotenen Labetrunk zum Munde führte, und seine Augen ruhten mit seltsamem Ausdruck auf dem Kinde, als er ihn langsam hinunter schlürfte. Es war die für sie zum Vesperbrod bestimmte Milch.

„Ist das gut? dann kann ich Dir alle Morgen und Nachmittage welche bringen, wenn Mutter es erlaubt," fuhr sie in derselben freundlichen Weise fort.

„Nein, nein, es thut gut, aber ich will nicht," stammelte der Mann, und setzte dann in wildem Tone hinzu: „Ich habe Dir Schlechtes gethan, ich habe Dir einen Possen gespielt und Du — sage Kind, war Dir viel an der Blume gelegen?"

„Ach, die Blume!" sagte Hannchen in einem Tone, der gleichgültig scheinen sollte, durch den aber die verhehlte Betrübniß hindurchklang, „sieh mal, es war die erste, aber," tröstete sie sich selbst „es werden bald mehr kommen. Es schadet nicht so viel. Warum konntest Du sie aber nicht leiden?"

„Ich konnte Dich nicht leiden," stieß der Mann heraus. Hannchen schüttelte den Kopf. „Das glaube ich nicht, ich habe Dir ja nichts gethan," sagte sie, „dann hättest Du ja auch mich schlagen müssen und nicht die Blume," setzte sie naiv hinzu, denn sie begriff es nicht einmal, daß man eine so ungerechtfertigte Handlung begehen könne, nur um einen Andern zu kränken und zu ärgern.

Er sagte kein Wort auf ihre Bemerkung. Er reichte ihr die Tasse hin und nickte einen stummen Dank.

Indem rief Trine ihr vom Hause aus zu, sie solle gleich in den Direktorsgarten kommen; Hannchen klatschte fröhlich in die Hände. Der zu dem ehemaligen Schloß gehörige Garten, der sich terrassenartig den Berg hinunter bis zum Stromesufer zog, und dessen Benutzung dem Direktor zustand, mit seinen Laubgängen, seinen seltenen Ziergewächsen, war für sie der Inbegriff alles Schönen. Sie mochte sich das Paradies ungefähr so vorstellen, und es war für sie jedes mal ein Fest, wenn sie die Erlaubniß erhielt, hineinzugehen; sie hüpfte bei Trinens Ruf fröhlich auf, sie wollte sich auf einem Fuße umdrehen, da glitt ihr die Tasse aus der Hand, fiel unglücklicher Weise auf einen Stein und zerbrach in tausend Stücke.

„Ach, die Mutter!" sagte sie erschrocken. „Ich soll nichts von den Geschirren auf den Hof tragen, das habe ich vergessen."

„Ist die Mutter schlimm, wird's was setzen?" fragte der Mann, fast ebenso erschrocken wie die Kleine.

„Das wird's setzen," entgegnete diese, bedeutungsvoll mit der rechten Hand auf die linke schlagend; „aber schlimm ist die Mutter nicht, gut ist sie, sehr gut."

„Weißt Du was! sage, ich hätte die Tasse zerschlagen," rieth der Gefangene.

„Pfui lügen!" sagte sie, und wendete sich unwillig ab.

„Wenn Du's noch nicht gethan hast, wirst Du es im Leben noch oft genug thun, warte nur erst wenn Du groß sein wirst" — meinte der Gefangene roh.

„Ich werde es nicht thun," sagte sie, mit dem kleinen Fuße aufstampfend. „Erst kommt das Lügen und dann das Betrügen und dann das Stehlen," sagt Großvater, und das Alles will der liebe Gott nicht haben, weißt Du denn das nicht?"

Eine Blasphemie schwebte auf des Gefangenen Lippe; er unterdrückte sie, beschämt und ergriffen von des Kindes Zorn. Hannchen aber, der es eingefallen war, weshalb der kranke Mann und so viele Andere hier in dem dunkeln Hause mit den vergitterten Fenstern eingeschlossen war, wurde dunkelroth,

bückte sich eilig, die Scherben aufzusuchen, und folgte nun mehr niedergeschlagen als freudig Trinens abermaligem Ruf.
(Schluß folgt.)

Allerlei.

(Hochzeit einer Königstochter.) In Paris Revolution, in London Hochzeitsklänge, drüben Barrikaden, hier Flaggenschmuck, drüben Reveilleschlagen, hier Freudengeläute von allen Thürmen. Der Gegensatz ist gewaltig und zum Nachdenken anregend. Wie ist dieses England heute so ruhig im Genusse seiner Freiheit! Wie ist das arme Frankreich so unglücklich im Ringen nach der Freiheit, die es oft genug besaß, aber nie zu benützen und zu genießen verstand! Das Wetter ist heute sommerhaft schön und ladet zu idyllischer Auffassung ein. Dieser Stimmung nachgebend, berichte ich in Folgendem über die Idylle des Tages: die Vermälung der Prinzessin Louise in Windsor.

Prinzessin Louise, die vierte Tochter der Königin Victoria, wurde heute dem Marquis of Lorne, ältestem Sohne des Herzogs von Argyll, in Windsor angetraut. Es war ein Liebesbündniß, behaupten die Einen, es ist ein rein politisches Stück, sagen die Anderen. Vielleicht war es Beides zu gleicher Zeit. Gewiß ist, daß die Königin diese Verbindung ihrer Tochter ganz besonders gerne sieht und sie vom Anfange an nach Kräften begünstigte; erfreulich andererseits, daß die Verschwächerung des königlichen Hauses mit einer eingebornen nichtfürstlichen Familie im ganzen Lande, vor Allem natürlich in Schottland, einen angenehmen Eindruck hervorbrachte und der Königin neue Sympathien zuwendete.

Die Argylls sind ein altes Geschlecht, bilden gegenwärtig das Haupt des vielverzweigten, mit Kindern reich gesegneten Clans der Campbells, gehören aber durchaus nicht zu den reichbegüterten Adelsfamilien des Landes. Zudem hat das jetzige Familien-Oberhaupt, der Herzog von Argyll (er ist bekanntlich Minister für Indien), der Kinder nicht weniger denn elf zu versorgen, so daß sein heute in Windsor mit dem Königskinde vermälter Sohn aus eigenen Mitteln einen nach englischen Begriffen kaum nur einigermaßen behäbigen bürgerlichen Hausstand einrichten könnte. Summa Summarum beschränkt sich sein Jahreseinkommen während seines Vaters Lebzeiten auf 800 Pfd. St., und damit lassen sich selbst in Oesterreich keine großen Sprünge machen, geschweige denn in London.

Nach des Vaters Tode fällt ihm allerdings größeres Besitzthum zu, doch wird er immerhin für seine zehn Geschwister zu sorgen haben, ganz abgesehen von den Kindern, die ihm der Himmel selber bescheeren mag. Die Campbell sind nämlich ein fruchtbares Geschlecht, und auch von den Kindern der Königin Victoria hatte bisher noch kein einziges Grund, über spärliche Nachkommenschaft zu klagen.

Daß es dem jungen Ehepaare nicht allzu schlimm ergehe, dafür ist bekanntlich vom Parlamente Fürsorge getragen worden. Mit 30,000 Pfd. St. Kapital und einer Apanage von 6000 Pfd. St. läßt sich immerhin, selbst für eine Prinzessin in England, anständig leben, zudem wenn die Mutter gelegentlich etwas beischießt und dem Pärchen nach Bedürfniß in einem ihrer Schlösser Unterkunft bieten kann. Ein glänzender Haushalt läßt sich damit aber durchaus nicht einrichten, das liegt auf der Hand.

Die Vermälung ging mit altherkömmlichem Pompe von statten. Nichts deutete dabei auf den Umstand hin, daß der Bräutigam nicht prinzlichem Geblüte entsprossen sei. Hofchargen und Hofgarden, Marschälle und Herolde, sie waren Alle auf ihrem Plätze wie bei den früheren Trauungen der königlichen Kinder. Die höchsten Würdenträger der Kirche assistirten, die Diplomatie und Aristokratie war auf das vollständigste vertreten, und diesmal sah die Königin nicht, wie bei der Trauung des Prinzen von Wales, dem feierlichen Acte von einer Loge aus, in tiefe Witwentrauer gekleidet, zu, sondern nahm ihren Platz unten im Schiffe der Kirche, an der Seite der Tochter, die sie selber zum Altare führte, und an die Stelle der früheren schweren Trauer in ihrem Anzuge war eine leichtere getreten — ein Compromiß zwischen Vergangenheit und Zukunft. Auf der einem Seite des Altares saßen die Mitglieder der königlichen Familie, auf der anderen die der Campbells; das Ganze war königlich und mit großem Aufwande von Pracht und Ceremoniel in Scene gesetzt worden. Worin dieser bestand, sowie über die Namen der Anwesenden, die Toiletten, das Dejeuner, die Auf- und Abfahrten, ja sogar über die Thränen allerhöchster und höchster Personen kann Jedermann die betreffenden Einzelheiten, bis in das allerkleinlichste geschilbert, in den verschiedenen englischen Journalen nachlesen. Der Mehrheit der Leser dürfte es jedoch genügen, zu erfahren, daß draußen und drinnen ungetrübter Sonnenschein herrschte und das junge Paar nach dem wenige Meilen von Windsor entfernten Claremont abfuhr, wo es die Flitterwochen zubringen wird — demselben Claremont, das früher Eigenthum König Leopold's von Belgien und durch lange Jahre Wohnsitz Louis Philipp's gewesen war. Dort wird sich die in Balmoral begonnene Idylle hoffentlich weiterspinnen zum Glücke aller Betheiligten.

Perlen und Thränen.

Perlen gibt es tief am Meeresgrunde,
Die gar nie ans Tageslicht gelangen;
Thränen gibt es auch im Menschenauge,
Die gar nie im selben sichtbar prangen.

Doch der kluge Perlenfischer ahnet,
Wo die Schätze wohl zu finden wären
Und ein edles Frauenherz erkennt auch
Ungeweinte, stille Liebeszähren.

Maximilian Bern.

Des Mädchens Seele.

Des Mädchens reine Seele,
Im frohen Jugendprangen,
Der duft'gen Rose gleichet,
Die eben aufgegangen;

Entreißt Du ihrem Kelche
Ein Blättchen nur von allen,
Dann siehst du bald die andern
Auch welk zu Boden fallen.

Maximilian Bern.

Anagramm.

Mich schafft des Künstlers rege Phantasie,
Mit kühnen, scheinbar regellosen Zügen,
Kann doch als Bild voll schöner Harmonie
Mich die geübte Hand zusammenfügen. —
Wer meine Zeichen nun geschickt verbindet,
Stellt leicht daraus zwei andre Worte her,
Die man in einer hübschen Fabel findet,
Die Lösung, lieber Leser, ist nicht schwer:
Es ließ das eine Wort das andre fallen,
Ein schlaues Thier hat's flugs in seinen Krallen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 12:
Eier.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von G. Meyer.

15.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Nürnberg. 16. April. 1871.

Die Gräfin Kosel.

Erstes Kapitel.

Es war an einem schönen Junitag, im ersten Viertel des :igen Jahrhunderts. Die Sonne stand noch hoch am Him- l, aber die Feierabendglocke verkündigte das Ende der Wochen- beit, und noch hatte sie nicht ausgeläutet, als sich bereits bestaubten Gestalten der Arbeiter — Maurer, Steinmetzen, runnengräber, die an den Wasserkünsten des Sedlitzer Gartens schäftigt waren, aus dem Schloßthor drängten und lachend, watzend, singend die Dorfgasse hinunter nach der Schenke zen.

„Leichtsinniges Volk das — kaum hat's einen Groschen der Tasche, so muß er auch verjubelt werden!" brummte : Frau Schloßverwalterin, deren weiße Haube an einem der rterrefenster zu sehen war. Dann wischte sie die Brillen- äser ab, setzte den Nasenklemmer wieder auf, faltete die dicken inde und kehrte zu ihrer Hauspostille zurück, in welcher sie, ch guter, alter Sitte, während des Geläutes den Abendsegen lesen pflegte.

Aber sie sollte nicht andächtig sein, denn nun ließen sich Schlosse selbst laute, lustige Stimmen hören, und bald da- uf traten mehrere junge Leute auf die Freitreppe hinaus.

„Das sind erst die rechten Sausewinde — wahre Baals- ne, diese Herren Maler und Bildhauer!" fuhr sie in ihrem lbstgespräch fort. „Dabei so hochmüthig! Nennen sich nstler, sehen Unsereins kaum am Wege an, und stehen doch h im Lohn und Brod meines gnädigen Herrn Grafen, dem noch dazu durch Nichtsthun das Geld aus der Tasche stehlen."

Während dieser Betrachtung hatte sie vorsichtig das Fen- r geöffnet, um besser beobachten zu können. Die jungen ute standen noch immer da und sahen so selbstgefällig aus, s ob es ganz in der Ordnung wäre, spitzige Bärte, langes, frisirtes Haar und tellergroße Mützen zu tragen. Daß sie zu einen Degen an der Seite und Tressen auf dem Kleide tten, als ob sie wirklich etwas „Rechtes" wären, machte die ache auch nicht besser. Und wie laut sie diskurirten! Ganz s ob sie hier zu Hause wären.

Eben nahm Werner, der lange, blonde Maler, das Wort. „Geduld, lieben Kinder! Der Burkhardt muß sich na- rlich noch eine Stunde putzen," sagte er und warf einen ohlgefälligen Blick auf seine eigene Kleidung, der man es isah, daß sie keinerlei Zeitverlust verursacht haben konnte.

„Wir wollen gehen, sonst wird es Nacht ehe wir nach resden kommen," meinte sein Kunstgenosse, der kleine Diet- h, und Claus, der Bildhauer, stemmte die Arme in die eite und schrie, daß es aus den Winkeln des stillen Hofes rückschallte:

„He, holla, Burkhardt! Wo steckst Du denn noch?"

„Ich komme schon!" gab eine klangvolle Stimme zur ntwort, und gleich darauf trat der Erwartete aus dem ause: ein braunlockiger Mann von einigen zwanzig Jahren, n schlankem Körperbau und regelmäßig schönen, stolzen Zügen. ieser Ausdruck des Stolzes wurde durch die Haltung des Kopfes, den Schwung der Brauen und den Blick des feurigen grauen Auges noch verstärkt.

Der Anzug des jungen Bildhauers war nicht weniger phantastisch und vielleicht noch ärmlicher, als der seiner Ka- meraden. Das schwarze Sammetbarett, der veilchenblaue Rock, hatten gewiß schon lange der Sommersonne und dem Winter- schnee, dem Staub und dem Regen Trotz bieten müssen; aber die Art und Weise, wie er sie trug, gab ihnen noch immer jenen Anstrich von Eleganz, der den stillen Neid oder den lauten Spott der Genossen erregte. Das war auch jetzt wie- der der Fall.

„Schön wie Apoll, den man auch Phöbus nennt!" de- klamirte der kleine Dietrich, als er Burkhardt erblickte.

„Die armen Dresdnerinnen, er wird ihnen Allen die Herzen brechen!" schrie der Bildhauer Klaus mit seiner Sten- torstimme dazwischen, und der blonde Werner schlug vor, die- sen Mädchenfänger fortan nicht mehr den „schönen", sondern den „grausamen" Burkhardt zu nennen.

Burkhardt selbst schien nicht zum Scherzen aufgelegt. Er zuckte die Achseln, warf den Kopf zurück und eilte die Treppe hinunter. Die Anderen folgten, ohne sich durch sein Schweigen in ihren Witzeleien stören zu lassen, bis der Anblick eines Kutschenwagens ihren Gedanken eine andere Richtung gab. Es war eine unscheinbare, bestaubte Kalesche, Kutscher und Diener trugen keine Livree, und im Innern des Wagens saß eine dicht verschleierte, bis an's Kinn in einen grauen Mantel verhüllte Frauengestalt.

„Hurrah, wir bekommen Besuch!"

„Still doch — es ist eine vornehme Dame!"

„Unsinn; wer sollte kommen? Graf Wackerbarth ist ver- reis't."

„Eine alte Kammerkatze wird's sein, welche zu der Frau Schloßverwalterin kommt."

„Vielleicht auch eine junge — laßt uns sehen!"

„Ja, ja — laßt uns sehen!" riefen die übermüthigen Gesellen.

Im Nu war der Wagen umringt, der erschrockene Kut- scher zum Halten gezwungen, der Wagenschlag geöffnet, und schon streckten sich dreiste Hände nach der Verschleierten aus, als plötzlich Burkhardt mit glühendem Gesicht dazwischen sprang.

„Seid Ihr von Sinnen? Wie könnt Ihr Euch so weit vergessen!" rief er aus, riß die Zunächststehenden zurück, warf die Wagenthür zu und befahl dem Kutscher, weiter zu fahren.

Im Augenblick als die Pferde anzogen, beugte sich die Dame vor; der Glanz ihrer Augen durchdrang die dichte Hülle; eine kleine, schmale Hand winkte Burkhardt zu, und in ihrem: „Ich danke Euch!" lag, trotz aller Freundlichkeit, ein solcher Ausdruck von Stolz, daß ihre Angreifer einen Mo- ment wie erstarrt dastanden und dann, während der Wagen am Schlosse vorfuhr, in verlegener Hast zum Thor hinaus eilten.

Aber es währte nicht lange, bis der Trotz wieder die Oberhand gewann und nun machte sich die allgemeine Miß- stimmung gegen Burkhardt Luft.

„Was hast Du bei uns zu suchen?“ spottete der Eine. „Geh' ins Schloß zu Deiner vornehmen Dame, da wirst Du besser am Platze sein!“ rief ein Anderer.

Burkhardt zog die Brauen zusammen. „Erinnert Euch an den Skandal, den es erst vor wenigen Wochen gegeben hat, als uns die Schloßverwalterin wegen Ruhestörung beim Grafen verklagte,“ sagte er. „Die alte Hexe hat Euch wieder aufgepaßt; aber hätte sie auch nichts gesehen, auf jeden Fall ist's ein grober, unpassender Scherz, den Ihr gemacht habt. Uebrigens möget Ihr thun, was Ihr wollt — nur will ich's nicht zu verantworten haben.“

Dabei drückte er das Barett in die Stirn, und bog in die nahe Seitengasse ein, ohne sich weiter um die Zurückbleibenden zu kümmern, die ihm murrend nachschauten.

„Rüde Gesellen sind sie, Alle mit einander,“ sagte er in Gedanken zu sich selbst. „Kaum daß sie sich in Sitten und Anschauungen über den Handwerker erheben. Keine Begeisterung für die Kunst, kein Streben nach Bildung! Mich lachen sie aus, nennen mich einen Thoren, einen Schwärmer. Und in gewisser Beziehung mögen sie Recht haben — sie sind glücklicher als ich, weil sie nicht dies brennende Verlangen nach einer schöneren, harmonischeren Umgebung kennen, das mich fast nie zum Genießen des Augenblicks kommen läßt.“

Plötzlich fiel ihm die verschleierte Fremde wieder ein, und als wäre sie die Verkörperung alles dessen, was er suchte, so ungestüm wurde sein Verlangen, sie wiederzusehen. Ihm war, als fühlte er wieder den Strahl jener leuchtenden, brennenden Augen, die sie einen Moment auf ihn geheftet hatte, als hörte er wieder den Ton jener tiefen Stimme, als sehe er noch jene leise Beugung des Kopfes, jene wundervollen Umrisse von Nacken, Schultern und Arm, die keine Verhüllung seinem Künstlerblick zu entziehen vermochte, und schon war er im Begriff, zurückzukehren, um unter irgend einem Vorwand nach ihr zu fragen, oder womöglich eine Gelegenheit zu suchen, sie zu sehen, als er zwischen Obstbäumen und Gebüschen das Strohdach des Schulhauses auftauchen sah. Seit dem frühen Tode seiner Eltern hatte er hier eine Heimath gefunden — die Unbekannte aber war im Schlosse des Grafen eingekehrt.

Da gähnte sie wieder, die Kluft, die den armen Kunstjünger von jenem glänzenden, farbenreichen Leben schied, nach dem er sich so glühend sehnte. „Ob ich es je erreichen werde?“ fragte er, wie er schon so oft gethan, und auch diesmal, wie schon oft, gab ihm die glückliche Zuversicht der Jugend erwünschten Bescheid. Warum sollte ihm versagt sein, was Andern möglich geworden? Hatte nicht Vetter Matthias von deutschen und italienischen Künstlern erzählt, die auch von niederer Herkunft gewesen, dann aber, durch ihr Talent geadelt, mit Fürsten und Königen verkehrten, fast wie mit Ihresgleichen? Anfangs freilich hatten die Meisten für ihre Kunst entbehren und kämpfen müssen, aber das hatte Burkhardt auch schon gethan.

Er erinnerte sich mit einer Regung des Stolzes, wie er als vierzehnjähriger Knabe, als ihm der Vormund seine geliebten Zeichnungen genommen, um ihn bei einem Kaufmann in die Lehre zu geben, mittellos in die weite Welt gezogen war, fest entschlossen, nun und nimmermehr etwas Anderes zu werden, als Bildhauer.

Damals war er zwar nicht weiter gekommen als von Leipzig nach Dresden, und von dort in das Schulhaus zu Groß-Sedlitz, wo Vetter Matthias als Kantor und Lehrer fungirte, und mit seiner Schwester Gertrud Haus hielt. Beide hatten sich des verwais'ten Brudersohnes liebreich angenommen. Base Gertrud hatte seine wunden Füße verbunden, und Vetter Matthias hatte sein trotziges Kinderherz besänftigt, hatte dann auch den Vormund zum Nachgeben vermocht und, obwohl er selber arm war, für gute Lehrmeister sowohl als für den Unterhalt des Neffen Sorge getragen. Dagegen konnte sich Burkhardt das Zeugniß geben, daß er eifrig gelernt und tüchtig gearbeitet hatte, bald in Dresden selbst, wo König August der „Starke“ einen Prachtbau nach dem andern entstehen hieß, bald in der Umgegend: in Moritzburg, in Pillnitz, und jetzt bei der Ausschmückung des Sedlitzer Gartens.

Aber hier war seine Aufgabe dem Ende nahe, und er wollte nun wirklich „in die Welt hinaus“, über die Alpen, nach Italien, um sich, wie er zu sagen pflegte, in der Heimath der Kunst den letzten Handwerksstaub von der Seele zu schütteln.

Das Alles war mit Gedankenschnelle an ihm vorüber gezogen, und als er nun an die Pforte des Schulgartens kam, sah er in diese stille engbegrenzte Welt, die ihn so oft bedrückt und entmuthigt hatte, mit dem Gefühl hinein, als sollte er jetzt schon Abschied von ihr nehmen. Es war wohl darum, daß sie ihm anmuthiger schien als sonst, so daß er stehen blieb, um das Bild mit allen Einzelnheiten in sich aufzunehmen.

Drüben am Fenster, von üppigen Weinranken umrahmt, zeigte sich das weißhaarige Haupt des Vetters, der emsig, wie jeden Feierabend, mit Notenschreiben beschäftigt war; auf der Bank unter dem breitästigen Nußbaum, der das Haus und den Brunnen beschattete, saß die alte Base Gertrud mit dem Spinnrade, und zwischen den Gemüsebeeten, die von duftendem Lavendel eingefaßt waren, ging Burkhardt's Pflegeschwester, Magdalene, ein blondes, rosiges, schlankes Mädchen von siebenzehn Jahren, mit der gefüllten Gießkanne auf und ab. Sie ließ den frischen Wasserstrahl über ihre Pfleglinge hinsprühen und sang dazu mit heller Stimme:

„Es stand eine rothe Rose
Gar duftig am grünen Rain.
Ich wollte die Rose brechen,
Da thäten die Dornen mich stechen,
Wohl bis in das Herz hinein.“

Burkhardt stieß die Thür auf, und mit einer übermüthigen Fröhlichkeit, die ihm sonst fremd war, begann er die zweite Strophe:

„Da bin ich hinausgezogen,
Gewandert Land aus, Land ein, —“

Magdalena hatte schnell die Gießkanne hingestellt und kam ihm entgegen. Als er zu singen aufhörte, fuhr sie mit neckischem Tone fort, während die blauen Augen aufleuchteten und die Wangen höher glühten:

„Das thät mir gar wenig frommen,
Bin wieder nach Hause gekommen,
Konnt' ohne die Rose nicht sein.“

Bei den letzten Worten hatten sie sich erreicht. Burkhardt faßte ihre Hand, und so kamen sie mit einander den Mittelweg herauf, wie sie so oft gethan hatten, als Magdalene noch Kind war, und sangen wie damals, d. h. nur um zu singen, ohne den Sinn der Worte zu beachten:

„Doch ach, ich fand sie begraben
Tief unter dem grünen Rain.
Es klagten die Blätter der Linde,
Sanft flüsternd im Abendwinde:
Wirst nimmermehr fröhlich sein!“

Schon beim Anfange des Liedes war der Vetter unruhig geworden, dann hatte er die Feder weggelegt, war aufgestanden und ein paarmal im Zimmer auf- und abgegangen; endlich trat er in den Garten hinaus.

„Hör' nur, Schwester, wie mir die Magdalene das Lied verdirbt,“ sagte er unmuthig. „Es ist wirklich nicht auszuhalten. Ich werde ihr das Singen ganz verbieten, wenn sie's immer ohne den rechten Ausdruck thut.“

Die alte Frau schüttelte den Kopf.

„Laß es gut sein Matthias,“ sagte sie. „Freue Dich lieber, daß sie noch nicht besser singen kann. Jetzt singt sie eben wie die Lerche, mit leichtem Herzen und fröhlicher Stimme. Den Nachtigallenton, den Du haben willst, wird sie schnell genug lernen, — ich fürchte, Bruder, sie thut's nur zu bald.“

„Was willst Du damit sagen?“ fragte er hastig; „Du meinst doch nicht, daß dem Kinde ein Herzeleid bevorsteht?“

„Sieh Dir mal die Beiden an,“ antwortete Gertrud. Mehr konnte sie nicht sagen, denn Burkhardt und Magdalene kamen näher, und Letztere rief mit strahlendem Gesicht:

„Base Gertrud, Vetter Matthias, denkt nur, wie schön! Burkhardt geht heute nicht nach Dresden und wird den ganzen Sonntag bei uns sein.“

Zweites Kapitel.

Inzwischen war für die Frau Schloßverwalterin, eine böse Stunde angebrochen. Anfangs hatte die unscheinbare Kalesche mit der verschleierten Fremden nur ihre Neugier, ihre Verwunderung erregt; aber als der Kutscher an der Haupttreppe vorfuhr, die nur für „Herrschaften“ bestimmt war, gerieth die alte Dienerin in gerechte Entrüstung, und mit einer Miene, die dies auf das Unzweideutigste verrieth, hinkte sie auf den Vorplatz hinaus.

Die Fremde war schon eingetreten. Jetzt schlug sie den Schleier zurück; ein vornehmes Gesicht, stolz wie das einer Königin, sah aus der unscheinbaren Hülle hervor, und der Ton, in dem sie fragte: „Sind meine Leute schon da?“ hatte etwas so Ueberwältigendes für die Schloßverwalterin, daß sie stotternd mit dem tiefsten Knixe, zu dem sie ihre gichtbrüchigen Glieder zwingen konnte, zur Antwort gab:

„Halten zu Gnaden, es ist Niemand gekommen.“

Die Dame zog die schwarzen Brauen leicht zusammen.

„Wie unangenehm! — Sobald sie kommen, sollen sie sich bei mir melden. Jetzt aber, gute Frau, öffnet mir ein Zimmer,“ sagte sie in einer Weise, als ob sie das Recht hätte, hier zu befehlen.

Die Schloßverwalterin war in der äußersten Verlegenheit. Es lag etwas in dem Wesen der Fremden, das keinen Widerspruch zuließ und es der Alten ganz unmöglich machte, nach dem Namen zu fragen. Und doch, wie sollte sie es verantworten, wenn sie eine völlig Unbekannte in die ihrer Obhut anvertrauten Räume einließ?

„Halten zu Gnaden,“ fing sie mit ängstlicher Miene an, „es ist nichts in Ordnung. Kein Fremdenzimmer gelüftet, kein Bett in Bereitschaft....“

„Nun, es wird doch irgend ein Gemach geben, wo ich bleiben kann, bis Ihr Eure Anordnungen getroffen habt?“ fiel ihr die schöne Frau ungeduldig ins Wort. „Ich mache keine Ansprüche, führt mich nur in die Zimmer des Grafen, — aber rasch, rasch!“

In die Zimmer des Grafen, — und das nannte sie „keine Ansprüche machen“!

Während die Schloßverwalterin, ihrem ungebetenen Gast den Weg zeigend, den Schlüssel zu diesem Allerheiligsten mit zitternden Händen vom Gürtelbunde lös'te, fragte sie sich selbst, ob sie etwa in einem Traume befangen wäre, — aber die Fremde ließ ihr nicht Zeit zu weiteren Grübeleien.

„Welche dumpfe Luft! Macht schnell die Fenster auf!“ rief sie, sobald sie in's Zimmer trat. Dann warf sie ihren Schleier auf den Schreibtisch des Herrn Grafen, den Staubmantel auf den Fußboden, wodurch sie den erstaunten Augen der Schloßverwalterin die glänzendste Toilette enthüllte, die diese je gesehen, und ließ sich selbst in das nächste Kanapee sinken, indem sie in ihrer herrischen Weise fortfuhr:

„Entfernt diese häßlichen Ueberzüge; sorgt, daß Blumen in's Zimmer kommen, — Rosen besonders, die müssen auf allen Tischen stehen! Und dann laßt mir ein Souper serviren; ganz einfach: eine Wildpretpastete, ein gebratenes Hühnchen, ein paar Fruchtgelees und ein Glas Burgunder. — Heute kommen nur noch meine Frauen und ein Diener, — übermorgen erwarte ich aber den König darauf richtet Euch ein.“

Die Schloßverwalterin schlug die Hände zusammen.

„Der König, Herr du meine Güte! Ew. Gnaden wissen wahrscheinlich nicht, daß mein gnädiger Herr Graf verreis't sind?“

„Freilich weiß ich's,“ fiel ihr die Fremde in's Wort. „Darum habt Ihr Euch aber nicht zu kümmern, — thut statt dessen, was Eures Amtes ist! Ich beabsichtige, dem Könige ein ländliches Fest zu geben, sorgt, also für eine passende Kollation, — das Uebrige werde ich anordnen. Noch eins, — da ich eine Ueberraschung beabsichtige, darf nicht davon gesprochen werden, daß ich hier bin.“ Und mit einem Aufleuchten der großen, braunen Augen, das die Alte geradezu blendete, fügte sie hinzu: „Ihr kennt mich doch? — Ich bin die Gräfin Kosel.“

Bis an ihr seliges Ende hat die Frau Schloßverwalterin vergebens versucht, sich Rechenschaft darüber zu geben, wie sie nach diesen Donnerworten aus dem Zimmer gekommen. Das Erste, worauf sie sich wieder besinnen konnte, war, daß sie mitten im Hausflur stehend, mit gerungenen Händen einmal über das andere ausrief:

„Die Gräfin Kosel! Herr du meine Güte — die Gräfin Kosel!“

Was sollte sie nun anfangen? — Sie wußte, daß Graf Wackerbarth, ein gar tugendsamer, christlicher Herr, der entschiedene Gegner der Gräfin war, und daß er sich immer mehr vom Hofe zurückgezogen hatte, um der allmächtigen Geliebten des Königs auszuweichen, die er das Unglück Sachsens zu nennen pflegte. Und nun kam sie hierher und wollte im Sedlitzer Schlosse kommandiren, wie sie's im ganzen Lande zu thun gewöhnt war, — wollte die strenge Hausordnung umstürzen, Feste geben und über das theure Hab' und Gut des Herrn Grafen verfügen, als ob's ihr Eigenthum wäre. Wär's möglich, daß eine getreue Haushälterin dazu die Hand bot? Sicher nicht! Und doch war's ebenso unmöglich, daß sie sich dem Machtgebote dieser Frau widersetzte, noch dazu, wenn Se. Majestät in höchsteigener Person im Hintergrunde erschien. Nein, hier blieb nichts übrig, als sich zu fügen.

Mit dieser Ueberzeugung drangen neue Schrecknisse auf die Aermste ein. Wie sollte sie mit ihren steifen Händen und Füßen allen Obliegenheiten nachkommen? — Verstaubte Zimmer, leere Blumenvasen, vernachlässigtes Silberzeug und eine leere Speisekammer wirbelten in wildem Reigen an ihrem geistigen Auge vorüber, und über diesem Chaos leuchtete in drohender Schönheit das Angesicht der Gräfin Kosel.

Endlich hatte sie einen glücklichen Einfall. Ihr Pathchen, Schulmeisters Magdalene, sollte auf ein paar Tage zu ihr kommen. Sie schickte einen Boten, und es währte nicht lange, da klang ein helles: „Frau Pathe, wo seid Ihr denn?“ durch die Prunkgemächer des Schlosses.

„Hierher, Magdalenchen, wir haben keinen Augenblick zu verlieren,“ rief die Schloßverwalterin, und als sie gleich darauf den Begleiter des jungen Mädchens bemerkte, fuhr sie mit sauersüßer Miene fort: „Ei, sieh da, Herr Burkhardt! Das ist mir ja eine seltene Ehre! Ist Er etwa auch gekommen, um uns zu helfen? Es wäre sehr hübsch von Ihm, wenn er das Amt des Kellermeisters übernehmen wollte, — oder noch besser, wenn Er sich dazu verstände, in der Kleiderkammer eine passende Livree auszusuchen, um der gnädigen Gräfin darin bei Tische aufzuwarten.“

„Ich hoffe, daß das Euer Scherz ist,“ fuhr Burkhardt auf.

„Natürlich, gnädiger Herr! Man weiß ja, daß Er dazu viel zu vornehm oder zu ungeschickt ist,“ erwiderte die Alte mit bösem Blick. „Uebrigens würde Ihm darum keine Perle aus der Krone gefallen sein, und vielleicht hätte Er Gelegenheit gefunden, die Gräfin Kosel um ihre Protektion zu bitten, was für einen armen Schlucker, wie Er ist, doch auch nicht zu verachten wäre.“

„Die Gräfin Kosel ist Eure Fremde?“ rief der junge Mann. „Nun wahrhaftig, das ist eine Protektion, nach der

ich nicht verlange," fügte er stolz hinzu und ging aus einer der offen stehenden Fensterthüren in den Garten hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

(Der Abschluß eines verlorenen Lebens.) Vor Kurzem starb in Wien Helene von Stellwag-Carion, welche vor nicht gar vielen Jahren als „Veilchendame" glänzte und zu ihren Verehrern auch den Kaiser Franz Joseph, den Erzherzog Wilhelm und andere Milglieder des habsburg-lothringischen Hauses gezählt haben soll. Um ihre hohen Freunde „standesgemäß" empfangen zu können, wie sie vor dem Kriminalgericht aussagte, griff sie in die Kasse des deutschen Ordens, welche ihr Vater als Schatzmeister zu verwalten hatte. Es war in der Periode der konservativen und christlich-katholischen Staats- und Gesellschaftsrettung und damit der Skandal nicht zu groß würde, kassirte eine kaiserliche Verordnung das öffentliche Gerichtsverfahren. Der Prozeß der „Veilchendame" wurde heimlich absolvirt, aber die Gefallene sank tiefer und tiefer. Zuletzt stahl sie, um nicht zu verhungern. Helene von Stellwag-Carion starb im Inquisitionsspitale des Wiener Landesgerichtes und im ärztlichen Parere wurde als die Ursache ihres Todes „Nierenentartung" angegeben. Der Zustand, in dem sie sich befand, als sie sich vor ungefähr drei Wochen freiwillig im Landesgerichtsgebäude stellte, soll ein wahrhaft entsetzenerregender gewesen sein. Der einst so blühende Leib war mit Schmutz bedeckt und nur nothdürftig mit Lumpen und Fetzen, die ehedem Kleidungsstücke, nun aber das Asyl zahlloser Ungeziefers waren, umhüllt.

Man schaffte sie allsogleich in das Inquisiten-Spital und da wurde ihr die beste, treueste und aufmerksamste Pflege zu Theil. Der Pfarrer des Gefangenhauses, ein eben so würdiger als toleranter Priester, nahm sich der Unglücklichen in der menschenfreundlichsten Weise an. — Schon damals, als sie im vorigen Jahre durch vier Monate eine Bewohnerin des düsteren Hauses war, ließ es der wackere Mann nicht an Worten der Ermahnung fehlen, hunderte Male beschwor er sie, sich doch an eine Arbeit, an die leichteste zu gewöhnen; doch vergebens, eine unüberwindliche Arbeitsscheu — genährt durch den fünfjährigen Aufenthalt bei den frommen Schwestern in Neudorf, deren Hauptaugenmerk nur auf frömmelndes Wesen gerichtet — hatte sie erfaßt und stumpfsinnig gemacht. Manchmal nahm sie eine Strickerei zur Hand, doch nach ein paar Minuten ließ sie dieselbe wieder fallen und versank in tiefe Träumereien!

Nachdem Helene von Stellwag-Carion im November v. Js. ihrer Haft entlassen wurde, veröffentlichte der Pfarrer ihren Fall, allein Niemand meldete sich, der bereit gewesen wäre, sich der Unglücklichen anzunehmen. Auf Verwendung des braven Geistlichen erhielt sie fünfzehn Gulden aus dem Fond des Vereines zur Unterstützung entlassener Sträflinge; mit diesem Betrage verließ sie das Gefangenhaus, um nach kaum vier Monaten wieder in dasselbe zurückzukehren. Nun verließ sie die düstern Mauern für immer.

Zu einer Stunde, um die man sonst gewöhnlich keine Leichenbegängnisse auf der Strasse zu sehen pflegt, Punkt 12 Uhr Mittags, öffnete sich das Hauptthor des Landesgerichtsgebäudes und vier Leichenträger, einen hölzernen Sarg, bedeckt mit einem alten Bahrtuch, auf den Achseln, traten aus demselben und trugen ihn die Alserstrasse hinauf, in die nur eine kurze Strecke entfernte Pfarrkirche bei den Minoriten. Ungefähr zwanzig Personen waren in dem Gotteshause anwesend; darunter wußten wohl nur zwei Damen, eine davon eine schöne, imposante Gestalt, die zur Verwandtschaft zu gehören schienen, und der Schreiber dieser Zeilen, daß in dem Sarge die einst gefeierte Schönheit Helene Stellwag von Carion lag. Der Rest des Publikums bestand aus einigen alten Weibern, welche die offenstehende Kirchenthür zum Eintritt eingeladen hatte.

Der Pfarrer des Gefangenhauses, welcher es sich vorbehalten hatte, der Verirrten den letzten Dienst christlicher Liebe zu erweisen, segnete den Leichnam ein. Der „Vorbeter" forderte hiernach die Anwesenden auf, zum Seelenheile der Verstorbenen drei Vaterunser und Ave Maria zu beten. Als derselbe „abdankte", da nannte er weder den Namen der Verstorbenen, noch erwähnte er etwas von einer „tieftrauernden Familie", sondern beschränkte sich darauf — es klang fast wie Ironie — den Anwesenden den Dank für die „Begleitung auszusprechen. Nachdem der Pfarrer seinen geistlichen Ornat abgelegt hatte, trat er wieder heraus aus der Sakristei in die Kirche, kniete im Stuhle nieder nnd betete mit den Uebrigen.

Aus der Kirche wurde der Sarg in den Kreuzgang gebracht und dort nochmals geöffnet. Das kaum 32 Jahre alte Geschöpf sah mit ihren von Gram, Elend und tiefen Leiden entstellten und verzerrten Zügen beinahe doppelt so alt aus. Mit aufgelöstem Haar und einem schwarzen Leichenhemd lag sie da, auf ihrer Brust ruhte ein — Veilchenstrauß, die Spende einer unbekannten Dame, welche dieselbe dem Pfarrer überbrachte, mit der Bitte, sie der Todten, der ehemaligen „Veilchendame", in den Sarg zu legen. Ihre einstigen Lieblinge, die duftenden Frühlingsboten, sie nimmt sie in das Grab mit.

Hierauf hoben die Träger wieder den Sarg und traten mit demselben aus der Kirche auf die Strasse. Hier gab der Pfarrer des Strafhauses der Dahingeschiedenen noch den letzten Segen mit auf den Weg und die Träger setzten sich im eiligsten Geschäftstrab nach dem Währinger Friedhof in Bewegung.

Es war 1/41 Uhr. Unter den eleganten Karossen, die um diese Stunde die Ringstrasse beleben, waren vielleicht einige, in denen einstige Verehrer der „Veilchendame" in nonchalanter Stellung hingegossen lagen, Solche, „die einst das Mädchenherz mit Schmeicheleien und Liebkosungen bethört, die es im Taumel der Sinnlichkeit zu erhalten wußten, die die Verblendete vielleicht durch Schwüre und Vorspiegelungen in ihrem unseligen Wahne bestärkten, die sie das Sträfliche ihres Beginnens durch eine erheuchelte Leidenschaft vergessen ließen, die tausend Reizmittel wußten, die Liebeglühende mit ihrem Gewissen zu versöhnen," — wohl auch Solche, die nicht nur „Küsse von ihren schwellenden Lippen," sondern auch volle Börsen aus ihren Händen empfangen haben.

Dem Sarge der „Veilchendame" aber folgte kein Mensch!

Räthsel.

Es ist ein Mann in weißem Kleid,
Der hat in seinem Zimmer
Gar viele Spiegel, lang und breit,
Freut sich ob ihrem Schimmer.

Da kommt in grünem Kleid ein Mann,
Will auch sich d'rin besehen;
Kaum daß sein Athem trifft daran,
So ist's um sie geschehen.

Die Spiegel brechen all' entzwei;
Doch schnell schmilzt er die Stücken;
Und wieder sind es Spiegel neu,
Die nun sein Zimmer schmücken.

Auflösung des Räthsels in Nr. 14:
Brief.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von G. Meyer.

16.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Nürnberg. 23. April. 1871.

Die Gräfin Kosel.

(Fortsetzung.)

In demselben Augenblicke wurde an der gegenüberliegenden Wand ein Thürvorhang zurückgeschlagen. Die Gräfin Kosel war's, die dahinter stand. Ihre Lippen zuckten, und ihre Augen sahen aus, als ob sie dem Forteilenden vernichtende Blitze nachschleudern wollten. Aber statt hervorzutreten, ließ sie den Vorhang wieder fallen und ging, ohne bemerkt zu werden, den Weg zurück, den sie gekommen war.

„Thörichter Knabe, Du kennst mich nicht!" sagte sie zu sich selbst. „Brauch' ich doch nur zu wollen, und Du liegst mit all' Deinem Hochmuth zu meinen Füßen."

Burkhardt war indessen in bitteren Gedanken fortgestürmt.

„Wieder einmal ein Irrlicht für einen Stern gehalten und ein paar schöne Augen für den untrüglichen Beweis einer schönen Seele," murmelte er ingrimmig in sich hinein.

Und doch war er nicht im Stande, sich von der Bezauberung ihrer Augen frei zu machen. Wie gebannt irrte er im Garten umher und kam immer wieder in die Nähe des Schlosses, um nach den Fenstern hinauf zu s.hen.

Endlich fand er, was er suchte. Im Zimmer des Schloßherrn sah er die Gräfin sitzen. Sie hatte den Kopf in die Hand gestützt, die reinen Linien ihres Profils zeichneten sich auf dem dunkeln Hintergrunde der Sammettapete ab, und ein ernster, beinahe trauriger Ausdruck war über das sonst so strahlende Gesicht gebreitet. Burkhardt hatte sie zuweilen gesehen, wenn sie sich bei öffentlichen Festen zeigte, — aber wie ganz anders war sie ihm dann erschienen! Hochfahrend, übermüthig, herzlos, nur bedacht, zu prunken und zu herrschen, — eine kalte Schönheit, die nur Scheu oder Abneigung einflößen konnte.

Es war sogar mehr als Abneigung, was sich bis jetzt beim Anblick der Gräfin in Burkhardt geregt hatte. Er haßte sie, wie das ganz Sachsen that, weil er in ihr die Urheberin aller jener Bedrückungen sah, unter denen das Volk fast erlag.

Es war noch die „gute alte Zeit", in welcher der geheiligten Person des Landesherrn kein Tadel nahe treten durfte, nicht einmal in den Gedanken und Gefühlen des Unterthans. Ließ sich der Mißbrauch der Gewalt nicht verkennen, verlangte die öffentliche Meinung ein Haupt, das sie zur Rechenschaft ziehen, mit ihrem Fluch belasten konnte, so wurde dasselbe in der Umgebung des Herrschers gesucht und war dort immer zu finden. Das Sprichwort: „Wie der Herr, so der Knecht", gilt im Staat wie im Hause, und der Instinkt des Volkes griff selten fehl, wenn es galt, die Hände zu bezeichnen, die an seinem Verderben am thätigsten, unerbittlichsten mitgearbeitet hatten.

Die Gräfin Kosel hatte das gethan wie wenige Andere. Ihre Verschwendung war sprichwörtlich geworden; ihre Launen galten mehr als Recht und Gesetz; ihrem maßlosen Stolze, ihrer Herrschsucht mußte sich Alles beugen.

Aber nun machte man auch sie allein verantwortlich, für den Ruin des Landes, für die ungeheuren Summen, die Polen verschlang, für die Opfer, die der schwedische Krieg verlangte, für jede Erniedrigung sogar, die sich August der Starke durch Schwäche, Uebermuth oder Leichtsinn zuzog.

Sie selbst hatte davon wohl kaum eine Ahnung. Die allmächtige Frau war umdrängt von einer Menge schmeichelnder Höflinge, die sich um ihre Protektion bewarben; — begegneten ihr auch hier und da im Publikum finstere Gesichter, verächtliche Mienen, so jubelte ihr doch eine karakterlose, in der Furcht des Herrn erzogene Menge zu, so oft sie sich an der Seite des Königs zeigte. Und hätte sie auch den Haß gekannt, der sich an ihren Namen heftete, sie würde dennoch in gewohnter Weise ihren Weg gegangen sein. Was galt zu jener Zeit das Volk? Welche Bedeutung hatte dasselbe in den Augen der Gräfin Kosel? Was kümmerte sie die öffentliche Meinung? — Hatte sie doch genug zu thun, sich zu wahren, sowohl vor den Intriguen eben jener Höflinge, die sie in kriechender Devotion umgaben, wie vor dem Flattersinn ihres königlichen Geliebten.

Dieser Flattersinn war es auch, der sie jetzt in trübe Gedanken versenkt hatte und Burkhardt zu seiner Ueberraschung statt der vornehm kalten Dame ein Weib finden ließ, das aussah, als ob es lieben und leiden könnte. Ob ihm aber das Weib so schön erschienen wäre, ohne die kostbare Fassung?

Künstler sind Kinder, — sie lieben den bunten Tand, und wie verstand die Gräfin, denselben ihrer Schönheit anzupassen! Ihr frischer, aber brünetter Teint wurde durch das hellgelbe, blumige Seidenkleid vortheilhaft gehoben; das Mieder, das die üppige Büste umschloß, war sehr eng und nach der Mode der Zeit sehr tief ausgeschnitten, während der Rock in reiche Falten über den bauschigen Reifrock fiel. Das leichtgepuderte Haar war mit Perlen durchflochten, im Nacken zusammengebunden und fiel in langen Locken über die Schultern. Feine Spitzen zierten Hals und Arme; schwarze Sammetbänder, von Diamanten zusammengehalten, umgaben den Hals und Handgelenke, und ein gelber Fächer, mit Diamanten besäet, warf seine Blitze durch das Gemach, während die schöne Frau halb träumend damit spielte.

Jetzt trat die Schloßverwalterin ins Zimmer. Die Gräfin erhob den Kopf, — jede Spur von Weichheit war aus ihrem Gesicht verschwunden. Sie war wieder kalt, stolz, unnahbar, wie Burkhardt sie früher gesehen. Aufseufzend, mit dem Gefühl, als ob er aus einem Traum erwachte, strich er sich über Stirn und Augen und verließ seinen versteckten Platz hinter der Taxushecke, um nach Hause zu gehen.

Die Gräfin sah ihn; er zog grüßend den Hut. Wie schön und stolz war dies Gesicht!

„Wer ist der junge Mensch?" fragte sie.

„Halten zu Gnaden, der Bildhauer Burkhardt ist's", erwiederte die Alte; „hat hier im Schlosse zu thun, braucht aber nicht mehr um diese Stunde im Garten herumzusteigen...."

„Ein Künstler, gut, — der soll mir beim Ordnen des Festes helfen!" fiel die Gräfin ein. „Sagt ihm, daß ich ihn sprechen will. Aber heute nicht mehr, ich bin müde. Morgen

früh soll er kommen." Und in Gedanken fügte sie hinzu, während sie ihm mit einem Blick voll Spott und Selbstgefühl nachsah: „Nehmt Euch in Acht, hochmüthiger Gesell, morgen sollt Ihr die Gräfin Kosel kennen lernen!"

Drittes Kapitel.

Am folgenden Morgen, als sich Burkhardt dem erhaltenen Befehle zufolge halb neugierig, halb widerwillig ins Schloß verfügte, kamen grau-weiße Wolken über die Berge heraufgezogen, und eine gewitterhafte Schwüle lastete über der Gegend. Darauf gab er's, daß ihm die Pulse so fieberhaft schlugen.

Auch die Gräfin schien von der Hitze zu leiden. Als ihr der junge Mann gemeldet wurde, lag sie im losen, weißen Peignoir auf einem Ruhebette. Das Haar war ungepudert in Flechten um den Kopf gewunden, das Gesicht war blaß, die halb geschlossenen Augen sahen müde aus.

„Nur herein, tretet näher," sagte sie mit lässiger Handbewegung, ohne aufzusehen, „noch näher, hierher." Dabei deutete sie nach dem Fußende ihres Lagers.

Burkhardt erröthete vor Zorn. Wie ein Diener sollte er vor ihr stehen! Aber ein Blick auf die Schönheit der vor ihm ruhenden Gestalt besänftigte ihn, und er folgte der Weisung.

Jetzt schlug die Gräfin die Augen auf und sah ihn an. Es war ein langer, eigenthümlicher Blick, unter dem sich Burkhardt erbeben fühlte vom Kopf bis zu den Füßen, — ein heißer, tiefer, räthselhafter Blick, der ihn quälte und zugleich mit nie empfundener Gluth durchzuckte. Er fühlte, wie all' sein Stolz, all' der Haß und Unwille, die er diesen Morgen wieder künstlich in sich wach gerufen, dahinschwand. Bestürzt sah er zu Boden, und siedend heiß schoß ihm das Blut aus dem Herzen ins Gesicht.

„Ich höre, daß Ihr Künstler seid," begann die Gräfin, nachdem sie den jungen Mann eine Weile halb spöttisch, halb befriedigt betrachtet hatte. „Darum habe ich Euch rufen lassen. Morgen will ich dem Könige hier im Garten ein Fest geben, dazu sollt Ihr mir behülflich sein."

Burkhardt verbeugte sich.

„Es soll ganz einfach werden, ächt ländlich, wie das jetzt beliebt ist," fuhr sie fort. „Zehn bis zwölf Bauernburschen und eben so viele junge Mädchen werden sich wohl im Dorfe zusammenfinden. Die Hälfte mag sich als Schäfer und Schäferinnen, die andere Hälfte als Schnitter und Schnitterinnen verkleiden. Alles, was dazu nöthig ist, haben meine Leute mitgebracht. Da hier noch gebaut wird, soll sich ein Zug von Maurern und Zimmerleuten anschließen, die den König als Bauherrn begrüßen. Das ist neu und wird gefallen. Erst tanzen die Schnitter und Schäfer mit ihren Mädchen, dann kommen die Bauleute. Was dazu nöthig ist an Sprüchen und Attributen, wißt Ihr am besten. Darauf trete ich als Diana mit meinen Nymphen aus dem Hintergrunde hervor und lade den König zu einer Kollation. Während er diese im Garten einnimmt, tanzen die Landleute wieder, und es wird ein Feuerwerk abgebrannt. Endlich kommt Ihr nebst Euren Kameraden mit den Attributen der Kunst, — wie ich höre, sind ja noch einige Bildhauer und Maler im Schlosse beschäftigt. Ihr ladet den König ein, Euer Werk zu beschauen, und geleitet ihn nach seinen Gemächern. Hier müßte dann auch etwas zum festlichen Empfange bereit sein, — aber was?"

Und nach einer Pause fügte sie mit ironischem Lächeln hinzu, indem sie abermals die wunderbaren Augen zu ihm aufschlug: „Nun, junger Mann, seid Ihr etwa stumm?"

Burkhardt fuhr auf wie ein Erwachender. Die lange Auseinandersetzung war ziemlich unverstanden an ihm vorübergegangen, — seine ganze Seele hatte im Auge gelegen. Aber schnell gesammelt gab er zur Antwort:

„Ich überschlug unsere Mittel, gnädigste Gräfin. Sie sind sehr gering, und ich fürchte, daß sie nicht ausreichen werden."

Die schöne Frau zog die Brauen zusammen. Wie konnte von Hindernissen die Rede sein, wenn sie befahl! Doch ehe sie ihrem Unmuth Worte geben konnte, erschien das Kammermädchen und meldete den Baron Harthausen.

„Harthausen, was will Der hier?" rief die Gräfin, indem sie sich aus ihrer bequemen Stellung aufrichtete. „Hast Du nicht gesagt, daß ich für Niemand zu sprechen bin? Welche Zudringlichkeit, mir zu folgen!" Im nächsten Augenblick schien sie sich jedoch anders zu besinnen. „Er mag kommen!" rief sie dem forteilenden Mädchen nach; dann wendete sie sich zu Burkhardt.

„Ihr geht so lange dort hinein, ich muß noch Weiteres mit Euch besprechen; auch zu danken habe ich Euch noch für gestern. Doch jetzt geht."

Es war die Handbewegung einer Königin, die nach dem angrenzenden Kabinet zeigte, aber Mund und Augen der schönen Frau lächelten dabei so sinnverwirrend, daß Burkhardt sich davon wie berauscht fühlte. Er ging, blieb jedoch hinter dem Thürvorhang stehen, — es war ihm unmöglich, den Blick von ihr abzuwenden.

Herr von Harthausen trat ein mit tiefster Verbeugung, ein kleiner, feiner Herr in modischen Kleidern, den Hut unter dem Arm, die linke Hand am Degengriff. Die Gräfin war wieder zurückgesunken, hatte den Kopf in die Hand gestützt und sah ihm mit stolzer Miene entgegen.

„C'est en vous demandant mille fois pardon, madame," begann er ehrfurchtsvoll.

„Laßt die Redensarten!" fiel ihm die Gräfin ziemlich heftig ins Wort, und mehr noch als der Ton verrieth ihr Deutschsprechen, daß sie erzürnt war. „Sagt ohne Umschweife, was Euch veranlaßt, mich bis hierher zu verfolgen, — ja zu verfolgen, das ist das rechte Wort."

„Kann meine Gnädige bezweifeln, daß es in der Intention geschieht, Ihr zu dienen?" erwiderte Harthausen mit abermaliger Verbeugung, wobei er die Hand auf's Herz legte und die Augen zum Himmel erhob. Aber er sah den Ausdruck steigender Ungeduld in ihren Mienen, und beeilte sich, hinzuzufügen:

„Es ist durchaus nicht prämeditirt, daß ich hier erscheine, Allergnädigste. Nach Pillnitz war ich gefahren, Euch meine Devotion zu bezeugen, hörte dort, daß Ihr seit gestern hier seid, und hielt mich nun obligirt, herüber zu eilen, Euch eine wichtige Mittheilung zu machen. Ich weiß nämlich aus sicherer Quelle, daß Seine Majestät morgen Abend zu einer Konferenz hier eintreffen wird."

„Weiter, mein Bester," sagte die Gräfin, die ihn mit großen, ruhigen Augen angesehen hatte.

„Der König wünscht die Konferenz geheim zu halten... ich meinte daher, daß es ihm vielleicht...." Harthausen stockte.

„Nicht angenehm sein dürfte, mich hier zu finden," ergänzte die Gräfin. „Das war's doch, was Ihr mir sagen wolltet, Baron? — Nur immer gerade heraus, wie sich's für einen deutschen Ehrenmann geziemt! O, ich weiß solche Aufmerksamkeit zu schätzen! Giebt sie mir doch den besten Maßstab für die Achtung, deren mich meine Freunde am Hofe, die Flemmings, Fürstenbergs, Vitzthums werth halten!"

„Gnädigste Gräfin, Ihr werdet mich doch nicht mit diesen in eine Kategorie stellen?" rief Harthausen. „Mich, Euren getreuesten, gehorsamsten Diener!"

„Beruhigt Euch, mein Lieber! Ich weiß, Ihr werdet ganz unbewußt zum Organ dieser Herren," sagte die Gräfin mit spöttischem Lächeln. „Aber wenn Ihr mir so treu ergeben seid, sagt mir doch, wer ist's, mit dem der König hier konferiren wird?"

„Mit dem Obersten Potocki, Neffen und Abgesandten des Erzbischofs von Gnesen," erwiderte der Baron.

„Und man verhandelt?"

„Ueber polnische Angelegenheiten."

Die Gräfin Kosel lachte laut auf.

„Polnische Angelegenheiten?" wiederholte sie; „gut ausgedrückt, fein bemäntelt! Schade, daß alles Cachiren nichts mehr hilft! — Oder wißt Ihr's wirklich nicht besser?" fuhr sie fort, als der kleine Herr sie mit dem unverkennbarsten Ausdruck des Nichtverstehens anstarrte. „So laßt Euch von mir erklären, daß sich's um eine Frau von Denhof handelt, die meine guten Freunde an meine Stelle setzen möchten. — Aber sie täuschen sich!" fügte sie nach einer Pause hinzu, indem sie langsam aufstand, und hochaufgerichtet, mit drohender Miene dicht an Harthausen herantrat. „Noch ist meine Macht nicht gebrochen, wenn ich auch in ihrer Ausübung hin und wieder lässig war. Das sagt jenen Herren! — Aber nein, Ihr sagt nichts. Hört Ihr, Harthausen? Bei Eurer vielgerühmten Ergebenheit befehle ich Euch, kein Wort davon verlauten zu lassen, daß ich hier bin. Es ist kein Zufall, — warum soll ich's desavouiren? Ich bin hierher gekommen, um den König zu erwarten. Ich will an der Berathung Theil nehmen, und wehe Jedem, der das zu hintertreiben sucht."

Mit einem vernichtenden Blick wandte sie dem kleinen Herrn den Rücken und trat an's Fenster.

Er stand in sichtlicher Verlegenheit da, betrachtete seinen Hut, die Spitzen seiner zierlichen Füße, zupfte an den Manschetten, schien aber endlich zu einem Entschluß zu kommen und begann, indem er etwas näher an sie herantrat:

„Gnädigste Gräfin, möchtet Ihr nur dies eine Mal auf den Rath Eures ergebensten Dieners hören. Der König ist seit einiger Zeit auf das Bedenklichste erritirt — dabei sein lebhaftes Temperament.... kurz, die Ueberraschung, die Ihr beabsichtigt....gerade jetzt....noch ehe das letzte Mißverständniß zwischen Seiner Majestät und Euch wieder ausgeglichen...."

„Meine Sorge, Harthausen!" fiel die Gräfin ein, indem sie sich hastig umwandte, und dann, als sie seine bestürzte Miene sah, fuhr sie freundlicher fort: „Glaubt mir, wenn ich dem König gegenübertreten und von Mund zu Mund mit ihm verhandeln kann, habe ich nichts zu fürchten. Nur seine lange Entfernungen von hier, diese unseligen Reisen nach Polen geben meinen Widersachern eine gewisse Macht gegen mich. — Aber nein, nein! Was können sie ausrichten! Daß Ihr es immer wieder vergeßt, wie so ganz untastbar meine Stellung ist. Habt Ihr's denn nicht mit diesen Euren Augen gesehen, mit diesen Händen gehalten, das Dokument, das mich zu der Nachfolgerin seiner Gemahlin erklärt? Wie lange kann's noch dauern, so haben sich ihre armen müden Augen geschlossen und ich stehe an dem Platze, der mir gebührt. Nur keine Zaghaftigkeit, mein Freund, — mit jenen Zwergen, und wäre ihre Zahl Legion, will ich's noch aufnehmen."

Harthausen verbeugte sich.

„Wie köonnte ich daran zweifeln," erwiderte er, „aber ich möchte...."

„Kein Aber mehr!" fiel sie in ihrer herrischen Weise ein. „Ich werde auf das Zusammentreffen hier unter keiner Bedingung verzichten, — ich kann es nicht, Baron. Hört, um was es sich handelt. Der König, ich weiß das aus sicherer Quelle, steht schon lange mit Wackerbarth wegen des Ankaufs von Seblitz in Unterhandlung. Jetzt ist die Sache zum Abschluß gekommen. Der Kauf soll aber geheim bleiben, besonders vor mir, bis die volle Zahlung erfolgt ist, die der König in diesem Augenblick nicht zu leisten vermag. Das scheint ganz unverfänglich, ist aber so eingerichtet damit Frau von Denhof hier einquartirt werden kann. Die Dame, die, wie man mir sagt, sehr gut Komödie zu spielen weiß, wird den Schutz des Königs gegen ihre Familie anrufen, — das sind die „polnischen Angelegenheiten", über die Herr von Potocki zu konferiren hat. Man wird der Denhof hier ein Asyl anbieten; ist man doch überzeugt, daß ich durchaus nicht den geringsten Argwohn schöpfen werde, denn was gehen mich die Gäste des Grafen Wackerbarth an? — der König wird sich in seiner bekannten Galanterie ganz im Geheimen bemühen, die schöne Frau für die Einsamkeit von Seblitz zu bedommagiren. Kurz, die Intrigue ist vortrefflich angesponnen; schade nur, daß meine Augen scharf genug waren, das feine Gewebe zu entdecken, und daß ich es zerreißen werde, vorausgesetzt, daß Ihr mir beisteht, Harthausen!"

Der Angeredete trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Gewiß, so weit es in meinen schwachen Kräften liegt," stammelte er.

Die Gräfin lachte bitter.

„Seid unbesorgt, ich will Euch nicht anstrengen," sagte sie; „auch kompromittiren sollt Ihr Euch nicht. Macht daß Ihr fortkommt, und sagt Niemand, wo ich bin, — das ist Alles, was ich von Euch begehre. Kommt der König hierher, was er thun wird, wenn Ihr verschweigt, daß ich hier bin, so geb' ich Euch mein Wort, es werden nicht zweimal vier und zwanzig Stunden vergehen, bis Seblitz abermals den Besitzer gewechselt hat. Bei Eurem nächsten Besuche sollt Ihr mein Wappen über dem Portal finden. Bis dahin Adieu!"

Dann reichte sie ihm die Hand zum Kuß, und der kleine Herr zog sich mit den üblichen drei Verbeugungen und etwas bestürzter Miene zurück.

Mit blitzenden Augen und stolzem Lächeln sah ihm die Gräfin nach, aber sobald sich die Thür hinter ihm geschlossen, veränderte sich ihr Aussehen. Wie in tiefster Ermüdung, sank sie auf den Sessel am Fenster, stützte den Arm auf das Fensterbrett, den Kopf in die Hand, und flüsterte vor sich hin:

„Feig oder verrätherisch, das sind sie Alle, Alle!..."

„Nicht Alle!" rief eine leise, tiefbewegte Stimme.

Sie sah auf, Burkhardt stand neben ihr. Einen Moment blitzten ihn die Augen der schönen Frau unwillig an, aber mit Gedankenschnelle ging der zürnende Ausdruck in jenes sirenenhafte Lächeln über, das den Künstler schon einmal berauscht hatte.

„Nehmt Euch in Acht, ich könnte Proben verlangen," sagte sie, und dann, als sie Burkhardt's aufleuchtendem Blick begegnete, machte die süße Weichheit einem stolzerem Ausdruck Platz.

„Jetzt gleich soll's geschehen, mein junger Ritter," fuhr sie fort, indem sie sich erhob; „das heißt, Ihr sollt mich in den Garten führen, damit ich meine Anordnungen für morgen treffe."

Sie traten auf die Terrasse hinaus. Erstickende Hitze hauchte sie an, dunkle, tief niederhängende Wolken, bedeckten den Himmel, alles Leben schien gebannt in athemloser Erwartung.

„Es wird ein Gewitter geben," sagte Burkhardt, der sich mühsam zur Ruhe zwang.

„Um so besser, wenn es nur bald und heftig käme," erwiderte die Gräfin.

Es war, als hätte der Himmel auf ihren Befehl gewartet, denn kaum war sie langsam vorschreitend bis an die Treppe gekommen, die in den Garten hinunter führte, als ein Windstoß daher fuhr, die Orangenbäume durchschüttelt und Blätter und Blüthen abriß, daß sie sich mit dem aufwirbelnden Staube vermischten.

„Wie erfrischend!" rief die Gräfin und stützte den Arm auf das Piedestal einer Sphinx, die hier mit grimmigen Gesicht, ihr gegenüberliegendes Ebenbild anstarrte. In demselben Augenblick zuckte ein Blitz durch die Wolken, ein heftiger Donnerschlag folgte, und klatschende Regentropfen schlugen auf die Steine.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Aus dem Tagebuch
eines
Burschenschäftlers vom Jahre 1825.

Denkt Ihr daran, wie Ihr mit lautem Hohne
Begegnet mir, wenn ich begeistert sprach
Von Deutschlands Einheit, im prophet'schen Tone
Verkündete der Völker großen Tag.
Denkt Ihr daran, wie Ihr mein glühend Streben
Belächeltet und nahmt für eiteln Wahn:
Ich denk' daran und hab' Euch längst vergeben
Doch denkt auch Ihr erröthend jetzt daran?

Denkt Ihr daran, wie Ihr mein heißes Sehnen,
Nach That und Krieg bezweifelt immer nur,
Wenn ich Euch zurief mit vermischten Thränen —:
„Er ist der Pendel zu der Weltenuhr!"
Denkt Ihr daran, wie Euer Witz so gerne
Das Heiligste in mir zu treffen sann:
Ich denk daran, wie ich für Nebelsterne,
Nur immer seine blassen Fünkchen nahm.

Denkt Ihr daran, wie Ihr mir's ließet fühlen,
Daß ich im Range mit Euch ungleich stand:
Nach einem Punkt saht Ihr mich einzig zielen,
Und dennoch habt Ihr schnöde mich verkannt!
Denkt Ihr daran, wie ich mit Flammenzügen
Versenkt in Schmerz entwarf der Zukunft Bild:
Ich denk daran; es konnt' mich nicht betrügen,
Es ist mein Stolz und bleibt mein Ehrenschild.

Denkt einst daran — dies sei die letzte Bitte —
Wie ich voll Muth vom großen Morgen sprach,
Und stets in Eurer unvergess'nen Mitte
Zu rächen schwur die unverdiente Schmach.
Denkt einst an mich, wenn ich bin längst gefallen,
Die Freiheit ist Europas Losungswort;
Bekränzt, wird man zu frühen Gräbern wallen,
Auch mich, und ruft: ihn riß das Schicksal fort!

Dr. W.

* * *

Der greise Sänger, der dies Lied gesungen,
Er hat vollendet arm und schwer verkannt;
Mit jeder Erdennoth, so oft gerungen,
Bis Ruhe er im stillen Grabe fand.
Ihm ist die ew'ge Sonne aufgegangen
Der nimmer folgen wird ein Abendroth,
Den Frieden Gottes hat er dort empfangen,
Er hat vollendet, wie er sang mit Gott.

Zu Dir hinauf, o Freund, bringt keine Klage,
Zu Dir bringt nicht das bitt're Menschenwort,
Die müde Hülle ruht im Sarkophage
Und alle Dornenkränze sind verdorrt.
Vereinsamt steh' ich nun an Deinem Grabe,
Und bringe Dir der Sehnsucht Wünsche dar,
Und weihe Dir als letzte Liebesgabe,
Ein still Gebet — ein heißes Thränenpaar.

Mathilde Rochholz.

Die weibliche Rache ist sehr verschieden. Wenn eine Schöne des sonnigen Spaniens auf ihren Schatz eifersüchtig wird, holt sie ein äußerst scharfes Messer aus ihrem Strumpfbande, wo sie es gewöhnlich trägt, und sticht ihn nieder. Die beleidigte Italienerin erdolcht nicht selbst, sondern verwendet dazu ihren großen Bruder, oder, wenn sie keinen solchen hat, irgend einen Hallunken von der nächsten Strassenecke, welcher mit dem Zwischenraume zwischen der vierten und fünften Rippe gut vertraut ist. Die Deutsche begnügt sich damit, ihre blauen Augen auszuweinen, oder geht ins Wasser. Die Französin zerkratzt entweder bei solchen Gelegenheiten das Gesicht ihres Heißgeliebten, oder erstickt sich bei ernsteren Fällen mit Kohlendampf, oder endlich — und das kommt am Meisten vor — gibt sie ihrem Schatze die allertriftigsten Gründe, sich selbst mit der Eifersucht herumzubalgen. Die Amerikanerin straft den Sünder mit Verachtung oder schießt ihn einfach mit dem Revolver nieder. Der Gebrauch der Engländerinnen aber aus den untersten Klassen weicht von allen Anderen ab und ist entschieden der eines menschlichen Herzens unwürdigste: sie kaufen Schwefelsäure und gießen dieselbe ihrem Opfer plötzlich ins Gesicht, so daß seine Erblindung fast unvermeidlich ist.

Im Jahre 1870 wurden in Stockholm mehr Ehen getrennt als eingegangen, so daß die Scheidungen wie eine förmliche Epidemie auftraten. So kamen in der Katharinen-Gemeinde zu Stockholm auf 110 Trauungen 137 Ehescheidungen. Im Ganzen wurden in Stockholm 673 Paare geschieden. Mit den unehelichen Kindern sieht es eben so aus. In der genannten Gemeinde kamen auf drei uneheliche zwei eheliche. In der Jacobi Gemeinde kamen 401 Seelen zur Welt, ohne daß die Eltern getraut waren, während nur 270 in der Ehe geboren wurden.

Daß „Badinguet" ein Spottname des Exkaisers Napoleon ist, wissen viele Leser, aber nicht alle kennen den Ursprung. Badinguet heißt der Maurer, in dessen Kleidern Louis Napoleon einst als Gefangener aus Ham entfloh und dessen Name im Volksmunde auch noch dem Kaiser und dem Depossedirten verblieb.

Aus dem Elsaß.

Nur nicht so streng, ihr Herrn vom Regimente!
Das ist die Weise nicht, die Frieden schafft.
Weil wir gefehlt, o zürnet nicht ohn' Ende,
Der Jammer Straßburgs ruft: Genug gestraft!

Ihr habt das Land erobert mit dem Schwerte
Doch nur die Leiber, noch die Herzen nicht!
Und die gewinnt nicht des Gesetzes Härte;
Die Liebe nur ist's, die den Willen bricht!

Wollt ihr zu Brüdern Euch die Feinde wandeln,
So häuft nicht Last auf Last, und Schmerz auf Schmerz.
Wer nur gerecht ist, kann gerecht nicht handeln;
Groß war der Sieg, groß sei des Siegers Herz!

Anagramm.

Wir stehen fest in langen Reihen,
Zu Schutz und Trutz gerüstet da,
Wenn rohe Kräfte dich bedräuen,
Sind wir mit uns'rer Hülfe nah,
Und werden wir auch oft geschlagen,
Bau' kühn auf uns, du darfst es wagen.

Nun nimm ein Zeichen aus dem Worte,
Und ordne klug was du noch hast,
Dann sind wir in verschiedner Sorte
Oft Nachtisch dir und deinem Gast.
Ein Paar von uns kannst gut du brauchen,
Verlier es ja nicht aus den Augen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 15:
Teiche im Winter und Frühling.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von G. Meyer.

17.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Nürnberg. 30. April. 1871.

Die Gräfin Kosel.

(Fortsetzung.)

„Gnädigste Frau, kommt zurück!" bat der junge Mann.

Sie wehrte ihn lächelnd ab und sagte, indem sie den Kopf zurückwarf: „Haltet ihr mich für so schwach? Laßt mich immer hier."

Und nachdem sie eine Weile tiefaufathmend in das Unwetter hinausgesehen hatte, fuhr sie, wie mit sich selber sprechend, fort:

„Könnt' ich doch so mit Donner und Blitz einherfahren, den langverhaltenen Groll austoben lassen — zerreißen, was mich drückt, das elende Hofgeschmeiß verjagen wie der Wind die Blätter — aufathmen, frei sein, ah —!"

„Warum könnt Ihr das nicht?" rief Burkhardt, der die Laune des Augenblicks in seiner ernsten Weise aufnahm. „O, wenn Ihr wolltet! Wenn ich Euch helfen dürfte! Mein ganzes Leben sollte Euch gehören!"

Die Gräfin Kosel lächelte halb spöttisch, halb mitleidig.

„Für den Augenblick, mein junger Freund, können nnd dürfen wir nichts, als an das Fest von morgen denken," sagte sie und ging trotz des heftigen Gewitters die Treppe hinunter.

Kein Nachklang ihrer leidenschaftlichen Erregung war zu spüren, und ihr ungetheiltes Interesse wandte sich dem Sedlitzer Garten zu, einem kleinen Kunstwerk im Geschmack Le Notre's, mit breiten Wegen zwischen Taxus- und Buchsbaumwänden, mit steifgeschnittenen Pyramiden um weite Rasenflächen, mit Springbrunnen, die von Nymphen und Tritonen bewacht werden, mit breiten Treppen, die zu Terrassen emporführen, mit Blumenparterres voll verschnörkelter Beete, mit wunderlichen Sandstein-Göttern und Heroen in unmöglichen Stellungen.

Nichts entging dem Auge der Gräfin; sie lobte, tadelte, verglich, fand hier einen passenden Platz zum Tanz, dort einen andern zum Souper, und sprach mit hoher Wichtigkeit von Kostümen und Dekorationen.

Burkhardt biß die Zähne zusammen. Wie war dies Weib zu fassen? Wann zeigte sie ihr wahres Gesicht?

Viertes Kapitel.

Im Schulhause zu Sedlitz herrschte tiefe Verstimmung. Vetter Matthias hatte der armen Magdalene die Theilnahme am Fest verboten — und sie tanzte doch so gern, hätte sich so gern im bunten Rock und Schäferhütchen gesehen. Was nur der Vetter haben mochte, er, der sonst die Güte selber war?

„Später wirst Du's begreifen," hatte Base Gertrud auf die ungeduldigen Fragen ihres Pflegekindes erwidert, und war dann, als wäre Alles im alten Geleise, an ihre täglichen Geschäfte gegangen.

Uebrigens sah auch sie bekümmert aus und machte sich mehr als nöthig in der Schulstube zu thun, wo der Bruder den leeren Bänken gegenübersaß, weil die gesammte Schuljugend zum Kränzewinden in's Schloß befohlen war. So oft er vom Notenschreiben aufsah, wußte die Schwester in irgend einer Weise anzubringen, daß es gut wäre wenn auch er in's Schloß ginge, um dem Burkhardt zu helfen — aber Matthias wollte sich nicht dazu verstehen.

„Mit meinen alten Händen richte ich doch nichts aus," gab er zur Antwort. „Laß mich hier, daß ich endlich die neue Weise zu Papier bringe, die mir schon lange im Kopfe liegt."

Endlich faßte Schwester Gertrud ein Herz.

„Wenn Du mich nicht verrathen willst, muß ich deutlicher sprechen," sagte sie. „Es ist mir darum zu thun, daß Du den Burkhardt im Auge behältst. Wir wissen ja Beide, so gut der Junge ist, Hochmuth und Eitelkeit nehmen ihm leicht den Sinn gefangen, und jetzt kommt, fürcht' ich, noch etwas Anderes dazu. Hast Du nicht bemerkt, mit welchem Gesicht er gestern von seiner langen Unterredung mit der Gräfin Kosel heimkam? Wie ein Sturmwind fuhr er im Hause umher und befahl: „Das muß so sein — und das will ich haben! Die Gräfin Kosel hat's verlangt!" Die Gäfin Kosel war sein drittes Wort. Und mit welchem Tone er von ihr sprach — wie seine Augen dabei aufleuchteten.... sie hat ihn vollständig bezaubert.

Matthias schüttelte den Kopf.

„Daß doch die Weiber, auch die vernünftigsten, so gern Gespenster sehen!" sagte er.

Gertrud fiel ihm ins Wort.

„Nimm's nicht so leicht, Bruder; erinnere Dich, wie zurückhaltend der Burkhardt gewöhnlich ist, wie gemessen in allen Dingen. Aber gestern! Auf dem Pferde des Nachbars Michael, den er noch nie um etwas gebeten hat, weil er den geldstolzen Patron nicht leiden kann, ist er nach Dresden geritten, seine Kameraden und allerlei Verkleidungen zu holen. Die halbe Nacht haben sie im Schlosse gemalt, gebaut — was weiß ich Alles! Und als er endlich heimgekommen, ist er in seiner Kammer umhergegangen, hat laut mit sich selbst gesprochen, geseufzt, die Fenster geöffnet und lange hinausgesehen, und als er sich im Morgengrauen auf's Bett warf, war's auch nur zu einem unruhigen Schlummer."

Matthias hatte die Feder hingelegt und die Brille abgenommen.

„Armer Junge!" sagte er, als die Schwester zu Ende gekommen war.

Gertrud faßte seine Hand.

„Laß es nicht beim Bedauern bewenden," bat sie. „Geh' hinauf, Bruder! Du hast ihn so oft zur Vernunft gebracht thu's auch jetzt! Zeig' ihm die Kluft zwischen dem armen Bildhauer und der vornehmen Dame. Sag' ihm vor Allem, welch ein Weib diese Kosel ist: ohne Treu' und Glauben, ohne Herz, voller Ränke...."

„Was sollte das nützen?" fiel der alte Schulmeister mit trübem Lächeln ein. „Bist Du so alt geworden und weißt noch nicht, daß wir Menschenkinder, was an Eitelkeit und Thorheit in uns ist, durch eigene Kraft besiegen oder uns ergeben müssen in das Leid, das daraus kommt? Zudem, Schwester,

ist für junge Herzen das Warnen immer nur ein Antreiben, das zu verfolgen, was ihnen gefällt."

„Und unsere arme Magdalene!" fragte Gertrud nach einer Pause.

„Muß sich fügen, wie es Andere auch gethan haben," erwiderte Matthias. „Uebrigens glaub' ich's noch nicht, will aber heute Abend mit dem Kinde als Zuschauer zum Feste gehen und mich überzeugen, ob Du 'mal wieder zu schwarz siehst."

Mit diesen Worten nahm er die Feder und schrieb eifrig weiter; aber seine Ruhe war dahin. In die neue Weise, die er zu Papier bringen wollte, klangen alte, trübe, halbvergessene Melodieen hinein. Auch der alte Schulmeister hatte dereinst geträumt und geliebt — und hatte entsagen müssen. Der Gedanke, daß seinen Pflegekindern dieselben Kämpfe und Schmerzen beschieden sein könnten, fiel ihm schwer auf's Herz.

Der Tag verging. Magdalene hatte in der Arbeit Trost gesucht, das heißt, sie hatte mit Nadel und Plätteisen Burkhardt's Kostüm auf's Beste hergerichtet; aber der Dank, den sie dafür erwartete, blieb aus. Eilig kam der junge Mann, sich umzukleiden, und als das geschehen war, ließ er der Pflegeschwester kaum Zeit, ihn zu betrachten.

Sie fand ihn wunderschön mit seinem geschlitzten Wamms, dem feinen Spitzenkragen, dem breitkrämpigen Hute und der schweren goldenen Kette — ein Anzug, der ihn zum Rubens umgestalten sollte.

Was hätte sie darum gegeben, nur ein Mal in dieser Pracht mit ihm zu tanzen! Aber Vetter Matthias war unerbittlich geblieben, und als sie sich jetzt bei Burkhardt darüber beklagte, schien er kaum darauf zu achten.

„Die Schärpe mußt Du mir fester binden," sagte er, und sobald das geschehen, ging er flüchtig grüßend von dannen.

Magdalenen stiegen Thränen in's Auge. „Wie unfreundlich ist er heute," sagte sie zu sich selbst, „ich werde ihn dafür strafen. Morgen spreche ich den ganzen Tag kein Wort mit ihm." Aber gleich darauf fügte sie hinzu: „Wenigstens nicht, bis er um Verzeihung gebeten hat, oder doch fragt, was ich gegen ihn habe."

Burkhardt eilte indessen, unbekümmert um den Schmerz, den er bereitet hatte, dem Schlosse zu. Hier war Alles in Bereitschaft: verkleidete Menschen, bebänderte Schafe, Blumenkränze, Festlieder, Feuerwerk, ländliches Souper; eben hatte die Gräfin ihre Akteurs und Aktricen gruppirt.

Die Zahl der Letzteren war jedoch so klein, daß sie nur den Hintergrund des Hofes besetzen konnten, der mit Kienkörben hell erleuchtet war. Zu beiden Seiten waren die wunderlich geputzten, mit Bändern, Spitzen, Gold- und Silberflitter überladenen Burschen und Mädchen aufgestellt, die, wenn sie Garben oder Sicheln trugen, Schnitter und Schnitterinnen, wenn sie Lämmer führten oder mit Blumen umwundene Stäbe in den Händen hatten, Hirten und Hirtinnen hießen. An der Treppe standen Musikanten, ihnen gegenüber Maurer und Zimmerleute mit ihren geschmückten Emblemen, während Burkhardt und seine Genossen die großen Meister der italienischen und niederländischen Malerschule vorstellend, oben an der Treppe, dicht am Eingang, postirt waren. Die Gräfin Kosel wollte den König mit ihren Nymphen im Innern des Schlosses empfangen und ihn dann, von Allen gefolgt, in den Garten nach dem Festplatz führen.

So stand denn Alles und wartete in steigender Ungeduld, bis sich endlich das Rollen eines Wagens hören ließ. Ein freudiges „Ah!" flog durch die Versammlung; die Musikanten setzten die Instrumente an den Mund, der Wagen fuhr in den Hof, der Schlag wurde geöffnet, schmetternder Tusch erschallte.

König August war ausgestiegen.

Einen Moment blieb er stehen; dann ging er die Stufen hinauf, mit festem Schritt und hochgetragenem Haupte, wie das seine Art war. Aber sein Lächeln war ein erzwungenes, nicht wie gewöhnlich der Ausdruck von Heiterkeit und Güte.

„Was soll das Alles .... Wer hat mein Kommen verrathen?" fragte er, indem er auf die Fahnen und Guirlanden deutete, und sein blitzendes Auge überflog die Gruppen, die sich halb unbewußt in etwas größere Entfernung zurückzogen.

In diesem Augenblick erschien die Gräfin Kosel am Eingang des Entrees in dem phantastischen Gewande einer seidenumrauschten, goldbordirten, von Diamanten funkelnden Diana. Wunderbar schön sah sie aus. Ihre Augen strahlten, Wangen und Lippen glühten, das lieblichste Lächeln umspielte den feinen Mund, als sie sich mit einem flüsternden: „Willkommen, Sire!" verneigte.

König August runzelte die Stirn.

„Welche Ueberraschung!" sagte er. „Unsere schöne Gräfin ist in Sedlitz! Ihr gelten also diese Blumen und Fahnen! Verzeiht, daß ich störte ...."

„Majestät, sie gelten Euch! Ich bin hier, um Euch in diesem Eurem neuen Eigenthum zu begrüßen!" versetzte die schöne Frau.

Aber der König hatte sich bereits von ihr abgewendet.

„Nach Moritzburg, ihr Herren! Hier ist kein Platz für ernste Dinge!" rief er seinen Begleitern zu, die noch unten an der Treppe standen. Dann grüßte er die Gräfin, welche wie versteinert dastand.

„Auf Wiedersehen in Dresden!" sagte er kalt, eilte die Stufen hinunter, stieg in den Wagen und fuhr davon.

Die Gräfin blieb unbeweglich stehen, bis das Geräusch der Räder in der Ferne verklang. Dann fuhr sie auf; ihr Gesicht war todtenblaß, ihre Lippen zuckten, ihre Augen schienen Feuer zu sprühen. Aber schon im nächsten Augenblick hatte sie sich wieder gefaßt. Sie sah im Kreise umher, und sagte dann mit klarer, harter Stimme:

„Ich bedaure, daß der König verhindert ist, uns seine Gegenwart zu schenken; aber das kleine Fest, das ich versprochen, nimmt ungestört seinen Verlauf. Man folge mir!"

Mit diesen Worten wandte sie sich, ging in stolzer Haltung voran, über die mit bunten Lampen erleuchteten Terrassen nach dem Festplatz, und ließ sich unter dem Baldachin auf dem für den König bestimmten Sessel nieder.

Fünftes Kapitel.

Das Feuerwerk war abgebrannt, das Souper vorüber, die Gräfin Kosel hatte sich zurückgezogen. Man hatte dann, ihrem Befehle zufolge, noch ein paar Tänze getanzt, aber die rechte Fröhlichkeit fehlte dem Feste, und die Mitternachtsstunde war kaum gekommen, als die Gäste sich verloren, die Musik verstummte, die Lampen ausgelöscht wurden und der Garten wieder still war wie gewöhnlich.

Nur Burkhardt konnte sich nicht entschließen, nach Hause zu gehen. Ihm graute vor der engen Kammer in dieser zauberischen Nacht. Die Luft war so frisch, das Licht des Mondes, das über die Allee im Hintergrunde des Gartens emporstieg, war wie von bläulichem Duft umwoben. Die weißen Steinbilder glänzten aus dem Grün hervor und warfen phantastische Riesenschatten über Wege und Rasenflächen. Schimmernd breiteten sich die Terrassenmauern und Treppen zwischen dem Dunkel der Taxushecken aus; Lichtfunken tanzten im Strahle der leise plätschernden Springbrunnen; im Bassin spiegelte sich der Mond; ein leiser Hauch zog durch die Blätter und trug den Duft der Orangenblüthen von der Terrasse herüber.

Und doch war's nicht eigentlich die Schönheit der Nacht, die den Künstler gefesselt hielt, sondern die Nähe der Gräfin Kosel. Inmitten des traumhaften Friedens blieb sein Herz voll Unruhe, — voll wilder, thörichter, kaum verstandener Wünsche.

Während der Vorbereitungen zum Feste hatte ihn die schöne Frau einer besondern Beachtung gewürdigt, bald in bezaubernder Freundlichkeit, bald in anreizendem Spott; heute Abend

dagegen hatte sie ihm nicht ein Wort, kaum einen kalten, zerstreuten Blick geschenkt. Es war natürlich. — Sie litt, man sah es ihr an, trotz der Gewalt, die sie über sich hatte. Aber Burkhardt ertrug es nicht, so wie die Anderen bei Seite geschoben zu werden. — Was hätte er nicht gegeben, um zu erfahren, ob es Zorn oder Schmerz war, was sie bewegte? Ob sie den Mann noch lieben konnte, der sie so rücksichtslos beleidigte und demüthigte vor aller Welt! — Und jetzt? Wo mochte sie sein? Ihre Zimmer waren erleuchtet, die nach der Terrasse führenden Fensterthüren standen offen, aber von ihr selbst vermochte das scharfe Auge des Künstlers nichts zu entdecken.

Er verlor sich auf's Neue in die Irrgänge des Boskets und gerieth in den abgelegensten Theil des Gartens. Plötzlich blieb er stehen und lauschte, — er hatte sich nicht geirrt, ein Klagelaut drang aus dem Gebüsch herüber.

Vorsichtig ging er näher und bog die Zweige auseinander. Da lag die Gräfin Kosel auf einer Rasenbank. Sie hatte die Hände über dem Kopfe zusammengepreßt, das Gesicht in's Gras gedrückt und weinte laut; — auf die lange Selbstbeherrschung, die der Stolz ihr auferlegt, war einer jener Ausbrüche gefolgt, in denen nur zu oft die Leidenschaftlichkeit ihres Wesens über alle Klugheit triumphirte.

Aber auch Burkhardt beherrschte sich jetzt nicht mehr. Vergessen war Alles, was zwischen ihm und der Weinenden stand. Mit einem unterdrückten Aufschrei drängte er sich durch die Büsche, warf sich neben ihr auf die Kniee, löste ihre Hände aus der krampfhaften Verschlingung und hob ihren Kopf empor.

Sie ließ es geschehen, sah ihn mit thränenvollen Augen an und fragte:

„Was soll das, thörichter Knabe? Habt Ihr nicht begriffen, daß meine Macht zu Ende geht, — daß die Klugheit von Euch Allen verlangt, mich zu verlassen?"

Burkhardt drückte ihre Finger an die Lippen.

„Wie mögt Ihr nur so sprechen!" rief er aus. „Seid Ihr nicht das schönste Weib der Welt, — von Allen bewundert, angebetet...."

„Auch von Euch?" fiel sie spöttisch ein. „Waret Ihr es denn nicht, der vor wenigen Tagen von der Protektion der Gräfin Kosel mit Verachtung gesprochen hat?"

„Das wißt Ihr?" rief der junge Mann, und sein Gesicht bedeckte sich mit glühender Röthe. „Aber Ihr verzeiht dem Rasenden," fuhr er leidenschaftlich fort; „Ihr müßt verzeihen! Was wußt' ich denn von Euch, was weiß die Menge, die Euch fürchtet, weil sie von Eurer Hoheit geblendet wird! — Nun hab' ich Euch gesehen, wie Ihr seid, — ich liege reuevoll zu Euren Füßen und habe keinen höheren Wunsch, als Euch zu dienen mit allen meinen Kräften mein Leben lang."

„Ihr macht mich stolz," sagte die Gräfin noch spöttischer als zuvor. „Um so mehr, da ich diesen großen Sieg doch wohl mehr mir selbst, als meiner Stellung verdanke. Oder wie, junger Mann, sucht Ihr eine Position bei Hofe? Dann habt Ihr Euch geirrt, — dann müßt Ihr Euch an Jemand Anders wenden."

„Ihr wollt mich strafen, denn glauben könnt Ihr das nicht!" rief Burkhardt, indem er mit glühenden Blicken zu ihr aufsah. „Hat Eure Macht über mich doch schon begonnen, ehe ich wußte, daß Ihr die Gräfin Kosel seid, ja ehe ich nur Euer Antlitz gesehen."

„Das klingt räthselhaft, — erklärt Euch näher," sagte die schöne Frau, und dabei war abermals jenes wundersame Lächeln auf ihren Lippen, das ihm so wohl und so weh that — und ihn auch jetzt, wie schon früher, in eine Art von Trunkenheit versetzte.

Befangen zugleich und berauscht schilderte Burkhardt mit halb schüchternen, halb kühnen Worten den Eindruck, den sie bei jener ersten Begegnung auf ihn gemacht, als er nur ihre Stimme hören und den verschleierten Strahl ihrer Augen sehen durfte. Er nannte sie die Verkörperung seines Ideals, — die Verwirklichung seiner Träume. Für sie wollte er leben, arbeiten, aufwärtsstreben. Ihr Auge sollte die Sonne sein, die seinem Dasein Licht und Wärme gebe und ihm den Weg zum Ruhme zeige, zu den höchsten Höhen der Kunst, die er um ihretwillen erreichen mußte. Jedes Blatt seines Lorbeerkranzes wollte er ihr, seiner Muse zu Füßen legen.

Das klang so jugendfrisch, so warm, so wahr empfunden! Es erinnerte die Gräfin Kosel an ihre eigene Jugendzeit, an die anbetungsvolle Liebe Friedrich von Hoym's, an ihren glücklichen Brautstand und die ersten Jahre ihrer Ehe mit ihm. — Aber dann konnte sie ihren Gedanken nicht wehren, daß sie weiter gingen. Der König stand vor ihr! — Mit welchem Entzücken hatte sie den schönen, leidenschaftlichen Mann, den mächtigen Fürsten zu ihren Füßen gesehen, — die schnell entschlossen sich um seinetwillen von dem Gatten getrennt, dem ihre Untreue fast das Herz brach.

Ueber acht Jahre waren seitdem vergangen, und die Erinnerung an Hoym verfolgte sie noch, drängte sie noch in ihre guten und bösen Stunden ein, — der König aber schien Alles vergessen zu haben, Alles! — Er vernachlässigte sie seit lange schon, — jetzt hatte er sie sogar mißhandelt, — sie, für deren Besitz ihm früher seine Krone feil gewesen wäre! — Das war freilich vor acht Jahren! — Eine lange Zeit! — Wie Manches hatte sie fortgetragen in ihrer stillen, unaufhaltsamen Strömung! — Die Jugend vor Allem, — mit ihr die Macht, den Reiz....

„Gräfin, was ist Euch!" fragte Burkhardt, den die Verdüsterung ihrer Züge erschreckte, — und als sie zu ihm aufsah, gaben ihr seine Augen den Trost, daß sie doch immer noch die Macht besaß, ein junges Herz zu bezaubern.

Die ungestüme Huldigung des Künstlers, den sie in anderer Stimmung stolz und zornig zurückgewiesen hätte, that ihr heute wohl. Ihr Auge leuchtete, und sie lächelte wieder, indem sie zur Antwort gab:

„Es ist nichts, junger Mann, nichts, was Euch stören dürfte. Fahrt nur fort mit Euren Märchen, denn Märchen sinds ja nur, — aber vielleicht gelingt es Euch, meine trüben Gedanken damit zu besiegen, wie David mit seinem Harfenspiel die Schwermuth Saul's besiegt hat."

Mit diesen Worten erhob sie sich und verließ die Rotunde. Burkhardt folgte. — Sie nahm seinen Arm, stützte sich schwer darauf und wendete sich mit müden, langsamen Schritten dem Schlosse zu. Wie berauscht ging Burkhardt an ihrer Seite. — Hatte er sie verstanden? — Verstand sie ihn? — Sollte sein Märchen Wahrheit werden? — Er glühte, zitterte, und sein übervolles Herz fand keinen Ausdruck.

So waren sie stillschweigend bis zur Terrassentreppe gekommen. Plötzlich blieb die Gräfin stehen und lauschte. Von oben ließen sich Stimmen hören und Burkhardt erkannte sie. Der Vetter Matthias war's, der mit Magdalene sprach. Unwillkürlich trat der junge Mann tiefer in den Schatten zurück und zog die Gräfin an seine Seite. Er scheute sich, den Seinigen jetzt zu begegnen, und fragte sich eben, was die Beiden so spät hierher führen könnte, als ihm die Worte der Schwester Aufschluß gaben.

„Da liegt's, mein liebes schönes Kreuzchen," rief sie fröhlich. „Vorhin, als ich hinaufging, die närrischen Ungeheuer zu besehen, die man hier aufgestellt hat, muß ich's verloren haben."

Der alte Mann trocknete die Stirn.

„Du mußt mich ein Bischen ausruhen lassen, die alten Glieder wollen nicht mehr weiter," sagte er, sich im Schatten der einen Sphinx auf die Stufen niedersetzend.

„Armer Vetter! Durch den ganzen Garten habe ich Ihn gezogen," erwiderte Magdalene, indem sie an seiner Seite Platz nahm. „Ruh' Er sich nur gehörig aus, — es sitzt sich ja schön im Mondenschein! — Vielleicht erklärt Er

mir unterdessen, was diese häßlichen Thiere mit den Menschenköpfen zu bedeuten haben."

„Habe ich Dir niemals von der Sphinx erzählt?" fragte Matthias, — und als sie den Kopf schüttelte, fuhr er fort: „Es war ein fabelhaftes Wesen, von dem die Sage geht, daß es an einem Bergpaß Wache hielt und Jeden erwürgte und von dem Felsen warf, der die Räthsel, die es aufgab, nicht errathen konnte. Endlich kam ein König, der die Aufgabe löste, da stürzte sich die Sphinx selber in den Abgrund."

„Die Geschichte ist häßlich," sagte das junge Mädchen, „und zu glauben ist sie auch nicht. Wie kann es je solch' Ungeheuer gegeben haben...."

Plötzlich unterbrach sie sich. Zwei Gestalten kamen die Treppe herauf.

Die Gräfin war des Zauderns müde geworden. Magdalene erkannte sie gleich an der königlichen Haltung. Und auch den Mann an ihrer Seite erkannte das junge Mädchen, obwohl er den Hut tief ins Gesicht gedrückt hatte, denn er trug ein dunkles Sammetwams mit Atlaspuffen, einen breiten Spitzenkragen und eine goldne Kette.

„Burkhardt!" rief sie und sprang auf, aber der Vetter legte die Hand auf ihren Arm.

„Laß ihn, Kind, Der hat jetzt keine Zeit für uns," sagte er finster, und mit einem Seufzer fuhr er fort: „Unglaublich nennst Du die Geschichte von der Sphinx? Kind, Kind, noch heute kannst Du sie erleben! An manchem Engpaß des Lebens steht das Ungeheuer mit den Zügen eines Weibes, das den harmlosen Wanderer zurückhält, ihm durch seine Räthsel den Sinn verwirrt und ihn endlich mit teuflischer Lust in den Abgrund stürzt."

In diesem Augenblick ging das Paar vorüber, und in lautem, bitterem Tone fügte Matthias hinzu:

„Sieh diese Frau, Magdalene, auch sie ist eine solche menschenverderbende Sphinx!"

Das junge Mädchen verstand ihn nicht: sie hörte kaum, was er sagte, denn ihre Gedanken wie ihre Augen waren Burkhardt gefolgt. Wie kam er in dieser Stunde der Nacht mit der Gräfin Kosel zusammen und warum führte er sie, als ob er ihres Gleichen wäre, — sie, die von aller Welt gefürchtet war?

Jetzt hatten sie die offene Thür erreicht. Die Gräfin wendete den Kopf zurück; der Mond schien hell in ihr Gesicht.

Herr Gott, wie waren die Augen so bös, und wie zornig der Ton, in dem sie sprach! Die Worte konnte man freilich nicht verstehen. Magdalene fühlte sich wie erlöst, als der Vetter in diesem Augenblick aufstand, um nach Hause zu gehen; und doch hätte sie viel darum gegeben, den Beiden unbemerkt nachfolgen zu können, um zu hören, was sie mit einander verhandelten.

Sie hatten Beide des Schulmeisters Worte über die Sphinx verstanden.

„Wer ist der Unverschämte?" hatte die Gräfin gefragt, als sie sich umsah.

„Mein Vetter Matthias, ein alter, guter Mann, der in seiner beschränkten Weise in Sorgen um mich ist," gab Burkhardt ziemlich ungeschickt zur Antwort.

„Und diese Sorge in der unziemlichsten Weise ausspricht!" fiel sie ein, indem sie in das Zimmer trat und sich auf das Sopha warf.

Burkhardt sah verlegen zu ihr nieder.

„Zürnt nicht," sagte er; „der Vergleich muß wohl nahe liegen, denn laßt mich's gestehen, — als Ihr Euch neulich im Gewitter dort an das Steinbild lehntet, hab' ich Euch ebenfalls mit der Sphinx verglichen. Es schien mir unmöglich, die Räthsel Eures Wesens zu lösen, und eben so unmöglich, zu leben, wenn ich sie nicht errieth. Schöne Sphinx, laßt Euch immer so nennen," fuhr er innig bittend fort. „Mir deucht, der Name paßt für Euch und er paßt in mein Märchen."

Auch sie lächelte wieder, aber sie schüttelte den Kopf und sagte:

„Ich will Euch einen besseren Namen lehren. Anna-Konstantia bin ich getauft, — seht, wie bedeutungsvoll!" — Und während der junge Mann ihre Fingerspitzen küßte und dabei „Anna-Konstantia" wiederholte, fügte sie hinzu: „Damit Ihr aber nicht mehr auf böse Vergleiche kommt, werd' ich morgen Befehl geben, die Ungeheuer zu entfernen, und an ihre Stelle sollt Ihr zur Strafe für Euren Frevel Etwas setzen, das Euch und aller Welt gute Gedanken giebt."

„Dann muß es Euer Bild sein!" rief Burkhardt, der sie voller Entzücken betrachtete, wie sie mit zurückgelehntem Kopfe zu ihm aufsah. „O, wenn ich das ausführen könnte, wie es vor meiner Seele steht! Auf jeder Seite Eure schöne Gestalt in halb ruhender Stellung und Euer himmlisches Angesicht, aber verschieden im Ausdruck, als die Verheißung und den Triumph der Liebe, — wenn ich's ausführen könnte! Das Werk wäre unsterblich und ich mit ihm."

„Versucht es!" sagte die Gräfin mit einem Blick, der ihn durchglühte, und nach einer Pause fügte sie mit unterdrücktem Gähnen hinzu: „Jetzt müßt Ihr gehen, morgen wollen wir weiter davon sprechen."

Er küßte die Hand, die sie ihm reichte, und hielt sie fest, als ob er sie nicht lassen könnte.

„Geht, geht!" wiederholte die schöne Frau mit einiger Ungeduld, und als er endlich gehorchte, ließ sie sich vollends in die Kissen zurücksinken, legte die Arme über den Kopf und sah mit spöttischem Ausdruck zur Decke empor.

„Wie köstlich!" sagte sie in Gedanken zu sich selbst. „Die schönste Scene aus einem Schäferspiele! Er ist ernstlich verliebt, der arme Junge! — Aber wohin soll das führen? Ich fürchte, ich fürchte, Anna-Konstantia, Du hast eine Thorheit begangen!"

Eine Wolke flog über ihre Stirn, aber nur für kurze Zeit; dann erheiterten sich ihre Mienen.

„Es war am Ende doch nicht so thöricht," fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort. „Wie lange habe ich mich nach einem Wesen gesehnt, über das ich unbedingt verfügen könnte. Am Hofe verfolgt ein Jeder meiner Getreuen doch nur seinen persönlichen Vortheil. Jeder will meine Pläne durchschauen, um mich zu beherrschen; ich brauche aber eine Hand, die mir willenlos gehorcht, — zu solchem Werkzeug will ich mir den jungen Menschen erziehen."

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Vom graden Wege nicht zu weichen,
Geh' nur den ersten Beiden nach;
Empfingst du sie zum bösen Zeichen,
Ertrag' geduldig nicht die Schmach.

Beweise, wie man dich verkenne,
Wie gut du es verstehst und meinst,
Und wasche tapfer dich und brenne,
Bis daß du gleich der Dritten scheinst.

Jedoch, wenn du die ersten Beiden
Empfingst, weil du das Ganze bist,
So stecke sie nur ein bescheiden,
Und bess're dich als guter Christ.

Auflösung des Anagramms in Nr. 16:
Pfähle — Aepfel.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von G. Meyer.

18.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Nürnberg. 7. Mai. 1871.

Die Gräfin Kosel.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Wochen waren vergangen, und die Gräfin Kosel war noch immer in Sedlitz.

Längst schon hatte man in der Umgegend die Köpfe zusammengesteckt und gefragt, was es sein möchte, das die Dame so lange hier festhielt? Man wußte zwar, daß der König sich nicht in Dresden befand, — er reis'te wieder einmal im Lande umher und gönnte seinen verarmten Unterthanen den Anblick königlicher Pracht, — aber auch in seiner Abwesenheit wäre Dresden für die an Zerstreuungen gewöhnte Frau ein passenderer Aufenthalt gewesen, als das öde Schloß in dem einsamen Dorfe. Von auswärts kam zwar dann und wann ein Besuch, — es war jedoch mehr ein flüchtiges Gehen und Kommen, als eine wirkliche Geselligkeit. Die meisten Besucher waren unscheinbare, unbekannte Leute, die zwar von der Gräfin empfangen, aber mit möglichster Eile abgefertigt wurden, und die es offenbar vermieden, durch längeres Bleiben im Schlosse und der Umgegend Aufsehen zu erregen.

Was that nun aber die Gräfin Kosel in dieser Einsamkeit?

Die Antwort auf diese Frage blieb nicht aus, und so unglaublich sie auch klingen mochte, an ihrer Wahrheit konnte nicht gezweifelt werden, da es die Schloßverwalterin war, die sie — freilich unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit — ihren vertrauten Freundinnen gab und sich mit Leib und Leben dafür verbürgte.

Tags über, erzählte sie, wäre von der Gräfin wenig zu sehen. Erst gegen Mittag stände sie auf, verbrächte manche Stunde bei der Toilette, — die meiste Zeit aber läge sie mit dem Fächer in der Hand auf dem Sopha. Abends jedoch, sobald auf ihren Befehl die Zugänge des Gartens verschlossen würden, wär's mit ihrer Einsamkeit vorbei. Ein Mann in fremdartiger Tracht käme zu ihr, und sie ginge an seinem Arme zwischen den Hecken auf und nieder. Ein dunkles Sammetwamms mit Atlaspuffen trüge der Mann, einen breiten Spitzenkragen, einen Federhut und eine goldene Kette.

Man würde sich ja wohl erinnern, setzte sie hinzu, wer diesen Anzug bei dem verunglückten Feste der Gräfin Kosel getragen, und wer da etwa meine, daß ein Rock gar Manchem passen könne, Der möge nur Schulmeisters Magdalene in die verweinten Augen sehen und darüber nachdenken, warum das Kind, das sonst mit den Vögeln um die Wette gesungen, jetzt so schweigsam und traurig wäre.

So unthätig, wie die Schloßverwalterin meinte, war die Gräfin Kosel übrigens nicht gewesen. Im Gegentheil, sie hatte den Späheraugen ihrer Feinde entrückt, von hier aus eifriger als je an der Befestigung ihrer Herrschaft gearbeitet. Vertraute Polen flogen in aller Stille hin und her. Vor Allem hatte die Gräfin mit Polen korrespondirt, wo sie die Partei der „Malcontenten", die unter Gruzinski's Führung standen, unterstützte. Seit Jahren hatte sie jeden Sieg, den die Feinde des Königs in Polen errangen, mit Jubel begrüßt, denn es war ihr höchster Wunsch, ihn zur Niederlegung einer Krone gezwungen zu sehen, deren Vertheidigung ihn so oft von ihr entfernte und seinen wankelmüthigen Sinn allen Einflüssen preisgab, die der Liebe und der Macht der schönen Frau verderblich waren.

Endlich aber war der Moment gekommen, wo die Gräfin daran denken mußte, Sedlitz zu verlassen.

Was hier geschehen konnte, war geschehen, — ihr Interesse rief sie nach Dresden zurück, und zugleich fing die äußere Gleichmäßigkeit ihrer Lage an, sie zu bedrücken.

„Es muß ein Ende nehmen," sagte sie eines Morgens zu sich selbst. „Burkhardt muß mir nach Dresden folgen, — ich werde dort ebenso heimlich mit ihm verkehren können, wie hier."

Die Absicht, ihn zum Werkzeuge ihrer Intriguen zu machen, hatte sie aufgegeben. Er war ungeschickt, ohne Verständniß und Interesse für solche Dinge; aber als angenehmes Spielzeug für müssige Stunden hatte er sich bewährt, und als solches wollte sie ihn behalten. Wie mußte sich Alles, was der Gräfin an ihm gefiel: sein Enthusiasmus, sein Schönheitssinn, sein Freimuth, seine rücksichtslose Leidenschaftlichkeit in der zeremoniösen Welt des Dresdener Hofes so fremdartig ausnehmen! Einer exotischen Pflanze verglich sie ihn, — warum hätte sie Bedenken tragen sollen, eine solche in ihre Gemächer zu versetzen?

Ungestüm, wie alles Neue, erfaßte sie auch diesen Plan — und nachdem sie darüber nachsinnend eine Weile auf- und abgegangen war, schien es ihr unmöglich, die Mittheilung desselben bis zum Abend zu verschieben. Bei ihren nächtlichen Spaziergängen hatte ihr Burkhardt das Gartenzimmer bezeichnet, das ihm als Werkstätte diente; sie wußte, daß er allein darin arbeitete, und ging, ihn aufzusuchen.

Burkhardt war da und mit Meißel und Hammer so eifrig an einer Vase beschäftigt, daß er es nicht bemerkte, als sie eintrat.

Die Gräfin hatte Muße, den Künstler ungestört zu beobachten. — Aber war das wirklich der schöne, vornehm aussehende Mann, der gestern Abend noch zu ihren Füßen gelegen hatte? Hier fand sie einen Arbeiter mit bestaubtem Kittel und bestaubtem Haar! — Jetzt sah er sich um, — es war Burkhardt's Gesicht, aber nicht der Burkhardt, den die Gräfin Kosel liebte.

Unwillkürlich wich sie zurück, als er ihr mit einem Freudenruf entgegeneilte. Seine Stirn war mit Schweiß bedeckt, sein Antlitz von der Anstrengung geröthet. — Die schöne Frau hatte das Gefühl, als ob in ihrem Herzen etwas zerrissen würde, als ob von ihren Augen eine Binde fiele. Sie sah das Leben wieder, wie es eigentlich war, sah ihre Stellung darin, — sah tief, tief unter sich den Mann, den sie eine Zeitlang wie ihres Gleichen behandelt hatte. Der berauschende Traum der letzten Wochen war zu Ende. Sie sprach jetzt

anders, als sie noch vor wenigen Augenblicken beabsichtigt hatte.

„Ich komme, Euch zu eröffnen, daß ich heute noch nach Dresden zurückkehre," sagte sie, während Burkhardt trotz ihres Widerstrebens ihre Hände küßte.

Erschreckt sah er zu ihr auf.

„Nach Dresden?" wiederholte er; „und wann kommt Ihr wieder?"

„Ich fürchte, daß mir dies in nächster Zeit nicht möglich ist," sagte die Gräfin, indem sie ziemlich ungeduldig ihre Finger aus Burkhardt's staubigen Händen befreite.

„Und wann sollen wir uns wiedersehen?" fragte er heftig.

„Das will ich Euch sagen lassen," gab sie zur Antwort. „Jetzt müssen wir uns trennen."

„Warum müssen wir?" fiel Burkhardt ein, „wer will uns zwingen?"

„Vergeßt meine Stellung nicht," sagte die Gräfin stolz.

„Eure Stellung!" wiederholte Burkhardt in leidenschaftlicher Aufregung. „Erinnert mich nicht daran, — ich ertrage es nicht! Mit Gewalt möchte ich Euch aus diesen Banden befreien! — Nein, seht mich nicht so zornig an," fuhr er bittend fort. „Wie oft habt Ihr mir selbst gesagt, daß Euch das Leben bedrückt, daß es Euch anekelt. Macht Euch los. Ihr könnt ja unabhängig sein, sobald Ihr wollt. Geht nach Italien, von dem wir so oft miteinander geträumt haben, — ich werde Alles daran setzen, Euch zu folgen, nach Florenz, nach Rom, nach Neapel, wohin Ihr wollt."

Die Lippen der Gräfin verzogen sich zu einem spöttischen Lächeln. Sie hatte bisher, wenn sie in Burkhardt's Schwärmereien vom Adel des Künstlerthums einstimmte, nur das vollendete Kunstwerk vor Augen gehabt. Jetzt sah sie das Werden desselben an alle Bedingungen gemeiner Handarbeit geknüpft, und es erschien ihr unaussprechlich lächerlich, die Gräfin Kosel in einer Berührung mit dieser Welt auch nur zu denken.

Aber warum sprach sie das nicht aus, wie es doch in der Rücksichtslosigkeit ihres Wesens gelegen hätte? Erschreckte sie der Ungestüm, mit dem Burkhardt auf's Neue ihre Hände ergriff, — beängstigte sie der leidenschaftliche Ausdruck seiner Augen? Oder war es eine Neigung von Mitleid mit diesem jungen, glühenden, arglosen Herzen, das sich ihr mit allen seinen Schätzen an Liebe, Poesie und Vertrauen so rückhaltslos zu eigen gegeben hatte, und das sie jetzt von sich werfen wollte wie eine verwelkte Blume? —

„Ich werde darüber nachdenken," sagte sie ausweichend.

Seine Augen flammten nur noch dunkler auf.

„Laßt mich nicht zu lange warten," sagte er grollend, — drohend fast. „Laßt mich nicht auf den Gedanken kommen, Ihr hättet mich vergessen, — oder gar! — Aber nein, das will ich nicht denken," fuhr er leidenschaftlich fort, indem er sich vor ihr auf die Kniee warf. „Ich will, ich muß an Euch glauben, denn ich kann nicht leben ohne Euch, meine Göttin! meine Muse! Ich muß bei Euch sein, muß zu Euren Füßen knieen, Eure Hände küssen dürfen."

„Seid kein Kind, — ergebt Euch wie ein vernünftiger Mensch in die Verhältnisse, die wir nun einmal nicht ändern können," unterbrach ihn die Gräfin kalt.

Burkhardt sprang auf.

„Nicht diesen Ton, wenn Ihr mich nicht wahnsinnig machen wollt!" rief er, seiner selbst kaum mächtig. „Was kümmern mich die Verhältnisse! Ich weiß nur Eins, — weiß nur, daß Ihr mich nicht verlassen könnt, nicht verlassen dürft, denn Ihr seid mein! bleibt mein! Ich werde mein Besitzthum wahren, — wär's auch mit Gewalt!"

Die Gräfin trat zurück. Auch ihre Augen flammten. —

„Ihr vergeßt, mit wem Ihr sprecht, — vergeßt, daß es die Gräfin Kosel ist, die vor Euch steht! Eure Herrin und Gebieterin, die einem jungen, unbedeutenden Menschen die Ehre angethan hat, ihn zu sich heraufzuziehen, die ihn aber vernichten kann wie einen Wurm!" Bei diesen Worten setzte sie den Fuß hart auf die Steinplatten nieder, und nach einer Pause fuhr sie mit vernichtendem Hochmuthe fort: „Darum keine Beleidigungen, keine Unverschämtheiten! Besinnt Euch auf Euch selbst, und wenn Ihr zur Vernunft gekommen seid, werde ich Euch vor meiner Abreise noch einmal sprechen, sonst nicht!"

Nach diesen Worten verließ sie das Gemach mit stolzen Schritten, zog hinter sich die Thür in's Schloß und blieb einen Augenblick tiefathmend stehen.

„Eitler Thor!" flüsterte sie zornig vor sich hin. „Und Thörin ich selbst! Wie konnte ich mich in die Gewalt dieses Wahnwitzigen geben? Seine Leidenschaftlichkeit kann mir tausend Gefahren bereiten! — Bah, was fürchte ich?" setzte sie nach einer Weile des Nachdenkens mit übermüthigem Spott hinzu. „Vermag ich doch, ihn mit einem Blicke zu zähmen. Außerdem liebt mich der Narr zu sehr, als daß er sich entschließen sollte, mir ein Leid zu thun! — Heute Nachmittag werde ich noch einmal mit ihm sprechen, werde ihm eine Summe Geld geben, die es ihm möglich macht, nach Italien zu gehen, und damit hat die Sache ein Ende."

Beruhigt kehrte sie in ihre Gemächer zurück.

Als sie ihr Zimmer betrat, sah sie vor demselben auf der Terrasse einen kleinen, fein gekleideten Herrn auf und nieder gehen.

„Harthausen!" rief sie überrascht.

Er wandte sich um und kam grüßend herbei.

„Ich bitte tausend Mal um Entschuldigung, gnädigste Gräfin wenn ich mich einer Indiskretion schuldig mache, — aber ich mußte Euch sprechen!" begann er in seiner ceremoniösen Weise und mit einer Miene, die nichts Gutes erwarten ließ.

„Was geht denn vor?" fiel sie ihm in's Wort, indem sie sich auf ihr Ruhebett warf und Harthausen einen danebenstehenden Sessel bezeichnete.

„Laßt mich diese Frage stellen, gnädigste Gräfin," erwiderte er. „Ihr seht mich in großer Konsternation vor Euch erscheinen. Drei Wochen bin ich abwesend gewesen, d. h. ich hatte die Ehre, der Suite Seiner Majestät attachirt zu sein. Gestern sind Allerhöchstdieselben nach Dresden retournirt, und da finde ich, daß die Angelegenheiten meiner gnädigsten Gräfin eine höchst bedenkliche Wendung genommen.

„Wie meint Ihr das?" fragte die Gräfin Kosel mit dem Anschein großer Unbefangenheit, ihre gewöhnliche Taktik, wenn sie sich nicht sicher fühlte oder das Terrain sondiren wollte.

„Es fällt mir schwer, mich zu expliziren, gnädigste Frau, und ich muß im Voraus Eure Verzeihung erflehen, wenn ich indiskret erscheine," erwiderte der kleine Herr mit angstvoller Miene, — „aber meine Ergebenheit, mein aufrichtiges Attachement ...."

„Zur Sache, zur Sache, lieber Harthausen!" fiel die Gräfin ein.

„Eh bien, zur Sache denn," fuhr er mit verzweifelnder Anstrengung fort; „man sucht Eure verlängerte Anwesenheit hier in Sedlitz auf das Perfideste zu interpretiren. Es ist die Rede von einem schönen jungen Künstler .... es werden Details erzählt .... Szenen geschildert .... Der König soll auf's Heftigste empört gewesen sein ...."

„Gegen meine Verleumder?" fragte die Gräfin mit gut gespielter Entrüstung.

Harthausen zuckte die Achseln.

„So viel ich verstanden habe, sind Seine Majestät nicht ganz frei von Eifersucht," sagte er.

„Ist es denn möglich!" rief die Gräfin, noch immer im Tone des Unwillens. Dann legte sie die Hand über die Augen und blieb so eine Weile wie in tiefen Gedanken. Endlich richtete sie sich auf.

„Ich will mit Euch ganz aufrichtig sein, Harthausen; Ihr sollt mir rathen," sagte sie leichthin. „Wenn ich Alles erwäge, kann ich's nicht leugnen, daß ich unvorsichtig gewesen bin, daß ich selbst meinen Feinden die Waffen, die sie gegen

mich gebrauchen, in die Hände gegeben. — Es ist hier ein junger Künstler, den ich protegirt, d. h. für dessen Arbeiten ich mich interessirt habe. In der unbefangensten Weise habe ich mit ihm verkehrt, — er war ein so guter Junge — was wollen Sie, mein Lieber — es war hier sehr langweilig ...“

„Das ist es ja eben, gnädigste Frau, was Niemand begreift!“ rief Harthausen. „Warum bliebt Ihr in dieser Einsamkeit?“

„Und Ihr habt es auch nicht begriffen?“ fragte die Gräfin, scheinbar auf's Höchste überrascht. „Habt Ihr denn nicht gefühlt, daß ich nach dem Affront, den mir Seine Majestät hier angethan, nicht fortgehen kann, bis mich der König selbst nach Dresden zurückführt, oder — wenn ich sehr versöhnlich, sehr nachgiebig sein will — mich wenigstens durch eine Zeile von seiner Hand ersucht, zu ihm zu kommen?“

Der Baron verbeugte sich. Er wußte jetzt durchaus nicht, was er antworten durfte.

Die Gräfin Kosel lehnte sich aufseufzend in die Kissen zurück.

„Was soll ich thun?“ begann sie nach einer Pause. „Meinen Feinden das Feld überlassen? — Unmöglich! — Ohne Weiteres nach Dresden zurückkehren? Ebenso unmöglich!“ In Gedanken fügte sie hinzu: „Denn vorher muß ich Burkhardt unschädlich machen.“

Harthausen wiegte bedenklich den wohlfrisirten Kopf, zupfte an seinen Manschetten und besah seine Fingerspitzen.

„Es ist eine schwierige Situation,“ murmelte er endlich.

„Aber mit Eurer Hülfe werde ich den Ausweg finden,“ rief die Gräfin und sprang vom Sopha auf. „Hört zu, Baron, und sagt mir, ob Ihr meinen Einfall für einen glücklichen haltet. Es kommt jetzt doch vor Allem darauf an, dem Könige zu erklären, warum ich noch hier bin, und ihn zu veranlassen, daß er kommt, mich abzuholen. — Ich schreibe Euch zu diesem Zweck ein ostensibles Billet, das meine Beschwerden und Forderungen enthält, datire dasselbe um ein paar Wochen zurück, — Ihr habt es natürlich erst bei Eurer Heimkehr gefunden, bringt es in Eurer geschickten Weise in die Hände des Königs, und Alles ist gut. Nun, was meint Ihr dazu?“

„Charmant, gnädigste Gräfin, fein und geistvoll, wie Alles, was Ihr beginnt!“ erwiderte der Kavalier mit einem Lächeln, das Freude und Bewunderung verrieth, während er sich im Stillen bittere Vorwürfe machte, daß er sich wieder einmal in seinem Diensteifer unnöthiger Weise in Gefahr begeben. Wer konnte voraussehen, wie der König in seinem Zorn die Mittheilung des Briefes aufnehmen würde?

Die Gräfin hatte sich sogleich an den Schreibtisch gesetzt, — ihre Feder flog über das Papier.

„Nur zwei Minuten, mein Bester,“ sagte sie aufschauend, „dann bin ich fertig und schicke Euch unverzüglich mit diesem Oelblatt nach Dresden zurück. Euer Wagen ist in Bereitschaft nicht wahr?“

Harthausen ging ins Vorzimmer, sich davon zu überzeugen. Während er noch in den Hof hinaussah, kam eine Equipage die Allee entlang. Jetzt fuhr sie ins Thor. Sie hielt am Perron, der Schlag wurde geöffnet, — erblassend sprang der Baron vom Fenster zurück und stürzte in's Kabinet der Gräfin.

„Hier, mein Lieber!“ sagte sie, ihm das zusammengefaltete Billet überreichend.

„Zu spät, Allergnädigste,“ murmelte er; „da ist der König.“

Siebentes Kapitel.

Schnell besonnen hatte die Gräfin Kosel dem Baron von Harthausen ihren Brief zugeschoben.

„Steckt ihn ein,“ befahl sie leise, während ihr Blick auf einen Moment dem Spiegel zuflog.

Das hellblaue Atlaskleid mit kostbaren Spitzen und Perlenagraffen stand ihr vortrefflich, und die Aufregungen der letzten Stunden hatten ihren Wangen eine Gluth, ihren Augen einen Glanz verliehen, der sie wunderbar jung erscheinen ließ. Siegesgewiß ging sie dem König entgegen.

Er hatte die Lippen aufgeworfen, wie er zu thun pflegte, wenn er im Zorn war. Seine Brauen waren zusammengepreßt, seine Augen düster; aber doch sah die Gräfin in seinem Kommen ein untrügliches Zeichen, daß er sich nach Verständigung, nach Versöhnung sehnte, und sie hatte diesmal ihre Gründe, ihn darin nach Kräften zu unterstützen.

„Sire!“ rief sie aus, indem sie sich mit demüthiger Miene und sanftem Lächeln verneigte. „Seid Ihr endlich so gnädig, meinen Wunsch zu erfüllen?“

„Euern Wunsch, Gräfin?“ fragte König August, „ich wüßte nicht, daß Ihr mich in der letzten Zeit eines solchen gewürdigt hättet.“

Die Gräfin trat näher und sah ihm mit ihrem bezauberndsten Lächeln in die Augen, während sie mit sanfter Stimme fortfuhr:

„Nein, Majestät, Ihr dürft meinen Dank nicht zurückweisen, dürft nicht als Zufall erscheinen lassen wollen, was Eure Güte thut. Hier steht der Vertraute meines unvorsichtigen Gelübdes, gewiß hat er Euch davon unterrichtet, hat Euch gesagt, daß ich an jenem unseligen Abend, als ich das Unglück hatte, Eurer Majestät zu mißfallen, in der Heftigkeit meines Schmerzes den feierlichen Schwur gethan, in Seedlitz zu bleiben, bis mich mein König persönlich von der Wiederkehr seiner Gnade versichert. O, Sire, ich hatte mich damit nur selbst gestraft und möchte Euch auf den Knieen danken, daß Ihr dieser Qual ein Ende macht.“

Der König ließ es geschehen, daß die schöne Frau seine Hand an die Lippen drückte, sein Mund wurde freundlicher, aber die Augen blitzten sie an, als ob sie ihr bis in den Grund des Herzens sehen wollten, als er erwiderte: „Das Gerücht, Gräfin, hat für Euer auffallend langes Verweilen in Seedlitz eine andere Erklärung gegeben.“

Mit wahrhaft kindlicher Unbefangenheit sah sie zu ihm auf.

„Was es auch sein möge, Sire, ich hoffe, daß mein aufrichtiges Bekenntniß jede andere Deutung vernichtet,“ sagte sie.

Der König lächelte, die Gräfin Kosel hatte gesiegt.

„Darf ich fragen, ob Ihr nun beabsichtigt, nach Dresden zurückzukehren?“ begann er nach einer Pause.

„Ah, Sire, Ihr wollt noch einmal hören, wie lange ich mich schon danach sehne!“ erwiederte sie. „Aber muß ich Euch nicht den Willen thun, da Ihr meinen Wünschen so gnädig entgegenkommt? Unverzüglich werde ich meine Befehle geben, und wenn Euer Majestät nicht anders über mich verfügen, kann ich noch heute Abend in Dresden eintreffen.“

„Warum so lange warten, Gräfin,“ fiel der König ein. „Erlaubt mir, Euch meinen Wagen anzubieten und in Eurer Gesellschaft zurückzukehren. — Wir haben Euch lange genug entbehrt, schöne Freundin,“ fuhr er fort, indem er den vollen Strahl seiner Gnade wieder über ihr leuchten ließ, „haben schon lange genug nur die Lasten empfunden, die mit dem Besitz der Krone verknüpft sind; helft uns, daß wir wieder einmal an die Freuden glauben lernen, die uns das Leben gewährt.“

Mit diesen Worten küßte er die Hand der schönen Frau, dann trat er ans Fenster, dem Anschein nach, um einen Blick in den Garten zu werfen, in Wahrheit aber, um den Baron von Harthausen, der sich diskret dahin zurückgezogen hatte, in leisem, unwilligem Ton zu fragen:

„Warum hat man mir von dem Allem nichts gesagt?“

„Majestät, ich habe erst bei meiner Rückkehr diesen Brief der gnädigsten Frau Gräfin vorgefunden,“ erwiderte der Kavalier, indem er das eben empfangene Billet aus der Tasche zog. „Ich bin darauf hergeeilt, mir nähere Aufschlüsse zu er-

bitten, und flehe Eure Majestät inständigst an, meine Devotion, mein Empressement ...."

Der König schob den Brief zurück, den ihm Harthausen reichte.

„Schon gut, mein Bester; ich weiß, Ihr seid mir ergeben," sagte er. „So zähle ich denn auch darauf, daß Ihr die Gräfin in dem Glauben laßt, ich wäre auf ihren Wunsch hierher gekommen. In Dresden werdet Ihr ebenfalls die nöthigen Aufschlüsse geben, damit das Medisiren und Intriguiren ein Ende hat."

Eine Handbewegung des Gebieters sagte dem Baron, daß er entlassen sei, und mit dem wiedergewonnenen Vertrauen auf seinen Glückstern und seine Klugheit trat er den Rückweg an.

Uebrigens war der Gräfin Kosel das tête-à-tête mit dem Könige nichts weniger als angenehm. Sie fühlte sich nicht sicher, d. h. sie wußte nicht, ob es ihr wirklich gelungen war, ihn zu täuschen, oder ob er, wie er häufig that, aus Laune oder Bequemlichkeit oder Galanterie eine Maske vorgenommen, die er vielleicht im nächsten Augenblick abwarf. Außerdem fürchtete sie, daß Burkhardt bei der Nachricht von ihrer Abreise eine Unvorsichtigkeit begehen könnte. Die unerwartete Ankunft des Königs hatte die beabsichtigte Verständigung mit dem jungen Manne unmöglich gemacht; sie bot darum ihre ganze Geschicklichkeit auf, eine Begegnung mit ihm zu vermeiden und den König von der Besichtigung des Gartens, den er vorschlug, abzubringen.

Es gelang ihr. Der König fand endlich selbst, daß der Tag zu heiß war und die Zeit zu kurz. Und er befahl den Wagen, und wenige Minuten später trat sie, von ihm geführt, mit so heiterer Miene auf den Perron hinaus, als ob sie beim Verlassen dieser Räume nicht die leiseste Regung von Bedauern oder Reue empfände.

Plötzlich aber erstarb ihr Lächeln.

Am Wagen stand Burkhardt, bleich, starr, mit glühenden Augen und zusammengepreßten Lippen. Er sah aus, als ob er zum Aeußersten entschlossen wäre.

„Wer ist der Mensch?" fragte der König.

Die Gräfin hatte sich gefaßt.

„Ein junger Bildhauer, den ich der Gnade Eurer Majestät empfehlen möchte," erwiderte sie, indem sie in ihrer gewöhnlichen stolzen Haltung die Stufen hinunter schritt. „Komm' Er nur näher, junger Mann .... Burkhardt ist ja wohl sein Name?" Und zum Könige gewendet, fuhr sie fort: „Er ist nicht ohne Talent, und so fanatisch für seine Kunst eingenommen, daß er nur in ihr lebt."

August der Starke schien jedoch in diesem Augenblick nicht gestimmt, Kunst und Künstler zu beschützen. Er sagte sich selbst, daß es wahrscheinlich dieser junge Mann war, den ihm das Gerücht zum Nebenbuhler gegeben. Mit unfreundlichem Stirnrunzeln nickte er auf ihn herab und schickte sich an, die Gräfin in den Wagen zu heben, als Burkhardt, der bisher wie versteinert dagestanden hatte, rücksichtlos vortrat.

„Ein Wort, Gräfin!" preßte er mühsam hervor.

„Zurück!" flüsterte die Gräfin, während der König, die Hand auf den Wagenschlag legend, zornig fragte: „Wird man mir sagen, was diese unpassende Scene zu bedeuten hat?"

„Verzeihung, Majestät! Diese Leute sind so ungeschickt," sagte die Gräfin, indem sie bittend die schönen Hände erhob. „Ich hatte eine Ueberraschung im Sinne, das heißt, ich wollte den Garten mit zwei allegorischen Figuren schmücken lassen; ich hatte sie bei diesem jungen Menschen bestellt, der wirklich gute Anlagen verräth, und darüber wird er mit mir sprechen wollen."

Während dieser Erklärung hatte der König, noch immer finster blickend, die schöne Frau in den Wagen gehoben und den Platz an ihrer Seite eingenommen. Der Lakai hatte die Wagenthür geschlossen und stand, die Hand am Hute, auf den Befehl zur Abfahrt wartend, als sich die Gräfin noch einmal vorbeugte. Sie mußte sich rächen für die Pein, die ihr der junge Mann bereitete.

„Es bleibt dabei, wie ich's Ihm bei der letzten Unterredung befohlen habe," sagte sie. „Zwei Figuren in Lebensgröße: die verheißende und die gewährende Liebe. Wenn sie fertig sind, mag Er mich benachrichtigen; bis dahin aber verlange ich, nicht weiter molestirt zu werden."

Mit hochmüthigem Kopfnicken lehnte sie sich zurück. Ihr Abschiedsgruß für Burkhardt war zu Ende.

Aber er wollte sie so nicht lassen. In wildester Aufregung trat er heran, sein Antlitz flammte, die Augen drängten sich aus den Höhlen, die keuchende Brust suchte vergebens nach Athem .... Jetzt griffen seine Hände krampfhaft in die Luft .... Ein unartikulirter Schrei entrang sich den zuckenden Lippen; dann sank er zurück, und ein Blutstrom quoll aus seinem Munde.

„Fort!" rief der König.

Der Lakai sprang auf den Wagen, die Pferde zogen an — und dahin jagte die Gräfin Kosel, ohne sich nur einmal umzusehen.

Aber Burkhardt war nicht verlassen. Im nächsten Augenblick kniete Magdalene neben ihm.

Hinter dem Vorhang am Fenster der Schloßverwalterin hatte sie gestanden und die Scene mit angesehen. Der Schmerz, den sie dabei empfunden, war nunmehr über das größere Leid vergessen.

„Er ist todt — ach, er ist todt!" jammerte sie, während sie seinen Kopf von den Steinen aufhob und das Haar von der Stirn strich.

„Sei doch nur ruhig, Kind!" sagte die Alte, die ihr nachgehinkt war .... „Man weiß ja: Unkraut verdirbt nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Die nicht crepirten Granaten haben, es ist kaum glaublich, in Straßburg wieder drei Opfer gefordert. In der Ruprechtsau war ein Tischler mit dem Entleeren eines solchen Ungethüms beschäftigt, ein junger Mann sah ihm zu. In unverantwortlichem Leichtsinne brachte der Tischler Licht an die Granate, diese platzte, riß ihm buchstäblich den Leib auseinander, so daß er auf der Stelle todt war, und dem jungen Manne wurde ein Arm abgerissen und ein Bein schwer verletzt — es ist auch er eine Leiche. Ein Schlosser zündete in der Nähe eines Kastens, der 32 Pfund aus gefundenen Granaten genommenes Pulver enthielt, eine kleine Quantität desselben an, um zu sehen, ob es noch gut sei; er hatte vergessen, den Kasten zu schließen, das ganze Pulver explodirte, er wurde über eine Galerie in den Hof hinabgeschleudert, Fenster und Wände barsten, und der Unglückliche wird schwerlich mit dem Leben davonkommen.

Die erste Sylbe schützt zuweilen dich vor Hitze,
Doch ist bei Weitem mehr noch sie zu schaffen nütze.
Die andre Sylbe dient zu einer starken Wehre;
Doch wer so ist bewehrt, dem dient es nicht zur Ehre;
Das Ganze ringelt sich, als wär' es eine Schlange,
Und machte oftmals schon dem Hirsch und Eber bange.

Auflösung der Charade in Nr. 17:
Naseweiß.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von G. Meyer.

19.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Nürnberg. 14. Mai. 1871.

Die Gräfin Kosel.

(Fortsetzung und Schluß.)

Achtes Kapitel.

Magdalenens Befürchtung erwies sich als grundlos. Burkhardt war nicht todt und obwohl der Bader, welcher ihm ärztlichen Beistand leistete, Anfangs bedenklich den Kopf schüttelte, behielt die Kraft der Jugend den Sieg.

Wenige Wochen nach seinem Unfall war's, als der Kranke erklärte: „Heute geh' ich wieder an die Arbeit!" Und als ihn Muhme Gertrud darauf ermahnte, sich lieber noch eine Weile zu schonen, um Kräfte zu sammeln, erwiderte er mit einem seltsamen, halb bittern, halb wehmüthigen Lächeln, die Arbeit, die er vorhätte, wäre ganz geeignet, ihm die Gesundheit wiederzugeben.

Einige Tage zuvor war der vertraute Kammerdiener der Gräfin Kosel nach Sedlitz gekommen, hatte sich nach Burkhardt's Befinden erkundigt und ihm im Namen seiner Herrschaft die Mittel zu einer Reise nach Italien angeboten.

Die Gräfin ließ ihm sagen, sie bedaure den Unfall, der ihm bei ihrer Abfahrt begegnet; sie würde gern etwas zu seiner völligen Wiederherstellung beitragen und schlage ihm zu diesem Zweck einen längeren Aufenthalt im Süden vor.

Burkhardt hatte diese Anerbietungen mit heftigen, stolzen Worten zurück gewiesen, und als der Kammerdiener darauf angedeutet, daß der junge Künstler sich große Unannehmlichkeiten zuziehen werde, wenn er es wagen sollte, sich der Gräfin noch einmal zu nähern, hatte er mit finsterem Trotz versichert, die Gräfin Kosel könne ganz außer Sorge sein; er werde seine ganze Kraft und Zeit darauf verwenden, die ihm aufgetragene Arbeit auszuführen, und dann die Gegend für immer verlassen.

Seitdem hatte Burkhardt's Genesung rasche Fortschritte gemacht. Er schien einen Entschluß gefaßt zu haben, der seine körperliche und geistige Kraft mächtig aufstachelte. Aber die Frische der Jugend war dahin. Er war ein bleicher, hohläugiger, menschenscheuer Mann geworden. Selbst gegen die Seinigen war er verschlossen und unfreundlich; er wies ihre Theilnahme zurück und blieb am liebsten in seiner Werkstatt, die Niemand außer ihm betreten durfte. Oft, wenn er am Abend nach Hause kam, war er wie im Fieber; seine Augen hatten einen eigenthümlichen, triumphirenden Ausdruck. Zu andern Zeiten war er ganz muthlos und wenn er dann, statt zu schlafen, mitten in der Nacht durch den Garten irrte, hörte die Muhme mehr als einmal, daß er wie in Verzweiflung ausrief: „Ich kann es nicht — ich werde es nie vollbringen!"

Eines Tages hatte Vetter Matthias den jungen Mann gefragt, was für ein Werk es sei, in das er sich mit solcher Leidenschaft vertieft.

„Bestellte Arbeit!" hatte Burkhardt zur Antwort gegeben, in einer Weise, die jede weitere Erkundigung abschnitt.

„Er ist noch immer krank, der arme Junge, krank im Herzen und im Kopf," pflegte der Vetter bei solchen Gelegenheiten zu sagen. „Aber wenn es auch lange währt, den Muth dürfen wir nicht verlieren. Wie manches Gewitter fährt über das Korn unsers Hergottes bis es reif wird!"

So war der Sommer zu Ende gegangen. Auch die ersten goldigen Herbstwochen waren vorüber. Die Arbeiten im Sedlitzer Schloß waren bis auf Weiteres vollendet, Künstler und Handwerker hatten sich zerstreut; nur Burkhardt arbeitete noch immer in seiner verschlossenen Werkstatt.

Eines Morgens aber — es war schon tief im Oktober — fand er ungewöhnliche Bewegung im Schlosse. Mägde liefen Trepp' auf, Trepp' ab, Zimmer wurden gelüftet, Teppiche ausgeklopft, und die Schloßverwalterin, die eilfertig vorüberhinkte, rief dem jungen Manne zu:

„Freu' Er sich, mein Bester! Seine gute Freundin, die Gräfin Kosel, kehrt wieder ein!"

Dann beschleunigte sie ihre Schritte, denn Burkhardt's Augen leuchteten unheimlich auf; man hätte nicht zu sagen gewußt, ob es im Zorn war oder in wilder Freude.

Es war wohl ein Gemisch von Beidem, denn auch sein Ton war drohend und jubelnd zugleich als er, ein halb ersticktes: „Endlich! Endlich!" hervorstoßend, den Gang hinunter eilte und seine Werkstatt betrat.

„Es ist gut, meine Arbeit ist fertig, soll fertig sein!" sagte er zu sich selbst, nachdem er sein Werk von allen Seiten betrachtet hatte. „Die Aehnlichkeit ist überraschend; der Ausdruck wenigstens annähernd so, wie ich ihn wollte. So mag sie denn kommen und sich freuen an den Inspirationen, die sie mir gegeben hat!"

Der junge Mann lachte bitter vor sich hin.

Wie Vieles hatte sie ihn gelehrt in der kurzen Zeit! Mißtrauen, Selbstverachtung, Lebensüberdruß, Haß, Rachedurst....

Die Worte des Vetters fielen ihm ein: „An manchem Engpaß des Lebens steht das Ungeheuer mit den Zügen eines Weibes, das den harmlosen Wanderer zurückhält, ihm durch seine Räthsel den Sinn verwirrt, und ihn endlich mit teuflischer Lust in den Abgrund stürzt."

Aber mit diesen Worten kam auch die Erinnerung an jenen Abend, so berauschend, so überwältigend!

Aufstöhnend sank er auf den Schemel nieder, stützte die Ellenbogen auf die Kniee, legte das Gesicht in die Hände und versank wieder einmal in jenes Träumen, das ihm, trotz alles Widerstandes, immer und immer noch Herz und Sinne gefangen nahm.

Manche Stunde hatte er so gesessen, als er sich plötzlich aufraffte. Sein Gesicht war bleich, und es lag etwas wie ein unumstößlicher, unbarmherziger Entschluß um die fest zusammengepreßten Lippen.

Mit sicherm Schritt verließ er die Werkstatt und begab sich nach Hause, um seine Kleider zu wechseln.

Als er ins Schloß zurückkehrte, schlug fernes Räderrollen, Peitschenknallen und der Zuruf jauchzender Stimmen an sein Ohr. Das Gesinde stürzte herbei, um sich zum Empfang des Königs im Hofe zu versammeln.

Niemand achtete auf den jungen Mann, der die Stufen

hinauseilte, sich in der Vorhalle, wie eines Haltes bedürftig, an das Postament einer Vase lehnte und so den Kommenden entgegensah.

Eben erschienen die bunten Läufer im Hofe, dann eine Anzahl von Trabanten, endlich die Karrosse des Königs, diesmal sechsspännig, wie sich's gehört; Wagen und Pferdegeschirr strotzten von Vergoldungen, und gefolgt von einer Reihe fast ebenso glänzender Equipagen.

Das Volk schrie, die Rosse dampften, die Wagen wurden aufgerissen, bunter Atlas schimmerte in der Herbstsonne, Edelsteine funkelten, Puder stäubte umher; Verbeugungen, Knixe, zierliche Reden wurden ausgetauscht, und an der Hand des Königs stieg die Gräfin Kosel — auch heute wieder die Schönste und Glänzendste in der glänzenden Gesellschaft — die Stufen hinauf, ging durch die Vorhalle, dicht an Burkhardt vorüber, den sie nicht bemerkte, und verschwand im Gartensaal.

Er hatte nicht die Kraft gefunden, sich auch nur zu regen. Der heitere Ton der Gräfin hatte ihm das Herz erstarrt. Er kannte sie noch immer nicht — wußte nicht, wie tief sie die Menschen verachtete und wie unmöglich es ihr erschien, daß sich Burkhardt, der arme, namenlose Künstler, erdreisten sollte, ihr, der Mächtigen, noch einmal in den Weg zu treten.

Während er noch dastand und ihr nachsah, indeß Lakeien, Dorfbewohner, Leibtrabanten und Schloßgesinde in der Halle zusammenströmten, drängte sich ein Mann in einfach bürgerlicher Kleidung an ihn heran, der, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, unter der gaffenden Menge gestanden hatte.

„Für die Gräfin Kosel — es hat Eile! Seit fünf Tagen suche ich vergebens, an sie zu kommen!“ sagte er mit einem Accent, der den Ausländer verrieth, und schob dabei einen Brief in Burkhardt's Hand.

Im nächsten Moment hatte sich der Fremde in der Menge verloren. Burkhardt steckte das ihm anvertraute Papier mit trübem Lächeln in den Busen. Er hatte in dem Fremden einen der Emissäre erkannt, deren sich die Gräfin zu ihrem Verkehr mit Polen zu bedienen pflegte. Zur Zeit ihres Aufenthaltes in Sedlitz hatte sie ihn verschiedene Male in Gegenwart des jungen Künstlers empfangen und ohne Rückhalt besprochen, was zu besprechen war. Der Mann hatte das nicht vergessen — während sie....! Aber Burkhardt wollte sie zwingen, sich zu erinnern.

Mit drohendem Blick verließ er die Halle, um das Weitere im Garten zu erwarten.

Am äußersten Ende der Terrasse, vor dem Fenster seiner Werkstatt, faßte er Posto, das heißt, er ging rastlos, ruhelos auf und ab. Zuweilen klang ein Lachen, ein Gläserklirren aus dem Gartensaal herüber. Der König hatte ein Gouter serviren lassen, und man schien sehr heiter zu sein.

Aber endlich, endlich ging auch diese Qual vorüber. Die Thüren wurden geöffnet, und der bunte Schwarm ergoß sich in den Garten.

„Jetzt!“ sagte Burkhardt zu sich selbst, indem er alle seine Kraft zusammen nahm.

Im eifrigen Gespräch mit einigen Kavalieren kam der König heran. Die Gräfin Kosel führte eine zweite Gruppe, der sie lebhaft gestikulirend Erklärungen über die Disposition des Gartens zu geben schien. Burkhardt stand unbeweglich, bis der König vorüber war, dann trat er vor.

„Gnädigste Gräfin!“ sagte er mit lauter Stimme, „ich komme, wie Ihr befohlen, Euch von der Vollendung der Arbeit zu benachrichtigen, die Ihr mir huldvollst aufgetragen habt, und bitte um die Vergünstigung, sie Seiner Majestät und Euch in aller Unterthänigkeit präsentiren zu dürfen.“

Sie hatte ihn, während er sprach, mit hochmüthigem Blick vom Kopf bis zu den Füßen gemessen und wollte mit einem abweisenden: „Ein anderes Mal, mein Bester!“ weiter gehen, aber der König, der jedes Wort gehört hatte, und heute gerade in der Laune war, Kunst und Künstler zu beschützen, kam zurück.

„Warum nicht jetzt, liebe Gräfin? Ich bin wirklich begierig, die besonderen Mériten Eures jungen Protégé kennen zu lernen,“ sagte er nicht ohne Beimischung von Malice.

„Wie Ew. Majestät befehlen,“ erwiderte sie mit anmuthiger Verbeugung, — und zu Burkhardt gewendet, fügte sie in wegwerfendem Tone hinzu: „Wo ist Sein Machwerk? Hoffentlich blamirt Er sich nicht!“

Burkhardt antwortete nur durch einen Blick, dessen drohender Ausdruck ihr unverständlich war. Dann öffnete er das Pförtchen, das von der Terrasse in den Korridor führte, bat den König, ihm zu folgen, ging rasch ein paar Schritte vorwärts, stieß die Thür seiner Werkstatt auf und sagte, dem eintretenden Monarchen auf dem Fuße folgend, so laut, daß es von Allen, die im Gange waren, gehört werden konnte:

„Mein Auftrag, Majestät, war: die Verheißung und der Triumph der Liebe.“

Mit einem Ausruf des Erstaunens trat der König näher.

Die beiden Sphinxe lagen da, die auf Befehl der Gräfin aus dem Garten entfernt worden waren, aber beide Köpfe trugen jetzt ihre Züge, in erschreckender, überwältigender Aehnlichkeit! Nur der Ausdruck war verschieden. Hier ein leicht zurücksinkendes Haupt, ein süßes Schmachten, ein sirenenhaftes Anlocken um die geschwellten Lippen, die halbgeschlossenen Augenlider, — dort ein wie in teuflischer Siegesfreude versteinertes Angesicht; gesättigtes Verlangen, Hohn und Grausamkeit um den Mund; hochmüthiges Selbstgenügen in der ganzen Haltung, — in beiden Köpfen aber eine unbarmherzige Wahrheit die den Gedanken gar nicht aufkommen ließ, als sähe man hier ein Gebilde, daß nur zufällig die Züge der Gräfin Kosel trug. — Nein, sie war es selbst, war die moderne Sphinx, — ihr eigenstes Wesen lag entschleiert von unerbittlicher Hand vor aller Augen.

Das empfand König August, und das empfand die Gräfin selbst, als sie ihren entsetzlichen Ebenbildern gegenüberstand. Sie fuhr mit der Hand nach der Stirn, ihre Kniee wankten, und wie ein Schleier legte sich's über ihre Augen.

Burkhardt triumphirte.

Rathlos, mit verstörten Mienen blieben die Hofleute in gemessener Entfernung.

Das Alles währte nur einen Augenblick, dann brach der König das Schweigen.

„Was hat das zu bedeuten, Gräfin?“ fragte er, während sein Blick voll Zorn und Mißtrauen von ihr zu Burkhardt hinüberflog.

Sie zuckte die Achseln.

„Was weiter, Majestät, als daß der Künstler wahnsinnig sein muß,“ gab sie zur Antwort.

„Das sagt Ihr, — das wagt Ihr zu sagen!“ schrie Burkhardt auf, indem er, seiner selbst nicht mehr mächtig, vortrat, und der heisere Ton seiner Stimme, sein verzerrtes Gesicht, die düstere Gluth seiner Augen schien die Worte der Gräfin zu bestätigen.

„Zurück!“ donnerte der König mit gewaltiger Geberde. „Ist Niemand hier, um den Rasenden unschädlich zu machen?“

Alles gerieth in Verwirrung. Einige der Kavaliere sprangen herzu, um sich Burkhardt's zu bemächtigen, — Andere leisteten den Damen Beistand, die nach der Mode der Zeit von Ohnmachten oder Nervenzufällen bedroht waren, — noch Andere riefen nach der Wache, die endlich den finster blickenden Künstler fortführte.

Inzwischen hatte sich die Gräfin Kosel so weit erholt, daß sie die Werkstatt verlassen konnte. Auf den Arm des Königs gestützt, von einem Chorus theilnehmender Indignation umgeben, ging sie über die Terrasse ihren Gemächern zu und war im Begriff, dieselben zu betreten, als Graf Vitzthum eilfertig herbeikam.

„Majestät, ein neues Räthsel, das uns Sedlitz aufgiebt,“

sagte er in der frivolen Weise, die so oft seinen Ernst verbarg. „Eben hat man bei dem Arrestanten diesen Brief gefunden, der die geheimnißvolle Adresse trägt: „Der hohen Beschützerin unserer guten Sache!" Wer ist die Fee, die ihren Zauberstab von hier nach Polen ausstreckt? Denn Handschrift und Siegel haben es mir verrathen, der Brief kommt aus Polen, aus dem Lager der Rebellen."

Die Gräfin Kosel verstand den Blick, den Graf Vitzthum bei diesen Worten auf sie richtete. Woher der Brief gekommen war, wußte sie, und wie er in Burkhardt's Hände gerathen, konnte sie ahnen.

„Laßt doch sehen!" stieß sie mühsam hervor und faßte nach dem Blatte, das möglicherweise ihr Verderben in sich schloß.

Aber der König kam ihr zuvor.

„In solche Dinge dürfen sich Eure schönen Hände nicht mischen," sagte er mit einer Ironie, die sie erschreckte, nahm den Brief, erbrach das Siegel und überflog den Inhalt.

Sein Antlitz röthete sich und seine Lippen zuckten während er las, — aber als er wieder aufsah, war sein Auge ruhig und ebenso ruhig der Ton, in dem er sagte:

„Zum Souper hoff' ich Euch wieder zu sehen, Gräfin," dann grüßte er flüchtig, winkte Vitzthum, ihm zu folgen, und ging.

Neuntes Kapitel.

„Verloren!" sagte die Gräfin Kosel zu sich selbst, während sie sich mit lächelndem Gesichte von ihren Begleitern verabschiedete. „Verloren!" wiederholte sie ein Mal über das andere, als sie endlich allein war und von allen Qualen der Ungewißheit gefoltert, bald mit gerungenen Händen ihr Zimmer durchstürmte, bald in rathloser Ermattung zusammensank und das thränennasse Gesicht in die Kissen des Sophas drückte.

Was war es, das sie am meisten bedrohte? — Waren es die Deutungen, die ihre Feinde der Rache des Künstlers geben würden, oder war es der unglückliche Brief aus Polen? — Was konnte sie thun, um den Wirkungen beider zu begegnen?

Einen Augenblick dachte sie daran, sich dem Könige zu Füßen zu werfen, Alles zu gestehen und seine Verzeihung zu erbitten. — Aber hieß das nicht die Waffen strecken, ehe sie die Kraft des Gegners gemessen hatte?

Sie wurde ruhiger und sagte sich selbst, daß sie von Burkhardt nichts zu fürchten habe. Wer konnte sie verantwortlich machen für die Phantasieen eines Wahnsinnigen? — Und wahnsinnig mußte er, ihrer Meinung nach, in Wahrheit sein, um sie, die Allmächtige, in dieser Weise anzugreifen. — Aber der Brief, der verrätherische Brief, den der Zufall in seine Hände gegeben?....

Sie kam auf den Einfall, ihren Verkehr mit den Rebellen als eine Intrigue zu Gunsten des Königs darzustellen, angesponnen um von den Schritten seiner Feinde unterrichtet zu sein, — doch nach längerem Nachdenken erschien ihr das Mittel verbraucht. Andere Wege mußten da sein, und sie wollte sie finden.

Es war ein mächtiges Selbstgefühl in der schönen Frau! Als ihre Dienerinnen kamen, sie an die Abendtoilette zu erinnern, hatte sie das verlorene Gleichgewicht wieder gefunden.

„Wir werden sehen!" flüsterte sie und lächelte ihr Spiegelbild an, das ihr zahllose Siege über den König zurückrief. „Jedenfalls will ich nichts übereilen," fügte sie in Gedanken hinzu. „Vielleicht ist meine Unbefangenheit allein schon fähig, die Verdächtigungen meiner Feinde zu entkräften."

Arme Gräfin! Hätte sie die Scene belauscht, die inzwischen im Kabinette des Königs stattgefunden, sie wäre nicht so zuversichtlich geblieben.

König August hatte sich, sobald er sein Zimmer betreten, mit finsterer Miene in einen Sessel geworfen, den verhängnißvollen Brief entfaltet und sich in den Inhalt vertieft. Zweimal, dreimal las er Wort für Wort. Endlich drückte er das Blatt mit der Rechten zusammen, überdeckte die Augen mit der linken Hand, und das Athmen seiner mächtigen Brust war fast ein Stöhnen zu nennen.

Graf Vitzthum, der sich in ehrerbietiger Entfernung hielt triumphirte, seinen königlichen Herren so tief getroffen zu sehen und berechnete noch einmal die Chancen, die ihm der glückliche Fund zum Verderben seiner Feindin bot, als der König aus seiner Versunkenheit auffuhr und das Papier, auf das sich Vitzthums Hoffnungen gründeten, in den Kamin warf.

Mit einem Schreckensruf stürzte Vitzthum herbei.

Es mußte ein Versehen des Königs sein, — das Papier mußte gerettet werden! — Aber mit ausgestreckter Hand wies August den Grafen zurück und starrte in die aufzüngelnden Flammen, bis das Blatt vollständig zerstört war. Dann stand er auf und durchmaß das Zimmer mit schweren Schritten. Endlich blieb er vor dem Grafen stehen, der auf den Kaminsims gestützt, mit niedergeschlagener Miene in die Asche sah.

„Unsere Reise nach Polen soll beschleunigt werden," sagte er in jenem dumpfen, grollenden Tone, den seine Umgebung mit fernem Donner zu vergleichen pflegte. „Wir wollen den Drachen der Empörung zertreten, noch ehe er sich zur vollen Kraft entwickelt hat. Von diesem Briefe aber, Vitzthum, soll nie mehr die Rede sein. Versteht Ihr mich?"

Der Graf verbeugte sich tief, aber es fiel ihm schwer, seinen Racheplänen zu entsagen und den ereignißvollen Tag für seine Interessen ungenutzt vorüber gehen zu lassen. Nach kurzem Besinnen entschloß er sich, noch einen Schlag gegen die Gräfin zu führen und fragte in gleichgültigem Tone:

„Was haben Euer Majestät über den jungen Bildhauer beschlossen, der in so unerhörter Weise...."

„Kein Wort von ihm!" fiel der König ein, und jetzt war's der volle Ausbruch des Ungewitters in Ton und Miene. „Kein Wort von ihm, wenn Euch an meiner Gnade gelegen ist. Laßt ihn verschwinden — in sicherem Verwahrsam — und vergessen werden, wie ich ihn vergessen will!"

Er ging abermals im Zimmer auf und nieder, blieb abermals vor dem betretenen Grafen stehen und legte die wuchtige Hand so schwer auf seine Schulter, daß Vitzthum kaum im Stande war, sich aufrecht zu halten.

„Niemand soll erfahren, wie sich Verrath und Treulosigkeit in meiner nächsten Nähe einnisten konnten," sagte der König und seine Augen sprühten. „Was mir zu thun gebührt, wird geschehen, verlaßt Euch darauf, — aber nicht im Augenblick!" Und in Gedanken setzte, er hinzu: „Ich will weder verspottet noch bemitleidet werden."

Graf Vitzthum war zufrieden. So zornig hatte er den König nie gesehen.

* * *

Im nächsten Frühjahr war's, als sich zuerst die Kunde vom Sturz der Gräfin Kosel verbreitete.

Anfangs erfuhr man nur, daß sie in Ungnade gefallen und vom Hofe verwiesen war. Bald darauf wurde bekannt, daß ihr König August, der eben aus Polen zurückgekehrt war, in Frau von Denhof eine Nachfolgerin gegeben hatte. Dann wurden ihre Güter konfiszirt, und ehe noch das Jahr zu Ende ging, hörte man mit Erstaunen, der König hätte sie, ihrer unablässigen Bitten und Forderungen müde, als Gefangene nach dem Schlosse Stolpen geschickt.

Warum er mit solcher Härte gegen die so lange und glühend geliebte Frau verfuhr, wußte Niemand zu sagen, und so viele und verschiedene Erklärungen man auch zu finden und zu geben versuchte, so mußte man sich doch schließlich mit der Annahme begnügen, daß eine Laune des Königs die Gräfin Kosel erhoben, eine Laune des Königs sie gestürzt habe. Ihre persönlichen Feinde triumphirten, ihre Kreaturen verleugneten sie; das Volk athmete auf, freute sich, die Verhaßte gedemüthigt zu sehen, glaubte mit ihrer Herrschaft jede Noth beseitigt und

saß fröhlich zu, wie König August abermals in den erschöpften Staatsschatz griff, um seiner neuen Liebe ein goldenes Nest zu bauen.

Die Gräfin Kosel haus'te unterdessen auf ihrem einsamen Bergschlosse, und ihr Leben war wie das der gefangenen Löwin, jetzt ein Aufbäumen in wildem Freiheitsdrang, dann ein Zusammensinken beim Empfinden der unzerreißbar starken Fesseln. Aber ruhig wurde sie dabei nicht. Der Kampf mit ihren Wünschen, ihren Hoffnungen, ihrem Ehrgeiz, ihrem Rachedurst begann immer von Neuem. Tagelang ging sie in dem Thurmgemache, das ihr als Wohnzimmer diente, auf und nieder und brütete über unausführbaren Plänen, oder sie saß am Schreibtische und entwarf Petitionen und Proteste, in denen sie bald in bittendem, bald in drohendem Tone ihre Freiheit verlangte. Und dann wartete sie mit fieberhafter Ungeduld auf die Antwort, die ja kommen mußte, — aber niemals kam.

Jede dieser Täuschungen steigerte ihre Bitterkeit. Sie verklagte Gott und die Welt, vor Allem aber den König, wenn der Kommandant des Schlosses zu ihr kam, oder wenn Harthausen sie besuchte, der Einzige, der sie im Unglück nicht verließ. Alle Strafen des Himmels beschwor sie dann herab auf das Haupt des ungetreuen Fürsten. — Hatte sie ihre eigene Schuld vergessen? Und erschien ihr niemals neben dem strahlenden Bilde des königlichen Geliebten das bleiche Angesicht des armen Burkhardt, der an seiner Liebe für sie zu Grunde ging?

Sie wußte, daß er nach Torgau gebracht war und dort in feuchter Kasematte schmachtete, abgeschieden von Allem, was das Leben wünschenswerth macht, — krank an Leib und Seele. Magdalene, die sich den Zutritt zu ihr erzwungen, hatte ihr das Alles mit tausend Thränen geklagt und sie bestürmt, ihr den Bruder wiederzugeben. Aber die Gräfin — obgleich sie damals noch im Vollbesitze der Macht zu sein glaubte — hatte jede Einmischung in das Geschick ihres Opfers verweigert. Die Erinnerung an ihn war ihr peinlich, — darum sollte er, wie für den König, so auch für sie verschwunden und vergessen sein.

Ob sie ihn wirklich vergaß? — Wer vermag das zu sagen! — Seinen Namen hat sie nie wieder genannt, und nie wieder ist eine Kunde von seinem Leben und Leiden zu ihr gedrungen.

Es war ein jammervolles Dasein, das er führte. — Anfangs hielt ihn eine Art von wilder Siegesfreude aufrecht. Das stolze, falsche, herzlose Weib, das seine Seele vergiftet und sein Leben zerstört hatte, war von ihm gedemüthigt, beschimpft vor den Augen seines königlichen Nebenbuhlers. In der Erinnerung an diesen Augenblick genoß er die Wollust der Rache.

Aber der Rausch verflog, und statt der Befriedigung, die er von dem vollendeten Rachewerk erwartet hatte, kam nach und nach eine tiefe Beschämung über ihn. War es des Mannes würdig, ein Weib zu verrathen, das ihn — wenn auch nur auf Augenblicke, geliebt und beglückt? Und durfte der Künstler die heilige Kunst zu deren Dienst ihn sein Talent berief, zu selbstsüchtigen, unedlen Zwecken mißbrauchen? So hatte er also seine Mannesehre befleckt, seinen Künstlerberuf geschändet, sein äußeres Leben zerstört und für das innere nichts gewonnen, — nichts, — nicht einmal Erlösung von den Fesseln, in die ihn seine Leidenschaft geschlagen hatte. — Denn vergebens sagte er sich immer wieder, wie tief er die Gräfin Kosel verachten müsse, wie er sie haßte, — er verzehrte sich dennoch in Sehnsucht nach ihr! Seine Gedanken, sein Herz, seine Sinne waren von ihrem Bilde erfüllt, — so unablässig er auch dagegen kämpfen mochte.

Aber nach Jahresfrist erfuhr er durch einen Zufall, daß die Gräfin Kosel ihrer Macht beraubt war, von aller Welt verlassen, gefangen, wie er selbst, — und nun kämpfte er nicht länger. — Die Unglückliche durfte er wieder lieben, ihr Leiden sühnte ihre Schuld. Ein wahnsinniges Verlangen kam über ihn, ihr beizustehen, sie zu befreien, für sie zu leben, zu arbeiten, — doch er selbst hatte sich die Möglichkeit dazu genommen! Unerbittlich, wie die Mauern, die ihn umgaben, waren seine Kerkermeister, — er war und blieb ein lebendig Begrabener: machtlos, willenlos, rechtlos!

In diesem Bewußtsein brach er zusammen. Seine Tage vergingen in dumpfer Verzweiflung, — er zählte sie nicht mehr!

Endlich, nach Jahren, kam noch einmal eine bessere Zeit. Man gab ihm die Erlaubniß, hinauszugehen in den Sommersonnenschein, — und mit dem Licht und der Wärme kam ein Schimmer von Lebenslust in die kranke Brust zurück. Er erinnerte sich mit wehmüthiger Freude an seine Freunde, an seine Lieben im Sedlitzer Schulhause, an seine Jugendträume. Er dachte wieder an seine Kunst. Aus dem Brode, das er sich absparte, formte er Figuren, oder zeichnete mit einem Stäbchen in den Sand des Hofes.

Die Kinder, die umherspielten, sahen ihm verwundert zu und betrachteten mitleidig sein hageres Gesicht mit den glühenden Augen und der brennenden Röthe auf den eingefallenen Wangen. Mit dem Gefangenen zu sprechen war ihnen verboten, aber sie grüßten ihn von fern, und sein Gegengruß wurde immer freundlicher, sein Aussehen immer heiterer.

So ging der Sommer zu Ende, — die Herbstnebel kamen, die Blätter fielen von den Bäumen, der Kranke ließ sich nicht mehr im Hofe sehen, und als die Kinder nach ihm fragten, hörten sie, daß er gestorben war.

Ein paar Wochen später wurde auch im Schulhause zu Sedlitz ein Sarg geschmückt. Ein Myrthenkranz lag zu Häupten, und alle jungen Mädchen des Dorfes folgten. Magdalene war dem Kummer erlegen, während die beiden Alten ihre Bürde noch jahrelang tragen mußten.

Sie waren geduldig und lebten in der Erinnerung. Allabendlich hörten die Vorübergehenden, wie der alte Schulmeister die Lieblingslieder der Geschiedenen spielte; vor Allem die Melodie des Rosenliedes, das sie so oft in letzter Zeit mit jenem Nachtigallenton gesungen, den er früher vermißte. Die alte Gertrud faltete dazu die Hände, als wäre es ein Gebet, und ihre zitternden Lippen wiederholten die Schlußstrophe:

„Doch ach! sie ist nun begraben,
Tief unter dem grünen Rain.
Es klagen die Blätter der Linde,
Sanft flüsternd im Abendwinde:
Wirst nimmermehr fröhlich sein.“

Endlich ist auch dies Lied verstummt, — mit ihm die letzte Klage um die Opfer der Sphinx. Aber vergessen sind sie darum nicht. — Im Schloßgarten zu Sedlitz liegen noch heute, nach länger als einem Jahrhunderte, die Ungeheuer mit dem Löwenleib und dem Menschenangesicht, das die Züge der Gräfin Kosel trägt, und erzählen die Geschichte von der Schuld und dem Untergange ihres Urbildes.

C h a r a d e.

Die Erste heißt lateinisch hinten,
Doch deutsch bewegt sie sich nach vorn;
Die Andre ist stets vorn zu finden,
Als Schmuck und Waffe für den Zorn;
Das Ganze ist bald vorn, bald hinten,
Schweigt hinten und spektakelt vorn.

Auflösung der Charade in Nr. 18:
Waldhorn.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von G. Meyer.

20.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Nürnberg. 21. Mai. 1871.

Eine Kaiserin als Schauspielerin.

Die Frauen sind geborene Schauspieler, die Fürsten und die Staatsmänner werden dazu erzogen. Darf man dann erstaunen, daß Katharina II., welcher noch ganz besondere persönliche Anlagen zu Hülfe kamen, eine ausgezeichnete Schauspielerin war?

Die große Czarin machte von dieser Gabe einen wenigstens ebenso ausgiebigen Gebrauch im öffentlichen Leben wie auf der Bühne und manche entscheidende Wendung ihres Lebens verdankte sie nur einer gut gespielten Komödie; oder war es etwas Anderes als eine Theaterscene, als sie, von der Fürstin Daschkoff begleitet, in jener verhängnißvollen weltgeschichtlichen Nacht, die ihrem Gatten Krone und Leben kostete, in der alten nationalen Uniform der russischen Garde, den Hut mit Eichenlaub bekränzt, bei der rothen Schenke erschien? War es nicht ein ebenso gelungener Theatereffekt, als sie auf ihrem Schimmel, die Brust mit einem Goldpanzer bedeckt, den flatternden Kaisermantel um die Schultern, das Schwert in der Hand, gleich einem Cherubin in Moskau einzog und, ohne es zu ahnen, den größten russischen Dichter jener Zeit, der an jenem Tage noch die Muskete des gemeinen Soldaten trug, zu seiner begeisterten Ode auf sie hinriß? War es nicht die eines raffinirten Regisseurs würdige Schlußscene einer Tragödie, als sie den gefangenen Empörer Pegatschew gleich einem wilden Thiere in einen Käfig sperren ließ und, während ihn der Frost schüttelte, im üppigen Zobelpelz, die Kosakenmütze auf dem schönen Haupte, herantrat und ihn mit dem höhnischen „Guten Tag, Pegatschew" begrüßte?

Die dramatischen Vorstellungen, welche die Kaiserin von Zeit zu Zeit an ihrem Hofe arrangirte, scheinen nur Proben zu dieser Komödie in der Weltgeschichte gewesen zu sein. Sowohl im Winterpalaste in St. Petersburg, als in dem Lustschlosse von Zarskoje-Selo war ein weitläufiger Saal zu einem kleinen Theater nach französischem Muster eingerichtet. Ebenso wie Friedrich der Große Verse machte und in Concerten die Flöte blies, schrieb Katharina II. als echte Tochter ihrer Zeit, als Herrscherin des philosophischen Jahrhunderts, für dieses Theater Stücke und spielte, gleich Nero, selbst auf demselben Komödie. Die Stücke, welche die Czarin zur Verfasserin hatten, waren meist kleine Allegorien, aber einzelne derselben trugen auch den Charakter beißender Satyren. Es fehlte Katharina weder an dem nöthigen Geist und Witz, noch der Freundin Voltaire's an der nöthigen Bosheit, um ihr Zeitalter, das ihr so viele Blößen darbot, zu geißeln.

In diesen Satyren kamen ihre Brüder und Schwestern von Gottes Gnaden, insbesondere der Sultan, Ludwig XV. und Maria Theresia, am übelsten weg.

Katharina, der Komödiantin, kam die stolze Schönheit ihrer äußeren Erscheinung, ihr ausdrucksvolles Gesicht, ihr lebhaftes großes Auge, ihr volltönendes Organ und die ihr in so großem Maße eigene Darstellungskunst zu Statten. Man könnte sagen, sie war eine geborene Schauspielerin, wenn sie nicht noch weit mehr, eine geborene Herrscherin, gewesen wäre.

Im Frühjahre 1769 erhielt die Czarin ein Geschenk aus Italien, eine antike Vase. Sie selbst wußte zu wenig von der griechischen Welt, als daß sie im Stande gewesen wäre, sich die seltsamen Gebilde, welche das herrliche Gefäß zierten, zu deuten. Ein Mitglied der Petersburger Akademie, der Philologe Borteur, wurde berufen, um den Erklärer zu machen. Ein Blick auf die vier Figuren der Vase genügte, um den Gelehrten zu unterrichten.

„Es ist das Urtheil des Paris," sprach er gelassen.

„Wenn ich nicht irre," fiel ihm die Czarin in das Wort, „so hatte Paris zu entscheiden, welche Frau die schönste sei."

„Erlauben mir, Majestät, das Bild zu erklären und zugleich die Geschichte mit wenig Worten zu erzählen," erwiderte der Philolog.

„Also."

„Dieser Mann hier in der phrygischen Mütze ist Paris, der Sohn des Königs von Troja; er weidet, wie es damals Prinzen thaten, während Königstöchter die Wäsche wuschen, die Schafe seines Vaters auf dem Berge Ida. Da erscheinen drei Frauen vor ihm, alle stolz und schön, und verlangen, er soll einer von ihnen den Preis der Schönheit zuerkennen, um den sie in Streit gerathen sind; diese drei Frauen sind Göttinnen des Olymps; die mit der Krone Juno, die Gemahlin Jupiters; die mit dem Helm Minerva, die Göttin der Weisheit; die dritte, von Tauben begleitet, Venus, die Göttin der Liebe. Paris soll der Schönsten den Apfel reichen, welchen er in der Hand hält."

„Und wie entschied er?"

„Wie würden Majestät entscheiden?"

„Für Venus."

„So entschied auch Paris und die Liebesgöttin belohnte ihn dafür mit dem schönsten Weibe der Erde."

Die Czarin entließ den Philologen mit einem gnädigen Lächeln. Fortan beschäftigte sich aber ihre Phantasie mit dem Urtheile des Paris, es wurde bei ihr zur fixen Idee, dasselbe zu wiederholen, und wenn nicht im Ernste, so doch im Spiele. Sie kam eines Abends zu dem Entschlusse, es in einem kleinen Stücke auf ihrem Theater in Zarskoje-Selo zur Darstellung zu bringen und dieses Stück sofort selbst zu schreiben. Und mit jener beispiellosen Energie, mit der sich diese geniale Frau den Thron erobert hatte, mit der sie die Zügel der Regierung unbekümmert um äußere und innere Feinde führte, begann sie noch in derselben Stunde die Arbeit, sie schloß sich in ihr Cabinet und schrieb und schrieb, bis der letzte Vers auf dem Papiere stand und das rothe Frühlicht sich mit dem gelben Schein ihrer Kerzen mischte.

Dann warf sie einen Pelz um die bloßen Schultern und trat auf den Balkon hinaus, um ihr glühendes, übernächtiges Antlitz an der frischen, feuchten Luft zu kühlen. Alles schlief ringsum, der Palast, der Park, das Dörfchen, die weiten Felder, nur die beiden Grenadiere wachten, welche vor dem Palaste Wache standen, und diese unterhielten sich leise, um nicht einzuschlafen.

„Es wird etwas setzen," sagte der Eine, ein alter Kerl mit weißem Schnurrbart.

„Was soll es setzen?“ erwiderte der Andere, ein rothwangiger Rekrut.

„Einen Krieg, denke ich.“

„Wie so, weßhalb einen Krieg?“

„Es brannte die ganze Nacht Licht im Kabinet der Czarin.“

„Und was bedeutet das?“

„Das bedeutet, daß die Kaiserin wacht und arbeitet, während Alles schläft und somit, daß ein wichtiges Ereigniß nahe bevorsteht.“

„Pst!“ machte der Rekrut, „man belauscht uns.“

„Wer?“

„Eine Dame.“

„Es ist die Kaiserin,“ sprach der Veteran, nachdem er einen Blick auf den Balkon geworfen.

„Es fröstelt ihr, wie es scheint.“

„Das ist immer so nach einer schlaflosen Nacht,“ belehrte der Alte den jungen Soldaten, „sie sieht auch ganz verteufelt schlecht aus.“

Die beiden ehrlichen Kerle unten ahnten nicht, daß ihre Kaiserin es französischen Jamben dankte, daß sie an dem linden Sommermorgen trotz ihrem großen Pelze fror und daß das wichtige Ereigniß eine — Komödie war.

Die Kaiserin las ihr Stück zuerst im Kreise ihrer Vertrauten vor, welche sich über Stoff und Form gleich sehr entzückt zeigten. Nachdem die Lobeserhebungen, welche der kaiserlichen Autorin galten und dieselbe gleich Weihrauchwolken umwirbelten, erschöpft waren, übertrug die Czarin mit seinem Takte dem Grafen Panin die Besetzung der Rollen.

Er machte folgenden Theaterzettel: Paris — Lagetschnikoff, Juno — Gräfin Saltikoff, Venus — die Kaiserin, Minerva — Fürstin Daschkoff.

Der Hof sah in der Besetzung der Damenrollen eine Huldigung, welche von Seite des Grafen der Schönheit seiner Monarchin, der majestätischen Erscheinung der Amazone Saltikoff und der Gelehrsamkeit der Daschkoff dargebracht war. — Lagetschnikoff war ein junger Peterburger Zoologe von großer Schönheit, wie böse Zungen zischelten, einer der vielen Günstlinge der Czarin.

Die Inscenesetzung des „Urtheils des Paris“ bot eine Reihe der heitersten Auftritte. Die Kaiserin sowohl als die beiden anderen Damen, welche in dem Stücke spielten, hatten doch eine Ahnung davon, daß die olympischen Göttinnen nicht in schweren Schlafpelzen auf ihren Wolkendivans ruhen und nicht mit Stöckelschuhen, Toupé's und spanischen Rohren auf die Erde herabzusteigen pflegten. Also berief man wieder den Philologen zu einer Conferenz, an der alle Mitspielenden theilnahmen.

„Ich hoffe, mein lieber Vorteur,“ begann Katharina II., „Sie combiniren uns mit Hülfe Ihrer tiefen Studien ein brillantes Costume, besonders ich, als Göttin der Schönheit und Liebe, muß schon in meiner Toilette vor den beiden anderen Damen ausgezeichnet werden.“

„Ich bedaure, Majestät,“ erwiderte der alte, schlaue Philologe boshaft lächelnd, „Ihnen keine bessere Auskunft geben zu können, aber gerade die Toilette der Liebesgöttin war sehr einfach.“

„Einfach — was Sie da sagen.“

„Es war die einfachste Toilette, welche überhaupt denkbar ist, sie bestand nämlich — aber ich wage es kaum auszusprechen.“

„Aber wir haben ja keine Zeit zu verlieren,“ rief die Kaiserin ungeduldig, „also diese einfache Toilette?“

„Sie bestand nur aus einem Gürtel,“ erwiderte Vorteur.

Anfangs blieben die Rococcodamen sprachlos, dann brachen sie alle zugleich in ein schallendes Gelächter aus.

„Wo denken Sie hin,“ sagte endlich die Czarin, „das ist ja unmöglich.“

„Aber es ist das einzig richtige Costume,“ sprach der Gelehrte.

„Nun, so müssen Sie selbst etwas ersinnen,“ befahl Katharina II.

Vorteur schlug hierauf das griechische Kleid vor. Die Kaiserin ließ sich Zeichnungen vorlegen, rief aber schon beim ersten Blick:

„Wie? wir sollen ohne Puder im Haar erscheinen? Vorteur! Unmensch! Sie wollen uns also gleich um zwanzig Jahre altern lassen, das ist unausführbar.“

„Und ohne Reifrock schrumpfen wir zu Pygmäen zusammen,“ rief die Daschkoff.

„Nein! Nein!“ schrieen die drei schönen Frauen im Chore, „Reifrock und Puder können wir nicht entbehren.“

Schließlich einigte man sich, die drei Göttinnen im Reifrock und weißen Schleppkleide erscheinen zu lassen und ihnen nur als Ueberkleid eine Tunika zu geben, ebenso wurde es ausgemacht, daß Juno ihre Krone und Minerva ihren Helm auf ein wohlgepudertes Toupet setzen sollten. Die Wissenschaft streckte ihre Waffen vor der Mode.

Aehnliche komische Umstände gab es mit dem Dekorateur, der im Hintergrunde des idäischen Haines die Stadt Rom mit der Engelsburg erscheinen lassen wollte. Endlich war das große Problem gelöst, Maler, Tapezierer, Schneider und Vergolder begannen zu arbeiten und die Proben nahmen ihren Gang. Die Czarin selbst fungirte bei denselben als Regisseur und es ist glaubwürdig, daß wenn ein Regisseur Sibirien und die Knute zur Verfügung hat, ein Stück sehr rasch und sehr gut einstudirt wird. So war denn kaum eine Woche seit jener Nacht vergangen, in der Katharina II. das Stück geschrieben hatte und schon konnte der Hof zur Aufführung geladen werden. Der Zudrang zu der Vorstellung war außerordentlich. In den Logen hatten die Damen des hohen Adels, die Würdenträger und Generale, im Parquet die übrigen Adeligen und die Mitglieder der Akademie Platz genommen, das Parterre füllten die Offiziere und Hofherren. Die Ouverture hört Niemand an. Endlich tönt die Glocke, der Vorhang erhebt sich.

Die Scene stellt den idäischen Hain dar. Im Hintergrunde sieht man Troja, vorne unter den Cedern und Palmen lagern die königlich trojanischen Schafe aus Pappe und Wolle gefertigt, sanfte Musik kündigt Paris an.

Lagetschnikoff erscheint in phrygischer Tracht mit dem Hirtenstab, aber wohl gepudert und wohl bezopft. Er hält eine idylle Ansprache an die Natur und seine Schafe und nimmt dann unter einem Baume Platz, um ein Solo auf seiner Hirtenflöte zu blasen. Sein Concert scheint ihn jedoch nicht weniger zu langweilen als das Publikum, denn er schläft bald dabei ein.

Nun fährt eine Wolkenequipage heran, auf der Frau Juno, Gräfin Saltikoff, in königlicher Haltung thront. Sie trägt über dem olympischen Reifrock ein meergrünes Gewand und eine Tunika von gleicher Farbe, auf dem stolzen Haupte erhebt sich ein imposantes Toupet und auf der weißen Haarburg, welche an ewig beschneite Alpenfirnen mahnt, ruht die Krone der Götterkönigin. In der Rechten hält sie ein Scepter, zu ihren Füßen steht ein Pfau mit offenem Rade.

Nachdem Juno ihre Verse aufgesagt hat und von der Wolke herabgestiegen ist, segelt die letztere davon und eine neue fährt an.

Diesmal ist es Fürstin Daschkoff, Minerva, im blauen Gewande, vergoldetem Brustpanzer und Helm, eine Lanze in der Hand, die Eule zur Seite. Die Daschkoff deklamirt ihre Jamben indeß so vorzüglich, daß lauter Beifall ihrer Standrede folgt. Auch sie steigt zuletzt aus ihrer himmlischen Carrosse und nun kommt der Knalleffekt.

Musik, bengalische Beleuchtung und auf einem goldenen Fuhrwerk, im Style römischer Kampfwagen, von Tauben gezogen, den geflügelten Amor mit Pfeil und Bogen neben sich, erscheint Venus auf dem Kampfplatze, von stürmischem Applaus begrüßt.

Katharina II. sieht übrigens wirklich bezaubernd aus in em duftigen weißen Gewande, dessen Bauschen von Rosenguirlanden gehalten werden, und spricht ihre Verse hinreißend.

Neuer Beifall.

Dann steigt auch sie zur Erde herab und entläßt ihr Gespann, sich den beiden andern Göttinnen zugesellend. Vereint unterziehen sich nun die drei Schönen der Aufgabe, den schlafenden Schäfer zu wecken, was endlich gelingt.

Paris macht, was leicht begreiflich ist, große Augen, als er der drei himmlischen Damen ansichtig wird und sein Erstaunen nimmt zu, als ihm der Zweck ihrer Anwesenheit und seine delikate Mission erklärt wird.

Nun wetteifern die Göttinnen, dem Schafe weidenden Königssohn ihre Vorzüge und Reize zu expliciren, er läßt sich aber weder von Juno noch Minerva irre machen, sondern beugt vor der „Schönsten der Schönen," Venus-Katharina, das Knie und reicht ihr graziös den Apfel.

Ungeheuer Jubel, Tusch des Orchesters, die kaiserliche Komödie ist zu Ende.

Die pariser Klostergeschichte.

Die auffallendste Erscheinung bei der zweiten Belagerung von Paris ist die ungestörte Ruhe, welche im Innern der Stadt herrscht und nur hierdurch allein läßt sich's erklären, daß die Pariser Gelegenheit finden, ihrem kleinen Skandal die nämliche Aufmerksamkeit zuzuwenden, wie vor Ausbruch des Krieges. Die neueste Skandalgeschichte ist ein Seitenstück zu der Affaire Barbara Ubryk, und da die pariser Quellen über dieses Kapitel vielleicht nicht ganz lauter sind, dürfte eine Mittheilung des pariser Berichterstatters der Times als eine zuverlässige Darstellung des Thatbestandes um so willkommener sein. Lassen wir den Korrespondenten selber erzählen:

Im Anschluß eines englischen Freundes, welcher offizielle Erkundigungen einzuziehen hatte, gelang es mir in die heiligen Hallen des Klosters von Piepus einzudringen. In der Rue Picpus, nahe beim Gefängnisse von Mazas, stehen zwei große Gebäude, jedes von hohen Mauern umschlossen, über welche in Zwischenräumen dichte Räume herausragen. Das eine ist ein Jesuitenkloster, das andere ein Nonnenkloster. Die Jesuiten waren beim ersten Zeichen herannahender Gefahr geflohen; die Schwestern dagegen behaupteten sich, bis sie gewaltsam entfernt und in Zellen des Gefängnisses von St. Lazare untergebracht wurden, um einer gerichtlichen Untersuchung entgegenzugehen. Vor dem Eingange hatte eine Abtheilung Nationalgarden alle Hände voll zu thun, um eine empörte Volksmenge in Schranken zu halten. Einer von ihnen, dessen Kepi von Autorität zeigte, und dem wir unsere Papiere vorzeigten, machte mit uns die Runde im Innern. Er wies auf die Thatsache hin, die allerdings nicht bezweifelt werden konnte, daß die beiden Gebäude mit einander in Verbindung gestanden haben, und zwar durch eine noch existirende Thür in der Rückwand eines Stalles und durch mehrere andere Oeffnungen in den Gartenmauern, welche augenscheinlich erst vor ganz kurzer Zeit ausgemauert worden waren. Durch die erwähnte Thür traten wir aus dem wunderbar gepflegten Garten des Jesuitenklosters in den gleich schönen Garten des Nonnenklosters, in dessen Mitte eine Turnanstalt steht, jedenfalls zur Benutzung der Schülerinnen, die unter Obhut der Schwestern erzogen wurden. Weiter hinauf kam dann der Friedhof, wo unter den dichten Schatten alter Cypressen die Träger von einigen der ältesten Namen Frankreichs ruhen. — „Prinz von Salm-Kyrbourg, unter der Schreckensherrschaft, 49 Jahre alt, hingemordet"; „Rochefoucauld", „De Noailles", „Montmorency", „der große Lafayette", die ganze Familie der Talleyrand-Perigors mit Legionen von Prinzen und Prinzessinnen. Einige der Grüfte sind geöffnet worden, und viele Bleisärge, halb bedeckt mit verrottetem Sammet, liegen dort dem offnen Tageslichte ausgesetzt, um der Untersuchung des Justizministers zu warten. Am äußersten Ende des Gartens befindet sich der Mittelpunkt der allgemeinen Aufregung. Es sind dies drei kleine kegelförmige Hütten, welche weißen Ameisennestern gleichend, nebeneinander liegen. Als das Kloster von den Nationalgarden besetzt wurde, war jede dieser Hütten von einer alten Frauensperson bewohnt, welche alle drei in hölzernen Käfigen von je sechs Quadratfuß Grundfläche und sieben Fuß Höhe eingeschlossen waren. Die Käfige hatten die Gestalt von Hühnerkörben und durch das Schieferdach der Hütten schien das helle Tageslicht. Die drei Gefangenen waren unheilbare Blödsinnige. Die Superiorin hat bis jetzt jede Aufklärung verweigert, und nur bei der ersten Untersuchung zugestanden, daß die Aermsten neun Jahre in diesem schrecklichen Gefängniß zugebracht haben, in unerträglicher Hitze während des Sommers und ungeschützt vor der Kälte während des Winters, „aber" — so fügte sie hinzu — „sie waren schon blödsinnig als sie kamen". Unter den Papieren dieser Dame fand sich ein Schlüssel mit einem daranhängenden Täfelchen, auf dem die Worte „Schlüssel zum großen Gewölbe" standen, wo aber dieses große Gewölbe sein mag, hat man bisher nicht ausfindig machen können, trotz vielfacher Nachgrabungen im Garten und unter dem Hochaltar der Kapelle. An einem Ende des Klostergartens stand ein einsames Gebäude, in welchem man Matratzen mit Riemen und Schnallen, zwei eiserne Zwangsjacken, eine Eisenhaube, sowie eine Folter vorfand. Diese letztere war mit einem Kammrad versehen, und diente augenscheinlich dazu, den Körper mit Gewalt hinten über zu beugen. Die Superiorin sagte, es seien dies orthopädische Instrumente — eine Angabe, die sich auf den ersten Blick als falsch herausstellt. Aehnliche Matratzen habe ich allerdings schon bei der französischen Geburtshilfe und in Fällen heftigen Deliriums anwenden sehen, aber die Folter nebst Zubehör ist mit Recht Gegenstand des Verdachts, denn sie deuten auf eine derartige Anwendung von Gewalt hin, wie keine bisher bekannte Krankheit sie rechtfertigen würde. Auf unserm Rückwege durch den Garten sahen wir einen unterirdischen Keller, wo Riesenvorräthe von Kartoffeln sowie Fässer mit gepökeltem Schweinefleisch aufgespeichert lagen, während sich in einem Raume nebenan ein gemästetes Schwein im Koth umherwälzte. „Sehen Sie einmal hier", rief unser Nationalgardist in Entrüstung aus, „sehen Sie einmal diese Vorräthe an, welche die Armen des ganzen Arrondissements während der Belagerung hätten vom Hungertode retten können, und denken Sie daran, daß diese Personen das ganze halbe Jahr hindurch von Thür zu Thür betteln gingen, um Nahrungsmittel für ihre Pensionäre zu kaufen!" Eine der drei Gefangenen sah ich im Garten spazieren gehen, die beiden anderen waren weggeschafft worden, weil sie bei Ansicht der Volksmenge und beim Wechsel ihres Aufenthaltes tobsüchtig wurden.

Ohne vom geringsten Vorurtheil in dieser ganzen Angelegenheit befangen zu sein, kann ich behaupten, daß die jetzt in St. Lazare gefangenen Damen ihre Rechtfertigung nicht leicht finden werden, denn wenn sich auch zweifelsohne viele der verdächtigen Umstände wegexpliziren lassen, so giebt es doch noch immer Thatsachen, die trotz der entschiedensten Versuche einer Widerlegung Thatsachen bleiben werden.

Allerlei.

Aus Norddeutschland, 14. Mai.

(Nordpolar-Expedition.) Die vorige welthistorische Woche hat außer dem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich noch einen anderen Conflikt beendigt, der größtentheils allerdings unter einer gewissen Decke schamhafter Verhüllung vor sich ging, mitunter aber auch unaufhaltsam an die Oeffentlichkeit hervorbrach: das Zerwürfniß des Urhebers der deutschen Nordpolfahrten, Dr. Petermann in Gotha, mit den Bremer, Hamburger und Berliner Trägern der Sache. Dr. Petermann ist in einer Sitzung des Nordpolfahrt-Vereines

zu Bremen erschienen, hat seine formellen Eigenthumsrechte auf das Dampfschiff „Germania“ an den Verein abgetreten, sich demselben als Mitglied angeschlossen und der Erweiterung zugestimmt, welche aus dem lokalen Bremer Vereine einen allgemeinen deutschen machen soll. Diese wichtige Umwandlung wird demnach nun allernächstens vor sich gehen, und zwar in der deutschen Hauptstadt. An die Stelle des Bremer Reichstagsmitgliedes A. G. Mosle wird as Präsident wohl der berühmte Meteorologe Geheimrath Dove treten und auch sonst durch die Zusammensetzung des Vereines dafür gesorgt werden daß sowohl die wissenschaftlichen wie die praktisch-nautischen Probleme einer Polar-Expedition in seinem Schoße mit einer nicht allzu einseitigen Sachkunde erörtert werden könne. Dies erscheint um so dringender, als gerade jetzt zwischen den bisherigen beiden Hauptvertretern der Angelegenheit in Deutschland ein durchgreifender Gegensatz der Ansichten noch deutlicher als bisher hervortritt. Dr. Petermann hat bekanntlich den Ausgangspunkt seiner ganzen verdienstvollen Agitation von dem Widerspruche entnommen, welchen er der Auffassung Kapitän Sherard Osborn's und anderer englischer Kenner über die beste Art, zum Nordpol zu gelangen, entgegensetzte. Er behauptete, um den Pol herum werde wahrscheinlich ein offenes Meer fluthen, man könne folglich hoffen, ihn zu Schiffe zu erreichen, und der Weg sei zwischen Grönland und Nowaja Semlja, nordwärts vom westlichen Europa. Dagegen stellt sich nun der Kapitän Koldewey in einer ausführlichen, auf seine eigenen, unmittelbaren Erfahrungen sowohl wie auf ein erneuertes Studium der ganzen arktischen Literatur gestützten Abhandlung auf Sherard Osborn's Seite. Wenn es darauf ankomme, sich dem Pole so weit als möglich zu nähern, sagt er, so müsse man nordwärts von Amerika durch den Smith-Sund vorgehen und Hundeschlitten aus Westgrönland mitnehmen. Sonst aber bringt er vor Allem auf Weiterverfolgung der schönen Entdeckungen, welche er und seine Gefährten im vorigen Sommer an Grönlands Ostküste gemacht haben. Er hat indessen auch gar nichts einzuwenden gegen den Plan der beiden österreichischen Reisenden, Oberlieutenant Payer und Schiffslieutenant Weyprecht, welche in diesem Sommer von Tromsö in Norwegen aus nach dem oft gesehenen, aber noch nie betretenen Gillisland steuern wollen. Ebenso gibt er seinen Segen der neuen schwedischen Expedition mit, welche, zwei Dampfer stark, unter dem Befehle des Begleiters von Norden-Skjold, Capitän v. Otter, bereits gegen Spitzbergen zu ausgefahren ist. Außer diesen beiden Unternehmungen sind noch zwei andere für dieses Jahr im Gange: die des Schotten Lamont, der auf seiner Yacht „Diana“ in Koldewey's und Payer's vorjährige grönländische Fußstapfen treten will, und eine amerikanische unter Kapitän Hall, welche der deutsche Gelehrte Dr. Buchholz begleitet. Deutschland wird ohne Zweifel bis 1872 warten, um eine neue Expedition auszurüsten, dann aber auch wohl mit aller Kraft seine Theilnahme an dieser nautisch-wissenschaftlichen Rennbahn der nordischen Nationen erneuern, mit einem reifen Plane, ausgiebigen Mitteln, bewährten Führern, Gelehrten und Mannschaften. Erst vor Kurzem hat wieder ein kompetenter britischer Richter, der Naturforscher Robert Brown, in einem Edinburgher Vortrage die deutsche Nordpolarfahrt von 1869—1870 wegen der Vielseitigkeit ihrer wissenschaftlichen Ergebnisse vor allen früheren ausgezeichnet, ähnlich wie der Präsident der geographischen Gesellschaft zu Florenz, Christoforo Negri. Wir haben also alle Ursache, damit fortzufahren.

Bonn, 12. Mai. Ein mysteriöser Vorfall hält bereits seit mehreren Tagen weitere Kreise in großer Aufregung. Vorigen Samstag Abend ist Dr. T. Assistent der hiesigen Sternwarte, bekannt durch seine Theilnahme an der von Preußen vor mehreren Jahren zur Beobachtung der großen Sonnenfinsterniß entsendeten Expedition, auf dem Heimwege aus einer Gesellschaft spurlos verschwunden. Mehrere andere Mitglieder unserer Universität begleiteten noch den Dr. T. eine Strecke und nahmen dann Abschied von einander, ohne daß irgend etwas Auffälliges an Dr. T. bemerkt worden, so daß man vielfach geneigt ist, zu glauben, Dr. T. sei das Opfer eines Verbrechens geworden. Trotz der eifrigsten Nachforschungen hat es bis jetzt nicht gelingen wollen, das undurchdringliche Dunkel irgend zu hellen.

Die Bevölkerung des deutschen Reichs beträgt in runder Zahl 40 Millionen. Die konfessionellen Verhältnisse stellen sich nach einer, wie es scheint, wenigstens annähernd richtigen statistischen Angabe also: 24,253,000 Protestanten, 14,551,000 Katholiken, 1,327,000 Israeliten, Dissidenten ꝛc. Deutsche im Ausland (Amerika, Schweiz, Oesterreich, Rußland u. s. w.) gibt es 20 Millionen.

Mortara, das bekannte getaufte Judenkind, befindet sich seit längerer Zeit in einem Kloster in Antwerpen. Derselbe ist ebenfalls Geistlicher und gehört zu den feurigsten Streitern für die Unfehlbarkeit und die weltliche Gewalt der Päpste.

Was mich zu Dir so mächtig zog.

Was mich zu Dir so mächtig zog,
War nicht der Augen Allgewalt,
War nicht der Lippen Rosenpaar
Und nicht die süße Huldgestalt.

Was mich zu Dir so mächtig zog,
War Deiner Stimme Zauberklang,
Der wunderbar melodisch mir
Ins Herz, ins lebensmüde Drang;

Die Blässe Deiner Wangen war's
Und eine Thräne, die verrieth,
Daß Deine Seele tiefgeheim
Ein nahmenloses Weh durchzieht.

Maximilian Bern.

Ein Lied aus Volkes Mund.

Ich hörte viel singen und sagen
Von süßer Töne Macht,
Von hohem Sangeszauber,
Von hehrer Liederpracht.

Ich lauschte manchem Chore,
Manch düstre Melodei
Zog wehmuthsvoll verklingend
An meinem Ohr vorbei.

Da hört' ich einst wo singen
Ein Lied aus Volkes Mund;
Die ganze Macht der Töne
Gab mir sein Zauber kund.

Viel Jahre sind vergangen,
Doch traumhaft süß noch zieht,
Wie einst durch meine Seele
Das einfach-schlichte Lied.

Maximilian Bern.

Auflösung der Charade in Nr. 19:
Posthorn.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von G. Meyer.

21.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Nürnberg. 28. Mai. 1871.

Vornehm und Gering.

Nachfolgende Erzählung ist, so ungewöhnlich auch ihr Inhalt, auf strenge Wahrheit begründet, und unter Denen, welche früher die auserwählten Kreise von Paris bildeten, befinden sich Viele, welche trotz des Gewandes, in welche der Verfasser die Einzelnheiten kleiden mußte, die handelnden Personen sofort erkennen werden.

Die Chazels gehörten zu den ersten Familien der Provence. Jean, der Held unseres Romans, verlor seine Mutter früh, seinen Vater schon im 15ten Jahre. Er wurde von seinem Onkel mütterlicher Seite, dem Vizeadmiral Montaluet, einem Seemann alten Schlages, der seit langer Zeit Wittwer war und sonst keine Angehörigen besaß, adoptirt. Kaum hatte der Knabe den ersten Schmerz über den Tod des Vaters verwunden, als der Onkel ihn bereits mit an Bord nahm. Auf dem Lande erzogen, war Jean gewohnt, auf sich selbst angewiesen zu sein, und sein Herz hing nur an einem Jugendfreunde, seinem Milchbruder Miro, einem naturwüchsigen, kernigen Jungen, der ihm mit unendlicher Liebe und Anhänglichkeit zugethan war. Als eben der Admiral mit seinem Neffen in die Jolle stieg, drängte sich eine Gestalt mit gebräuntem Antlitz, struppigem Haar und in staubigen Kleidern durch die Menge, und mit einem Sprunge war er im Boot, das eben vom Lande stieß. Als Jean seinen Miro erblickte, stieß er einen Freudenschrei aus und fiel ihm um den Hals. Miro war seinem Vater entlaufen, hatte die weite Tour zu Fuß gemacht und es hungerte ihn zum Erbarmen. Obgleich sonst nicht sentimental, wurde der Admiral doch durch diesen Beweis von Anhänglichkeit gerührt. Jean wollte seinen Kameraden durchaus nicht wieder von sich lassen. Da Miro jedenfalls einen tüchtigen Matrosen abgeben mußte, wurde, mit Uebergehung aller Formalitäten, beschlossen, ihn mitzunehmen, und der Vater durch einige Zeilen benachrichtigt.

Eine lange Fahrt auf einem Admiralschiff ist nicht die schlechteste Schule, welcher ein gebildeter junger Mensch übergeben werden kann. Es ist da eine Menge von Kenntnissen vertreten, wie man sie nicht leicht in kleinem Kreis und engem Raum wieder vereint findet. Da giebt es vollauf zu lernen, von Langerweile kann nicht die Rede sein, und das Meer bildet Die, welche seinen Gefahren trotzen, zu ächten Männern heran. Obgleich ein Sohn der Aristokratie, blieb der junge Graf Chozol streng sittlich, wenn er es auch ebenso wenig wie andere Seeleute verschmähte, sich am Lande für die ausgestandenen Entbehrungen zu entschädigen. Er machte sich gut, avancirte rasch, und war in seinem 27sten Jahre einer der tüchtigsten Offiziere der französischen Flotte. Nach einem dreijährigen Aufenthalt in den chinesischen Gewässern, wurde er nach Paris beordert, um dem Ministerium Bericht über gewisse Aufträge zu erstatten, welche ihm anvertraut waren. Als er seine Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit gelös't und nicht verfehlt hatte, durch seine glänzenden Eigenschaften unter den Standesgenossen sich das ihm gebührende Ansehen zu sichern, ging er auf sein Erbschloß, welches er seit dem Tode des Vaters nicht wieder gesehen, und dort lassen wir ihn selbst seine Erlebnisse an den Kommandeur der bei Yokohama stationirten französischen Fregatte, René d'Antichamps, erzählen.

Wir Beiden, lieber René, sind, dem Himmel sei's gedankt, wenig romanhaft angelegt. Durch sieben lange Jahre als Sohn des Meeres unter allen Himmelsstrichen erzogen, lasse ich gewiß meine Phantasie nicht leicht gefangen nehmen. Dennoch hat sich hier auf Chazol mein Leben von Anfang an so abenteuerlich gestaltet, daß es mir ist als wäre ich plötzlich in eine Märchenwelt versetzt, in welcher ich die Rolle des Helden zu spielen hätte. Es hat mich dermaßen verwirrt, daß fast die Fäden meines eigenen Daseins meiner Hand entschlüpfen; aber ich kenne ja Deine Abneigung gegen Vorreden und gehe deshalb sofort auf das Thatsächliche über. Was mir zustößt, ich muß es Dir Tag für Tag erzählen, gleich als führte ich das Schiffsjournal, und hoffe, daß es Dir in der Monotonie des Landes der gelben Schönheiten wenigstens zur Zerstreuung gereichen wird. Wann Dir mein Rapport zu Händen kommt, kann ich nicht wissen; aber Nichts soll Dir vorenthalten bleiben. Laß Dir als Einleitung kurz sagen, daß wir hier bereits in voller Arbeit sind, daß Chazol bald seinen früheren Glanz wieder erlangt haben und bereit sein wird, Dich bei Deiner Heimkehr würdig zu empfangen, falls ich nicht etwa mittlerweile selbst das Land wieder verlassen muß. Und damit sei's genug von Geschäften.

Vor drei Tagen wurde ich durch Hörnerschall geweckt. Zwei von meinen Jägerburschen übten sich im Blasen, und obgleich es nicht gerade eine himmlische Harmonie war, ließ ich mir's doch gern gefallen, auf diese Weise den Federn entrissen zu werden. Da ich nicht recht wußte, was ich bis zum Frühstück beginnen sollte, nahm ich die Flinte auf die Schulter und ging in den Wald.

Lieber René, hat man auch alle Herrlichkeiten der Tropenwelt gesehen, und hat man auch geschwelgt in den Naturschönheiten Indiens und Java's, so wird man doch eigenthümlich berührt durch den lange entbehrten Anblick des heimischen Bodens. Wie oft sah ich aus der Ferne unsere Provence wie durch einen Zauberspiegel; wie häufig schien es mir als gebe es nirgends einen so geheimnißvollen Waldesschatten, so malerische Schlösser, so liebliche Hügel, so üppige Thäler, wie an unserer schäumend dahinbrausenden Durance. Du kannst Dir deshalb meine Stimmung vorstellen, wenn ich Dir sage, daß es der erste Ausflug auf meinen Besitzungen war. Ueberall traten mir, wie ich so allein dahinstrich, liebe Erinnerungen entgegen, und so sehr hing ich denselben nach, daß ich des Weges nicht achtete. Wie herrlich, wenn Alles in den Zweigen erwacht, wenn die vom Winde durchrauschten Blätter ihre Thauperlen über den Wanderer ausschütten! So gelangte ich an eine Felsengruppe, welche in ihrer Wildheit an eine Landschaft Salvator Rosa's erinnert. Mit tiefen Zügen die reine Luft einsaugend, schwelgte ich im Vollgenuß der Freiheit und des vollständigen Besitzes seiner selbst, welches nur die Ein-

samkeit in uns weckt. Mein Jagdhund durchstöberte dienstbeflissen das Gebüsch, aber ich dachte nicht an's Jagen. So irrte ich auf's Gerathewohl umher, und wurde endlich gewahr, daß ich mich verirrt. Seit einer Stunde war ich in der Wildniß keiner Menschenseele begegnet. Nach meiner Berechnung mußte ich über zwei Stunden vom Schlosse entfernt sein. Da schon der Hunger sich einstellte, wurde die Situation einigermaßen kritisch, und angenehm war es mir deshalb, einige schlanke Ziegen zu erblicken, welche, Kräuter suchend, am Rande der Schlucht herumzuklettern. Da konnte der Hirt nicht fern sein, und wohlgemuth klomm ich an wilden Sträuchern empor. Als ich eben den Rand des Kammes erreicht, sah ich zehn Schritte von mir ein wunderlich gekleidetes Mädchen, dessen eigenthümliche Erscheinung mich überraschte. Das Haar floß ihr über die Schultern herab und die Stirn hatte sie mit einem Kranz wilder Rosen geschmückt. Ueber das Bassin einer Quelle geneigt, spiegelte sie sich im Wasser und plauderte mit ihrem eignen Bilde. Bei meinem Anblick fuhr sie erschreckt auf, stand mir halb lachend und halb verwundert gegenüber, und schaute mir alsdann mit der fast herausfordernden Zuversicht ins Auge, welche unsern hübschen Provençalinnen eigenthümlich ist. Du weißt, leicht lasse ich mir nicht imponiren, aber dennoch mußte ich den vollendeten Schönheitstypus bewundern, welcher noch durch eine gewisse wilde Anmuth gehoben wurde.

„Wie Sie mich erschreckt haben!" sagte sie endlich, nahm rasch den Kranz ab und brachte ihr Haar wieder in Ordnung.

„Auf mich warteten Sie wohl nicht, als Sie sich so schön machten," bemerkte ich lachend.

„Nein, gewiß nicht, ich dachte an einen Andern."

„Vermuthlich an ihren Liebsten."

„Vielleicht," erwiderte sie mit einem Lächeln, welches die helle Perlenweiße ihrer Zähne durch granatrothe Lippen zum Vorschein kommen ließ, und lief alsdann ihren durch mich verscheuchten Ziegen nach. Ich rief sie zurück und fragte nach dem Wege nach Chazel.

„Das ist weit von hier," erwiderte sie, und führe ich Sie nicht nach dem Kreuze des heiligen Hieronimus, so werden Sie noch in mehreren Stunden nicht dorthin gelangen." Ich bot ihr Geld für ihre Mühe; sie wies es mit einfacher Würde zurück, und als sie ihre Ziegen angebunden, ging sie voran, indem sie mich aufforderte, ihr zu folgen.

Die bizarre Anmuth dieses Mädchens hatte für mich einen solchen Reiz, daß ich mich gedrungen fühlte, sie aufmerksam zu betrachten und gewissermaßen zu studiren. Es war das seltsamste Gemisch von Kühnheit und wilder Scheu. Ihre schwarzen Augen namentlich, die sie dann und wann mir zuwendete, zeigten bald einen schwermüthig weichen Ausdruck, bald schossen jähe Blitze wie aus dunkelm Gewitterhimmel aus ihnen hervor. Alle ihre Bewegungen machten einen unbeschreiblich harmonischen Eindruck, und ihr kindliches Geplauder war mir um so reizender, als meine kleine Ziegenhirtin keineswegs den Accent der Gegend hatte, sondern sich in fast gewählter Sprache ausdrückte.

„Sind Sie nicht von hier?" fragte ich.

„Ei freilich. Mein Vater war Schullehrer, und so mag es wohl kommen, daß ich etwas anders spreche als die Andern."

Ich schoß im Vorübergehen einige Krammetsvögel, und schenkte sie ihr. Daran hatte sie solche Freude, daß ich mir's jetzt ernstlich angelegen sein ließ, die Beute zu vermehren. Bei jedem glücklichen Schuß jubelte sie laut auf. Nach und nach erfuhr ich, daß sie Biergie heiße und in der Nähe von Severol wohne. So kamen wir plaudernd und jagend zum Kreuze, von wo ein gerader Waldweg zum Schlosse führt. Im Augenblick als ich sie verließ, flog ein prächtiges Birkhuhn über den Weg. Ich schoß ohne zu zielen, und fehlte. Ein schlechter Waidmann hätte ich sein müssen, wenn ich meinem Wilde nicht gefolgt wäre, als ich mich plötzlich, durch ein Gebüsch brechend, einem Wildhüter gegenüber sah, der mich arretiren wollte. In der Ueberzeugung, daß es einer von meinen eigenen Leuten sei, nannte ich mich und wollte an ihm vorbeigehen, als der Bursche mich am Kragen packte. Bei dieser unerwarteten Berührung stieg mir das Blut zu Kopfe; ich schleuderte den Bengel von mir, gab ihm einen derben Verweis und wiederholte meinen Namen. Aber kaum stand er wieder auf den Füßen, als er die Flinte anlegte und mir drohte, Feuer zu geben, falls ich mich von der Stelle rühre. Du weißt, welche Wirkung solche Argumente auf mich hervorbringen. Mit Einem Satz sprang ich auf den Mann zu, mit Einem Griff entriß ich ihm die Flinte. Dabei ging der Schuß los, und ich hörte einen Schrei.

Erschreckt wendete ich mich um. Das Mädchen war verschwunden, durch das Dickicht entflohen. Fürchtend, daß sie verwundet sei, wollte ich ihr nacheilen als plötzlich an der Krümmung des Weges Reiter zum Vorschein kamen, und eine Frauenstimme dem Wildhüter zurief:

„Was giebt's Catien?"

Betroffen blieb ich stehen, als ich eine junge Amazone erblickte, welche mit der fliehenden Hirtin eine so frappante Aehnlichkeit hatte, daß man dabei an den Zauberstab einer Fee hätte denken können. Sie war desselben Alters, ihre Züge trugen dasselbe Gepräge antiker Reinheit, ihr Teint hatte dieselbe weiche Blässe, welche man nur dem Weiß der Lilie vergleichen kann. Einige braune Locken, welche unter dem Hütchen hervorquollen, spielten auf ihrer Stirn. Das Köpfchen mit anmuthsvoller Hoheit zurückwerfend, hielt sie dieselben großen, schwarzen Augen, deren Tiefe mich bei ihrem Ebenbild überrascht, auf mich gerichtet, und die zusammengezogenen Brauen verliehen ihr auf reizende Weise den Anstrich einer erzürnten Prinzessin. Neben ihr hielt auf einem schwarzen Poney ein Knabe von neun oder zehn Jahren, und hinter ihr ein Mann, den ich für den Stallmeister halten mußte.

Etwas beschämt durch den Umstand, von der jungen Waldgöttin bei einem so wenig ruhmvollen Kampfe überrascht zu sein, machte ich eine Verbeugung, von der sie kaum Notiz nahm.

„Was giebt's hier, Catien?" wiederholte sie.

Der Wildhüter, welcher sich jetzt unterstützt sah, fand seine anfängliche Arroganz wieder.

„Gnädiges Fräulein, dieser Mensch trieb Wilddieberei auf Ihrem Jagdgebiet, und vergriff sich frevelhaft an mir, als ich ihn pflichtschuldigst arretiren wollte."

„Das ist nicht wahr!" erwiderte ich. „Ich habe mich nur vertheidigt."

„Auf die Gefahr, uns zu erschießen, mein Herr," entgegnete die junge Amazone; „da sehen Sie, was Sie beinahe angerichtet hätten!"

Damit schüttelte sie ihr Reitkleid, und ich sah einige Schrotkörner auf den Boden fallen.

„Gerechter Gott!" rief ich erschrocken; „sind Sie verletzt, mein Fräulein?"

„Nein, dem Himmel sei's gedankt. Ihr Verdienst ist es sicherlich nicht."

Schmerzlich bewegt, suchte ich mich zu entschuldigen. An meiner Sprache und den Erklärungen, welche ich ihr gab, erkannte sie sehr bald, daß sie's wenigstens nicht mit einem gewöhnlichen Wilddieb, sondern mit einem Manne zu thun habe, der einige Lebensart besitze, und der Ausdruck ihres Gesichtes wurde milder. Ich endete meine Rede mit der Erklärung, daß ich bereit sei, mich jeder Strafe zu unterwerfen, die sie mir auferlegen werde, und daß ich keine Ahnung davon gehabt, mich auf ihrem Gebiet zu befinden.

„Davon hatte ich auch keine Ahnung, mein Herr", erwiderte sie lächelnd, „und ich weiß in der That nicht, welches Urtheil ich über Sie fällen soll."

„Geldstrafe und provisorische Konfiskation der Flinte,

gnädiges Fräulein," sagte der Wildhüter, welcher seinen Text auswendig wußte und nicht gesonnen war, auf seinen Vortheil zu verzichten.

„Das ist hart, Catien," erwiderte sie, mich mit dem Ausdruck einer zur Gnade geneigten Königin betrachtend.

„Lassen Sie's dabei bleiben, Fräulein. Der Gedanke, daß ich Sie hätte verletzen können, läßt mich meine Schuld zu tief empfinden, als daß ich es wagen dürfte, an Ihre Gnade zu appelliren." Und zum Forstwächter gewendet, fuhr ich fort: „Kommen Sie auf's Schloß Chazol, Freund, und die Geldbuße soll Ihnen entrichtet werden. Was aber die Flinte betrifft, so lasse ich sie Ihnen als Ersatz für die Ihrige aus der Sie nie wieder einen Schuß feuern werden."

Mich noch einmal entschuldigend, hob ich den Hut und wollte mich entfernen; aber der Blick der jungen Dame bat mich, noch zu verweilen, und zögernd sagte sie:

„Wohnen Sie auf dem Schlosse Chazol, mein Herr?"

„Ja, mein Fräulein."

„Ah!" und auf ihrem Gesicht spiegelte sich eine mir räthselhafte Bewegung. Sie schien zu erwarten, daß ich noch etwas hinzufügen werde. Ich trat bei Seite, um sie vorbei zu lassen; aber sie zögerte noch immer, und tief erröthend, hub sie an: „Bitte noch ein Wort. Da Sie auf Chazol wohnen, werden Sie wohl wissen, ob.... ob der Graf.... ob Jean de Chazol bald zurück erwartet wird."

„Er ist schon zurück, Fräulein."

Mit schüchternen, überraschten, verwirrten Blicken, welche die in ihr aufdämmernde Ahnung verriethen, schaute sie mich an und schien ganz außer Fassung zu kommen. So verlegen war sie, daß sie mir leid that und ich das Bedürfniß empfand, ihr zu Hülfe zu kommen.

„Verzeihen Sie, Fräulein, daß ich, vom Privilegium der Nachbarschaft Gebrauch machend, mich Ihnen zu erkennen gebe, in der Hoffnung, Ihnen recht bald auf übliche Weise vorgestellt zu werden." Wiederum wollte ich mich mit ehrfurchtsvollem Gruß entfernen, als zu meinem maßlosen Erstaunen die Reiterin mir die Hand mit den reizend unbefangen gesprochenen Worten entgegenstreckte: „Guten Tag, Vetter."

Diesmal war die stumme Verlegenheit auf meiner Seite. Ich glaubte mich verhört zu haben, und konnte kaum den Muth finden, die kleine Hand, welche den Druck der meinigen erwartete, zu ergreifen.

„Ihr Vetter?" stammelte ich, und suchte vergebens im Register entfernter Verwandten nach einer Lösung des Räthsels.

„So sehr, wie der Sohn vom Bruder meiner Mutter es sein kann," antwortete sie, über meine Verlegenheit in ein kindliches Lachen ausbrechend.

René, Du kennst meine Lebensgeschichte, kennst das traurige Drama unserer Familienzwiste. Du kannst Dir also vorstellen, wie mich das unerwartete Zusammentreffen überraschen und welche Erinnerungen es in mir wecken mußte. Dennoch gelang es mir mit Aufwand aller meiner Selbstbeherrschung, meine Erschütterung hinter einem Lächeln zu verbergen.

„Was, Sie wären —"

„Genoveva de Senozan," erwiderte sie lachend, „welche, gezwungen, sich Ihnen zu nennen, um ihre Kühnheit zu motiviren, Ihnen keinen Vorwurf daraus machen kann, daß Sie sie nicht erkannt haben, weil sie sich desselben Unrechts schuldig bekennen muß."

„Ist es nicht natürlich, Fräulein? Seit zehn Jahren waren Sie in den Kolonieen, und ich konnte unmöglich wissen, daß Sie zurückgekehrt seien."

Beim kalten Ton meiner Worte, welcher so schlecht zu ihrer offenen Herzlichkeit paßte, fuhr sie zurück, blickte mich scheu an und kam völlig außer Fassung. Ich wollte die Härte, welche nicht in meiner Absicht gelegen hatte, wieder gut machen, aber sie unterbrach mich.

„Sie haben nicht nöthig, sich zu rechtfertigen," sagte sie, indem ein Schatten von Traurigkeit über ihre Stirn zog. „Ich sehe, ich hatte Unrecht, als ich glaubte, daß wir Freunde sein könnten."

„Mein Fräulein —"

„Genug," unterbrach sie mich, indem sie sich abwendete um ihre Röthe zu verbergen. „Lassen Sie's dabei bewenden, und verzeihen Sie, daß ich mich geirrt."

Und mit einem kalten Gruß ritt sie davon.

Nun, was sagst Du dazu, René? War das nicht abentheuerlich genug?

So wenig war ich auf die Rückkehr der Familie Senozan vorbereitet und so fern hatte mir die Möglichkeit eines Zusammentreffens mit ihr gelegen, daß ich trotz des mir angeborenen oder anerzogenen Stoicismus durch die Begegnung mit meiner Kousine ganz außer Fassung gebracht wurde und im Zustande der tiefsten Verwirrung wieder auf meinem Schloß ankam. Zweifelsohne waren die Zerwürfnisse, welche unsere Familien getrennt hielten, ihr noch unbekannt, wie sie auch mir durch viele Jahre ein Geheimniß gewesen, und der Gedanke, dem unschuldigen Kinde das vom Vater Verschuldete vorzuwerfen, lag mir wahrlich fern; aber dennoch erwachte der instinktive Haß, den ich schon erloschen glaubte, wieder so lebhaft in mir, daß ich mir fast Vorwürfe darüber machte, die Hand meiner schönen Verwandten berührt zu haben. War sie auch an Allem, was vorgefallen, völlig schuldlos, so blieb sie doch die Tochter des unversöhnlichsten Feindes meines Vaters die Tochter des Mannes, welche ihn getödtet und mich zur Waise gemacht. Und dennoch war ich beschämt über mein fast schroffes Benehmen gegen sie.

Aus tiefer, nebelhaft verschleierter Ferne erinnerte ich mich traumartig eines Schlosses, in welches man mich nach dem Tode meiner Mutter gebracht. Ich war damals sechs Jahre alt. Vor mir schwebt das Antlitz einer jungen Frau, die ich Tante nannte und die mich vergebens zu trösten suchte, und daneben die harten Züge eines Mannes, dem zuerst meine Thränen wie später meine Spiele ein Gegenstand des Aergernisses waren. Kam er, so versteckte ich mich. Dann ist die Kette der Erinnerung plötzlich zerrissen. Es ist mir als hätte ich lange, lange geschlafen. Als ich wieder aufwachte, befand ich mich krank und schwach auf unserem Schlosse, und neben meinem Bette saß der Vater, welcher von einer Reise zurückgekehrt war. Wie alle unsere Leute, war auch er schwarz gekleidet. Es folgten lange Tage voll Trauer und Einsamkeit, bis ich der Obhut eines Hofmeisters übergeben wurde. Die Zeit hatte meinen Schmerz ein wenig gemildert; das liebe- und vertrauensvolle Verhältniß, welches zwischen meinem Vater und mir obwaltete, ersetzte mir zum Theil die Zärtlichkeit der Mutter, und so verflossen Jahre voll ungetrübten Glückes, während deren ich die Verwandten nie wiedergesehen. Als mein Vater mich zum ersten Male mit nach Paris nahm, war ich dreizehn Jahre alt. Erst hier wird meine Erinnerung an die Senozans deutlich, und sie knüpft sich an eine schreckliche Szene, welche ich nie vergessen werde. Wir bewohnten unser Hotel in der Rue de Varennes; bei meinem armen Vater hatte sich bereits die Herzkrankheit ausgebildet, welche ihm jede Gemüthsbewegung gefährlich machte. Eines Tages kündigte er mir an, daß wir meiner Tante, der Gräfin Senozan, einen Besuch abstatten würden. So sorgfältig man mir auch Dinge verheimlichte, von denen Kinder nichts wissen dürfen, hatte ich doch aus hingeworfenen Worten entnommen, daß zwischen den Senozans und uns ein gespanntes Verhältniß obwalte. Aber ich dachte nicht weiter darüber nach, und daß mein Vater mich seiner Schwester vorstellen wollte, fand ich ganz natürlich. Wir gingen zu Fuß nach der Vorstadt St. Honoré. Du kennst das Hotel Senozan, und obgleich ich nur einmal seine Schwelle überschritten, werde ich den Eindruck nie vergessen, den der Anblick dieses stolzen Gebäudes auf mich machte. Alles mußte mir imponiren, vom mittelalterlich ausstaffirten Schweizer, der mit seiner Hellebarde an der Thür Wache

hielt, bis zu den Dienern mit ihren reichen Livreen, die wir auf Schritt und Tritt sahen. Dagegen war unser Chazol nur ein sehr bescheidenes Etablissement. Schüchtern folgte ich meinem Vater durch die Reihen von Sälen, mit der Aussicht auf den prachtvollen Garten, welcher sich bis zu dem der Tuilerien erstreckt, bis wir endlich in das Boudoir kamen. Meine Tante saß auf einem Divan. Als wir eintraten, erhob sie sich lebhaft, empfing meinen Vater mit einer Herzlichkeit, welche eine Beimischung von Trauer nicht verbergen konnte, und reichte mir die Hand, die ich, da sie keine Miene machte mich zu umarmen, einfach küßte. An ihrer tiefen Bewegung erkannte ich jedoch, daß diese Zurückhaltung nicht ihren Grund im Mangel an Herzlichkeit, sondern in der strengen Etikette habe, welche selbst unter den nächsten Verwandten nicht verletzt werden durfte.

„Es ist schön von Dir, daß Du gekommen bist, Guy," sagte sie; „ich danke Dir herzlich dafür. Habe ich doch seit fünf Jahren nichts von Dir gehört."

„Hättest du mir früher geschrieben," erwiderte mein Vater, „so wäre ich früher zu Dir gekommen, trotz alledem. Du mußt das ja wissen."

„Durfte ich?" entgegnete sie mit einem leisen Seufzer.

Beide waren verlegen.

„Findest Du mich verändert?" hub sie nach einer Weile wieder an.

„Nein, nur vielleicht ein wenig blässer."

„Dein Sohn ist ein allerliebster Junge. — Lernt der junge Herr auch fleißig?" setzte sie, an mich gewendet, hinzu.

Ich antwortete so gut ich konnte. Gewöhnt an die zärtliche Natürlichkeit meines Vaters, übte dieser zeremoniöse Ton einen erkältenden Einfluß auf mich. Dennoch ließ sie ihre Augen lange auf mir ruhen, und es wollte mir scheinen als würden dieselben feucht.

Mein Vater erkundigte sich nach einigen Personen, deren Namen mir unbekannt waren. Sie gab zerstreute Antworten. „Und er?" fragte endlich mein Vater nach einer ängstlichen Pause.

Es schien mir als würde sie verwirrt, aber sie faßte sich schnell.

„Du wirst von ihm erwartet," antwortete sie traurig.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

(Die Perlsucht des Rindes und die Schwindsucht des Menschen.) Eine unter dem Rindvieh sehr verbreitete Krankheit ist die Perlsucht, auch Franzosenkrankheit genannt, weil man früher glaubte, dieselbe sei eine Art Lustseuche oder Syphilis. Neuere Untersuchungen haben diese Annahme widerlegt und dargethan, daß sie eine Tuberculose sei, kenntlich an den Knotenbildungen der Eingeweide und der Häute. Während man in alter Zeit ängstlich darauf bedacht war, Fleisch und Produkte perlsüchtiger Rinder von jedem Gebrauche auszuschließen, ging man seit der Erkenntniß von dem eigentlichen Wesen der Krankheit von einer solchen Vorsicht wieder gänzlich ab, höchstens daß man die mit Knoten bedeckten Theile beim Schlachten der Thiere entfernte. Erst als Villemain die Ansteckungs-Fähigkeit der Tuberkulose nachwies, indem er sie durch Impfung von Menschen auf Thiere übertrug, wurde man wieder aufmerksamer auf die Perlsucht des Rindes, zumal sich heraus gestellt hatte, daß diese Krankheit immer häufiger auftritt, und unter Verhältnissen, welche ihre Entstehungs-Ursache zu einem Räthsel machten. Der französische Thierarzt Chauveau setzte die Untersuchung weiter fort und that 1869 durch eine Reihe von Versuchen dar, daß die Uebertragung der Tuberkulose von einer perlsüchtigen Kuh auf gesunde Rinder auch von den Verdauungswegen aus möglich, ja sogar sicher sei. Professor Klebs in Bern führte die Forschungen in dieser Richtung weiter und übertrug mittelst Einspritzungen die Tuberkulose des Menschen auf das Rind; folgerichtig schloß er aus seinen Experimenten, daß nunmehr auch der umgekehrte Fall, nämlich die Uebertragung der Perlsucht oder Rinder-Tuberkulose auf den Menschen möglich und wahrscheinlich sei. Er wies sogar mit Hilfe der Statistik nach, daß im Kanton Bern die Tuberkulose oder Schwindsucht des Menschen trotz günstiger klimatischer Verhältnisse überall dort am verbreitetsten auftritt, wo die Viehzucht am stärksten betrieben wird und die Milchnahrung eine allgemeine ist. Der Professor der Thierarzneikunde in Berlin, Gerlach, früher Direktor der Thierarzneischule in Hannover, stellte dieselben Versuche, aber in noch weit größerem Umfange an, und gelangte durchaus zu den nämlichen Ergebnissen. Unter Anderem fütterte er Kälber, Lämmer, Ferkel und Kaninchen mit der Milch einer perlsüchtigen Kuh, und alle diese Thiere erwiesen sich beim Schlachten von der Tuberkulose im höchsten Grade ergriffen, so daß kein Zweifel darüber obwalten konnte, daß die Milch der kranken Kuh die Krankheitsursache gewesen sei. Dies findet schon Bestätigung dadurch, daß auch Schafe und Schweine, bei welchen man bisher Perlsucht noch nicht beobachtet hatte, auf diese Weise angesteckt wurden. Es liegt daher ganz nahe, anzunehmen, daß durch den Genuß der Milch von tuberkulosen oder perlsüchtigen Kühen auch der Mensch die Tuberkulose oder Schwindsucht bekommen kann. Mit Recht lenkt daher Gerlach die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Gefahr, welche die Kinder, die mit Kuhmilch genährt werden, von dieser Seite bedroht. Denn es ist leider Thatsache, daß die Perlsucht nirgends mehr grassirt, als unter dem Milchvieh der Maiereiwirthschaften in der Nähe großer Städte, welches frischmelkend angekauft zu werden pflegt, ohne viel nach Provenienz und Gesundheitszustand zu fragen, und dem Fleischer zufällt, sobald es in der Milchergiebigkeit nachläßt. Im Interesse der Volkswohlfahrt sollten die Untersuchungen in dieser hochwichtigen Angelegenheit mit aller Energie fortgesetzt und dadurch Anhaltspunkte für fernere Maßnahmen gewonnen werden. Es ist Sache der Sanitätsbehörden, hier einzuschreiten; vorläufig sollte der Verkauf des Fleisches von perlsüchtigen Rindern unbedingt verboten werden. Was die Milch betrifft, so wäre nur deren Genuß in ungekochtem Zustande bei irgend einem Verdacht zu widerrathen; denn es ist anzunehmen, daß durch das Kochen derselben der Ansteckungsstoff zerstört wird.

Sonette

aus „Anathema sit!" von K. Woermann.

Ein „Pereat!" den Ratten und den Eulen!
Der Haß thut weh. Und dennoch gilt's zu hassen;
Es gilt, die Feinde keck ins Aug' zu fassen
Und zu zerschmettern mit des Geistes Keulen.

Den Ratten Tod, die an des Reiches Säulen
Zu nagen, hungrig, Tag und Nacht nicht lassen;
Den Eulen Tod, die frech in hellen Gassen
Spottlieder auf das Licht der Sonne heulen!

Wir kennen sie. Wie die verschiednen Pole
Sich anziehn, also stehn auch sie zusammen,
An Vaterland und Freiheit sich zu rächen.

Der Haß thut weh. Doch Haß sei die Parole!
Aus Schutt und Asche soll in hellen Flammen
Das Morgenroth der ew'gen Liebe brechen.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von G. Meyer.

22.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Nürnberg. 1. Juni. 1871.

Vornehm und Gering.

(Fortsetzung.)

Ich fühlte, daß meine Anwesenheit sie genire und sie sich vor mir nicht offen auszusprechen wagten. Eine schwere Sorge schien sie Beide zu bedrücken. Endlich warf mein Vater ihr einen verstohlenen Blick zu, und gleich darauf sagte er: „Jean muß doch seine Kousine kennen lernen."

„Sie ist im Garten," erwiderte meine Tante; „ich will sie rufen lassen."

Die Kousine kam, und etwas verlegen stand ich einem sechsjährigen, allerliebsten Kinde gegenüber, als man uns nach den Regeln der Etikette einander vorstellte. „Mademoiselle Genoveva de Senozan, Ihre Kousine. — Der Herr Graf Jean de Chazol, Ihr Kousin." Ein tiefer Knix, eine tiefe Verbeugung, und dann schickte man uns mit der Gouvernante in den Garten. Kaum waren wir dort, als Genoveva fröhlich rief: „Jean, wollen wir spielen?"

„Ja," antwortete ich erfreut. Wir nahmen uns bei der Hand, und in voller Karriere ging es jauchzend durch die Gänge und Alleen.

Ich weiß nicht, verstrich die Zeit so schnell oder war sie wirklich so kurz; aber es schien mir als könnte keine Stunde verflossen sein, als ein Lakai kam und mir sagte, daß mein Vater mich erwarte.

„Jetzt schon?" sagte Genoveva mit dem traurigsten Gesichte von der Welt. Ich hatte alles Mögliche zu thun, um nur ihre Thränen zu stillen.

„Morgen kommst Du wieder, nicht wahr?"

„Morgen und alle Tage," antwortete ich mit tiefster Ueberzeugung. Als wir eben beim letzten Gebüsch vor dem Hotel angekommen waren, sagte sie: „Komm, küsse mich schnell bevor wir wieder bei den Andern sind."

Wir küßten uns, und traten in den Salon. Aber da bot sich mir ein schrecklicher Anblick. Mein Vater war todtenbleich, und zitterte vor Wuth. Meine Tante, der die Thränen über die Wangen rollten, umschlang ihn bittend und flehend.

„Guy, ich beschwöre Dich!" rief sie unter krampfhaftem Schluchzen.

„Er ist ein elender Schurke!" rief mein Vater.

„Da sind die Kinder — schweige!" sagte meine Tante, indem sie uns bemerkte.

Ich konnte kaum noch eintreten. „Komm!" sagte mein Vater und zog mich fort, als wollte er mich einem Fluch oder sich selbst einem Verbrechen entreißen. Als wir das Hotel hinter uns hatten, rief er einen eben daherrollenden Fiaker an, und hob mich hinein. Er bemerkte den Eindruck, welchen seine Stimmung auf mich machte. „Nichts, nichts!" sagte er. „Beruhige Dich. Nur ein Gespräch mit ihm!" Aber kaum hatte er diese Worte hervorgebracht, als er in Ohnmacht sank.

Ich erfuhr später durch meinen Onkel den Inhalt des Gesprächs, in welchem mein Vater als natürlicher Beschützer seiner Schwester die gerechteste Sache gegen einen brutalen, ausschweifenden, in Laster versunkenen Gatten vertheidigte. Durch ihn ist mir die Szene geschildert worden, welche meinen Vater zwang, am Manne seiner Schwester die tödtlichste Beleidigung durch den Degen zu rächen. Das sind Erinnerungen, die sich nicht verwischen lassen.

Weinend, rathlos, kam ich mit meinem fast sterbenden Vater im Hotel an. Zwei Tage darauf, als ich nach meiner Gewohnheit früh Morgens in sein Zimmer trat, erfuhr ich zu meinem Erstaunen, daß er bereits ausgegangen sei. Die Verlegenheit und Unruhe der Dienerschaft flößte mir die Ahnung eines Unglücks ein. Eine halbe Stunde darauf kam er in Gesellschaft zweier Freunde zurück. Ich merkte, daß er sich geschlagen, aber verwundet war er nicht.

Ich erinnere mich des Aufsehens, welches dies Duell in der Pariser Gesellschaft machte. So vorsichtig man auch mir gegenüber war, fiel mir doch eine Zeitung in die Hände, aus der ich mir die Einzelheiten zusammensetzte. Es wurde darin erwähnt, daß ein Duell mit dem Degen zwischen M. G. v. C. und M. v. S., seinem Schwager, Beide den Kreisen der höchsten Aristokratie angehörend, stattgefunden habe. Aus den Andeutungen mußte ich schließen, daß der Letztere schwer verwundet sei, und natürlich „verlor man sich in Muthmaßungen über den Grund dieses tragischen Ereignisses". Auf dieselbe Weise erfuhr ich noch mehr. Was könnte dem Scharfblick Derer entgehen, denen die Pflicht obliegt, das Publikum mit einem möglichst pikanten Unterhaltungsstoff zu versehen? Verblümt wurde hingewiesen auf häusliche Zerwürfnisse, auf sträfliche Beziehungen unter dem Dach des Hauses, welches nur das reinste eheliche Verhältniß hätte schauen sollen. Während einer Woche bildete dies Ereigniß den Hauptgegenstand der Unterhaltung, bis es durch ein anderes in den Hintergrund gedrängt wurde, zumal da die Wunde des Marquis sich nicht als tödtlich erwies. Für meinen Vater aber sollte die Sache einen desto traurigeren Ausgang nehmen. Den heftigen Gemüthserschütterungen war er nicht gewachsen; sein Herzleiden nahm eine Form an, welche bald jede Hoffnung ausschloß. Noch durch sechs Monate siechte er so hin, und dann starb er. Auch der Marquis hatte mehrere Wochen lang zwischen Leben und Tod geschwebt, war aber durch die unermüdliche Sorgfalt seiner Frau, welche nicht von seinem Lager wich, gerettet worden. Später erfuhr ich, daß er nach Martinique gegangen, wo er dem Gerücht nach eine Erbschaft von fabelhaftem Belauf antreten sollte, und bis zu dem Augenblick, in dem ich so unerwartet mit meiner Kousine zusammentraf, hatte ich nie wieder etwas von der Familie des Mannes gehört, den ich als den Mörder meines Vaters betrachten mußte. Mit einer Art von Entsetzen vertiefte ich mich jetzt in diese Erinnerungen, und obgleich die Zeit den Haß des Knaben gemildert, gedachte ich doch lebhaft der Tage, in denen ich keinen größeren Wunsch gekannt hatte, als, ein Mann zu werden um meinen Vater rächen zu können.

Inmitten dieses innern Zwiespalts wurde mir eines Tages der Besuch meines Notars, des Herrn Langlade, ge-

meldet. Es kam mir der Gedanke, ihn auszuforschen, und so unbefangen wie möglich warf ich die Frage hin, ob der Marquis Senozan sein Schloß Morniere bewohne.

„Ihr Onkel?“ rief er erstaunt. „Wissen Sie denn nicht, daß er seit einem Jahre im Himmel wohnt — vorausgesetzt, daß er von Martinique aus den Weg zu der Behausung der Seligen finden konnte?“

„So ist meine Tante Wittwe? Wissen Sie das gewiß?“

„So gewiß, wie ein Notar, welcher die Erbschaft zu ordnen hatte, dergleichen wissen kann. Ueberdies habe ich die Ehre, der Freund Ihrer Tante zu sein, wie ich der Ihres Vaters war.“

Ich erfuhr jetzt, daß seit zwei Monaten meine Tante mit ihrer Tochter nach Frankreich zurückgekehrt sei, daß sie, sehr leidend, den Winter in der Provence zubringen wolle und daß der Dame durch ihn meine bevorstehende Ankunft hinterbracht worden.

Weiter wagte ich in meinen Erkundigungen nicht zu gehen. An der vorsichtigen Art und Weise Langlade's merkte ich, daß er sich nicht auf eine Weise in Familienzerwürfnisse mischen wollte, welche seine Neutralität kompromittiren könnte. Ueberdies aber hatte der Tod meines Onkels den alten Zorn vollständig ausgelöscht, und ich erblickte nur noch seine alleinstehende Frau, welche jeden Anspruch auf Schutz und Mitgefühl geltend machen konnte. Wollte der Zufall, daß ich meiner Kousine wieder begegnete, so konnte ich Ihr rückhaltslos meine Werthschätzung zeigen, ohne dadurch meiner Würde etwas zu vergeben, und die verwittwete Schwester meines Vaters hatte gewiß ein unbedingtes Recht auf meine Verehrung.

Mit lebhafter Reue gedachte ich jetzt meines Benehmens bei jenem Zusammentreffen im Walde. Es quälte und entsetzte mich der Gedanke, daß sie mich fähig glauben könne, selbst an ihr einen alten Groll auszulassen, welcher keine Berechtigung mehr hatte. Betroffen rief ich mir ihre Worte zurück, und fragte mich, ob sie nicht in mir einen Beschützer erwartet habe. Und was dachte ich sonst noch Alles; weißt Du doch, wie weit die Phantasie zu schweifen vermag, wenn sie einmal aufgeregt ist! Die sonderbare Aehnlichkeit der reichen Erbin mit der Ziegenhirtin bemächte sich meiner Einbildungskraft und machte mir viel zu schaffen. Kurz, ich wünschte sehnlichst ein zweites Begegnen mit der schönen Kousine, sei es auch nur um den unvortheilhaften Eindruck zu verwischen, welchen das erste bei ihr zurückgelassen haben mußte. Vollständig von diesem Gedanken beherrscht, ließ ich mein Pferd satteln und galloppirte fort, beseelt von der Hoffnung, sie möglicherweise wieder zu treffen.

Ich sehe Dich lächeln, werther Freund, über das Resultat meiner tiefsinnigen Meditationen, und ich durchschaue Deine Gedanken. Vielleicht hast Du auch sogar Recht. Wer kann sich wohl in jeder Lage des Lebens immer ganz klar sein über die Beweggründe, welche seine Handlungen bestimmen? Wäre meine Kousine häßlich wie die Nacht, so wäre vielleicht mein chevaleresker Drang minder lebhaft gewesen. Wir wollen darüber weiter keine Betrachtungen anstellen, und ohne gar zu boshafte Glossen wirst Du mich gefälligst nach dem Ziel meines Rittes begleiten. Aus verschiedenen Anzeichen glaubte ich schließen zu können, daß meine Kousine an jedem Morgen einen solchen Spazierritt mache. Es war deshalb wahrscheinlich, daß ich, beim Kreuz Stellung nehmend, sie bei ihrem Herannahen von weitem erblicken werde. Ich hatte mich bei Zeiten auf den Weg gemacht, band, auf meinem Posten angelangt, mein Pferd an einen Baum und streckte mich auf den Rasen hin.

Lange hatte ich zu warten; aber eine solche Wacht im Walde ist nicht ohne ihren Reiz. Endlich sah ich eine Staubwolke unter Hufttritten emporwirbeln, und fünf Minuten darauf war meine Kousine, wie am gestrigen Tage, nur ein paar Schritte von mir entfernt. Als sie mich gewahrte, machte sie eine Geberde der Ueberraschung und erröthete. Mir einen kalten Gruß zunickend, wollte sie ohne Aufenthalt vorüber reiten; aber als ich, mit dem Hut in der Hand, mich ihr nahte, hielt sie die Zügel an, maß mich mit der halb spottenden, halb fragenden Miene, welche ihr so reizend steht, und harrte dessen, was ich ihr zu sagen haben würde.

„Kousinchen,“ hub ich an, „wollen sie mir nicht gestatten, Ihnen guten Tag zu sagen?“

Sie zögerte, und sagte dann mit einiger Verlegenheit: „Ich danke dem Zufall, welcher diese Begegnung veranlaßt.“

„Es war nicht bloßer Zufall, Kousine,“ antwortete ich, mit einem Gefühl des Bedauerns über ihre Kälte. „Ich wartete auf Sie.“

„Sie haben mich erwartet?“

„Ich wollte Sie um Verzeihung bitten wegen meines gestrigen Benehmens, und Ihnen zugleich dafür danken, daß Sie mich aus alter Zeit in Erinnerung behalten haben.“

„Das Eine hatte ich schon vergessen, und daß Sie mir Dank schuldig seien, wußte ich nicht.“

Nach dem, was vorgefallen, konnte ich nichts Anderes erwarten, und hatte nicht das Recht, mich verletzt zu fühlen. Mir ein Herz fassend, fuhr ich fort:

„Lassen Sie mich aufrichtig sein, Kousine. Ich benahm mich bei unserem gestrigen Zusammentreffen recht albern, und fürchte, daß Sie sich danach einen falschen Begriff über meine Empfindungen gebildet haben. Seitdem habe ich reiflich über die Sache nachgedacht; wollen Sie mir erlauben, Sie zu begleiten und ein wenig mit Ihnen zu plaudern?“

Zögernd blickte sie mich an, und sagte alsdann, mit einer entschlossenen Handbewegung: „Sie haben Recht; so wird es wohl das Beste sein. Kommen Sie!“

Ich band mein Pferd los, sprang in den Sattel und folgte ihr. Nach einigen Minuten ritten wir neben einander an einer Stelle, welche keinen Raum übrig ließ.

„Haben Sie mir etwas mitzutheilen,“ bemerkte sie, als ich noch immer schwieg, „so möchte dies der passendste Ort dazu sein.“

„Erst sagen Sie mir, weshalb Sie mich nicht mehr, wie gestern, Vetter nennen.“

„Habe ich Sie wirklich so genannt?“ erwiderte sie mit einem leisen Anflug von Ironie. „Da muß ich mich wohl übereilt haben.“

„Seien Sie barmherzig, Kousine! Habe ich doch mein Unrecht offen eingestanden!“

„Nun, so sei's denn, Vetter! Und jetzt geben Sie mir gefälligst das Resultat Ihrer Reflexionen.“

„Das läßt sich kurz zusammenfassen, liebe Kousine. Wir sind Geschwisterkinder. Unsere Väter entzweiten sich als wir noch zu jung waren um etwas davon zu verstehen. Was sie auch getrennt, wo auch die Schuld gelegen haben mag, für uns darf es nicht existiren. Das Verhätniß, in dem unsere Familien zu einander stehen, mag uns vor der Welt eine gewisse Zurückhaltung auferlegen; aber ich bin Ihnen der nächste Verwandte — es mögen Fälle eintreten, in welchen Sie eines Freundes, eines Bruders bedürfen, und darum, Kousine, dürfen wir einander nicht fremd, nicht kalt gegenüberstehen.“

Während ich sprach, hielt sie das Haupt geneigt, den Blick auf den Weg geheftet, aufmerksam, ernst, als wäge sie jedes meiner Worte ab. Als ich geendet, schien sie Alles zu bedenken und sagte dann: „Danke, Vetter. Jetzt erkenne ich Sie, und die Reihe, sich wegen Mangels an freundlichem Entgegenkommen zu entschuldigen, ist an mir.“

„Und Sie nehmen meine Freundschaft an?“

„Habe ich die nicht schon längst angenommen?“ erwiderte sie mit sanft vorwurfsvollem Lächeln. „Haben Sie sich mir nicht schon einmal mit heiligem Schwur als Freund verpflichtet?“

Ich muß gestehen, daß diese offenherzige Appellation an

Erinnerungen, welche in meinem Geist fast vollständig erloschen waren, mich tief rührte.

„Erinnern Sie sich wirklich noch —"

„An Alles, das mögen Sie mir glauben; selbst an das Versprechen, mir zu schreiben sobald ich Geschriebenes lesen könne. Durch das Versprechen angespornt, lernte ich's schnell genug; aber auf Ihren ersten Brief habe ich vergebens gewartet."

„Verzeihen Sie mir, Kousine; ich hatte in jener Zeit einen großen Kummer."

„Ja wohl", unterbrach sie mich lebhaft, „und ich habe genug um Sie geweint, als meine Mutter mich Trauer anlegen ließ. Ich hatte damals schon Verstand genug, um einzusehen, daß wir jetzt auf längere Zeit getrennt sein würden; aber wir hatten ja einander geschworen, immer Freunde zu bleiben, und ich wußte, daß Sie eines Tages zu mir kommen würden. Sehr traurig wurde ich, als man mir mittheilte, daß der Admiral Sie mit zur See genommen habe; als wir auf Martinique waren, tröstete Martin mich mit der Vorstellung, daß Ihre Fahrt Sie auch dorthin führen werde. Mit jedem französischen Schiff erwartete ich Sie. Es war recht thöricht von mir."

Du kannst Dir vorstellen, René, wie mir hierbei zu Muthe wurde.

„Hatten Sie mich wirklich in so treuem Andenken behalten?" erwiderte ich bewegt.

„O, darauf brauchen Sie sich nichts einzubilden," antwortete sie mit koquettem Lächeln. „Man ist mir dabei vielleicht ein wenig behülflich gewesen, und gestern habe ich ja die Erfahrung gemacht, daß Sie einer so beständigen Freundschaft nicht würdig sind. Wir waren unserer Zwei. Haben Sie auch Marton vergessen?"

„Marton?" wiederholte ich, vergebens in allen Winkeln meines Gedächtnisses nachsuchend.

„Marton, die Kammerfrau Ihrer Mutter, welche Sie erzog bis Sie einen Hofmeister bekamen?"

„Was, wäre es möglich?"

„Sie hat auch mich erzogen, und seit ich's verstehen konnte erzählte sie mir von meinem Vetter Jean, in dem ich den mir vom Schicksal bestimmten Freund erblickte. Als Sie uns in Paris besuchten, war sie eben abwesend. Als sie zurückkam und ich ihr erzählte, daß Sie versprochen hätten, mein Bruder zu sein, war sie naiv genug, an die Aufrichtigkeit solcher schönen Betheuerung zu glauben, von welcher, wie ich jetzt sehe, jede Spur Ihrem Gedächtniß entschwunden ist."

„Legen Sie das den Ereignissen zur Last, Kousine."

„Der Zeit lege ich es zur Last, welche wohl den geringen Eindruck auslöschen konnte, den das kurze Zusammensein mit einem so unbedeutenden kleinen Wesen auf Sie gemacht. Mir wäre es wohl ebenso gegangen, wenn nicht Marton gewesen. Erst vor einem Jahr ist sie gestorben. Sie erhielt Nachricht von Ihnen durch Paskal, den Diener Ihres Onkels, und im Geiste begleiteten wir Sie auf Ihren Reisen. Ich sage Ihnen dies Alles weil auch ich nachgedacht habe und zu der Einsicht gekommen bin, daß das Aufdrängen einer ungesuchten Freundschaft Ihnen einen sonderbaren Begriff von mir beibringen mußte. Ich bin dadurch, offen gestanden, ein wenig beschämt und selbst betrübt worden, denn muß ich mir doch bekennen, daß die gehoffte Freundschaft nur ein Traumbild meiner Phantasie gewesen, welche ich thörichter Weise für Wirklichkeit gehalten. Aber Sie sind ja doch zuletzt gekommen, und ich danke Ihnen auch für das Wenige."

Sie sagte dies mit einem Anflug sanfter Melancholie, als trauerte sie über eine verlorene Illusion, und ich fühlte mich klein und beschämt neben der Größe dieses kindlichen Vertrauens. Ihre großen, schwarzen Augen, die sie fest und offen auf mich gerichtet hielt, blieben auch nicht ohne Wirkung, und überdies weckte das Ungewöhnliche der Situation, in die ich mich so plötzlich versetzt sah, in mir die eigenthümlichsten Gedanken. Indem ich sie anblickte, konnte ich die Erinnerung an die Ziegenhirtin nicht von mir bannen, immer drängte sich mir die Aehnlichkeit zwischen den Beiden auf; aber einen ganz anderen Zauber übte doch diese keusche, von zarter Anmuth umhauchte Schönheit auf mich aus, welcher gegenüber nur die zarteste und heiligste Empfindung möglich war.

„Darf ich Sie zuweilen wieder treffen?" fragte ich.

„Ich möchte es gern," antwortete sie; „aber dürfen wir's, so lange unsere Familien getrennt bleiben? Würde Ihr Onkel, der Admiral, diese geheime Freundschaft nicht tadeln, und müßte ich mir nicht das Geheimniß gegen meine Mutter zum Vorwurf machen, welche Sie, wie Sie selbst andeuteten, so wie die Verhältnisse einmal liegen, als Ihre Feindin betrachten müssen?"

„Ich sollte der Feind Ihrer Mutter sein? Wie können Sie das nur glauben?"

„Nein," erwiderte sie lebhaft, „ich glaubte es auch nicht. Ich weiß wohl, daß Sie im Grunde des Herzens meiner Mutter nicht zürnen können, welche an dem Unglück nicht mehr Schuld trägt als ich. Und müssen wir auch dem Zwange gehorchen, welchen die Konvenienz uns auferlegt, so weiß ich doch fortan, daß wir immer Freunde sein werden."

Wir waren am Ende des engen Weges angekommen, und ihr Bruder und der Stallmeister gesellten sich wieder zu uns. Der Anstand forderte, daß ich mich von ihr verabschiedete, zumal da wir schon nahe bei Mierniere waren.

„Noch einmal meinen Dank," sagte sie, mir die Hand reichend. „Leben Sie wohl."

„Leben Sie wohl? Ist das Ihr letztes Wort?"

„Vielleicht auf Wiedersehen," erwiderte sie lächelnd. „Wer weiß?"

Ich sehe Dich vor mir, lieber René, wie Du beim Lesen meiner Erzählung Dir lächelnd den Bart streichelst, mit der Miene eines zukünftigen Admirals, welcher schon beim Beginn das Ende kenne und genau weiß, was aus dem Helden werden wird. Auch will ich Dir gern zugestehen, daß bisher meine Erlebnisse sich genau so ausgenommen haben, wie der Anfang eines Liebes-Abentheuers. Von Rebekka am Brunnen bis zu Gretchen beim Kirchgang, begegnete man einander gerade so, und wird vom zündenden Strahl getroffen. Dennoch muß ich zu meiner Beschämung gestehen, daß ich mein Herz bis jetzt nicht verwundet fühle. Wohl könnte sich meine Phantasie keine reizendere Fee mit dem goldenen Zauberzweige, welcher mein schlummerndes Herz wecken sollte, vorstellen. Keineswegs unempfindlich bin ich gegen das Anmuthvolle dieses Abentheuers im Walde, wo die schönste Kousine mir die Hand entgegenstreckt, mich als Vetter begrüßt, und mir den Beweis liefert, daß sie mir in Folge einer Begegnung, welche meinem Gedächtniß fast ganz entschwunden, eine liebevolle Pietät bewahrt. Dennoch blieb ich bis jetzt frei, obgleich ich mich, aufrichtig gesagt, gern gefangen nehmen, mich gern in das Joch der Liebe spannen ließe, dessen süße Last ich bis jetzt nur vom Hörensagen kenne — wenn es allerdings auch meiner Jugend, wie Dir ja bekannt ist, nicht an kleinen galanten Abentheuern und Verhältnissen gefehlt hat. Ich kenne die Liebelei; die eigentliche Liebe aber ist mir bis jetzt noch ein verschlossenes Buch.

Einige Tage später kehrte ich zu Fuß von einem Ausflug zurück. Ich war, wie gewöhnlich, planlos umhergeeirrt, weil ich wußte, daß der Lauf der Durance mich immer wieder auf den rechten Weg führen werde. Aber diesmal hatte mich doch meine Zuversicht getäuscht; ich befand mich plötzlich, als ich schon in der Nähe meines Besitzes zu sein glaubte, in einer mir völlig unbekannten Gegend, einem hohen, stattlichen alten Schlosse gegenüber, welches am jenseitigen Ufer des Flusses lag und von einem prachtvollen Park umgeben war, dessen dichte Waldung das Schloß bis jetzt meinem Blick entzogen haben mußte. Vom Schloß bis zum Flussesrand erstreckte sich ein üppiger, von reizenden Blumenpartheien

überstreuter Rasen, um eine herrliche Allee in der Mitte war mit Statuenreihen verziert, welche dem Ganzen zugleich einen malerischen und grandiosen Ausdruck verliehen. Vergebens sann ich darüber nach, wem wohl das Schloß gehören möge, als ich vor der Thür eines von dichtem Gebüsch eingerahmten Häuschens eine Frau gewahrte, welche mir ihre Aufmerksamkeit zu schenken schien. Ich trat auf sie zu mit der Frage nach dem Namen des Schlosses und seines Besitzers, und nicht gering war mein Erstaunen, als sie mit einer Bewegung des Entsetzens und zornfunkelnden Augen mir zurief:

„Fort! Das ist das Unglücksschloß!“

Fast erschrocken trat ich einen Schritt zurück. Die zu mir gesprochen, war eine Frau von etwa 40 Jahren, bleich und hager, deren wetterbraune Züge aber noch Spuren früherer Schönheit zeigten, welche in eigenthümlichem Kontrast zu der dürftigen, aber in fast eleganter Draperie getragenen Kleidung standen. Was mich besonders an ihr frappirte, war eine düstere Gluth, die in ihren Augen loderte und mich an die Zigeunerin in Spaniens Gebirgen erinnerte. Während ich diese Betrachtungen anstellte, stand sie mir unbeweglich, hoch aufgerichtet gegenüber, und blickte mich fest und zuversichtlich an, gleich als sei sie sich des Eindrucks, den sie auf mich machte, gar wohl bewußt. Die Neugier veranlaßte mich zur Wiederholung meiner Frage, ohne ihr eine Antwort zu entlocken, als auf der Schwelle ein Mädchen erschien, in der ich sofort Virgie erkannte. „Es ist das Schloß Morniere, mein Herr!“ sagte sie.

„Sei still, Faullenzerin, und pack Dich fort!“ rief die Frau. Und das Wort durch die That bekräftigend, stieß sie sie ins Haus und wendete mir den Rücken zu.

Nicht auf's angenehmste berührt durch den häßlichen Namen, welchen die Frau der Besitzung meiner schönen Kousine beigelegt, betrachtete ich nachdenklich den Schauplatz eines der wichtigsten Erlebnisse meiner Kindheit, dessen Bild meinem Gedächtniß so völlig entschwunden war, als ich ein Kind in Begleitung einer Frau die Allee herabkommen sah. Trotz der Entfernung erkannte ich sofort meinen kleinen Vetter, und die Begleiterin mußte wohl seine Gouvernante sein. Sie setzten sich mir gegenüber ans Ufer und warfen Angelruthen aus. Ich zog den Hut über die Stirn, um nicht vom Knaben erkannt zu werden; dann fiel mir ein, daß möglicherweise meine Kousine sich zu ihnen gesellen könne, und entfernte mich, um nicht in einem Akt der Neugier ertappt zu werden, welcher als Spionage hätte ausgelegt werden können. Aber noch hatte ich keine hundert Schritt zurückgelegt, als ich einen durchdringenden Schrei vernahm, und alsbald der Ruf: „Zur Hülfe! Zur Hülfe!“ ertönte.

Ich eilte zurück und sah die Gouvernante allein am Ufer stehen. Sie war außer sich, schrie, rang die Hände, während unten das Kind mit dem reißenden Strom kämpfte. Fast in demselben Augenblick sah ich eine Gestalt durch das Gebüsch brechen und sich ins Wasser stürzen, während die Frau, die mich so unhöflich abgefertigt, mit dem Ruf an's Ufer lief: „Ein Boot! Ein Boot!“

Aber mit dem Lösen eines Bootes war keine Zeit mehr zu verlieren, und so schnell ich konnte, eilte ich zur Hülfe herbei. Als ich das Ufer erreichte, sah ich Viergie mit dem Strome ringen. Sie hatte das Kind gefaßt und näherte sich schon mit ihm dem Ufer, als plötzlich der Kleine in seiner Todesangst ihren Hals mit so krampfhafter Wucht umklammert hielt, daß sie sich nicht mehr helfen konnte.

Mit Einem Sprung war ich im Wasser, und erreichte die Beiden eben als sie am Untergehen waren. Noch eine Minute verzweifelter Anstrengung, wobei ich aller meiner Geistesgegenwart bedurfte, um nicht mit ihnen fortgerissen zu werden, und wir erreichten das jenseitige Ufer. Das Kind hatte das Bewußtsein verloren; kaum konnte ich seine erstarrten Arme vom Halse Viergie's lösen. Ich legte den Knaben auf den Rasen, beugte mich über ihn und hielt meinen Mund an seine Lippen gepreßt, um ihm Lebensodem einzuhauchen und seine Lungen in Bewegung zu bringen. Noch einige Sekunden, das kleine Herz fing an zu schlagen, und er athmete wieder.

Unterdeß war im Schlosse durch einen Gärtner, welcher den Verfall aus der Ferne gesehen, Allarm geschlagen worden und die Leute liefen in hellen Haufen herbei. Ich hatte alle meine Autorität aufzubieten, um die Menge abzuwehren, welche sich um uns drängte und staunend das in Lumpen gehüllte Mädchen betrachtete, welches mit eigener Lebensgefahr dem jungen Schloßherrn das Leben gerettet. „Es ist Viergie!“ riefen sie fortwährend.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Sonette

(aus „Anathema sit!“ von K. Woermann.

Den Helden Heil, die auf dem Schlachtfeld starben!
Heil Euch! Ihr seid des Vaterlandes Retter!
Und Heil auch Euch, die unter Siegsgeschmetter
Ihr heimkehrt, reich geschmückt mit Ehrennarben.

Hell leuchtend wehn des deutschen Reiches Farben,
Wehn über Land und Meer in Wind und Wetter.
Der Einheitsbaum treibt immergrüne Blätter,
Im Sonnenglanze reifen Freiheitsgarben.

Heil Helden Euch! Die Geistermahnung hören
Wir tiefergriffen. Aus dem Reich der Klarheit
Tönt flehend sie herab im Sturmeswehen.

Und bei dem Blute, das geflossen, schwören
Wir feierlich, im Kampf für Recht und Wahrheit,
Wie Ihr im Schlachtendonner, festzustehen!

Man begegnet zur Zeit den verschiedenartigsten Nachrichten über angebliche Vorkehrungen, welche zu Bayreuth getroffen würden, um im dortigen Opernhause demnächst das große Nibelungenwerk Richard Wagners zur Aufführung zu bringen. Die ganze Angelegenheit ist indessen über das Stadium eines Projecktes noch nicht hinausgetreten. König Ludwig hat Richard Wagner seiner Zeit das Versprechen gegeben, dessen großes Festspiel genau nach den Intentionen des Dichter-Componisten, wie von demselben in der Vorrede zur Druckausgabe des „Rings der Nibelungen“ ausführlich beschrieben, aufführen zu lassen. Ursprünglich sollte zu diesem Zwecke ein eignes Festtheater auf der Gasteighöhe bei München aufgeführt werden; ein prachtvolles Modell dazu nach Wagners Angabe hat der berühmte Architekt Semper im Auftrage des Königs schon vor Jahren vollendet. Die Ausfüarung desselben scheiterte jedoch, wie es scheint, an den enormen Kosten, welche dieselbe verschlungen hätte. Das Bayreuther Opernhaus, aus der Zeit des luxuriösen Hofhalts der Markgrafen stammend, hat ungeheure Räumlichkeiten und würde sich allerdings zu einer Einrichtung, wie sie Richard Wagner für sein Festspiel nöthig hält, ganz besonders eignen. Kommt eine solche Aufführung zu Stande, so wird dieselbe zur Zeit der „Sommersonnenwende“ des Jahres 1872 vor einem aus ganz Deutschland geladenen Publikum stattfinden.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von G. Meyer.

23.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Nürnberg. 11. Juni. 1871.

Vornehm und Gering.

(Fortsetzung.)

Plötzlich öffneten sich die Reihen. Meine Kousine Genoveva kam athemlos herbeigeeilt, und unmittelbar hinter ihr folgte meine Tante.

„Beruhigen Sie sich," sagte ich, auf den Knaben deutend, welcher sich weinend der Mutter in die Arme warf.

„Sie sind sein Retter!" sagte Genoveva bewegt.

„Nein, dies junge Mädchen hat ihn gerettet," antwortete ich, auf die Ziegenhirtin weisend, welche triefend, die langen, durchnäßten Haare schwer auf den Schultern klebend, dastand und sich hinter den Leuten verbergen zu wollen schien. Der Stimme ihres Herzens folgend, nahm Genoveva Viergie bei der Hand und führte sie mit warmen Dankesworten vor ihre Mutter hin. Schon hatte diese gleichfalls die Hand zu Gruß und Segen ausgestreckt, als sie plötzlich mit einer Geberde des Entsetzens innehielt.

„Rühre dies Mädchen nicht an!" rief sie mit einem solchen Ausdruck von Abscheu und Wuth, daß die Leute instinktiv zurückwichen.

Tiefe Stille folgte. Die arme Viergie stand allein, die Wangen von tiefer Schamröthe bedeckt, inmitten der Gruppe da.

„Es ist doch ein Glück für Sie, Frau Marquise," rief eine schrille Stimme dazwischen, „daß dies Mädchen zur Stelle war. Sie würden wohl sonst in diesem Augenblick Ihren Sohn zu beweinen haben."

Wie von einer Viper gebissen, fuhr die Marquise empor.

„Mariasse hier, auf meinem Grund und Boden?" rief sie, außer sich vor Zorn, als sie die Sprecherin erkannte.

„Ja wohl, Mariasse!" erwiderte die Frau mit einem imponirenden Stolz, der nicht als Unverschämtheit ausgelegt werden konnte. „Ich denke, wir kennen einander."

„Fort von hier!" rief die Marquise mit bebender Stimme. „Der Dienst, den Ihre Tochter geleistet, soll Ihnen bezahlt werden!"

„Behaltet Euer Geld!" entgegnete Mariasse. „Eines Tages sollt Ihr mir Alles bezahlen, und mit etwas Anderem als mit Gold und Silber! Komm, thörichte Dirne! Du siehst jetzt, was dabei herauskommt, einen Senozan zu retten! Geld, Geld, aber: Rühre das Mädchen nicht an!" Damit zog sie Viergie in das Boot, welches sie herübergeführt.

Stumm, verlegen, hatten die Leute diesem sonderbaren Gespräch zugehört. Als Mariasse sich entfernt, drückte die Marquise den Bauern, welche zur Hülfe herbeigeeilt waren, mit Wärme ihren Dank aus, und befahl, daß Keiner von ihnen vergessen werde. Dann wendete sie sich mit einer Rührung, welche im auffallendsten Kontrast zu der Szene stand, deren Zeuge ich so eben gewesen, zu mir.

„Ich danke Ihnen das Leben meines Sohnes, mein Herr. Das heißt: Es giebt für meine Dankbarkeit keine Grenzen!"

Einigermassen verlegen, wollte ich antworten, als meine Kousine ihr einige Worte in's Ohr flüsterte. Ueberrascht blickte sie mich an und sagte, mir die Hand reichend: „Kommen Sie. So dürfen Sie uns nicht verlassen."

Nach fünf Minuten befand ich mich in einem Zimmer des Schlosses, wohin der Intendant mir Kleider hatte bringen lassen, es selbst kaum für möglich haltend, daß ich unter diesem Dache weilen könne, und verwirrt durch die merkwürdigen Ereignisse, in deren Mitte ich mich versetzt sah. Sobald ich mich wieder sehen lassen konnte, ging ich hinab. Ein Diener führte mich in einen kleinen Salon und bat mich, dort zu warten, mit dem Hinzufügen, die Marquise sei noch zu aufgeregt, um mich schon jetzt empfangen zu können. Ich wollte mich entschuldigen lassen und nach Hause gehen, als meine Kousine mit den Worten eintrat: „Es geht schon besser mit Mama; in einigen Minuten wird sie Sie rufen lassen."

„Aber wäre es nicht rathsamer, sie nicht noch mehr aufzuregen?" erwiderte ich, vom dringenden Wunsche beseelt, einer unangenehmen Szene aus dem Wege zu gehen.

„Nein, bitte, bleiben Sie!" erwiderte sie. „Mama wünscht sehr, Sie zu sehen. Erlauben Sie uns nicht einmal, dankbar zu sein, während Sie Ihr Leben für das meines Bruders einsetzten?"

Ich sah ein, daß es unmöglich sei, mich einer Einladung zu entziehen, welche mir durch den Zwang der Umstände auferlegt war. Kurz darauf wurde ich bei meiner Tante angemeldet. Die Kousine blieb im Boudoir, und so trat ich allein in's Zimmer. Die Marquise lehnte auf einer Chaiselongue. Ihr auffallend verändertes Gesicht trug noch Spuren von Thränen, aber die Ruhe ihrer Züge bewies, daß ihre geistige Kraft die leidenschaftliche Bewegung unterdrückt habe. Sie streckte mir die Hand mit der stolzen Anmuth entgegen, welche ich von früher her an ihr kannte. „Ich danke Ihnen, mein Herr," sagte sie fast liebevoll; „es hätte mich geschmerzt, Sie nicht noch einmal begrüßen zu können."

„Jeder Andere hätte an meiner Stelle dasselbe gethan, und mein Verdienst ist nur ein sehr geringes, da ein armes Mädchen Ihr Kind schon gerettet hatte als ich hinzukam."

„Sie haben Recht," antwortete sie ohne Verlegenheit, „und ich werde es nicht vergessen. Sie ist ja unschuldig an dem, was die Vergangenheit in ihrem Schooße birgt. Aber ich weiß auch, was ich Ihnen verdanke, und dankbar bin ich der Vorsehung dafür, daß sie den Sohn meines Bruders in solcher Weise mir zugeführt. Wir sind Alle schwer geprüft worden und sehr, sehr unglücklich gewesen," setzte sie traurig hinzu.

„Seien Sie überzeugt, Madame," erwiderte ich bewegt „daß kein anderes Gefühl als das der Verehrung gegen Sie in meinem Herzen wohnt."

„Ich weiß es," antwortete sie lebhaft, „und gerade deshalb wollte ich Sie in einem Augenblick sprechen, da der Dienst, den Sie uns geleistet, uns jede Zurückhaltung verwehrt. Meine Tochter hat mir mitgetheilt, in wie edelmüthiger Weise Sie sich ihr vor einigen Tagen genähert haben, und wahrlich, es hat mich tief gerührt. Hätte nicht der Zufall Sie zu uns gebracht, so würde ich, unter Appellation an unsere Verwandtschaft, Sie um einen Dienst ersucht haben."

„Die Bande, welche uns vereinigen, Madame, würden es

mir zur Pflicht gemacht haben, jedem von Ihnen ausgehenden Ruf zu folgen."

Sie blickte mir fest in's Auge, gleich als wolle sie sich von meiner Aufrichtigkeit überzeugen. „Ja, ich kann mich auf Sie verlassen," sagte sie dann. „Meine Hoffnung hat mich nicht getäuscht."

Ihre Art und Weise ergriff mich tief. Einen Augenblick schien sie noch mit sich selbst zu kämpfen; dann hob sie, allen Muth zusammenraffend, an: „Es muß heraus. Wie auffallend es Ihnen auch scheinen mag, ich muß Sie zum Vertrauten meiner geheimsten Beängstigungen machen, damit Sie Das würdigen können, was ich von Ihnen erwarte. Ein langer Aufenthalt in den Kolonieen hat meine Gesundheit tief zerrüttet. Die Krankheit, welche keinen der Meiningen verschont, läßt mir keine Hoffnung. Meine Kinder haben von väterlicher Seite nur wenige entfernte Verwandte, denen ich mein Vertrauen weder schenken kann, noch will. So bleiben denn nur Sie ihnen übrig. Sie sind das Haupt der Familie und der einzige Träger Ihres Namens. So vernehmen Sie denn, daß ich schon seit unserer Rückkehr, auf den Rath des Herrn Langlade, der mir häufig von Ihnen erzählt, entschlossen war, trotz Ihrer Jugend, Sie in meinem Testament zum Vormund Genoveva's und meines Sohnes zu ernennen."

„Ich sollte ihr Vormund sein?" rief ich betroffen.

„Genoveva ist erst fünfzehn Jahre alt, und ich muß auf Alles bedacht sein. Ich rechnete darauf, daß das Interesse, welches ihre Verlassenheit Ihnen einflößen mußte, böse Erinnerungen in Ihnen erlöschen werde, und hierin bestärkte mich Alles, was ich durch Herrn Langlade von Ihrem Charakter gehört. Sie können sich deshalb meine Freude vorstellen, als ich von meiner Tochter erfuhr, wie edel und hochherzig Sie sich ihr genaht. Jetzt da ich Sie gesehen, sind meine Zweifel vollends geschwunden. Sie wissen nun Alles. Sagen Sie mir, daß ich mich in Ihnen nicht getäuscht, daß Sie den Auftrag, welchen eine Wittwe Ihnen ertheilt, annehmen."

Ich bin von Natur nicht sentimental, René; aber in jenem einfach, ohne Klagen und Thränen, ausgesprochenen Schmerz liegt eine Kraft, welche die feurigste Beredtsamkeit nicht erreichen kann. Dies Gemisch von Stolz und Ergebenheit in einer körperlich schwachen, kranken Frau, welche mit heroischer Ruhe über ihren vielleicht nahe bevorstehenden Tod sprach, und daneben das fast kindliche Vertrauen, welches mir ohne mein Wissen die höchste Aufgabe zugetheilt hatte, machten auf mich einen tief erschütternden Eindruck.

„Glauben Sie mir jetzt noch keine Antwort geben zu dürfen," hub meine Tante wieder an, „so gehen Sie mit sich zu Rathe. Ich darf nicht verlangen, daß Sie in einer so wichtigen Sache die Entscheidung fällen ohne vorher Ihren Onkel zu Rathe gezogen zu haben. Uebrigens wird Herr Langlade Ihnen mittheilen, daß diese Vormundschaft Ihnen keine geschäftlichen Unannehmlichkeiten aufbürden, sondern lediglich eine Appellation an Ihre Großmuth sein wird. Für heute will ich Sie nur noch um das strengste Geheimniß über Das bitten, was ich Ihnen hinsichtlich meines Gesundheits-Zustandes anvertraut habe. Ein unvorsichtiges Wort könnte meiner Tochter die Gefahr enthüllen. Gönnen wir ihr die Sorglosigkeit der Jugend; der Kummer wird sich bald genug einstellen." Und die Glockenschnur ziehend, fügte sie hinzu: „Ich muß sie rufen. Unsere Unterredung hat schon so lange gedauert, daß es sie beunruhigen könnte."

Ihren Bruder an der Hand führend, trat Genoveva ins Zimmer. Der Kleine eilte sofort mit ausgestreckten Armen auf mich zu, sprang auf meinen Schooß und umhals'te mich.

„Du sollst mich schwimmen lehren," sagte er, „damit ich Dich auch retten kann, wenn ich groß bin."

Liebevoll blickte die Marquise abwechselnd auf Ihre Kinder und auf mich. „Ja wohl, mein Junge!" erwiderte ich. „Ich werde das Meinige thun, um einen Mann aus Dir zu machen. Aber jetzt gieb vor allen Dingen der Mama einen Kuß, und dann laufe tüchtig im Freien herum, damit Deine Wangen wieder rosig werden."

„Aber Du mußt mit mir laufen. Du bist auch dabei, Genoveva, nicht wahr?"

„Heute müssen Sie sich schon unsere Gastfreundschaft gefallen lassen," sagte die Marquise, bevor ich antworten konnte. „Gehen Sie mit den Kindern. Ich bin zu müde, um Sie zu begleiten. Nach Tische wird man Sie nach Hause fahren."

Da mußte ich mich schon ergeben. „Gewinnen Sie nicht meine Mutter schon ein wenig lieb?" fragte Genoveva, als wir den Garten erreicht hatten.

Als ich wieder daheim war, kam es mir vor als sei ich wochenlang fortgewesen. So viele Ereignisse und Eindrücke hatten sich in die kurzen Stunden zusammengedrängt, daß es mir schwer wurde, darüber zur Klarheit zu gelangen. Ich hatte eine finstere Beschwörung, wie aus dem Munde einer Schicksalsgöttin, gehört, hatte einem Knaben und einem Mädchen das Leben gerettet, einer Dankes- und einer Zornesscene beigewohnt, war auf einmal in das engste Verhältniß zu einer Familie getreten, von der ich mich auf immer losgetrennt geglaubt hatte, und zum bestellten Vormund eines schönen jungen Mädchens geworden. Und das Alles war ohne mein Zuthun gekommen; das Schicksal hatte über mich verfügt ohne mir den Schein von freiem Willen zu lassen. Hinter dem Allen aber mußte ein Geheimniß stecken, und zu diesem sollte Langlade mir den Schlüssel geben. Tags darauf war ich schon zu früher Stunde auf dem Wege nach Aix. Ich machte einen Umweg, um mich nach Viergie zu erkundigen, wobei der Wunsch, Mariasse wieder zu sehen und mir ein Urtheil über diese seltsame Erscheinung zu bilden, nicht wenig ins Gewicht fiel. Beide waren damit beschäftigt, Wäsche auf Seile zu hängen. Als sie meinen Wagen halten sah, kam Mariasse auf mich zu. Aus ihren ersten Worten entnahm ich, daß sie mich für einen Abgesandten der Marquise hielt, und beeilte mich, diesen Irrthum zu beseitigen, indem ich ihr meinen Namen nannte.

„Sie sind der Sohn des Herrn Guy Chazol?"

Nach dem Ton, in dem sie diese Worte sprach, mußte sie etwas Wichtiges erlebt haben, womit mein Vater in Verbindung gestanden. Ich verspürte wenig Lust, hierüber aufgeklärt zu werden, und fragte, ob der gestrige Vorfall für Viergie, welche schüchtern in der Ferne stand, keine üble Folgen gehabt habe. Nach ihrer beruhigenden Versicherung ließ ich zehn Louisdor in ihre Hand gleiten, und ging davon bevor sie sich von ihrem Staunen erholen konnte.

Um neun Uhr trat ich in das Büreau Langlade's. „Ah", rief dieser mir entgegen, „Sie kommen eben recht, denn in Folge eines Briefes, den ich von Senozan empfangen, hätte ich sonst heute zu Ihnen müssen. Daß Sie kommen, nehme ich als gute Vorbedeutung."

„Es ist Alles so plötzlich gekommen, lieber Langlade, daß ich wirklich noch nicht weiß, wie ich mich dabei benehmen soll. Die Familienverhältnisse sind Ihnen besser bekannt als mir, und überdies waren Sie der Freund meines Vaters. Bitte, geben Sie mir ihren Rath."

„Es handelt sich hier nicht um Geschäfte," erwiderte er, „sondern einfach um eine Schicklichkeits- und Gefühlssache. Die Angelegenheiten der Frau Senozan sind glücklicherweise so wenig verwickelt, daß der Vormund nicht die mindeste Schwierigkeit zu gewärtigen hat. Es fragt sich also einfach, ob irgend eine Familien-Rücksicht, irgend ein Gefühl Sie davon abhält, das Ehrenamt zu übernehmen."

„Noch einmal, Sie waren der Freund meines Vaters. Was rathen Sie mir als solcher?"

„Ich würde mich gewundert haben, wäre der Graf Chazol mit dem Marquis Senozan in Verbindung getreten; ebenso sehr würde ich mich aber wundern, wenn er der Schwester

seines Vaters die Bitte abschlüge, der Beschützer ihrer verwais'ten Kinder zu sein, und täusche ich mich nicht sehr, so fassen Sie die Sache ebenso auf."

„Ist die Marquise wirklich in Gefahr?"

„In der größten. Sie hat dasselbe Herzübel, welches den Tod Ihres Vaters herbeiführte und dem Ihre Großmutter gleichfalls erlegen ist. Das ist ein trauriges Erbtheil, welches nur wenig Illusion übrig läßt."

„Aber wie kann ein Mann meines Alters Vormund eines fünfzehnjährigen Mädchens sein?

„Ist das denn etwas so Schreckliches?" erwiderte er lachend. „Allerdings könnte Ihnen die Mission unter Umständen bedenklich erscheinen, aber wir haben Ihre Verlegenheit vorhergesehen und schon ein Kloster ausgesucht, in dem Ihr Mündel ein Unterkommen finden kann. Bei Lichte betrachtet, konnte die Wahl der Marquise füglich keinen Andern treffen, denn Sie sind ja der einzige Verwandte, der ihr geblieben. Sie sagte sich, daß unter dem Schutz eines Mannes von Ihrem Charakter die Kinder wenig von den Feinden zu fürchten haben würden, die Senozan selbst unter den Seinigen zurückgelassen."

„War er denn so verhaßt?"

„Viele Jahre sind darüber hingeflossen, aber es giebt Leute, die ein gar langes Gedächtniß haben."

Bei diesen Worten dachte ich an die Szene im Park, und fragte Langlade, was er von Mariasse wisse.

„Wissen Sie nicht, was die erste Ursache der Zerwürfnisse war, welche Ihre Familie zerrissen?"

„Was — diese Hexe?"

„Lassen Sie es nur gut sein; sie war nicht immer so wild und unliebenswürdig wie sie jetzt ist. Vor zwanzig Jahren verdrehte sie mehr als Einem den Kopf, und machte selbst auf ganz vernünftige Leute einen gewaltigen Eindruck. Und wie ohnmächtig und verlassen sie auch scheint, hat doch Ihr Vater mehr als einmal Ursache gehabt, Rücksicht auf sie zu nehmen."

„Ist das eine Geschichte, die ich nicht kennen darf?"

„Im Gegentheil, Sie müssen sie kennen, wenn es mir auch lieb gewesen wäre, ein Anderer hätte sie Ihnen erzählt. Da es sich aber einmal gefügt, so sei's."

Langlade erzählte mir nun Folgenes. Vor ungefähr dreißig Jahren wurde eines Morgens in der Nähe von Severol ein Kind am Wegesrande sitzend gefunden. Neben ihm lag die Leiche eines Mannes, welcher zur Klasse der im Lande umherstreichenden Kesselflicker gehört haben mußte. Da sich ergab, daß er an der Cholera gestorben, wollten die Bauern das Kind, ein achtjähriges Mädchen, forttreiben, als der Marquis Senozan, der Vater meines Onkels, hinzukam. Er ließ das Mädchen auf sein Schloß bringen, um es dort zu behalten bis weiter über sein Schicksal verfügt worden. Mit ihren zigeunerhaften Instinkten fand man sie sehr amusant und überließ sie gewissermaßen dem jungen Grafen, welcher damals zwölf Jahre alt war, provisorisch als Spielzeug. Nach Ablauf einer Woche hatte man sie schon so lieb gewonnen, daß man sich entschloß, sie zu behalten, und sei es auch nur, um eine Christin aus ihr zu machen. Der Pfarrer übernahm es, ihr Religionsunterricht zu ertheilen. Halb lebte sie in der Küche, halb im Salon, wo sie ungefähr die Rolle eines Papageien spielte. Bald erkannte man, daß sie sehr aufgeweckt sei, und ließ sie zweilen am Unterricht des Grafen Theil nehmen, welcher des Spornes bedurfte. So erhielt sie eine eigenthümliche Erziehung, welche großen Einfluß auf ihren zugleich unterwürfigen und unbändigen Charakter ausüben mußte. Von der Herrschaft gehätschelt, von den neidischen Dienstboten nicht eben freundlich behandelt, streifte sie im Schlosse umher wie eine gefangene Gazelle im Park. So ging es fort, bis der junge Graf zur Vollendung seiner Studien nach Paris gesandt wurde. Man entdeckte jetzt, daß man in Mariasse ein zwölfjähriges Mädchen vor sich habe, und daß es an der Zeit sei, etwas Anderes aus ihr zu machen als eine gezähmte Zigeunerin. Man übergab sie der Vorsteherin des Leinenzeug-Departements, welche ihre Taufpathin war. So verflossen mehrere Jahre. Die Marquise starb; mein Onkel kehrte nach Ablauf seiner Studienzeit nach Morniere zurück. Mariasse war jetzt siebzehn Jahre alt und hatte sich zu einer Schönheit eigenthümlicher Art entwickelt. Sie war kokett und stolz, und nach der Erziehung, welche sie während der ersten Jahre erhalten, keineswegs Willens, sich mit der Stellung eines Dienstboten zu begnügen. Die pikante Anmuth ihres Wesens konnte auf den jungen Grafen nicht ohne Einfluß bleiben. Der alte Marquis verhehlte sich dies nicht, faßte aber die Sache philosophisch auf. Hatte man doch das Kind in's Haus genommen um dem Sohne ein Spielzeug abzugeben. Warum sollte man's nicht dabei bewenden lassen? Dergleichen Verhältnisse gehören ja einmal zum guten Ton. Eine mußte es doch sein. Diese hatte man wenigstens vor Augen, und vermittelst ihrer konnte man ihn von anderen Thorheiten fern halten. Der Marquis stellte sich, als merke er nichts von Dem, was um ihn her vorging und Niemandem ein Geheimniß war. Mariasse hatte keinen Grund, es zu verhehlen, und brachte es so weit, daß eines Tages der Marquis gezwungen war, seinem Sohne väterliche Vorstellungen zu machen, die nicht besonders ernstlich gemeint waren. Noch an demselben Abend wurde Mariasse außerhalb des Schlosses in einem eleganten Häuschen untergebracht, welches meinem Onkel gehörte. Das war es gerade, was sie gewollt. Entrückte es sie doch der Dienstbarkeit, gegen welche sich ihr ganzes Wesen empörte. Drei Jahre später beschloß der Marquis eines Tages, seinen Sohn zu verheirathen. Das war für Beide ein Donnerschlag, aber der Graf gehörte zu Denen, welche sich zu trösten wissen. Für Mariasse wurde gesorgt; sie verschwand aus der Gegend, und Fräulein Chazol wurde die junge Marquise Senozan.

„So ist also," fragte ich Langlade, „das Mädchen, welches ich gestern sah, jenem Verhältniß entsprossen?"

„Nein," erwiderte er, „sie lebte damals noch nicht, und gerade von ihrer Geburt her datiren sich die Zerwürfnisse in Ihrer Familie. Sechs oder sieben Monate nach der Heirath kam Mariasse wieder nach Severol. Man muß das Frauenzimmer damals gesehen haben, um die Zauberkraft zu begreifen, welche sie ausüben konnte. Ihr Onkel war kein Mann von Prinzipienstrenge. Er sah sie wieder. Es entstanden die Streitigkeiten mit Ihrem Vater, welcher verlangte, daß sie entfernt werde, und so ergab sich endlich der Bruch, von dem Sie nur zu gut unterrichtet sind. Nach diesem Eclat verschwand Mariasse abermals, aber nur um bald unter anderen Umständen wieder zu erscheinen. Ihr Onkel wagte es sogar, sie nach Paris kommen und unter demselben Dache mit seiner Frau leben zu lassen. Ja, Ihre arme Tante hat eine schwere Zeit verlebt. Ein Glück war es noch, daß damals Ihr Onkel, halb ruinirt, sich genöthigt sah, nach Martinique zu gehen. Dort wurde Mariasse vergessen — zu Gunsten Anderer.

„Und ließ er sie mit ihrem Kinde im Elend zurück?"

„Nein; das muß man ihm lassen, er sorgte hinreichend für ihre Zukunft. Aber leider wußte sie nicht mit Geld umzugehen. Nach ihrer Rückkehr auf's Land lebte sie als große Dame. Einen der Bauersleute zu heirathen, welche ihr die Kour machten, und dadurch zu Ehren zu kommen, fiel ihr nicht ein. Sie hatte wieder Abentheuer, machte viel von sich reden, beging eine Thorheit nach der andern und heirathete endlich einen Menschen Namens Marulas, einen aus der Stelle gejagten Schullehrer. Natürlich ruinirte er sie vollends, und seit jener Zeit besitzt sie nur noch jene Hütte, welche sie mit Ihrer Tochter bewohnt."

„Und was ist aus Marulas geworden?"

„Nachdem er sich in allen möglichen, ehrlichen oder unehrlichen, Gewerben versucht, ist er endlich Kolporteur geworden. Er streift im Lande umher, und ist besonders darauf versessen, verbotene Bücher unter die Leute zu bringen, was ihn schon mehr als einmal mit der Justiz in Konflikt gebracht

hat. Dann und wann spricht er hier vor und prügelt im Vorübergehen seine Frau."

„Es schien mir, daß Mariasse sich in Drohungen erging. Hat Frau Senozan etwas von ihr zu fürchten?"

„Nun, solche Leute sind immer gefährlich, und speziell diese zu Allem fähig. Was sie vorhaben mögen, weiß ich nicht. Marulas ist zu verschlagen, um ein Verbrechen zu begehen, welches ihn auf die Galeere bringen konnte. Aber hört man ihn sprechen, so scheint es als gebe es in der Vergangenheit irgend eine Thatsache, die Mariasse als Waffe zur Befriedigung ihres seit Rückkehr der Marquise wieder erwachten alten Hasses dienen könnte. Sie werden jetzt einsehen, daß die ganze Hoffnung der Marquise auf Ihnen ruht. Ein Mann wie Sie läßt sich nicht leicht imponiren, und deshalb stimmte ich ihr von Herzen bei, als sie Sie zu ihrem Beschützer erkor."

(Fortsetzung folgt.)

Herr Professor Greiff.*)

(Kein „dies irae".)

Seit Jahren gehört es zu meinen Gepflogenheiten, bei meiner täglichen Lektüre der „Augsburger Abendzeitung" auf der dritten oder vierten Seite zu beginnen. Denn wenn ich hier lese, daß abermals Einer, der mir im Leben in irgend einer Weise nahe gestanden, hinübergegangen ist in das ahnungsreiche Jenseits, so rührt das mein Herz ohne Vergleich tiefer, als wenn ich an der Spitze des Blattes per Telegramm erfahre, was Bismarck oder Thiers gestern gesprochen hat. Auf diesem Wege ward mir denn auch vor einigen Tagen die Kunde von dem Abscheiden meines lieben seligen Lehrers Greiff, bei welchem ich vor 16 Jahren auf der Schulbank saß, um unter seiner Vermittelung meine erste Bekanntschaft mit dem originell-querköpfigen Cornelius Nepos und dem pittoresken Ovidius Naso anzuknüpfen.

Der Heimgegangene war durchaus kein gelehrter Philologe und hat auch nie in seinem Leben daran gedacht, für einen solchen gelten zu wollen. Anstatt dessen besaß er aber Etwas, was mit mir jeder Einsichtsvolle an einem Lehrer ganz unendlich höher schätzen wird, als all' den Plunder von philologischer Foliantengelehrsamkeit: er war ein Gemüthsmensch, und als solcher hatte er ein väterliches Herz für all' die kleinen Freuden und Leiden eines jungen Lateiners. Nächstdem bot er Alles auf, was in seinen Kräften stand — und ultra posse nemo obligatur — um seinen Schülern den gegebenen Lernstoff möglichst interessant zu machen, demselben durch Popularisirung sein ursprünglich Fremdartiges zu benehmen und ihn der Individualität des Schülers zu assimiliren. Wie anschaulich suchte er uns nicht z. B. in den Ovidischen Metamorphosen von Philemon und Baucis und von Dädalus alles bis ins kleinste Detail hinein zu erläutern, und wie wußte er nicht, wenn in der Geographie das alte Wunderland Aegypten an die Reihe kam, unsere jugendliche Phantasie zu erwärmen! Hervorgehoben verdient ferner zu werden der Eifer und die Lebendigkeit, womit er den Unterricht in der Muttersprache pflegte. — Wenn er nun in einer Ovidischen Metamorphose gelegentlich einmal Jupiter mit „der liebe Gott" oder das acquiescit in Nepos' Hannibal mit „er ward versammelt zu seinen Vätern" übersetzen ließ, so mag hierüber ein Klügling und Dünkling aus der allermodernsten Philologenschule immerhin die Nase rümpfen: geschadet hat dergleichen sicherlich keinem seiner Schüler. Wohl aber verrieth das des Mannes tiefreligiöse Anschauungsweise, welche bei ihm nicht etwa, wie leider bei so vielen anderen Schulmännern, eine lediglich aus Zweckmäßigkeitsgründen vorgenommene Maske, sondern vielmehr ein wesenhafter Bestandtheil seiner Persönlichkeit war oder, wenn ich so sagen soll, eine Ausstrahlung seines inneren Menschen. Unser verehrter Lehrer war vor Allem Pädagoge und unterschied sich hiedurch wesentlich von dem bloßen Stundengeber, dem Akkordanten, der es gegen Bezahlung übernommen hat, die Köpfe der Schüler innerhalb einer bedungenen Frist mit einem bestimmten Maß von Kenntnissen anzustopfen. Den ganzen Menschen faßte er ins Auge und nahm ihn in entsprechende Behandlung. Und so hat er nach meiner innigsten Ueberzeugung weit mehr geleistet, als wenn er das Chaos von absurden Conjekturen und Hypothesen, womit die philologische Welt schon so überreichlich gesegnet ist, noch um einige neue vermehrt (also z. B. theilgenommen hätte an der Mühe, welche sich die Spekulation unserer kleinen, hohlen Zeit gibt, um die große, volle Existenz eines Homer in die bettelarme Sphäre des Zweifels zu ziehen!) oder wenn er von irgend einer bereits glücklich verschollenen griechischen Scharteke eine neue Ausgabe veranstaltet oder abgezählt hätte, wie oft im Tacitus igitur an erster statt an zweiter Stelle vorkömmt, und was derlei philologische Haupt- und Staatsaktionen mehr sind. — Obschon er, wie unerläßlich nothwendig, auf strenge Disciplin hielt und durchaus keinerlei Unarten duldete, so herrschte doch in seiner Klasse ein gewisser patriarchalischer Ton, und nicht selten gelangte auch der Humor zu seinem Recht. So z. B. als einmal während einer lateinischen Scription (welch' wichtiger Incidenzpunkt in der Laufbahn eines Lateinschülers!) plötzlich einer meiner damaligen Mitschüler emporschnellte wie ein Springmännchen und die ihn momentan brennende Frage heraussprudelte: „Herr Professor, sollen wir Deus mit dem großen D schreiben?" — Der Herr Professor hatte wohl die durch die Skription für ihn erwachsene Pause dazu benützt, um, wie man zu sagen pflegt, seinen Gedanken Audienz zu geben. Gleichwohl war er bald wieder gefaßt und antwortete in aller Gelassenheit: „Könnt ja dem lieben Gott die Ehre anthun!" — Nun, wir thaten sie Ihm damals an! Ob Er freilich in Seiner schrankenlosen Seligkeit auch Notiz von dieser kleinen ortho-kalligraphischen Huldigung genommen, das wäre eine andere Frage, welche weder Kant noch Schoppenhauer zu bejahen vermöchten. —

Wenn zuletzt ein solcher Mann, welchem Hunderte von jüngeren Männern einen Theil ihrer Geistes- und Charakterbildung verdanken, von hinnen scheidet, so figuriren freilich in seiner Todesanzeige weder hochtönende Titel noch auch 25 in- und ausländische Orden, und über seinem Hügel erhebt sich kein prahlerisches Monument. Dafür folgt ihm aber zu seiner Gruft die dankbare Anerkennung aller derjenigen seiner Schüler, in deren Herzen der gute Same des Idealismus nicht völlig unter den Dornen und Disteln des Alltaglebens erstickt ist. Und das ist am Ende doch noch mehr werth!

München. August Thenn.

Anmerkung. Voranstehende kleine Skizze, ursprünglich für den „Sammler" der „Augsburger Abendzeitung" bestimmt, wurde von dem genannten „liberalen" Organ unterdrückt. Ob wegen zuviel oder zuwenig Liberalismus, ist mir leider nicht bekannt geworden.

A. Th.

*) K. Studienlehrer bei St. Anna in Augsburg, † 13. Mai.

Charade.

Das erste Paar bedeutet Thränen,
Die doch oft Tausende ersehnen.
Gott Amor, wie die Dichter sangen,
Kommt mit dem zweiten Paar gegangen.
Das Ganze zeigt dir klar im Trüben,
Es giebt auch eine gute Sieben.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von G. Meyer.

24.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Nürnberg. 18. Juni. **1871.**

Vornehm und Gering.

(Fortsetzung.)

Die auffallende Aehnlichkeit zwischen meiner Kousine und der Tochter der Mariasse war mir jetzt hinreichend erklärt, und ich sah mich einer Verwicklung gegenüber, welche mir unabweisliche Pflichten auferlegte. Bevor ich Langlade zu Rathe zog, hatte ich gehofft, mich der mir zugedachten Rolle entziehen zu können; aber unmöglich durfte ich in diesem kritischen Moment meine Tante und die Kinder ihrem Schicksal überlassen. In ihrer Appellation an meinen Schutz lag ein Zug einfacher Größe, den ich nicht verkennen konnte. Das Vergessen des Vergangenen hatte sie nicht erbeten, sondern es als eine auf ihre und meine Würde begründetes Recht gefordert. In dem merkwürdigen Zusammentreffen, welches sie nicht gesucht, hatte sie nicht ein Wort fallen lassen, um eine Versöhnung herbeizuführen oder auch mich nur zum Wiederkommen zu bewegen.

Der Gedanke, der Vormund eines achtzehnjährigen Mädchens zu sein, hatte für mich etwas Beängstigendes, aber zugleich, das will ich nicht leugnen, einen gewissen Reiz. Male Dir selbst den Widerstreit meiner Gefühle aus, verehrter Freund. Ich kenne zu sehr Deine Spottsucht, sehe Dich mit dem schlau lächelnden Antlitz zu deutlich vor mir, um mich weiter auf dies Gebiet wagen zu mögen.

Ich schrieb an meine Tante einen Brief voll lebhafter Betheuerungen der Ehrfurcht, welche die Schwester meines Vaters von mir beanspruchen konnte. Ohne die Vormundschaftsfrage zu erwähnen, äußerte ich die Hoffnung, daß sie Alles von mir verlangen möge, was ihr etwa wünschenswerth sei. Am nächsten Tage erhielt ich ein Billet, welches mich nach Morniere entbot. Meine Tante empfing mich mit einfacher Würde und ließ mich durch ihr zugleich liebevolles und zurückhaltendes Benehmen auf zarte Weise merken, daß mir noch immer freie Wahl bleibe.

„Ich wollte Ihnen meinen Dank abstatten,“ sagte sie mit trauriger Herzlichkeit, „für die Beschützung meiner Kinder, welche Sie mich hoffen lassen. Sehr dankbar würde ich Ihnen sein, wenn Sie mir in der Erziehung meines Sohnes behüflich wären. Bald wird er nur noch Sie zum Beschützer haben, und ich möchte so gern, daß er Ihnen ähnlich würde.“

Als ich nach einstündiger Unterredung mich verabschieden wollte, führte sie mich zu Genoveva, welche eben in ihrem kleinen Salon ihrem Bruder Piano-Unterricht gab. Der Knabe lief mit lautem Jubel auf mich zu und nannte mich seinen großen Vetter Jean. Genoveva reichte mir die Hand mit einer zarten Anmuth, in welcher der Ausdruck ihres Dankes für mein Wiedererscheinen auf Morniere zu liegen schien.

„Ich überlasse Sie den Kindern,“ sagte die Marquise, und warf mir einen Blick zu, in dem eine Thräne zitterte.

René, wie alle Leute unseres Schlages, bin ich nicht eben empfindsam. Als ich mich aber jetzt mit Genoveva und ihrem Bruder allein befand, überschlich mich ein eigenthümlich weiches Gefühl beim Gedanken an Das, was ich ihnen sein sollte, und ich nahm zu meiner eigenen Ueberraschung den Ton brüderlicher Herzlichkeit und Autorität gegen Genoveva an. Sie mochte darin das Wiedererwachen der alten Freundschaft aus einer Zeit her erblicken, welche ihrem kindlichen Glauben so lebhaft gegenwärtig geblieben war. Während der Knabe spielte, schilderte sie mir mit reizender, halb vorwurfsvoller Aufrichtigkeit die Trauer, welche jene Begegnung im Walde, bei der ich sie ganz vergessen zu haben schien, in ihr erweckt. Ich näherte mich einem Tische, auf dem eine Menge von Büchern lag. In ihrem Album blätternd, fand ich dort die Photographie eines Knaben, von der es mir schien, als hätte ich sie früher schon einmal gesehen. „Kennen Sie sich selber noch?“ fragte Genoveva lächelnd, indem eine sanfte Röthe ihre Wangen überhauchte.

„Was — das ist mein Bild?“ rief ich.

„Erinnern Sie sich nicht mehr, es mir gegeben zu haben?“

Und wie aus nebelhafter Ferne, trat plötzlich die Erinnerung an mich heran, daß ich damals, beim Besuch im Hotel Senozan, meiner kleinen Kousine mit nicht geringem Stolz mein eben angefertigtes Kartenbild zum Geschenk gemacht.

Von diesem Tage an hatte es mit der feierlichen Zurückhaltung zwischen der Tante und mir ein Ende. Ich wurde auf Morniere ein täglicher Gast, und unmerklich nahm das Verhältniß zwischen uns die Familiarität an, welche sich für so nahe Verwandte geziemt. Sogar mein Onkel schrieb der Marquise und beglückwünschte sie wegen ihrer Rückkehr, gleich als wäre nie etwas zwischen sie getreten. Mit Genoveva durch die ernste Zuneigung verbunden, die im Herzen jedes redlichen Mannes für das Wesen entsteht, welches er beschützen soll, begleitete ich sie häufig auf ihren Ritten durch den Wald, und bald war es als wären wir seit den Tagen unserer Kinderfreundschaft nie getrennt gewesen. Es beklemmte mich nicht mehr die Zurückhaltung, welche der Gedanke einflößte, daß man uns für einander bestimmt haben könne. War sie doch mein Mündel. Wollte ich aber meinen Gefühlen für sie recht auf den Grund gehen, stellte ich mir einmal die Möglichkeit vor, daß unser Verhältniß ein innigeres werden könnte, so begegnete mir stets etwas ganz Sonderbares. An Genoveva konnte ich nicht denken, ohne daß zugleich das Bild der Ziegenhirtin in meinem Geiste emporstieg — gleich als wäre es mir unmöglich, die Züge meiner Kousine anders als durch die wilde Schönheit und den üppigen Reiz des seltsamen Kindes zu erspähen, von dem ich jetzt wußte, daß es ihre Schwester sei. Vergeblich suchte ich das Bild zu verscheuchen. Es drängt sich mir auf, mit der gebieterischen Macht einer Hallucination, und bemächtigte sich meiner so vollständig, daß ich einmal während eines ganzen Vormittags nicht im Stande war, an etwas Anderes als an Viergie zu denken. Ich war ärgerlich darüber, machte mir aber weiter keine Sorge um Das, was ich nicht ändern konnte, bis sich etwas ereignete, was plötzlich meinen Gedanken eine andere Richtung gab.

Eines Morgens wurde mir gemeldet, daß ein Mann

Namens Marulas mich zu sprechen wünsche. Nicht wenig erstaunt über diesen Besuch, war ich doch neugierig auf die Bekanntschaft dieser letzten Persönlichkeit der Intrigue, deren Fäden in meiner Hand zusammenliefen. Es erschien auf der Schwelle eine hohe, ziemlich korpulente Gestalt, schwarz gekleidet, mit weißer Halsbinde wie ein Notar, den Gesammteindruck eines herabgekommenen Gerichtsdieners machend. Mit lächelnder Miene und ungezwungener Haltung trat er ein, und meine Verwunderung erreichte ihren Höhepunkt als ich dicht hinter ihm Viergie gewahrte, so verändert, daß ich sie kaum wieder erkannte. Sie trug ein niedliches weißes Kleid nach provencalischer Mode; ein rothes, über der Brust gekreuztes und hinten zugeknotetes Seidentuch verlieh ihrem bräunlichen Teint und ihren dunkeln Augen einen unbeschreiblichen Glanz. Ihr reiches, üppiges Haar quoll unter einem Foulard hervor, das auf die Schultern herabhing. Das kurze Röckchen ließ die zartgeformten Beine und die mit Schnürstiefelchen bekleideten Füße auf's Vortheilhafteste hervortreten. Eine große Broche nebst entsprechenden Ohrringen vervollständigten einen Anzug, den sie nicht ohne Verlegenheit trug. Das Ganze ließ sie wie eine junge Dame erscheinen, welche sich als Bäuerin verkleidet. Mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischend, weidete sich der Vater an meiner Verwirrung mit einem Lächeln, aus dem ich seine Absicht zu erkennen glaubte. Nach einer Verbeugung, welche zeigte, daß er auf Lebensart Anspruch mache, hub er in salbungsvollem Magisterton an:

„Ich wollte nicht unterlassen, dem Retter meiner geliebten Tochter den Dank abzustatten, welchen seine Wohlthaten —"

Mitten in der Rede blieb er stecken, als er den nicht sehr ermunternden Blick gewahrte, mit dem ich ihn musterte. Ich wendete ihm den Rücken zu und sagte, Viergie die Hand gebend: „Wie hübsch geputzt Du bist, mein Kind!"

„Weil ich zu Ihnen sollte," erwiderte sie, eingeschüchtert durch die kalte Behandlung, welche ich ihrem Vater zu Theil werden ließ.

„Das liebe Kind ist noch nicht an ihre Toilette gewöhnt," ergriff Marulas wieder das Wort. „Der Herr Graf werden gütigst entschuldigen. Sie ist im Felde aufgewachsen, und da lernt man keine Lebensart. Sie ist einfach und natürlich wie eine Blume oder ein Vogel, und zu unbeholfen, um Ihnen in geziemender Form den Dank auszusprechen, von dem ihr Herz voll ist. Athmet sie aber erst einmal Pariser Luft, so wird sich das schon finden."

„Wollen Sie sie nach Paris schicken?" fragte ich, gezwungen, diesem Menschen zu antworten, wenn auch nur um seinen Redestrom zu unterbrechen.

„Ich werde mich schon dazu entschließen müssen, Herr Graf, wenn das Interesse des Kindes es verlangt. Gestattete der Drang der Geschäfte es mir nicht immer, mich mit ihr zu befassen, so bin ich doch lange genug mit der Universität in Verbindung gewesen, um ihr eine gewisse Erziehung geben zu können. Sie hat sogar einigen Begriff von Poesie, Geschichte und Literatur."

Ihn wieder unterbrechend, sagte ich zu Viergie: „Bedarfst Du jemals meines Beistandes, mein Kind, so komm nur nach Chazol. Selbst in meiner Abwesenheit wird man sich hier stets Deiner annehmen."

„Ihnen verdankt sie ihr Leben, Herr Graf," begann Marulas wieder, ohne sich irre machen zu lassen. „Das heißt, es stehen Ihnen die Rechte eines Beschützers und Freundes zu. Nie werden wir über ihre Zukunft eine Bestimmung zu treffen wagen ohne vorher —"

„Genug, genug," unterbrach ich ihn, in der Hoffnung, dem Gespräch ein Ende zu machen. „Ist es einmal so weit, so werden wir ja sehen."

Aber Marulas ließ sich nicht so leicht aus der Fassung bringen.

„Der Herr Graf sind sehr gütig. Ich kam eben zu Ihnen, um Sie in einer sehr wichtigen Angelegenheit in Betreff unsers Kindes zu Rathe zu ziehen. — Geh hinaus, mein Kind," fügte er, zu Viergie gewendet, hinzu, „und pflücke der Mutter ein Veilchen-Bouquet. Du weißt, wie gern sie diese Blumen hat. Dein Wohlthäter wird es Dir erlauben."

Nach diesen im galantesten Ton gesprochenen Worten reichte er ihr die Hand, um sie ceremoniös bis zur Schwelle zu begleiten. Seine Frechheit imponirte mir dermaßen, daß ich, indem er die Thür hinter Viergie schloß, unwillkürlich einen Blick auf das offene Fenster warf, mit dem Impuls, den Schlingel auf dem kürzesten Wege an Gottes freie Himmelsluft zu befördern; zugleich aber hatte seine Unverschämtheit für mich etwas so Komisches, daß ich in ein lautes Gelächter ausbrach und den Entschluß faßte, die blumenreiche Rede des Taugenichts bis zum Ende zu hören. Dieser Anfall von Lustigkeit hätte wohl einen Andern aus der Fassung gebracht; er aber wurde dadurch nicht im Geringsten alterirt.

„Vielleicht nehme ich Ihre kostbare Zeit über Gebühr in Anspruch, Herr Graf," sprach er lächelnd mit würdevoller Zuversicht; aber es handelt sich ja um unser Kind, und das muß mir zur Entschuldigung gereichen."

„Bitte, setzen Sie sich, mein Herr," erwiderte ich. „Ich sehe, wir sind ja fast schon auf dem Punkte der Verwandtschaft angelangt."

„Ich wagte diesen Gedanken nicht auszusprechen, Herr Graf," antwortete er, einen Lehnstuhl zu sich heranziehend. „Da Sie ihm aber selbst Worte geben, so nehme ich nicht länger Anstand, Ihnen mit geziemender Ehrerbietung die Situation darzulegen, was nicht wohl während der Gegenwart der Kleinen möglich war. Wir wissen ja, wie zart das weibliche Herz behandelt sein will, wenn eben die jungfräulichen Träume in ihm erwachen. Viergie, Herr Graf, ist jetzt achtzehn Jahre alt. Inmitten der Korruption des Feldes, welche den Versuchungen der Stadt sehr wohl die Spitze bieten kann, wenn auch, wie Alles, was der Natur näher steht, im einfachern Gewande auftretend, inmitten dieser Korruption, wollte ich sagen, dürfen wir uns gestehen, daß unser Kind rein wie ein Maiblümchen geblieben ist. Aber Sie kennen ja die Töchter des Südens —"

„Sie möchten sie verheirathen, nicht wahr? Das finde ich begreiflich."

„So ganz einfach ist die Sache denn doch nicht," erwiderte er mit bedenklichem Kopfschütteln. „Vielmehr wurzelt gerade hierin unsere Verlegenheit. Wer würde, so wie sie einmal geartet ist, für sie passen? Oft mache ich mir fast einen Vorwurf daraus, daß ich sie über ihren Stand erzogen habe. Die Geißel der Bildung —"

„Bitte, bitte, zur Sache!"

„Es ergiebt sich daraus," fuhr er mit unerschütterlichem Gleichmuth fort, „daß ich, wie große Ursache ich auch zu Selbstvorwürfen haben mag, doch nur mit tiefer Melancholie daran denken kann, diesen kostbaren Schatz dem ersten besten Bauernlümmel zu übergeben. Und andererseits, wollen wir eine passende Partie für sie finden —"

„So bedarf es einer Mitgift, nicht wahr?"

„Auf's Haar! Der Herr Graf verstehen es meisterhaft, mitten ins Schwarze zu treffen."

„Seemannsbrauch, Herr Marulas. Haben Sie etwa schon eine Partie in Aussicht?"

„Daran kann es bei ihrer Schönheit nicht fehlen. Aber es bedarf ernster Erwägung. Der, welchen ich mir als Schwiegersohn wohl erwählen möchte, ist immerhin, nur ein Bauernsohn, wenn auch nicht ohne Bildung, da er in Paris erzogen worden, und, Herr Graf —"

„Sie hegen doch nicht etwa aristokratische Vorurtheile, Herr Marulas?"

„Durchaus nicht, Herr Graf, in Sachen, die mich betreffen. Aber Viergie ist nur meine Stieftochter — Sie

wissen ohne Zweifel, daß ich nicht die Ehre habe, ihr rechter Vater zu sein."

„Thut mir leid, dies zu vernehmen."

„Nichts für ungut, Herr Graf. Ich bin nicht hochmüthig, und verdecke lediglich doch mit meinen bescheidenen Namen eine hohe Geburt. Wohl könnte ich stolz sein auf die Herkunft meiner Tochter. Aber einem Manne wie Sie gegenüber will ich nicht damit prunken, und habe ich Ihnen den Vater genannt —"

„Sparen Sie sich die Mühe", antwortete ich kurz. „Ich bin nicht neugierig."

Bei dieser Abfertigung sah er mich betroffen an; sofort aber sein Lächeln wiederfindend, fuhr er fort: „Genug, Herr Graf. Männer von Geist verstehen sich auch ohne Explikation. Es wird Ihnen jetzt begreiflich sein, daß ich für unsere Viergie ein Loos wünsche, welches ihrer Herkunft und ihrer wunderbaren Schönheit entspricht."

„Sie sprechen ja von ihr fast im Tone eines Enthusiasten."

„Ich bin ein Amateur, Herr Graf, und nicht ohne Kunstsinn."

„Haben Sie Viergie in solchen Grundsätzen auferzogen?"

„Noch nicht, aber die Zeit ist gekommen, da sie sich ihrer Ressourcen bewußt werden und auf das glänzende Loos vorbereiten muß, für welches ich sie bestimmte."

„Aber, Herr Marulas, wollen Sie sie mit einem Prinzen verheirathen?"

„Es beliebt dem Herrn Grafen, zu scherzen. Solch hochfliegende Pläne sind mir fremd; es fehlen mir die Mittel dazu. Meine Wünsche sind allerdings kühner, aber minder anspruchsvoller Art, und sie haben den Vortheil, daß sie sich realisiren lassen. Ich werde sie Ihnen sofort mittheilen."

„Ihr Vertrauen ehrt mich."

„Wie ich beiläufig schon erwähnt, bin ich über Vorurtheile, dieses Merkmal schwacher Seelen, erhaben. Im Leben giebt es nur eine Klippe, welche ich fürchte — das Elend, und mein Stiefkind vor diesem Stein des Anstoßes zu bewahren, betrachte ich als meine erste Pflicht. Ich muß ihr vor allen Dingen eine gesicherte Stellung geben, sollte auch das Vorurtheil von Alltagsmenschen dadurch ein wenig verletzt werden. Die Geburt meiner Tochter erhebt sie schon an und für sich über die Moralgesetze der gemeinen Welt. Kurz und gut, ich bin entschlossen, sie in eine Sphäre zu versetzen, die ihrer würdig ist. Die Natur hat sie mit einer herrlichen Stimme begabt."

„Was Sie nicht sagen!"

„Eine Ordonnanz des großen Königs Ludwig, Herr Graf, erklärt, daß die Töchter adliger Familien in der Oper singen können ohne ihrer Standesehre etwas zu vergeben."

„Ich sehe, Sie denken an Alles, Herr Marulas. Aber reichen Ihre universellen Talente auch hin, aus Viergie eine große Künstlerin zu machen?"

„Gut Ding will Weile haben, Herr Graf. Ihr Talent ist so wunderbar wie ihre Schönheit. Mir liegt es jetzt ob, einen Beschützer für sie zu finden, einen Mann, welcher sie zu würdigen weiß und dem ich sie anvertrauen kann. Wie schwer mir auch die Trennung sein wird, die Pflicht kennt kein Gebot. Ich bin so glücklich, einige werthvolle Konnexionen unter der hohen Finanzwelt in Marseille zu haben, und wenn nicht etwa der Herr Graf mir einen passenden Beschützer für das Kind anzugeben wüßten — wenn nicht — der Herr Graf —"

„Genug, Herr Marulas, Sie erweisen mir eine gar zu große Ehre, und ich bin nicht genug Kunstkenner, um dieselbe würdigen zu können. Leben Sie wohl, Herr Marulas. Aeußerst erfreut, Ihre Bekanntschaft gemacht, oder vielmehr, Sie kennen gelernt zu haben."

Durch diese summarische Entlassung zum ersten Mal aus der Fassung gebracht, starrte er mich sprachlos an. Noch gab er sich der Hoffnung hin, mich nicht recht verstanden zu haben; aber sein bedeutungsvoll lächelnder Blick begegnete einer so unzweideutigen Bewegung meiner Hand, daß er sich schnell erhob und auf weiten Umwegen, um mir nicht den Rücken zuzuwenden, sich zur Thür begab — gleich als fühlte er die Zweckmäßigkeit, seinen Hintertheil zu decken. Mit einem Satz war er auf dem Perron, und im nächsten Augenblick sah ich ihn mit Viergie, welche er diesmal nicht an der Hand führte, sich eiligst entfernen.

Um dieselbe Stunde, in welcher ich den angenehmen Besuch von Marulas hatte, erwartete ich unsere alten Freunde, die beiden Brüder Savenay, welche eine Woche bei mir zubringen wollten um mit mir zu jagen. Meiner Einsamkeit nachgerade überdrüssig, freute ich mich aufrichtig ihrer Ankunft, denn bessere Kameraden kann man sich nicht wohl denken. Das Wetter war prächtig, und mit vollen Zügen genossen wir des edlen Waidwerks. Eines Morgens saßen wir, das Programm des Tages verabredend, auf der Verandah, als Toby, mein Kammerdiener, mit der geheimnißvollen Unglücks-Physiognomie, welche Du an ihm kennst, herangeschlichen kam und mir meldete, daß Viergie mich zu sprechen wünsche.

„Viergie?" sagte Etienne mit maliciösem Lächeln. „Ist das nicht die kleine Waldschönheit, von welcher wir hier schon gehört haben?"

„Wohl möglich, daß Ihr schon von ihr gehört habt. Aber ich weiß nicht, was Deine schalthafte Miene bedeuten soll. Das Bauernmädchen Viergie wünscht mich zu sprechen; das ist Alles."

„Wenn das Alles ist, so laß sie doch hierher kommen, damit wir ihre Bekanntschaft machen können," warf Albert ein.

Obgleich es mir nicht recht, war, hielt ich es doch, um allen weiteren Konjekturen vorzubeugen, für das Beste, auf diesen Vorschlag einzugehen und bat Toby, sie hereinzubringen. In einer Minute kehrte er mit ihr zurück. Einen Korb auf dem Kopfe tragend, den ihr nackter Arm stützte, das weiße Röckchen mit der andern Hand lüftend, kam sie mit leichtem, elastischem Schritt auf uns zu.

„Ei, das ist ja eine wahre Nymphe!" rief Etienne überrascht. „Welche Anmuth der Formen, und welche Schönheit!"

Sie stand jetzt vor uns und setzte, eingeschüchtert durch die Gegenwart der fremden Herren, ihren Korb nieder. „Ich sollte Ihnen diese Früchte bringen," sagte sie, leicht erröthend, mit einem offenen Lächeln, dem die gesenkten Augen eine so eigenthümliche, keusche Anmuth verliehen, daß Albert und Etienne sich unwillkürlich aus Achtung vor dieser merkwürdigen Bäuerin erhoben.

Obgleich derartige freundschaftliche Aufmerksamkeiten von Marulas mir nichts weniger als willkommen waren, machte ich Viergie gegenüber gute Miene zum bösen Spiel. Blieb es mir doch unbenommen, mir bei passender Gelegenheit solche Geschenke für die Zukunft zu verbitten. Nach einem kurzen, gleichgültigem Geplauder, welches ich aus Rücksicht auf die Verlegenheit Viergie's sowohl wie auf die bewundernden Blicke der über ihre gebildete Sprache erstaunten Brüder möglichst abkürzte, entließ ich sie und begleitete sie bis an den Rand der Verandah. „Ich hätte gern einige Worte mit Ihnen gesprochen," sagte sie zögernd. „Wenn Sie so gut sein wollten, mit mir bis ans Gitterthor zu gehen —"

Der bewegte Ton dieser Worte veranlaßte mich, ihr zu willfahren, obgleich ich dahinter nur eine neue List ihres saubern Stiefvaters vermuthete. Als wir die Allee erreicht hatten und sie noch immer schwieg, sagte ich: „Nun, mein Kind, was hast Du mir zu sagen? Du weißt ja, daß ich es gut mit Dir meine."

„Ja, das weiß ich," erwiderte sie ernst. „Und doch bin ich in Verlegenheit, und mag's nicht wagen."

Um dem Vertrauen, welches sie mir schenken wollte, von Anfang an den Charakter des Geheimnißvollen zu nehmen, ermuthigte ich sie lachend, und endlich faßte sie sich ein Herz. „Ja, es muß sein," hub sie entschlossen an. „Aber bitte, sehen Sie fort, während ich spreche; sonst bring' ich's doch nicht fertig."

„Ist es denn so gar schwer zu sagen?"
„Es scheint mir so."
„Nun, dann beruhige Dich; ich werde Dich nicht ansehen."
Tief aufseufzend und scheue Seitenblicke auf mich werfend, begann sie: „Nun, so sei's. Zuerst müssen Sie wissen, daß am Abend des Tages, an dem Sie uns Geld brachten, meine Mutter an ihn schrieb, und er am nächsten Tage eintraf. Ich hörte, daß sie sich meinetwegen stritten, wegen einer Sache, die er haben wollte und Mama nicht. Dann nahm er einen Theil des Geldes und führte mich nach Aix, und kaufte mir die Kleider, in denen ich Sie besuchte um Ihnen zu danken."
„Aber das ist ja gar nicht so schrecklich!" unterbrach ich sie.
„Nun ja," antwortete sie mir, „ich will gern gestehen, daß es mir sehr angenehm war, von Ihnen in diesen hübschen Kleidern gesehen zu werden. Aber sie scheinen mir nicht gestanden oder irgend etwas an mir scheint Ihr Mißfallen erregt zu haben, denn als wir nach Hause kamen, war er sehr unzufrieden mit mir und schlug mich."
„Er hat Dich geschlagen?" rief ich empört. „Er wagte es, ein junges Mädchen zu mißhandeln?"
„Daran bin ich gewöhnt, und das ist es nicht, weshalb ich mit Ihnen sprechen wollte."
„Nun, was denn?" fragte ich, als sie abermals stockte.
„Von jener Zeit an," fuhr sie mit sichtlichem Widerstreben fort, „spricht er davon, mich nach Marseille zu senden, wo er reiche Leute kenne, die mich im Gesang unterrichten lassen wollten. Meine Mutter will's nicht zugeben, und ich gehe nicht mit ihm allein."
„Hast Du solche Furcht vor ihm?" fragte ich, unwillkürlich ergriffen durch das geheimnißvolle Drama, welches ich nur zu gut durchschaute.
„Er ist das Einzige auf der Welt, was ich fürchte!" rief sie im Tone unverhüllten Entsetzens.
„Und Du willst mich bitten, Dich vor ihm zu beschützen?"
„Dazu wären Sie nicht ihm Stande," erwiderte sie rasch. „O, Sie kennen ihn noch lange nicht. Aber aus den Gesprächen mit meiner Mutter schließe ich, daß, wenn Sie —"
„Nun, wenn ich —"
„Wohlan," fügte sie zitternd, mit so leiser Stimme hinzu, daß ich's kaum vernehmen konnte, „wenn Sie mich auf's Schloß nehmen wollten, würde er mich, wie ich glaube, nicht fortbringen."
„Ich sollte Dich zu mir nehmen?" Vor meinem überraschten Blick schlug sie die Augen nieder.
„Ich weiß wohl, es hat seine Schwierigkeiten," sagte sie stotternd, und halb von mir abgewendet. „Aber Sie haben ja auch doch andere Mägde."
„Viergie," erwiderte ich, ihr fest in's Auge blickend, „nicht wahr, Dein Vater hat Dir aufgetragen, diese Bitte an mich zu richten?"
Einen Augenblick zögernd, antwortete sie: „Ja, so ist es. Aber ich hätte es auch aus eigenem Antrieb gethan, und ich habe anders gesprochen, als er's von mir verlangte."
„Weshalb?"
„Weil es mir nicht recht zu sein schien, das, was er mir gesagt, zu wiederholen, obgleich ich's nicht recht verstand."
Bei dieser Antwort wollte ich ein- für allemal über das merkwürdige Kind in's Klare kommen und fragte sie: „Wie konnte es Dir übel erscheinen, wenn Du's nicht verstandest?"
„Ich traue ihm nicht!" rief sie energisch. „Und überdies glaube ich zu fühlen, ob etwas recht ist oder nicht."
Man konnte ihr nicht mißtrauen, wenn man sie in diesem Augenblick sah und hörte. Sie dauerte mich, aber dennoch wollte ich sie noch weiter auf die Probe stellen.
„Fühltest Du, daß er Unpassendes von Dir verlangte, weshalb batest Du mich alsdann um diese Unterredung?"
Mit einer Geberde völliger Muthlosigkeit warf sie mir einen tiefen, flehenden Blick zu, und Thränen entstürzten ihren Augen. „So müssen auch Sie mich quälen!" sagte sie vorwurfsvoll. Und heftig fuhr sie fort: „Ich wendete mich an Sie, weil ich genug Schläge bekommen habe und weil ich eher alles Andere ertragen, als mit ihm gehen will. Was soll aus mir werden? Niemand nimmt sich meiner an. Ich dachte an Sie — weil — weil ich Sie für gut hielt, und weil ich ihn fürchte. Können Sie mich nicht unter Ihren Schutz nehmen, wohlan, dann schleppt er mich fort. Das ist Alles was ich Ihnen zu sagen hatte, und jetzt leben Sie wohl!"
„Nein, nein!" rief ich, ihre Hand ergreifend. „Vertraue auf mich, Viergie! Ich werde Dich nicht verlassen."
(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Verschiedene Ehre.

Wem soll die größ're Ehre sein,
Da gleich die Treue war bei Allen?
Wer soll vorangeh'n in den Reih'n
Der Helden, die im Kampf gefallen?

Wer hat zum Ruhm des Vaterlands
Mehr hingeopfert mit dem Leben:
Ist's wer dahingab Glück und Glanz?
Ist's wer sein Wen'ges hat gegeben?

Wer hat gestrebt nach höh'rem Ziel
Von denen, die dem Schwert erlegen?
Wer ehrenvoller stand und fiel,
Auf welcher Wage wollt ihr's wägen?

Stand Jeder nicht des Andern werth
Ein Schützer dem geliebten Heerde,
Ob er zurück zur Heimath kehrt,
Ob er nun ruht in fremder Erde?

Ja, auch das ganz vergess'ne Grab,
Darüber nur, es zu beweinen,
Der Thau, der Regen fällt herab,
Es birgt der Ehrenvollsten Einen.

O weh, daß schon am Siegesfest
Gefragt wird nach der größern Ehre!
O weh, daß nicht sich bannen läßt,
Was doch so wohl begraben wäre!

Was einst gegolten in der Schlacht,
Das Maß, nach welchem einst gemessen,
Was einst die Herzen gleich gemacht —
Wie bald, wie bald ist es vergessen!

Wer bannt die dunklen Schatten fort,
Die drohend aus dem Boden steigen?
Die Todten wüßten wohl ein Wort —
Die aber ruh'n im Grab und schweigen.

J. Trojan.

Charade.

Wer gleichen will den ersten Beiden,
Der soll die Dritte lieber leiden,
Als daß er selbst sie thäte an;
Ich nehm' den Fall aus, daß die Katze
Ins Ganze langte mit der Tatze,
Da sei sie schnell darauf gethan!

Auflösung der Charade in Nr. 19:
Regenbogen.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von G. Meyer.

25.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Nürnberg. 25. Juni. 1871.

Vornehm und Gering.

(Fortsetzung.)

Ueberrascht, als traute sie ihren Ohren nicht, blickte sie mich an.

„Ist das wirklich wahr?"

„Ich versichere es Dir."

„Dann sage ich ihm, daß Sie mich auf's Schloß nehmen wollen."

„Nein, nein, das nicht. Ich werde schon ein Unterkommen für Dich finden bei Leuten, welche für Dich sorgen und Dir allen Schutz angedeihen lassen, dessen Du bedarfst."

„Aber wird er es zugeben?"

„Mache Dir darüber keine Sorgen. Ich habe Argumente in Bereitschaft, welche ihn schon überzeugen werden. Und jetzt weine nicht mehr. Ich beschütze Dich."

„Ich danke Ihnen!" rief sie, und ihr schönes Antlitz strahlte vor Freude.

„Und bedarfst Du meiner, so laß mich's wissen."

„Aber was soll ich ihm sagen?"

„Sage ihm, ich werde nach einigen Tagen mit ihm sprechen. Das wird genügen."

Als Viergie fort war, fiel Das was ich gethan, mir schwer auf's Herz. Ich hatte eine Verantwortung übernommen, welche mich jeder Mißdeutung aussetzen und mir selbst gefährlich werden konnte. Und wußte ich bestimmt, daß ich nicht das Opfer einer List wurde? Aber immerhin, was war es denn weiter? Im schlimmsten Fall nur eine neue Belastung meiner Börse. Ich war so oft getäuscht und gemißbraucht worden, daß es auf etwas mehr oder weniger nicht ankam.

Die Savenays ließen es an gelegentlichen Anspielungen auf meine kleine hübsche Vasallin und dergleichen nicht fehlen; als sie aber abgereis't waren, dachte ich ernstlich an die Erfüllung meines Versprechens. Ich ging zu Langlade, der bei mir im Rufe stand, für Alles Rath zu wissen, erzählte ihm das Vorgefallene und bat ihn, mir eine brave Familie zu nennen, bei welcher die Tochter der Mariasse ein sicheres Unterkommen finden könne. Er maß mich mit erstaunten Blicken.

„Soll es hier in der Nähe sein, Herr Graf, so wird es damit seine Schwierigkeiten haben. Marulas ist in dieser Gegend zu sehr bekannt."

„Im Gegentheil," erwiderte ich, seine Gedanken errathend. „Ich möchte, daß Viergie in eine Gegend käme, wo man weder von ihr, noch von den Ihrigen etwas weiß."

„Das ist etwas Anderes. Aber haben Sie auch daran gedacht, welche Konsequenzen Ihre Großmuth nach sich ziehen kann? Täuscht mich nicht Alles, so steckt Marulas dahinter, und vor Dem muß man auf der Hut sein. Verlassen Sie sich darauf, daß er die redliche Absicht hat, Sie nach Kräften auszubeuten."

„Mit Dem werde ich schon fertig. Es handelt sich hier lediglich um einige Tausend Franken, welche ich für Viergie als Kostgeld bezahle. Zeigt sie sich meines Interesses würdig, so füge ich eine Mitgift hinzu, welche sie in den Stand setzt, einen wackern Burschen zu heirathen. Ich bin reich genug, um mir einen solchen Luxus erlauben zu können — fällt es aber nicht so aus, wie wir hoffen, nun, so gebe ich sie ihrem würdigem Vater zurück und sie mag wieder Ziegen hüten."

Nach reiflicher Berathung beschlossen wir, sie einem Freunde Langlade's, dem Kapitän Payrac, einem alten Seemann, welcher in der Nähe Marseille's sich in Ruhestand gesetzt und dem ein solcher Zuschuß nur willkommen sein konnte, anzuvertrauen. Da sollte Marulas sie schon in Ruhe lassen. — Bis wir seine Antwort auf den Brief Langlade's erhielten, war die Sache für mich abgethan, zumal da in nächster Zeit nothwendige Arbeiten mich in Anspruch nahmen. Auf meinen Spaziergängen traf ich fast an jedem Morgen Viergie, welche stets in ihre neue Tracht gekleidet war und sich immer hübscher darin ausnahm. Ich theilte ihr mein Projekt mit und empfahl ihr, es bis zur Entscheidung vor Marulas geheim zu halten. Zuerst dankte sie mir wie ihrem Retter, und ich will gern gestehen, daß ich mich in der Rolle ihres einzigen Freundes und Beschützers nicht wenig gefiel. Aber nach einigen Unterredungen, welche ich nicht ohne Bedauern abzukürzen pflegte, fiel es mir auf, daß ihre Freude sich merklich abkühlte. Ich schrieb dies dem Bangen zu, mit welchem sie an die Trennung von ihrer Mutter und ihrer Heimath dachte und das ich ganz natürlich fand. Endlich traf die Antwort ein; meine Offerte war mit Freuden angenommen. Sofort suchte ich Viergie auf — wußte ich doch genau, wo ich sie finden würde, denn unmerklich hatten unsere täglichen Begegnungen den Charakter von Rendezvous angenommen. Lesend saß sie am Fuße des Kreuzes. Ob sie mein Herannahen bemerkte, weiß ich nicht; jedenfalls blickte sie nicht empor ehe ich hinter ihr stand und ihre Schulter berührte, wonach sie wie erschreckt aufsprang. Ich theilte ihr die Antwort des Kapitäns mit.

„Was — Sie wollen mich fortschicken?" rief sie angstvoll.

„Hast Du's nicht selbst verlangt, und ist es nicht unter uns verabredet worden?" erwiderte ich, nicht wenig erstaunt über diese Sinnesänderung.

Sie antwortete nicht. Ganz außer Fassung, ein Bild der tiefsten Niedergeschlagenheit, stand sie da. Ich stellte ihr, selbst nicht ganz unbefangen, vor, daß sie nirgends besser aufgehoben sein könne als bei den Payrac's, daß dieselben sie wie ihr eigenes Kind behandeln würden. Sie schien das Alles nicht zu hören. Fast ärgerlich über ihr Schweigen, fragte ich sie, ob sie lieber bei ihrem Vater bleiben, und was sie denn überhaupt wolle.

„Was ich wollte?" sagte sie endlich mit schmollender Miene. „Ich möchte bei Ihnen bleiben!"

Das hatte ich nicht erwartet, und aus ihrem Ton ging so unzweideutig ihre Arglosigkeit hervor, daß ich sofort wußte, was ich davon zu halten habe.

„Viergie," sagte ich, ihr Kinn fassend und sie zwingend, mir gerade in's Auge zu blicken; „Du hast meinen Plan Deinem Vater mitgetheilt."

Verwirrt und zögernd antwortete sie: „Er zwang mich, ihm Alles mitzutheilen."

„Und er hat Dir auch befohlen, mir zu sagen, daß Du bei mir bleiben möchtest!“

„Ja, das hat er; aber ich möchte es wirklich — viel, viel lieber, als daß ich zu Leuten ginge, die ich nicht kenne.“

Darüber ließ sich nicht streiten. Während sie mich mit ihren großen, feuchten Augen flehend anblickte, ging ein heftiger Kampf in mir vor; aber der Sieg wurde mir leicht, bei dem Gedanken, daß ich im Begriff stehe, in eine mir von Marulas gelegte Falle zu gerathen.

„Sage Deinem Vater, er möge morgen zu mir kommen,“ sagte ich in so kaltem Tone, daß sie erschreckt zurückfuhr.

„Sind Sie mir böse.

„Nein,“ erwiderte ich freundlicher. „Sei morgen um dieselbe Stunde wieder hier.“ Und damit ließ ich sie stehen.

Marulas kam sofort zu mir. Es that mir wohl, an ihm die üble Laune auslassen zu können, in die der Kampf mit mir selbst und die Unzufriedenheit darüber, daß ein solcher Kampf nothwendig war, mich versetzt hatte. Er war die Demuth und Dankbarkeit selbst, und schien jedes meiner Worte wie Himmelstrank einzuschlürfen.

„Wie groß, wie edel Sie sind!“ rief er ein über das andere Mal, das Taschentuch ans Auge führend, gleich als habe es dort eine höchst wichtige Funktion zu verrichten.

„Bitte, mäßigen Sie sich!“ warf ich ihm hin. „Heftige Gemüthsbewegungen schaden der Gesundheit!“

Sofort machten die Thränen einem süßlichen Lächeln Platz; er war ein vollendeter Mime.

„Morgen wird Viergie unter der Obhut einer Person, die mein Vertrauen besitzt, abreisen. Ihnen diene zur Nachricht, daß, sobald Sie sich ohne meine Erlaubniß beim Kapitän Payrac blicken lassen, unsere Verbindung sofort als aufgelös't zu betrachten ist.“

„Sie sind eine wahre Vorsehung, Herr Graf, und wir werden es gewiß nie vergessen. Aber wollten der Herr Graf mir wohl gestatten, eine ganz gehorsamste Bemerkung zur Sache zu machen?“

„Gewiß, Herr Marulas.“

Ich erwartete eine Geldforderung, und an einem unbeschreiblichen Ausdruck, der über seine Augen flog, konnte ich merken, daß er meinen Verdacht errieth. „Seit einer Woche,“ sagte er, „ist meine Frau sehr leidend — Bronchitis mit heftigem Fieber. Eine Trennung in solchem Moment möchte bedenklich sein. Wenn der Herr Graf erlauben wollten, daß Viergie noch einige Tage bliebe?“

„Versteht sich! Ich werde meinen Arzt zu Ihrer Frau schicken.“

Mit einer tiefen Verbeugung und einer Fluth von Segenswünschen verabschiedete er sich.

Du wunderst Dich wohl scharfsinniger René, über die Beharrlichkeit, mit welcher Dein Freund beim Erzählen eines Idylls verweilt. Aber es wird Dir bald genug klar werden, daß mein Idyll ein ernstes Drama im strengsten Sinne des Wortes ist.

Am folgenden Tage erfuhr ich durch meinen Arzt, daß Mariasse wirklich sehr krank sei. Dennoch traf ich Viergie zur bestimmten Stunde beim Kreuze, und theilte ihr die Unterredung mit ihrem Vater mit. Sie schien in ihr Loos ergeben und machte nicht die geringste Einwendung. Mit Befremden gewahrte ich sogar auf ihrem Antlitz einen ungewöhnlichen Freudenglanz, den ich dort noch nie zuvor bemerkt. „Sie besuchen mich aber doch zuweilen,“ sagte sie schmeichelnd, „und erlauben mir auch, Ihnen zu schreiben?“

Erfreut über ihre Gefügigkeit, antwortete ich: „Du weißt ja, daß ich Dein Freund bin.“ Dennoch gab ich ihr väterliche Ermahnungen, die sie nicht ohne leise Seufzer entgegennahm. Ich fragte sie nach dem Grunde.

„Wollen Sie mir Ein Versprechen geben?“

„Welches?“

„Lassen Sie mich Sie, während ich noch hier bin, an jedem Tage sehen.“

„Welcher Einfall! Denkst Du gar nicht an die Krankheit Deiner Mutter?“

„Am Vormittag kann sie mich entbehren. In der Nacht wache ich, und er lös't mich ab.“

„Aber Du mußt doch auch schlafen.“

„Das kann später geschehen. Es thut mir so wohl, mit Ihnen zu sprechen. Und er — Sie wissen ja, daß ich ihn fürchte.“

„Mißhandelt er Dich noch immer?“

„Das nicht. Im Gegentheil, er ist sehr gut gegen mich geworden. Aber das bleibt sich gleich, seine Güte fürchte ich nicht minder als seine Schläge — wogegen Sie — Sie sind ja so gut, und es kann Sie doch unmöglich geniren, daß ich hier auf Sie warte wenn Sie Ihren Spaziergang machen.“

Sie sagte dies so flehend, und mit so reizender Natürlichkeit, daß ich ihr's unmöglich abschlagen konnte und lachend das Versprechen gab.

Und was ich versprach, das hielt ich — nur zu genau. Tag für Tag stellte ich mich ein, und Tag für Tag war sie zur Stelle. Ich vertraute meiner Tugend; aber aus derselben will ich mir kein gar zu großes Verdienst machen, denn die Vernunft sagte mir, daß es für den Grafen Chazol die größte aller Thorheiten gewesen wäre, die Thorheit seines Onkels mit einer neuen Mariasse zu wiederholen. Aber bald sollte ich merken, daß die Aufgabe, welche ich mir gestellt, nicht ganz leicht durchzuführen sei. Mit dem Mädchen ging eine merkliche Veränderung vor. Durch die Hülle ihrer naiven Unschuld brach zuweilen ein zündender Strahl, welcher mich an ihr und an mir selbst irre machte. Erschien sie mir zuweilen als vollendete Meisterin in der Koketterie, neben einer Unbeholfenheit, welche den Eindruck machte, als sagte sie ein auswendig gelerntes Pensum stümperhaft her, so war es leicht, dahinter die Intriguen ihres Stiefvaters zu erkennen; aber wer könnte mit einem Weibe von solcher Schönheit Tag für Tag vertraulich zusammentreffen, ohne bis zu einem gewissen Grade von ihr bezaubert oder gefesselt zu werden — wenn sie's darauf anlegt? Ich wollte mich dem Zauber entwinden, wollte dieses Weges nicht wieder kommen — und kam erst recht.

Eines Tages fand ich sie nicht, wie gewöhnlich, am Kreuze. Ich schaute mich um, aber sie war nicht da. Ich wartete. Sie kam nicht. Nichts lag näher, als der Gedanke, daß sie durch den Zustand der Mutter abgehalten worden; dennoch bemächtigte sich meiner das Gefühl schmerzlicher Enttäuschung und einer peinigenden Unruhe. Das absurdeste Zeug bildete ich mir ein — daß Marulas sie entführt, daß sie plötzlich den Bauernburschen geheirathet, der um sie geworben hatte. Und indem alle diese Gemüthsbewegungen mich durchbebten, mußte ich zu meiner Beschämung die Entdeckung machen, daß Jean de Chazol ein großer Thor sei. Nachdem ich zu dieser gedemüthigenden Selbsterkenntniß gekommen und einen letzten, vergeblichen Rundblick gehalten, wollte ich eben den Rückweg antreten, als plötzlich, indem ich an einem bemoos'ten Fels vorüberging, ein Bouquet wilder Rosen zu meinen Füßen niederfiel und hoch oben, mit hellem Gelächter, Viergie zum Vorschein kam.

„Wie Sie nach mir gesucht haben!“ rief sie fröhlich mit kindlichem Uebermuth.

„Bist Du schon lange da?“ fragte ich, verdrießlich und doch hoch erfreut.

„Schon über eine Stunde,“ antwortete sie, zu mir herabsteigend. „Ich wollte Sie dafür strafen, daß Sie so spät gekommen,“ fügte sie, ihr in Unordnung gekommenes Haar zusammenraffend, hinzu. „O, wie war es spaßig anzusehen, als Sie so nach allen Seiten ausspähten!“

„Du kleiner, böser Schelm!“ rief ich, ihr mit dem Finger drohend.

„Seien Sie nicht böse. Ich habe Ihnen ja auch unterdeß ein Bouquet gepflückt. Ist es nicht allerliebst?“ Und

fuhr sie fort zu plaudern, und schmückte ihr wieder in Ordnung gebrachtes Haar mit einem Kranz wilder Rosen. Wer hätte ihr wohl böse sein können?

„Jetzt siehst Du gerade so aus wie bei unserer ersten Begegnung," bemerkte ich.

„Damals muß ich Ihnen in meinem alten Kleide recht garstig vorgekommen sein. Gestehen Sie's nur."

„Ich erinnere mich dessen nicht mehr."

„Wirklich? Nun wahrhaftig, ich wollte, Sie liebten mich ein wenig. Dann würden Sie mich wohl nicht so leicht vergessen!"

„Mädchen, bist Du toll?" rief ich, entsetzt über diese Worte, welche doch so ganz natürlich von ihren Lippen flossen, daß sie nur aus einem unschuldigen Kinderherzen kommen konnten. Steckte abermals Marulas dahinter? Entledigte sie sich wieder eines Auftrags, welcher mit ihren Wünschen und Empfindungen übereinstimmte, wenn auch anders als er's gewollt?

Erschrocken über den strengen Ton meiner Worte, starrte sie mich sprachlos an. Ein tiefes Roth überströmte ihre Wangen, und laut schluchzend, flüsterte sie: „Ach, Vergebung, Vergebung! Wußte ich doch nicht, daß ich Sie beleidigen würde!" Und ehe ich es verhindern konnte, ergriff sie meine Hand, auf welche sie ihre brennenden Lippen drückte.

Von dieser Stunde an wußte ich, was ich zu thun habe. Wollte ich nicht mir selbst verächtlich werden, so mußte das gefährliche Spiel sein Ende erreichen. Marasse's Krankheit zog sich in die Länge, und damit verzögerte sich zugleich Viergie's Abreise. Ich sagte ihr, daß wichtige Geschäfte mich in der nächsten Zeit vollständig in Anspruch nehmen würden, daß ich sie nur wiedersehen könne um ihr Lebewohl zu sagen, und nahm mir fest vor, am nächsten Tage auf meinem Ritt nach Morniere nicht an der Felsengrotte vorbeizukommen. Diesem Entschluß blieb ich treu, und als ich Genoveva gegenübertrat, als ich diese beiden so ähnlichen, und doch so verschiedenen Wesen mit einander verglich, da konnte ich wieder nicht begreifen, wie neben der keuschen Anmuth der Einen die wilde Gluth der Andern sich bis zu solchem Grade meiner habe bemächtigen können. Ich schämte mich meiner Schwäche.

Vor dem fast dämonischen Einfluß Viergie's suchte ich gewissermaßen Schutz bei meiner sanften Kousine, mit der ich täglich Spazierritte machte. Aber nicht immer konnte ich die Richtung dieser Ausflüge nach meiner Willkür bestimmen, und überdies schien es mir unmännlich, mich wegen einer Ziegenhirtin fortwährend in meinen Bewegungen beeinflussen zu lassen. Einige Tage nach meiner letzten Zusammenkunft mit ihr, ritten wir an der für mich in mehr als einer Hinsicht bedeutungsvoll gewordenen Stelle vorbei, und ich sah Viergie auf den Stufen des Kreuzes sitzen. Sie wartete also beharrlich auf mich, auch ohne mich erwarten zu können. Das verstimmte mich, und ich wollte vorrüberreiten ohne ihr einen Blick zu gönnen. Aber in so demüthiger, resignirter Haltung saß sie da, daß mein Zorn in ein Gefühl des Mitleids überging.

„Wie geht es Deiner Mutter, Viergie?" rief ich ihr zu.

Regungslos, schamvoll, blickte sie mich an, gleich als begreife sie nicht, wie ich in Gegenwart meiner Kousine zu ihr reden könne.

„Der Arzt sagt, sie sei schlimmer," erwiderte sie, zögernd und bebend.

„Wir hatten unsere Pferde angehalten.

„Komm, mein Kind," sagte Genoveva hastig, „gieb ihr dies!" Und damit ließ sie ein kleines Goldstück auf die Stufen fallen.

Viergie regte sich nicht, und ohne einen Blick auf die Gabe zu werfen, hielt sie die Augen mit unbeschreiblichem Ausdruck auf Genoveva gerichtet.

„Ein eigenthümliches Wesen!" sagte meine Kousine gedankenvoll, als wir weiter ritten.

Ich blickte mich um. Noch immer saß Viergie da. Sie hielt die Hände auf den Knieen verschlungen, und starrte uns nach. Schweigend ritten wir dahin. „Woran denken Sie, Kousine?" fragte ich endlich.

„Dies Mädchen hat einen merkwürdigen Eindruck auf mich gemacht," erwiderte sie mit veränderter Stimme.

„Machen Sie sich ihretwegen keine Sorgen. Ich werde schon Acht auf sie haben." Und damit suchte ich das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken, aber ohne Erfolg.

„Haben Sie nicht bemerkt, wie sie mich anschaute? Fast fürchtete ich mich vor ihr, und daneben war es mir, als blickte mir mein eigenes Bild entgegen."

„Das ist wahr," erwiderte ich in gleichgültigem Ton. „Sie hat eine flüchtige Aehnlichkeit mit Ihnen."

„Eine mehr als flüchtige Aehnlichkeit. Ist es nicht seltsam?"

Bei unserer Rückkehr auf's Schloß gelang es mir, Genoveva's Aufmerksamkeit abzulenken, so daß sie gegen ihre Mutter des Zusammentreffens nicht erwähnte. Ich blieb zu Tisch auf Morniere und trat erst in der Dämmerung den Heimweg an, so in Gedanken versunken, daß ich des Dornengestrüpps nicht achtete, welches mir die Kleider streifte. Plötzlich, beim Kreuz, that mein Pferd erschreckt einen Seitensprung, der mich fast aus dem Sattel geworfen hätte. Da saß Viergie, noch an derselben Stelle wie vor sechs Stunden. „Was Du bist es? Was machst Du hier zu so später Stunde?"

„Nichts," antwortete sie traurig. „Ich wartete nur auf Ihr Vorbeikommen. Das ist mir ja wohl erlaubt."

„Viergie," erwiderte ich gerührt, „habe ich Dir nicht gesagt, daß ich nicht mehr hierher kommen würde?"

„Ja, das haben Sie. Aber immerhin; ich fühle mich hier wohler als daheim, und ich darf doch wohl wenigstens an Sie denken!"

„Quält Dein Vater Dich noch immer?"

Sie schwieg. Ich glaubte, daß die Furcht ihre Antwort zurückhalte, und wiederholte meine Frage. Plötzlich sprang sie auf, trat dicht vor mich hin, blickte mich tief an und sagte: „Es ist also wirklich wahr, daß Sie Ihre Kousine lieben?"

Da war es mit meiner Geduld zu Ende. „Mädchen, Du bist wahnsinnig!" rief ich mit auflodernden Zorn, und sprengte im Gallopp davon.

Länger durfte es so nicht fortgehen, und ich beschloß, mich bis zur Abreise Viergie's aus der Gegend zu entfernen, indem ich von der Einladung unseres Freundes Amblay, eine Woche mit ihm zu jagen, Gebrauch machte. Langlade ertheilte ich schriftlich den Auftrag, die Angelegenheit, welche mir lästig zu werden begann, während meiner Abwesenheit in Ordnung zu bringen, und wartete nur noch seine Antwort ab. — Es war spät am nächsten Abend, nahe an Mitternacht. Am Morgen wollte ich abreisen, und hatte schon meine Befehle ertheilt. Aufgeregter als mir lieb war und ich es mir selbst gestehen wollte, versuche ich, auf einem Divan ausgestreckt, zu lesen; aber es wollte nicht gehen. Ich ging hinaus auf den Perron. Es war heller Mondschein. Da glaubte ich plötzlich, daß eine Hallucination sich meiner bemächtigt. Hell zeichnete sich auf dem dunkeln Wiesengrunde die Gestalt Viergie's ab. Ich hielt es für eine optische Täuschung, aber das Bild kam näher, es knarrte auf dem Sande, es schritt die Stufen des Perrons hinauf, und Viergie stand vor mir.

Ich konnte mich nicht enthalten, einen Schrei der Ueberraschung, ja des Schreckens auszustoßen, und als ich auf sie zukam, sank sie erschöpft auf einen Lehnsessel hin, die Hände über dem Kopf zusammenfaltend, wie ein Kind, welches geschlagen zu werden fürchtet.

„Was hat das zu bedeuten? Was willst Du hier?" rief ich heftig.

Sie versuchte zu antworten, konnte aber keinen Laut hervorbringen. Bleich, unbeweglich wie eine Statue, saß sie vor mir da. Ich sah, wie ihre Hände zitterten. Da begriff ich Alles. Mich jammerte des armen Mädchens, und mich meiner

Heftigkeit schämend, sagte ich sanft: „Beruhige Dich, mein Kind. Hier hast Du nichts zu befürchten. Was ist vorgefallen? Sage mir Alles.“

„Er hat mich gezwungen; er hat mich geprügelt; er hat mich getrieben; und hier bin ich!“

So niederträchtig, so abscheulich war dies, daß ich fast das Knie vor der Armen, Unglücklichen gebeugt hätte. Es brach in mir der Standeshochmuth zusammen, welcher so oft sich unserer bemächtigt, ohne daß wir uns dessen bewußt sind. Welches Recht haben wir, die verzogenen Kinder des Glücks, denen Alles ohne ihr Zuthun in den Schooß fällt, und unserer Tugend, unserer Ehre, der keine Versuchung nahe tritt, zu rühmen? Gegenüber diesem Märtyrerthum, dieser völligen Hülflosigkeit und Verlassenheit, fühlte ich mich demüthig und klein.

„Viergie“, sagte ich, ihr die Hand reichend, „von diesem Augenblick an hast Du an mir einen Bruder, auf dessen Schutz Du Dich verlassen kannst.“

„Ist es möglich?“ antwortete sie, mich scheu und angstvoll anblickend. „Werden Sie — mich — behalten?“

Ein Schauer durchrieselte mich. Das arme Mädchen wußte nicht, was es sagte. Schnell klingelte ich meinem Kammerdiener, von dem ich wußte, daß er noch nicht zu Bette gegangen. Schlaftrunken trat Toby ein, machte aber fast einen Sprung, als er Viergie sah. Auf Englisch befahl ich ihm, die Frau des Intendanten zu wecken und zu bitten, daß sie gleich zu mir komme.

Viergie hörte dies ohne es zu verstehen, und folgte schweigend allen meinen Bewegungen. Jedoch sah ich, daß sie sich nach und nach beruhigte.

„Was soll geschehen?“ fragte sie, als Toby das Zimmer verlassen hatte.

„Hier kannst Du nicht die Nacht über bleiben,“ antwortete ich. „Ich will Dich in das Dorf, zur Schwester des Pfarrers, bringen lassen, welche sich Deiner annehmen wird.“

„Ach,“ rief sie, schmerzlich überrascht, „so schicken Sie mich dennoch fort?“

„Es paßt sich nicht, daß Du hier bleibst. Alle Welt würde es morgen wissen.“

Toby meldete mir, daß Madame Giraud sogleich erscheinen werde. Ich behielt ihn im Zimmer, um jedes Gerede zu vermeiden. Das arme Kind war hungrig. Ich ließ ihr ein Abendessen auftragen; aber sie war noch so aufgeregt, daß sie die Speisen kaum berührte. Stumm, niedergeschlagen, hielt sie bald forschend den Blick auf mich gerichtet, als wolle sie mir die Gedanken aus den Augen lesen, bald neigte sie das Haupt, in Grübeleien versenkt, deren düstern Reflex ich auf ihrer Stirn gewahrte.

Toby ging ein und aus. Während einiger Minuten waren wir allein. Sie fixirte mich mit einer eigenthümlichen Starrheit des Blicks, und antwortete auf meine Frage mit Bitterkeit:

„Ich denke eben, daß Sie besser daran gethan hätten, mich im Fluß zu lassen.“

Ich verwies ihr diese Aeußerung. Nach einem Augenblick des Hinbrütens hub sie wieder an: „Sie stoßen mich also doch von sich!“

„Statt Dich von mir zu stoßen, werde ich Dich bis zu Deiner Abreise unter meine Obhut nehmen.“

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Einen Schlußpunkt der Einzugsfeier in Berlin bildete die Gallavorstellung, welche im Königlichen Opernhause vor einem glänzenden Publikum stattfand. Der Kaiser hatte selbst über die meisten Plätze verfügt, und es bot der Zuschauerraum, da auch die Damen im Gallakostüm erschienen waren, einen blendenden Anblick dar. Um ein halb acht Uhr erschienen das Kaiserpaar, die Prinzen und Prinzessinnen des königl. Hauses in der großen Hofloge.

Die Ouvertüre zu Meyerbeer's „Feldlager in Schlesien“ eröffnete die Vorstellung. Frau Erhardt trug darauf mit Begeisterung einen schwungvollen Prolog von F. R. Adami vor. Es folgte das von Julius Rodenberg gedichtete Festspiel: „Zur Heimkehr“, welches in sinniger und poetischer Weise die Wiederherstellung des Friedens feierte.

Weniger gelungen, wenn auch effektvoller, und deshalb äußerlich größeren Beifall erzielend, erschien uns das zweite Festspiel: „Barbarossa“ von Julius Hein, komp. von Hopffer. Der „Barbarossa“ dient eigentlich nur zur Vermittelung zwischen einer Reihe von Bildern, welche bestimmt sind, die Wiedererstehung des deutschen Kaiserthums unter dem Zepter der Hohenzollern zu verherrlichen. Im Innern des Kyffhäuser sitzt träumend der Hohenstaufenkaiser und läßt in seinem Geiste die Ereignisse vorüberziehen, welche seiner endlichen Erlösung vorangegangen sind. In Herrn Niemann, der dieser Vorstellung willen seine bereits angetretene Urlaubsreise unterbrochen hatte, besitzt die königl. Bühne einen Darsteller, welcher in imponirender Weise die sagenhafte Erscheinung des Barbarossa zur Geltung zu bringen weiß und mit hinreißender Gewalt, mit ergreifendem, dramatischem Ausdruck die sichtlich unter dem Einfluß Richard Wagner's komponirten Recitative vortrug, in denen der Hohenstaufenkaiser das Steigen des Hauses Hohenzollern verkündigt. Im Hintergrunde erschienen lebende Bilder, welche den Kreuzzug Kaiser Friedrich's zur Eroberung des heiligen Grabes, die Landung des großen Kurfürsten auf Rügen, Friedrich des Großen Reiterbild, eine Szene aus den Befreiungskriegen, das Denkmal an die deutschen Siege von 1864 und 1866 und die von den deutschen Staaten umgebene Germania darstellten. Wenn auch im Einzelnen manches Gelungene geboten wurde, wie solches überhaupt im Rahmen einer derartigen Gelegenheitsdichtung erreicht werden kann, so verdienen doch einige Mißgriffe, welche sich der Dichter zu Schulden kommen lies, gerügt zu werden. Ohne die Märzereignisse des Jahres 1848, welche den Gedanken der nationalen Einheit zum Eigenthum der Nation machten, wäre das Jahr 1870, wäre die Einigung Deutschlands nicht möglich gewesen, darin stimmen selbst die eifrigsten Bewunderer der Bismarckschen Politik überein. Um so auffallender ist es daher, wenn Herr Hein den Barbarossa die Märzbewegung nur mit den Worten charakterisiren läßt: „Des Aufruhrs Sturmflug braust vorüber und bringt Verwirrung, Angst und Noth.“ Die Festesstimmung erlitt indeß keine Störung, und wurde noch erhöht, als zum Schluß die Jubelklänge des „Kaiser-Wilhelms-Marsches“ von Ingeborg von Bronsarth ertönte und unter den rauschenden Klängen der „Wacht am Rhein“ der Vorhang sich nochmals hob, um das Reiterbild Kaisers Wilhelms zu enthüllen.

Charade.

Wer aus den ersten Beiden
Sehr oft die Dritte thut,
Den könnt ihr unterscheiden
An seiner Nase Gluth.

Sonst geht stets aus den Höhen
Herab des Steines Lauf;
Das Ganze läßt ihn gehen
Hoch in die Luft hinauf.

Auflösung der Charade in Nr. 24:

Taubenschlag.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von G. Meyer.

Nr. 26. Sonntag, den 2. Juli 1871.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Beim Einzug unserer siegreich zurückkehrenden Truppen.

Jetzt, Freude, singe Deine schönsten Lieder,
Nun strömt ihr vollsten Jubelklänge aus,
Es kehren ruhmgekrönt die Theuren wieder,
Die bang einst ziehen sah das Vaterhaus —
Sie kommen, die zum Schutze ihrer Lieben
Begeist'rung in den heißen Kampf getrieben!

Streut Blumen aus, schmückt ihren Pfad mit Kränzen,
Bringt was zu bieten euer Herz vermag,
Laßt eurer Wonne Thau im Auge glänzen
An diesem schönen, großen Feiertag!
Sie wagten für uns Alles ohne Wanken,
Für solche Liebe kann nur Liebe danken.

Und für die Theuren, die wir nimmer finden,
Die blut'ger Heldentod der Erde gab,
Soll auch die Liebe reiche Kränze winden
Und stille Wehmuth lege sie auf's Grab;
Nicht soll der Schmerz als laute Klage hallen,
Da freudig sie für's Vaterland gefallen.

Aufs Neue kreist im Strahl der Friedenssonne
Mit mächt'gem Flügelschlag der deutsche Aar —
Germania, schlägt dir das Herz vor Wonne
Nicht höher, siehst du deiner Söhne Schaar?
Sie werden treu auch in der Zukunft Tagen
Mit Stolz und Freude hoch dein Banner tragen!!

Julius Keller.

Vornehm und Gering.

(Fortsetzung.)

Sie schwieg. Es war ein qualvolles Beisammensein. In mir tobte ein unerträglicher Widerstreit von Gedanken und Empfindungen, und eine unsägliche Erleichterung war es mir, als die Frau des Intendanten der peinlichen Situation ein Ende machte. In kurzen Worten erklärte ich Madame Giraud, daß Viergie, von ihrem Vater gemißhandelt, bei mir Schutz gesucht habe. Da das Familienverhältniß allgemein bekannt war, lag hierin nichts Befremdliches und Niemand konnte mir einen Vorwurf daraus machen, daß ich mich der Unglücklichen angenommen. Ohne sich weiter zu besinnen, erklärte mir die Frau, daß die Schwester des Pfarrers, Fräulein Bertaud, eine zu brave Freundin und Christin sei, um sich nicht gern wegen einer guten Handlung im Schlaf stören zu lassen. Dann richtete sie einige Worte des Trostes an das arme Mädchen und gab ihr die Versicherung, daß sie gut aufgenommen sein werde. Viergie war bereit. Wie geistesabwesend, leistete sie mechanisch Gehorsam. Ohne ein Wort der Erwiderung, knotete sie mit zitternden Händen ihr Taschentuch um den Hals, warf mir einen letzten, düstern, wilden Blick zu, und folgte ihrer Führerin.

Ich hatte Toby befohlen, die Beiden ins Dorf zu begleiten. Was ich in diesem Augenblick empfand, was Alles mich durchtobte, vermöchte ich nimmermehr zu sagen. Ich suchte mir den Vorfall als ein gewöhnliches Abentheuer auszulegen, konnte mir aber nicht verhehlen, daß ich in eine Reihe von Verwicklungen getreten, welche mich allen möglichen Mißdeutungen aussetzten und mir die lästigste Verantwortung aufbürdeten.

Kaum war ich, nach einer schlaflos verflossenen Nacht, aufgestanden, als mein Intendant mir meldete, daß ein Bauer von Severol im Dorfe angekommen und sofort zur Schwester des Pfarrers gegangen sei. Dort habe er die Nachricht gebracht, daß es mit der Mariasse sehr schlecht stehe und sie nach ihrer Tochter verlange. Hieraus ging hervor, daß Marulas um den Aufenthalt Viergie's wußte, und dies ließ sich nur dadurch erklären, daß er in der Nacht ihr aufgelauert. Ich wußte schon durch den Arzt, daß der Zustand Mariasse's sich verschlimmert habe, und es lag deshalb in der Sache nichts Unwahrscheinliches. Dennoch bemächtigte sich meiner eine peinigende Unruhe, und ich fragte, ob Viergie den nach ihr ausgesendeten Boten gesehen.

„Nein, man hat ihn nicht eingelassen, und mich gebeten, bei Ihnen anzufragen, ob das arme Mädchen von diesem neuen ihrer wartenden Unglück in Kenntniß gesetzt werden soll."

Es war unmöglich, Viergie von ihrer sterbenden Mutter entfernt zu halten. Die Schwester des Pfarrers erbot sich, sie zu begleiten, und ich bat Giraud, sich zu ihnen zu gesellen. Dieser wußte mit Marulas umzuspringen und obendrein glaubte ich mich überzeugt halten zu können, daß Letzterer aus Rücksicht auf mich keinen Gewaltstreich wagen werde.

Nach zwei Stunden benachrichte mich Giraud, daß der Zustand Mariasse's wirklich das Schlimmste befürchten lasse. Viergie war also im Begriff, ihre Mutter zu verlieren. Den Stiefvater mußte man als ihren gefährlichsten Feind betrachten. Ich gelobte mir feierlich, daß sie an mir einen treuen Beschützer haben solle. Die Nacht hatte mir ernste Gedanken gebracht, und jetzt, da ich mir die hülflose Lage des Kindes vergegenwärtigt, gewannen dieselben an Klarheit. Aus der Gewalt, welche die Eigenthümlichkeit ihres Wesens über mich gewonnen, konnte ich mir kein Geheimniß machen. Hatte sie sich mir mit unbedingtem Vertrauen genaht, so war ich stark genug gewesen, dies Vertrauen nicht zu mißbrauchen. Hingezogen fühlt man sich unwillkürlich zu Denen, welche Einem das Schicksal als Schützlinge anvertraut hat. Viergie war von mir abhängig geworden. Das Schicksal hatte mir Pflichten gegen sie auferlegt. Sie war unglücklich, und Hülfe hatte sie bei mir gesucht. René, kein spöttisches Lächeln wird Deine Lippen umkräuseln, wenn ich Dir gestehe, daß es sich in mir wie Liebe zu ihr regte, daß es mir fast war, als könnte ich die Kluft

überspringen, welche den Hohen vom Niedern trennt, und sie zu mir emporheben.

Mit Ungeduld harrte ich der Gelegenheit, sie wiederzusehen. Am Todtenbett der Mutter durfte ich mich ihr nicht nahen; jedoch war ich dem Pfarrer und seiner Schwester einen Besuch dafür schuldig, daß sie sich meiner Schutzbefohlenen angenommen, denn ich konnte ihnen den geleisteten Dienst nicht bezahlen. Eines Morgens stellte ich mich dort vor der Stunde ein, in welcher Viergie sich zur Mutter zu begeben pflegte. Ich fand sie düster und niedergeschlagen. Das Schicksal schien sie vollständig gebeugt zu haben. Als sie mich erblickte, erzitterte sie, und ein tiefes Roth stieg in ihre Wangen. Ich mußte mich zusammennehmen, um meine eigne Bewegung zu verbergen. „Verlasse Dich auf mich!" sagte ich nach einigen hervorgestotterten Worten der Beruhigung.

„Danke," erwiderte sie, mit düsterer Schwermuth den Kopf schüttelnd, und ohne die ihr dargebotene Hand zu fassen. „Danke, ich werde es nicht vergessen."

Sie sagte dies mit solcher Bitterkeit, daß es mir wie eine Ahnung kommenden Unglücks durch's Herz fuhr. Ich fragte sie, ob sie sich auch jetzt noch über Marulas zu beschweren habe.

„Nein, nein! Und wenn auch — was wäre daran gelegen?"

Ich sah, daß hier jeder Trost vergebens sein würde. Traurig verließ ich sie, aber doch mit dem Bewußtsein, daß es mir möglich sein werde, ihre Leiden zu lindern, denn während der zwei Monate, in denen ich sie fast täglich gesehen, hatte ich sie zu genau kennen gelernt, um nicht zu wissen, wie man diese eigenthümliche, aus Zartheit und Wildheit, Hingebung und Trotz zusammengesetzte Natur lenken könne. Es war mir ein Bedürfniß, nach Morniere zu gehen. Dort war ich, während sie bei der sterbenden Mutter weilte, ihr wenigstens näher, und von dort aus konnte ich den Ort sehen, an dem sie so viel gelitten und noch mehr leiden sollte.

Der nächste Tag brach trüb und traurig an. Schon früh Morgens stellte sich der Arzt bei mir ein mit der Nachricht, daß Mariasse den Abend nicht mehr erleben werde. Ich eilte nach Morniere. Eine Ahnung sagte mir, daß Viergie meines Beistandes bedürftig sein werde. Kaum war ich im Stande, vor Genoveva meine Unruhe zu verbergen. Fortwährend dachte ich daran, wie doch das Schicksal diese beiden einander äußerlich so ähnlichen Schwestern so verschieden bedacht, wie es die Eine zum Glück, die Andere zum Elend bestimmt. Es war mir als sei ich bestimmt, das Mißverhältniß auszugleichen. Gegen Abend, als wir auf der Rasenbank am Ufer saßen, ertönten plötzlich die langsamen Schläge einer Glocke.

„Was mag das zu bedeuten haben?" fragte Genoveva.

„Nichts Besonderes, Fräulein," erwiderte ein alter Diener. „Die Mariasse liegt in den letzten Zügen."

Bei diesem Namen erzitterte die Marquise.

„Mariasse, sagtest Du, Dominique?"

„Ja, Madame," antwortete er mit einer Schärfe, welche einen alten Groll verrieth. „Sie haucht eben ihre elende Seele aus — falls sie jemals eine Seele gehabt hat."

„Schweig'!" antwortete die Marquise streng. „Es ist nicht hübsch, Uebles von Sterbenden zu reden."

Indem sie dies sagte, sahen wir von weitem, wie jenseits des Flusses der Pfarrer von Chazol sich mit einem Knaben der Hütte näherte.

„Laßt uns hineingehen," bemerkte die Tante. „Es wird hier kühl."

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Erde und Ewigkeit.

— „Um fünf Uhr pünktlich," sagte der Professor.

— „Ja, wenn es nicht regnet."

Der Professor war ein Fremder in unserer Stadt. Er war recht eigentlich aus den Wolken niedergefallen und konnte deßhalb nicht polizeilich angemeldet werden. Unser sonst sehr gestrenger Bürgermeister, es mit dem Wahlspruch haltend, daß Ausnahmen die Regel fixiren, nahm den Professor und seinen Assistenten, als Beide zum größten Erstaunen der Bürgerschaft in einem Luftballon auf einem Kartoffel-Acker unweit des Marktplatzes landeten, mit ehrender Auszeichnung auf. Der Ballon wurde erst getrocknet — denn, auf der Reise verschlagen, hatten die seltenen Gäste einen Wolkenbruch überstehen müssen — und dann auf einige Tage zusammengeklappt, während welcher Zeit einige Reparaturen an der Maschinerie vorgenommen wurden. Aus Dankbarkeit für die gefundene freundliche Aufnahme erbot sich der Professor, eine kleine auserlesene Gesellschaft beiderlei Geschlechts auf einige Stunden „in den höheren Regionen" spazieren zu fahren. Und es waren ihrer drei Männlein und zwei Fräulein, die sich zu dem Risico meldeten. Unter den Ersteren war ich selbst.

Es regnete nicht. Lange vor der bezeichneten Stunde, an einem sonnigen Sonntags-Nachmittage, standen wir Passagiere mit Gepäck, in Mantel und Seelenwärmer bestehend, vor unserem Schiff und beobachteten die Füllung des Ballons, der, wenn voll, ungefähr 45,000 Kubikfuß Gas halten mochte. Die doppelfarbige Seide war reichlich geölt und mit Guttapercha überzogen, und das Ganze hing in einem Netzwerk von Hanfstricken und glich einer kolossalen Melone in diesem Aufputz. Langsam schwankte das Gebäude hin und her und riß und zerrte zuweilen ungeduldig an den festhaltenden Seilen oder beschrieb einen eigenthümlichen Bogen, als wolle es kopfüber sich auf die Zuschauer werfen.

Unsere beiden Fräulein wurden etwas blaß, als der Professor sie einlud, zuerst in den Korb zu steigen, der Raum genug für fünfzehn Personen hatte. Wir vom starken Geschlecht — sah auch Einer davon so aus, als habe er soeben sein Testament unterschrieben — folgten. Unser Publikum bestand aus einigen hundert Zuschauern; Viele lachten — aber es gab auch Thränen. Einer der Reiselustigen, Gatte und Vater, wurde von Frau und Kindern an den Rockschößen festgehalten, und sie flehten so kläglich darum, er möge die Fahrt aufgeben, daß, wäre ich an seiner Stelle gewesen, ich mich lieber von allen Bierphilistern des Städtchens hätte vierzehn Tage lang verhöhnen lassen, als solchen Herzen eine einzige bange Stunde zu bereiten. Aber es gelang seinem Humor, sie endlich unter Thränen lachen zu machen.

Alles fertig!

„Grüßen Sie den Mann im Monde!" rief es im letzten Momente aus der Schaar der Umstehenden.

„Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie keinen Stern umsegeln!" spottete lachend eine andere Stimme.

„Bringen Sie uns ein paar Donnerkeile zurück!" scholl es aus den Reihen der Schulknaben.

„Und wenn Sie wieder herabfallen, machen Sie kein Loch in der Erde!" ergänzte ein anderer Spötter.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von W. Meyer.

„Whupp! Whupp!" Das Tau war losgelöst, und aufwärts ging es, anfänglich in erschütternden Stößen. Binnen einer Minute standen wir so hoch über der Stadt, daß uns die Häuser wie die Holzhäuser eines Nürnberger Baukastens erschienen. Zwei Minuten später waren wir, mit Ausnahme des Professors und seines Amanuensis, sämmtlich — seekrank! Ich hatte irgend einmal gelesen, daß die Seekrankheit nicht aus einem Paroxysmus des Magens, sondern aus dem Gehirn sich entwickle und daß Eis, in den Nacken gelegt, die bedenklichsten Symptome zur Ruhe bringe. Ich erlaubte mir, dieses Mittel vorzuschlagen, und im Nu hatte der dicke Humorist einen Klumpen Vanille-Eis aus dem mitgenommenen Bleikübel voll Gefrorenem gehoben und sich auf den Halswirbel geklappt. Die Damen röchelten unmelodisch auf dem Boden des Korbes, der noch immer einen ruckweisen Mazurek tanzte. Es hätte wenig gefehlt, so hätten wir schnellstens eine Sturmpetition an den Professor gerichtet, uns sofort wieder zu unseren Penaten zurückzuführen, aber plötzlich begann der Ballon in anmuthiger Gelassenheit weiter zu steigen, so daß wir kaum wußten, ob wir uns bewegten oder, einem von Windstille überraschten Schiffe gleich, regungslos stillständen. Sehr bald hatten wir die Nachwehen der Seekrankheit überwunden und standen in den Anblick des Weltpanoramas zu unseren Füßen versunken. Die Flüsse erschienen wie silberne Zwirnsfäden, die Brücken wie Weinreben, die Kirchen waren für das Auge nicht größer als Schnupftabaksdosen, und selbst durchs Fernrohr nahmen die Zuschauer im Garten des Bürgermeisters sich nicht größer aus als ein Haufen erfrorner Ameisen und nicht als Herren der Schöpfung, die in hoher und niederer Politik machen und schwere Staatssteuern zu entrichten haben.

Hinauf! Hinauf! Wie ein ruhig schwebender Adler stieg unser Gefährt in den stillen Aether. Es wurde kalt, und wir wickelten uns in Shawls und Mäntel bis zur Nasenspitze ein, während ein peinlicher Druck sich auf die Schläfen fühlbar machte und uns die Ohren zu sausen begannen, als habe sich ein halbes Dutzend Brummfliegen in ihrem Labyrinthe verirrt. Dazu schnob das Gas aus dem Boden des in pfirsichblüthrothem Glanze leuchtenden Ballons und zwang uns, den Kopf nach Außen zu wenden, wo unseren Blicken nichts als die tiefblaue Oede begegnete. Da lenkte ein Schrei unsere Augen nach oben.

Der Ballon war schwarz!

Jeder von uns war in dem Augenblicke „Gänsehaut" vom Scheitel bis zur Zehe. Allgemeines Zähneklappern! Wir meinten jeden Augenblick, daß der Globus in Flammen aufgehen werde. Der Professor lächelte mit philosophischer Ruhe und versicherte, Alles sei in Ordnung, zog jedoch an dem Stricke, welcher zur Gasklappe führte, und wir sanken langsam um einige hundert Ellen. Das Athmen wurde uns leichter. Wir glitten, von einer scharfen Luftströmung getragen, mit großer Schnelligkeit nach Westen, gerade auf ein Gebirge von Wolken los, das in silbernem Glanze mit riesiger Schnelle uns entgegenkam. Es schien, als sollten wir daran wie an einer Felsenklippe zerschmettert werden. Aber noch ehe ich den Gedanken ausdenken konnte, waren wir mitten darin, in einem Nebel so dicht, daß man nicht sechs Schritte weit um sich blicken konnte. Kein Lüftchen wehte, und unser Ballon schien still zu stehen und nur von der Wolke getragen zu werden. Wir hatten den Luftstrom gekreuzt, wie ein Schiff, das in das stille Centrum eines Cyklone gerathen. Der Professor, welcher recht eigentlich unser Leben in seiner Hand trug, richtete die Frage an uns, ob wir die Wolke uns „von oben" oder „von unten" ansehen wollten. Wir vom starken Geschlecht waren mit unseren stillen Erwägungen noch nicht im Reinen, als „Von oben!" die beiden Damen wie aus Einem Munde antworteten. Unser Lenker bemerkte uns zu unserer Verwunderung daß in diesem Momente unsere Bewegung, die uns als eine aufsteigende erschien, eine absteigende sei. Er warf zum Beweise eine Papierkugel in die Luft, und diese blieb fast in gerader Linie an unserer Seite, ein Beweis, daß wir rapid sanken. Jetzt wurden einige Säcke Sand geleert, wobei dem Famulus des Professors die Ungeschicklichkeit passirte, daß ein ganzer Sack über Bord fiel und abwärts in der Dämmerung verschwand. Gnade dem lebenden Wesen, dem diese Botschaft von oben auf den Schädel gefallen!

Aufwärts! Aufwärts ging es wieder! Wir passirten verschiedene Temperaturen im Fluge und wurden plötzlich von einer starken Strömung nach Osten geführt und glitten aus der Silberwolke in eine Ewigkeit von Abendhimmel. Die Sonne ging unter. Man sah einen Schatten nach dem anderen über das düstere Antlitz der alten Gäa kriechen, die dämmeriger und dunkler sich verhüllte, wie in ein Schlafgewand, und zuletzt sah das Auge nur in ein schwarzes Loch — in einen wesenlosen Tartarus.

Eine Stunde verging. Wir soupirten und plauderten. Unser warmer Athem kräuselte sich in kleinen Dampfwirbeln durch die klare, dünne und kalte Atmosphäre. Das fröhliche Gelächter stockte indessen, als der Famulus unsere Aufmerksamkeit auf ein rasch heraufschwebendes Gewitter lenkte, auf Wolkenschichten, von der grünbleichen Farbe des Serpentin. Ohne namentliche Abstimmung nöthig zu machen, gab sich der allgemeine Wunsch nach der Rückkehr zur Heimath kund, die so alpentief unter uns schlummern mochte. Es wehte bereits nächtlich.

Der Professor zog an der Klappenschnur, um das Gas herauszulassen. Er zog und zog stärker — vergebens! Die Klappe rührt sich nicht! Zuerst bemerkten wir den Unfall nicht, aber als er heftiger und heftiger zu zerren fortfuhr und sein Antlitz Unruhe auszudrücken begann, fragte ich ihn mit erheuchelter Fassung:

„Etwas in Unordnung?"

„Ich besorge, ja!"

Wenn ein gelehrter Luftschiffer „Besorgniß" ausspricht, so macht es auf die Passagiere denselben Eindruck, als gäbe ein Schiffskapitän das Commando zum Aussetzen der Boote. Sauve qui peut! Mitten im Aether der Ewigkeit! Fallschirme befanden sich im Korbe — und fast Jeder griff unwillkürlich danach. Doch was hätte bei einem Sturze aus solcher Himmelshöhe ein solcher miserabler Regenschirm genützt. Schon auf halbem Wege wäre der letzte Athemzug aus den Lungen herausgepreßt gewesen!

„Die Klappe bewegt sich nicht! Aber ich werde die Sache sogleich in Ordnung bringen!" rief unser Professor. Die Adern traten ihm auf der Stirn hervor, und dicke Perlen hingen ihm an den Augenbrauen.

Er brachte es nicht „sogleich in Ordnung". Er zupfte und zog und zerrte; wir stiegen schneller und schneller, immer näher der grünen Brandung der Gewitterwolken, die schon ihre Blitze nach allen Richtungen, zuckenden Feuervipern gleich, zu schütteln begannen. Und ohrenbetäubend und herzerschütternd brüllte der Donner!

Gerade drauf los in die — Flammen! Und wir hatten obendrein ein Dutzend eiserne Fanghaken im Korbe, dazu bestimmt, um, wenn der Erde nahe, in Baumkronen geschlagen

zu werden. Hier aber hätten sie zum gefährlichen Elektricitäts-Leiter dienen können.

Entsetzliche fünf Minuten! Man sagt, daß Einem im letzten Lebensaugenblicke, ehe der dünne Schleier zerreißt, der uns von der Ewigkeit trennt, das ganze vergangene Leben in aller Vollständigkeit vor dem Auge erscheine und sein Panorama von Leid und Freude sich gleichsam in der letzten Thräne wie in einem Thautropfen widerspiegelt. Das war eine solche unbeschreibliche Minute! Wir senkten die Köpfe und verhüllten unsere Augen, gewärtig jeden Augenblick, aus den Pforten des Himmels das Donnerwort: „Staub zum Staube" zu vernehmen. Ob in so furchtbarem Momente ein Kobold seine Späße mit uns treiben mag? Ich für meinen Theil sah und hörte nichts als Donner, aber ich hatte in jenem Momente nichts Anderes als Heine's unsterbliche Zeilen im Kopfe:

Und um die rothe Weltgeistnase
Dreht sich die ganze betrunkene Welt!

Eine fratzenhafte Gedanken-Karikatur in solcher Lage; aber ich hätte im Paroxysmus die Worte in die Welt hinausschreien mögen.

Noch immer zerrte der arme Professor an seinem Stricke! Regungslos blieb die Gasklappe!

Ich hatte den Kopf aus dem Mantel gesteckt und sah zu meiner Beschämung, daß unsere beiden Reisegefährtinnen uns Männern in diesem muthigen Beispiele vorangegangen waren und nur bleich und lautlos, wie unter einem Zauberbann, in die zuckenden Blitze starrten, ihre vier Hände schwesterlich ineinander verschränkt.

Wir waren mitten in der Gewitterwolke. Keiner sprach ein Wort. Der Professor warf seinen Mantel ab und deckte ihn über die eisernen Fanghacken; dann begann er wieder, sich an den Stricken und Tauen zu schaffen zu machen. Wir fühlten einen Druck in Augen, Ohren und Nasen, als sollte das Blut aus allen Poren spritzen.

Da stand ringsum das Universum in Flammen. Ein Blitz, zwei, drei. Und sie züngelten durch die Nacht, uns so nahe, als wollten uns ihre spitzen Feuerzungen in jedem Augenblicke durchbohren und unseren Ballon explodiren machen, und der Donner raste und heulte. Unsere Knie bebten, unsere Zungen lallten — was, ich weiß es nicht! Der Ballon riß an den Seilen und erschien in tiefstem Purpur gefärbt.

Selbst der Professor stieß einen Schreckensschrei aus.

Höher! Höher! Ohne Aufenthalt dem wesenlosen Nichts entgegen!

Und wieder züngelten Flammen um uns und wieder stöhnte der Donner — Licht und Nacht in unablässiger Abwechslung. Und unter uns schien ein Sturm zu sausen und zu brausen, und zu Häupten glitzerte es wie Millionen Sternschnuppen in rasendem Wirrwarr.

Kein Laut! Wir waren starr wie Bildsäulen!

Plötzlich fiel es wie Schleier von unseren Augen. Wir schossen empor in wundervolle Klarheit. Wir hatten die Gewitterwolke passirt und gondelten im milden Strahle des Mondlichtes und unter dem Lächeln der ewigen Sterne. Tief unter uns blitzte es noch und rollte noch dumpf der Donner.

Aber wir hatten keinen Grund, freier zu athmen. Die Gasklappe war noch immer geschlossen und wir hatten kein Mittel, zur Erde zurückzukehren. Das Gas drang aus dem Ballon, und wir fühlten uns von Betäubung und Schwindel angewandelt; und das Gehirn begann zu kreisen.

Höher! Höher! Unsere Reise konnte nur in Tod enden. Tief unten mußte man wenige Minuten später unsere zermalmten Gebeine auflesen, denn jede Falte des Ballons war verschwunden, und er sah prall und stramm aus und gaukelte wie toll hin und her. Fünf Minuten später und der Ballon mußte bersten. Die Damen beteten — die Männer seufzten.

Plötzlich warf der Professor Rock und Weste ab und entledigte sich in Hast seiner Stiefel. Ohne eine Sylbe zu äußern, sprang er in das Tauwerk und klomm mit der Geschwindigkeit des Eichhorns an den Netzen in die Höhe, ohne anderen Halt, als seine beiden Menschenhände — nichts weiter, das ihn vor dem Fall in das Universum schützte. Wie inbrünstig wir seinen Bewegungen mit unseren Stoßgebeten folgten, als er höher und höher klomm und schließlich hinter der ungeheuren Wölbung des Globus verschwand! Und dann ergriffen wir unwillkürlich Einer des Anderen Hand und warteten und warteten und sahen einander lautlos in das todtbleiche Gesicht.

Schreckliche Minuten! Sie erschienen uns wie Jahrzehnte! — — —

Edler Mann! Da ist er! Der Himmel segne ihn! Er hat uns gerettet! Wir sahen seine Gestalt langsam wieder an den Tauen niedergleiten, und wir standen unwillkürlich auf den Zehenspitzen, als wollten wir ihn mit unseren Händen auffangen.

Langsam — langsam — stieg er hernieder — und dann mit einem unbeschreiblichen Freudenschrei hatten ihn zehn Menschenarme wonneselig umschlungen. Jeder weinte.

Der Ballon sank langsam und sicher — tiefer und tiefer — durch Nebel und Wolken, durch die letzten linden Flocken des zerstobenen Gewitters; ein sanfter Westwind nahm uns auf und führte uns fächelnd durch den Luftraum, durch mondbeglänzte Fernen, näher und näher derselben Mutter Erde, die deutlicher und deutlicher heraufdämmerte, bis wir kleine Lichtlein und wiegende Baumkronen unterscheiden konnte. Wir landeten endlich unweit einer Eisenbahn-Station und übernachteten auf terra firma und hatten einen tiefen Schlaf.

Wir hatten dem „Mann im Monde" keine Grüße bestellt, wir hatten „keinen Stern umsegelt" und „machten kein Loch in der Erde" bei unserem Niedergange. Aber wir hätten den Erdboden küssen mögen, und ehe wir als geflügelte Seelen nicht die große geheimnißvolle Reise in die Ewigkeit wieder einmal antreten, „versuchen wir die Götter nicht wieder".

Charade.

Bald läufst du auf mir, als wär' ich von Stein;
Bald lauf' ich selber, als wär' ich ganz Bein;
Bald ruh' ich gar friedlich und dehne mich breit;
Bald tob' ich, als wie mit mir selber im Streit;
Bald stieg' ich hinauf in das lustige Blau;
Bald fall' ich herab auf die blumige Au;
Bald seh' ich aus wie der niedlichste Ball;
Bald schein' ich ein Bild vom unendlichen All.

Auflösung der Charade in Nr. 25:
Floschenzug.

Druck und Verlag von J. M. Bauer. Verantwortlicher Redakteur: Fr. Mooninger.

Nr. 27. Sonntag, den 9. Juli 1871.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Vornehm und Gering.

(Fortsetzung.)

Inzwischen wurde es dunkel, und wir waren schon seit einer Stunde im Salon. Die Marquise war zerstreut, und vergebens suchte ich meine Stimmung dadurch zu verbergen, daß ich mit Genoveva und dem Knaben spielte, als Dominique mit verstörtem Gesicht eintrat und der Marquise meldete, daß der Pfarrer von Chazol augenblicklich mit der Frau von Senozan zu sprechen wünsche.

Erstaunt über einen solchen Besuch zu solcher Stunde, erhob sich die Marquise schnell, um dem Pfarrer entgegenzugehen. Bei seinem Eintreten erkannte ich sofort, daß etwas sehr Ernstes ihn herführen müsse. Er sagte der Marquise ernst und dringend, daß kraft seines Amtes er sie auffordern müsse, sich an das Lager einer Sterbenden zu verfügen.

Die Marquise schauderte zusammen. „Ist es die Mariasse?" rief sie entsetzt.

„Es ist eine Sterbende, welche mit Ihnen zu sprechen verlangt, bevor sie vor Gott erscheint."

„Nimmermehr!" rief die Marquise mit bebender Stimme. „Sagen Sie ihr, daß ich ihr vergebe. Das ist Alles, was ich für sie thun kann."

Der Pfarrer legte nachdrücklich seine Hand auf die der Marquise und sagte, mit einem bedeutungsvollen Seitenblick auf Genoveva und den Knaben: „Ich habe Ihnen noch nicht Alles gesagt."

Genoveva, welche den Wink aufgefangen, verließ mit ihrem Bruder das Zimmer. Auch ich wollte mich entfernen, aber der Geistliche bat mich, zu bleiben. Als wir allein waren, hub er wieder an:

„Es wird mir sehr schwer, Frau Marquise, alte, schmerzliche Erinnerungen in Ihnen zu wecken; aber ich habe dem Beruf des Priesters zu genügen. Wollen Sie dem Freunde, welcher allen Denen, die Ihnen theuer waren, die Augen zugedrückt, welcher der Vertraute aller Ihrer Leiden war, ein offenes Wort gestatten?"

„Gott hat mich schwer geprüft! antwortete die Marquise.

„Er hat Ihnen auch noch diese letzte Prüfung auferlegt, und als Christin sowohl wie als Mutter dürfen Sie sich ihr nicht entziehen."

„Was soll das heißen?"

„Die Sterbende hat ein Geheimniß auf dem Herzen, welches sie nicht dem Beichtvater, sondern nur Ihnen anvertrauen will. Sie sagt, es handle sich um das Glück und Leben Ihrer Tochter."

„Meiner Tochter?" wiederholte die Marquise. Ein kurzer, aber furchtbarer Kampf fand in ihr statt — ein Kampf, in dem das Muttergefühl über den Widerwillen den Sieg davontrug. Sie folgte dem Pfarrer, indem sie mich beschwor, nicht fortzugehen bevor sie zurückgekehrt. Ich war allein, denn Genoveva hatte sich schon zur Ruhe begeben.

Ruhelos irrte ich durch den Park und spähte nach dem flackernden Licht des Sterbezimmers hinüber. So verfloß eine Stunde, die mir wie ein Jahrhundert schien. Endlich sah ich dunkle Gestalten durch die Allee herauf kommen, und bald traten sie in den Lichtkreis der offenen Fenster des Salons. Bleich wankte die Marquise am Arm des Pfarrers daher. Einige Schritte hinter ihnen folgte Biergie. Erschreckt eilte ich herbei, als ich die Marquise zusammenbrechen sah. Wir trugen die Ohnmächtige in den Salon. Im Augenblick war das ganze Dienstpersonal zur Stelle.

Die Marquise schien vergebens sich eines grausigen Phantoms erwehren zu wollen, und unzusammenhängende Worte entschlüpften ihren Lippen. Endlich machte ein Strom von Thränen der schrecklichen Nervenkrisis, welche das Schlimmste befürchten ließ, ein Ende. Ich warf dem Pfarrer fragende Blicke zu. Er gab mir ein Zeichen, indem er den Finger auf den Mund legte. Ich verstand ihn; es war nothwendig, die Leute zu entfernen.

Wir waren allein. Biergie, bleich und finster, hielt sich in eine Ecke des Zimmers gedrückt. Als die Marquise wieder zu sich kam, fiel ihr erster Blick auf das Mädchen. Erst war sie wie von Entsetzen gelähmt. Man konnte ihr ansehen, daß ein furchtbarer Kampf in ihrem Innern vor sich gehe. Dann stieß sie einen durchdringenden Schrei aus, und rief, die Hände nach Biergie ausstreckend: „Mein Kind! Mein Kind!"

Biergie kniete vor ihr nieder. Sie umfangen haltend und ihren Kopf an sich pressend, bedeckte Frau Senozan ihre Stirn mit Thränen und Küssen. Betroffen schaute ich auf die Gruppen ich war mir unklar darüber, ob ich die Scene einem erhabenen Aufwand christlicher Selbstverleugnung, oder einem Anfall von Geistesverwirrung zuzuschreiben habe. Der Pfarrer, welcher die Folgen der heftigen Aufregung für die Marquise fürchtete, ermahnte sie, sich zu mäßigen. Biergie nahm er bei der Hand, entwand sie der Umarmung der Frau Senozan, und beanspruchte auch für sie die nöthige Ruhe nach so schrecklichen Gemüthsbewegungen. Ich entnahm daraus, daß Mariasse gestorben sein müsse. Meine Tante gab den Vorstellungen des Geistlichen, nach, ließ ihre Kammerfrau rufen und befahl, daß man Biergie in das Zimmer neben dem Gemach Genoveva's bringe. Nachdem er die Marquise noch ermahnt, die Prüfung, welche Gott ihr auferlegt, mit christlicher Ergebung zu tragen, nahm der Pfarrer Abschied. Es war schon nach Mitternacht, und unter so eigenthümlichen Verhältnissen an meine Rückkehr nach Chazol nicht wohl zu denken.

„Bitte, bleiben Sie hier," sagte meine Tante im Tone tiefster Traurigkeit, „und lassen Sie mich Ihnen Alles sagen während ich noch den Muth dazu habe. Morgen würde ich vielleicht der Gemüthsbewegung nicht gewachsen sein." Und nach einem Thränenstrom und krampfhaftem Schluchzen erzählte sie mir, mehr als einmal von innerem Entsetzen und Widerstreben überwältigt, Folgendes.

In der Hütte angelangt, war sie sofort an's Bett der Sterbenden geführt worden. Eine beängstigende Stille herrschte in dem ärmlichen, auf's Dürftigste ausgestatteten Zimmer. Abgemagert, mit fieberhaft funkelnden Augen, schon vom Hauch des Todes berührt, lag Mariasse auf einer elenden Matratze. Beim Anblick der Frau Senozan schrak sie zusammen und richtete sich halb empor, gleich als wolle sie einem Gespenst entfliehen.

„Liebes Weib, es ist die Frau Marquise," sagte Marulas zu ihr.

„Ja, ich erkenne sie!" rief Mariasse entsetzt. „Die Stunde ist gekommen!" Und erschöpft sank sie zurück. Viergie gab ihr einen Löffel voll dunkler Tropfen ein.

„Ich habe Ihnen vergeben," sagte die Marquise, tief erschüttert durch den Anblick solchen Elends. „Was wünschen Sie noch von mir?"

Mariasse zögerte.

„So rede doch!" sagte Marulas, einen festen Blick auf sie heftend, dessen magnetischer Zauber sie zu bannen schien. „Es muß sein!"

„Ja, es muß und soll sein!" erwiderte Mariasse mit einem Ausdruck wilder Energie.

Mit verzweifeltem Kraftaufwand winkte sie Viergie zu sich hin, welche sie in ihren Armen aufrichtete, und dann enthüllte sie in Gegenwart Aller Folgendes.

Viergie ist das Kind der Marquise, welches Mariasse stahl um ihr eigenes Kind unterzuschieben. Die Amme der Frau Senozan war früher, als Mariasse auf dem Schlosse wohnte, mit ihr befreundet gewesen. Nur einige Tage nach einander geboren, hatten die Kinder schon damals die Aehnlichkeit, welche noch jetzt so überraschend wirkt. Während einer mehrwöchigen Krankheit der Marquise, die ihrer Entbindung folgte und in der sie ihr Kind nicht bei sich haben durfte, wurde die Unterschiebung in's Werk gesetzt. Das Motiv war zum Theil der Haß gegen ihre Nebenbuhlerin, zum Theil die thörichte Mutterliebe, welche glaubte, daß dem Kinde mit einem zu seinen Gunsten begangenen Verbrechen gedient sein könne. Ihrer Tochter sollte der Glanz und der Name zu Theil werden, welcher ihr nach ihrer Meinung frevelhaft gestohlen war. Sie war damals wohlhabend, und belohnte die Amme reichlich.

Kaum hatte die Kranke diese Beichte vollendet, als sie zusammenbrach und in Viergie's Armen verschied.

* * *

Eine Stunde nach dieser Erzählung war auf Mornier' Alles todtenstill. Düster blickte ich in die Nacht hinaus. Mir war es als umfinge mich ein böser Traum. Nur wenige Schritte von mir, im vorspringenden Erker des Schlosses, blinkte ein Licht. Dort war Viergie. Noch vor wenigen Stunden hatte ich sie vollständig von mir abhängig geglaubt, mich für den unbedingten Beherrscher ihres Schicksals gehalten. Das war ich jetzt nicht mehr. Ich fühlte erst jetzt, wie süß für mich das Amt des freiwilligen Beschützers gewesen. Es war mir als wäre sie für mich verloren.

Schon zur frühen Morgenstunde, als eben erst die Leute aufgestanden, trat Langlade, an den während der Nacht ein Bote gesandt war, bei mir ein, und einige Minuten darauf meldete ein Kammerdiener, daß die Marquise uns erwarte. Bleich lag sie da, und fühlte sich so schwach, daß sie mich bitten mußte, das Erzählen zu übernehmen.

Einige Zeit blieb Langlade nach Beendigung meines Rapports still und starrte grübelnd vor sich hin. „Aber es fehlt jeder Beweis für die Wahrheit der ganzen Geschichte!" rief er endlich. „Nur die Amme könnte sie bestätigen."

„Die ist längst todt," sagte Frau Senozan.

„Hat Mariasse sonst keinen Zeugen des begangenen Unterschleifs genannt?"

„Nein."

Langlade schwieg, als scheue er sich, seinen Gedanken Worte zu geben.

„Bitte, Herr Langlade, reden Sie ohne Rückhalt," bat meine Tante.

„Mein Urtheil, Frau Marquise, kann nur das eines Juristen sein, und vielleicht wird es Ihr Gefühl verletzen. Wir befinden uns einer furchtbaren Enthüllung gegenüber. Für die Wahrheit spricht nichts als die Behauptung einer Frau, deren Zeugniß, falls sie noch lebte, ihres zweideutigen Rufes wegen, vor Gericht unzulässig sein würde. Unwahrscheinliches liegt, bei den von ihr angegebenen Umständen, in der Sache nicht. Auch das Motiv läßt sich sehr wohl denken. Aber wenn wir auch Alles für wahr halten wollen, können wir doch, beim Mangel an Beweis, nicht danach handeln. Dem Gesetze nach ist Fräulein Genoveva von Senozan Ihre einzige Tochter, und Nichts kann ihr Recht auf diese Stellung antasten. Wollen Sie Viergie als Ihre Tochter gelten lassen, so ist dazu ein förmlicher Akt der Adoption und zu diesem die Erlaubniß Dessen erforderlich, welcher als der Vater des jungen Mädchens gilt."

„Wie könnte ich aber nach einer solchen Enthüllung das Kind wieder von mir lassen?"

Nachdenklich schüttelte Langlade das Haupt.

„Wir haben es mit einem Schurken erster Klasse zu thun, Madame, und leider steht das Gesetz, welches Ihr Recht auf das Mädchen nicht annerkennen kann, ihm zur Seite."

„Aber sie ist ja nicht seine wirkliche Tochter!"

„Freilich nicht, wenn er sie nicht etwa hat gerichtlich legimitiren lassen als er Mariasse heirathete, und bei seinem Charakter ist das kaum anzunehmen."

Es wurde beschlossen, sich über diesen Punkt ins Klare zu setzen, und Langlade beauftragt, wo möglich ein Abkommen mit dem Menschen zu treffen, welcher nach meiner Ueberzeugung für Geld zu Allem bereit sein würde. Ein anderer Ausweg ließ sich nicht denken. Mochte Mariasse die Wahrheit gesagt haben oder nicht, mochte das Herz der Mutter noch so sehr an Genoveva hängen und sich feierlich geloben, sie von dem schrecklichen Zweifel, der auf ihre Geburt geworfen war, völlig unberührt zu lassen, unmöglich war es, daß Viergie das Schloß wieder verließ.

Es wurde nun schnell vereinbart, wie man sich zu verhalten habe. Die Anwesenheit Viergie's ließ sich, welches Aufsehen die Thatsache auch erregen mochte, leicht auf die Großmuth der Marquise zurückführen. Marulas mußte Schweigen auferlegt und die strenge Beobachtung desselben zur Bedingung des mit ihm abzuschließenden Handels gemacht werden. Genoveva durfte von Nichts wissen. Es stand dabei ihr Seelenfriede, ihr ganzes Glück auf dem Spiel. Auch Viergie sollte dies Schweigen zur heiligen Pflicht gemacht werden. Es war nothwendig, von vorn herein den Domestiken gegenüber die Stellung zu bestimmen, welche Viergie auf dem Schloß einnehmen solle. Die Marquise klingelte ihrer Kammerfrau und befragte sie. Die Antwort lautete, Viergie sei

schon seit einer Stunde bei dem Fräulein. Genoveva hatte beim Erwachen vernommen, daß die Waise neben ihr weile, sich sofort des Tages erinnert, an welchem das Mädchen das eigne Leben an die Rettung ihres Bruders gesetzt, und, nur ihr gutes Herz befragend, sich beeilt, ihr Trost einzureden.

Einen Augenblick darauf öffnete sich die Thür. Genoveva trat ein, Biergie an der Hand führend. Staunend warfen wir einander verstohlene Blicke zu. Biergie erschien, in einem Kleide Genoveva's, wie umgewandelt. Von tiefem Kummer niedergebeugt, fast gleichgültig gegen den Luxus, welcher sie zum ersten Mal umgab, benahm sie sich einfach und ruhig, und schien sich des plötzlich mit ihrem Schicksal vorgegangenen Wechsels kaum bewußt zu sein. Indem sie neben einander standen, waren sie einander so ähnlich, daß selbst ein Unbefangener sie sofort als Schwestern erkennen mußte. Es war uns schwer, unsere Bewegung zu verbergen. Glücklicherweise gab Genoveva nicht Acht auf uns, sondern eilte sofort auf ihre Mutter zu, um dieselbe zu küssen. Die Marquise umarmte sie mit stürmischer Innigkeit, gleich als wollte sie den heiligen Protest der Mutter einlegen gegen die Zweifel, die in ihr Herz gesenkt waren. Dann streckte sie Biergie, welche allein auf der Schwelle stehen geblieben war, die Hand entgegen und sagte: „Komm auch Du zu mir, mein Kind. Ich habe jetzt zwei Töchter.“

Biergie trat heran, beugte das Knie vor der Marquise und bot ihr die Stirn zum Kusse dar.

„Wie gut Du bist!“ sagte Genoveva. „Aber sei nur ganz ruhig, ich werde nicht eifersüchtig sein.“

Das Wort hatte in diesem Moment eine solche ihr unbekannte Bedeutung, daß es mich eisig durchschauerte. Biergie, still und kalt, wagte kein Wort zu sagen. Sie wußte offenbar nicht, wie sie sich zu benehmen habe. Es war nothwendig, Genoveva zu entfernen. Meine Tante flüsterte ihr einige Worte zu und sie verließ das Zimmer. Ich wollte ihr folgen. „Nein, bitte, bleiben Sie!“ sagte die Marquise.

Als wir allein waren, folgte ein verlegenes Schweigen. Niemand wußte so recht, wie die Unterredung einzuleiten sei. Endlich zog meine Tante Biergie zu sich heran, ergriff ihre Hand und sagte: „Ich muß Dich bitten, mich zu lieben, und mir Dein Vertrauen in dem Grade zu schenken, daß Du Dich Allem unterwirfst, was zu Deinem eigenen und zu unser Aller Wohl nothwendig ist.“

„Ich werde Ihnen gehorchen, Madame,“ antwortete Biergie, kaum vernehmbar.

„Ohne zu vergessen, daß ich noch ein anderes Kind habe,“ fuhr meine Tante mit einer Bewegung fort, welche auch mich tief ergriff, „gäbe es für mich kein größeres Glück, als wenn Du mich vor aller Welt mit dem süßen Mutternamen anreden dürftest und ich Dich öffentlich als meine Tochter anerkennen könnte. Aber sehr ernste Gründe, welche uns Herr Langlade erörtert hat, machen es für jetzt unmöglich, daß Du den Namen Deiner wirklichen Familie trägst. Darunter wird meine Liebe zu Dir nicht leiden. Dir gehört fortan meine Mutterliebe; aber ich liebe auch Die, welche Dich schon wie eine Schwester empfangen hat. Sie hat keine Mutter außer mir, liebt mich seitdem sie auf der Welt ist, und der geringste Zweifel würde ihr einen furchtbaren Schmerz bereiten. Ich appellire an Dein Herz, mein Kind, und bin überzeugt, daß Du ihr einen Schmerz ersparen wirst, welcher an dem Verhältniß, wie es sich nun einmal gestaltet hat und das außerhalb unserer Kontrole liegt, nichts ändern könnte.“

„Ich werde Ihnen gehorchen, Madame,“ wiederholte Biergie, ohne den Blick zu erheben; trüb und finster.

Noch an demselben Tage ließ Langlade Marulas nach Chazol kommen. Der Mensch mußte vor allen Dingen aus der Gegend entfernt werden; sei es auch nur um der Waisen willen, welche er stets an eine traurige Vergangenheit und ihre früheren Verhältnisse erinnern würde. Langlade hatte es für zweckmäßig gehalten, daß ich bei der Unterredung zugegen sei. Sofort bemerkten wir, daß er entschlossen war, sich für das Glück „seiner geliebten Tochter“ theuer bezahlen zu lassen. Aber Langlade war nicht der Mann, so ohne Weiteres auf Alles einzugehen. Die sentimentalen Phrasen des Schurken kurz abschneidend, bot er ihm zehntausend Franken für seine Entfernung aus der Gegend, und eine Jahresrente von fünfhundert Franken für das Abtreten aller seiner Vormundschaftsrechte an die Marquise von Senozan. Er sträubte sich, die Bedingung des Schweigens einzugehen, deren Bedeutung er sofort erkannte, gab aber endlich nach und unterzeichnete Alles, was von ihm verlangt wurde.

Von dieser Stunde an befand Biergie sich unter dem mütterlichen Schutz der Marquise von Senozan.

Zwei Tage nach diesen erschütternden Auftritten war von Mariasse nichts mehr übrig geblieben, als ein schwarzes Kreuz auf dem Dorfkirchhofe, und Biergie, zum großen Erstaunen aller Leute, definitiv auf dem Schlosse Morniere installirt. Alles war so schnell gekommen, daß es uns schwer wurde, uns darein zu finden. Während der ersten Tage war Biergie durch die gewaltigen Gemüthserschütterungen so angegriffen, daß sie kaum ihr Zimmer verlassen konnte. Als ich eines Morgens zum Frühstück kam, saß sie mit Genoveva, an der Seite der Marquise, auf dem Sopha. Eingeschüchtert durch den Glanz eines Daseins, in dem ihr Alles neu war, noch unbekannt mit den tausendfachen Nuancen der Etikette, behielt sie in ihrem Wesen einen Theil des Naturwüchsigen, welches ihr eine Art wilder Anmuth verlieh. Schweigend, die großen schwarzen Augen gesenkt, hörte sie die gleichgültigen Worte an, welche die Marquise und ich, um unsere Bewegung zu verbergen, mit einander austauschten, und die Worte der Begrüßung, die ich an sie richtete. Wenn die Marquise oder Genoveva zu ihr sprach, antwortete sie erröthend, und wie in Verlegenheit gesetzt durch alle die Beweise einer zarten Liebe, welche ihr zum ersten Mal in ihrem Leben entgegentrat. Nach dem Frühstück wollten, wie gewöhnlich, Genoveva und ihr Bruder ihren im Park eingehegten Gazellen Futter bringen. Genoveva nahm Biergie bei der Hand, und bat sie, mitzugehen. Ich folgte ihnen, und bald traten wir in den Schatten der Bäume und Gebüsche. Seit der Nacht, in welcher Biergie zu mir kam, hatten wir kaum noch Gelegenheit gefunden, einige Worte zu wechseln. Als der Knabe Genoveva vorwärts zog, befanden wir uns für einige Augenblicke allein. Ich wußte nicht recht, welchen Ton ich gegen sie anschlagen sollte.

„Jetzt endlich beginnt für Sie ein glückliches Leben, Biergie,“ brachte ich, etwas beklommen, heraus.

„O ja. Mir ist das Glück so schnell gekommen, daß ich einiger Zeit bedarf, um die Vergangenheit zu vergessen.“

„Wie, sind Ihnen Frau v. Senozan und Genoveva nicht mit einer Herzlichkeit entgegengekommen, welche Sie sofort beruhigen mußte?“

„Das ist wahr. Meine Mutter und meine Schwester sind sehr gut gegen mich.“

Als ich aus ihrem Munde diese Worte vernahm, welche eine Betonung ihrer Rechte zu enthalten schienen, durchrieselte es mich, und ich warf ihr einen Blick unzufriedener Ueberraschung zu. Sie errieth ohne Zweifel meine Gedanken, denn sie fuhr fort:

„O, beruhigen Sie sich. Wenn ich mich dieses Ausdrucks gegen Sie bediene, so geschieht es nur, weil ich Sie von dem Geheimniß unterrichtet weiß. Was ist auch am Namen gelegen, den ich ihnen gebe, wenn sie mich lieben und wenn ich auch sie lieben kann? Ich weiß sehr wohl, daß ich hier als eine Fremde gelten muß, die man aus Barmherzigkeit aufgenommen. Sehen Sie mich traurig, so ist das nur der Fall weil ich mich erst an eine Liebe, die mir so neu ist, gewöhnen muß. Noch sind ja in meinen Augen nicht die Thränen getrocknet, die einer andern Mutter flossen."

Wir waren jetzt beim Geheg angekommen und gesellten uns wieder zu Genoveva.

Noch an demselben Tage verreis'te ich. Nur der Drang so unerwarteter Ereignisse hatte mich verhindert, schon früher von einer mir gewordenen Einladung Gebrauch zu machen. Jetzt bedurfte ich durchaus einer mehrtägigen Entfernung, um mir über meine Gefühle klar zu werden. Ich liebte, zum ersten Mal in meinem Leben. Ich empfand es an der qualvollen Unruhe, die sich meiner bemächtigt, an einer mir früher unbekannten Freude, welche gepaart war mit nagendem Schmerz. Ich liebte ein Mädchen, welches mir in zweifelhafter Situation gegenüber gestanden, an dessen Verderben von einem gewissenlossen Spekulanten systematisch gearbeitet worden war. Ich liebte das Pflegekind eines Marulas. Ein Gefühl namenloser Wonne und Befriedigung hatte es mir früher eingeflößt, daß ich sie von mir abhängig wußte, daß sie unter meinem Schutz stand, daß ich über sie verfügen konnte. In Augenblicken war der Flug meiner Phantasie so weit gegangen, daß ich ernstlich daran gedacht, sie zu mir zu erheben. Aber jetzt, da sie unabhängig von mir war, da sie sich in geachteten und gesicherten Verhältnissen befand, da es zur Befriedigung meiner Liebe für sie nur Eine Brücke gab — die Heirath — jetzt, ich will es offen gestehen, kam mir der Gedanke, daß ich Die, welche vor der Welt das Kind von Mariasse und Marulas war, von der nie bewiesen werden konnte, daß sie es nicht sei, als eine absurde Unmöglichkeit vor. Ich sollte und mußte entsagen — aber konnte ich es?

Die Abwesenheit vermehrte eher noch meine Unruhe und Beängstigung, statt sie zu vermindern. Früher als ich es beabsichtigt hatte, kehrte ich von meinem Ausflug zurück. Auf Morniere war in der Zeit eine merkliche Veränderung vorgegangen. Die Zurückhaltung der ersten Tage war einer Art Vertraulichkeit gewichen. Konnte auch Viergie ihre Schüchternheit noch nicht ganz ablegen, so hatte ihr doch die aufrichtige Freundlichkeit, welche sie umfing, das Bewußtsein eingeflößt, daß ihre Stelle definitiv neben den Geschwistern sei. Sie empfing mich mit so auffallender Kälte, daß ich's nicht wagte, ihr die Hand zu reichen, und ich kam ihr gegenüber ganz außer Fassung.

Ueber die Gefühle der Andern kam ich bald ins Klare. Genoveva war ihrer neuen Gefährtin mit aufrichtiger Schwesterliebe zugethan. In der Ungleichheit ihrer Lebensstellung erblickte sie nur einen Grund mehr, sie zu lieben und es ihr heimisch zu machen. Viergie benahm sich noch immer mit einer gewissen Zurückhaltung, welche zuweilen fast den Anstrich der Gleichgültigkeit trug. In eine fremde Welt versetzt, fühlte sie sich genirt durch die gemessenen Manieren, welche sie sich noch nicht hatte zu eigen machen können. Aber gerade ihre Zurückhaltung gab ihr ein stolzes Wesen, welches jeden Gedanken an servile Abhängigkeit vollständig ausschloß. Beobachtete man ihr Benehmen, so hätte man glauben können, daß sie sich insgeheim als Die fühlte, welche das Glück der Familie, in deren Mitte sie nur geduldet wurde, in der Hand hielt. Im Gemüth der Marquise sah es gar traurig und zerrissen aus. Trotz der Bekenntnisse Mariasse's, hing ihr ganzes Herz an Genoveva, das Kind ihrer Seele, um welches sie gezittert, für welches sie gelitten, in dem sich alle ihre Freuden, alle ihre Schmerzen konzentrirt hatten. Oft überhäufte sie sie ohne äußere Veranlassung mit Liebkosungen, gleich als wolle sie sie ihrer Treue versichern. Und dann wieder, wenn sie allein war mit Viergie, schloß sie diese in die Arme und bedeckte ihre Stirn mit Küssen, gleich als wolle sie sie um Verzeihung bitten und ihr Ersatz leisten für die Zweifel, deren sie sich nicht erwehren konnte.

So verstrichen mehrere Wochen. Auf Morniere kam Alles immer mehr ins frühere Geleis, in mir aber nicht. Ich wollte kalt wie Eis sein, und athmete eine Atmospähre von Feuer. Viergie, welche sich von Tag zu Tag mehr entwickelte, wurde mir immer mehr ein Räthsel. Was ihr fehlte, das studirte sie. Während sie theilnahmlos zu sein schien, beobachtete sie. Die Manieren, an welchen es ihr gebrach, lauschte sie der Mutter und Schwester ab, und unmerklich entwickelte sie sich in ihrem Aeußern zur vollendeten Dame. Zu den Geschwistern wurde ihr Verhältniß ein innigeres. Da die Tante mir die Erziehung ihres Sohnes anvertraut, brachte ich täglich mehrere Stunden auf Morniere zu. Theilweise wohnte sie auch dem Unterricht bei. Täglich machten wir Ausflüge. Viergie ritt einen Pony, den Genoveva ihr zum Geschenk gemacht hatte und dessen Bändigung ihre stolze Willenskraft verrieth. Bald konnte man ihr nicht mehr anmerken, daß sie in diesen Kreisen ein Fremdling gewesen. Aber zwischen ihr und mir waltete ein Zwang ob, welcher nicht weichen wollte. Frappirte mich schon gleich nach ihrer Ankunft auf dem Schlosse ihre Kälte, so hatte ich dies der Trauer und der natürlichen Verlegenheit zugeschrieben. Bald aber mußte ich bemerken, daß diese Erklärung nicht ausreiche. Ich wollte ihr nachahmen, wollte mich ihr ebenso gleichgültig zeigen, aber ich konnte es nicht. Etwas Unaussprechliches wohnte in uns Beiden. Ich konnte einer Erinnerung nicht los werden, und dasselbe schien bei ihr der Fall zu sein. Oft überraschte ich sie, wie ihr Blick mit einer düstern Gluth auf mir ruhte, die mich wie ein Feuerstrom durchdrang. Dann aber wieder, wenn ich zu ihr sprach, nahm sie einen abweisenden, stolzen Ton gegen mich an, gab mir Antworten, durch welche sie mich folterte und aus ihren Augen blitzte es wie bitterer Haß.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 26:

Wasser als Eis, Bach, ruhiger und stürmisch bewegter See, Dampf, Thau und Meer.

Druck und Verlag von J. M. Bauer. Verantwortlicher Redakteur: Fr. Monninger.

Unterhaltungs-Blatt
zum
Nürnberger Anzeiger.

Vornehm und Gering.

(Fortsetzung.)

Eines Tages war Genoveva, mit der Pflege ihres etwas unpäßlichen Bruders beschäftigt, nicht zum Diner erschienen. Ich leistete im Salon meiner Tante Gesellschaft, während einige Schritte von uns Viergie, über das Geländer des Perrons gelehnt, in tiefe Träumerei versunken schien.

„Ist Ihnen nicht aufgefallen," flüsterte meine Tante mir zu, „daß seit einigen Tagen eine Veränderung in der Stimmung Viergie's vorgegangen? Sie scheint mir sorgenvoll, niedergeschlagen, und ich kann nicht hinter die Ursache kommen.

„Haben Sie sie nicht danach gefragt?"

„Ja, aber sie gab mir ausweichende Antworten. Ich fürchte, das arme Kind hatte einen geheimen Kummer, den sie mir nicht anvertrauen mag."

In diesem Augenblick trat Viergie wieder ein, setzte sich in schlaffer Haltung an das Piano und ließ mechanisch die Finger über die Tasten gleiten. Die Marquise warf mir einen besorgten Blick zu, und sagte: „Viergie, liebes Kind, mache doch lieber mit Jean eine Tour durch den Park, statt so für Dich hinzubrüten."

„Wie's Ihnen beliebt," antwortete Viergie gleichgültig. „Kommen Sie?" fügte sie, zu mir gewendet, hinzu, und ohne mich anzusehen, ging sie hinaus, dem Teich zu.

„Am Rand des Teiches ist es feucht," sagte ich. „Möchten Sie nicht lieber auf die Terrasse gehen:

„Wie Sie wollen."

Damit schlug sie den Weg durch die Allee ein. Mit unserer Entfremdung war es so weit gekommen, daß wir, wenn wir uns allein befanden, kaum noch mit einander sprachen. So ging ich schweigend neben ihr her. Ihre Bewegung verriethen eine Art fieberhafter Ungeduld; wie durch eine geheimnißvolle Sympathie mit ihr verbunden, fühlte ich, daß sie einen schmerzlichen Gedanken auf der Seele habe, und hätte ihn so gern mit ihr getheilt. Meinen Reflexionen überlassen, empfand ich, indem ich sie betrachtete, die qualvolle Aufregung, gegen die ich mich in ihrer Gegenwart nicht mehr waffnen konnte. Unwillkürlich gedachte ich der Zeit, in der sie mein, von mir abhängig gewesen war. Wie schnell war dieser Traum zerronnen! In den Eindrücken der Vergangenheit weilend, bewunderte ich wie früher diese berauschende Schönheit, die harmonischen Bewegungen dieser eleganten, elastischen Gestalt. Eine gelös'te Haarflechte flatterte auf ihrem Halse hin und her, und die durch das Laubwerk brechenden Strahlen der untergehenden Sonne legten ein purpurnes Diadem um ihre Stirn. Endlich wurde ihr Schweigen mir unerträglich, und ich fragte sie, was ihre Gedanken so ausschließlich in Anspruch nehme.

Wie aus tiefem Traum erweckt, schrak sie zusammen. „Woran ich denke?" antwortete sie verwundert. „Weshalb fragen Sie mich danach?"

„Weil ich, indem ich Sie so vertieft sah, fürchtete, daß Ihnen ein Kummer das Herz bedrücke."

„Und wäre dies der Fall, was könnten Sie daran ändern?" erwiderte sie, in fast verächtlichem Tone.

„Ich würde Ihnen zu bedenken geben, daß man sich bisweilen unnöthiger Weise Sorgen macht, die ein Freund sofort zerstreuen könnte, wenn man sich ihm nur anvertrauen wollte."

„O, ich bin ja viel zu glücklich, als daß ich Ihres Trostes bedürfen sollte! Habe ich hier nicht Alles, was ich nur wünschen kann — auch ganz abgesehen von Ihrer kostbaren Freundschaft?"

„Es wäre sehr unrecht von Ihnen," antwortete ich, ein wenig verletzt, „wenn Sie an der Aufrichtigkeit dieser Freundschaft zweifelten."

„Ei freilich," erwiderte sie ironisch, „auf diesem Schlosse ist ja Alles aufrichtig. Man verhätschet und verzieht mich, achtet selbst meine Launen, und es ist wirklich unrecht von mir, daß ich nicht fortwährend ein entzücktes Lächeln auf den Lippen trage."

„Aber, mein Gott, was haben Sie nur?" rief ich, erschreckt über diesen Ausbruch bittern Gefühls.

„Nichts. Wir plaudern ja nur. Was könnte ich wohl haben?"

„Sie leiden, Viergie! Worte wie die, welche Sie gesprochen, können Ihnen unmöglich aus dem Herzen kommen."

Verwirrt und aufgeregt blickte sie mich einen Augenblick an, und sprach darauf leidenschaftlich: „Nun ja, ich leide, ich ersticke in diesem Luxus, in diesem Glück, in diesem Zwange, welcher meine Gedanken und selbst jedes Wort, das meinen Lippen entflieht, gefesselt hält. Ich leide inmitten dieser unaufhörlichen Aufmerksamkeiten, welche mir lästig fallen, inmitten dieser Liebesweise, mit denen man mich zu jeder Stunde, an jedem Ort überhäuft, und die mir nicht einmal gestatten, mich auszuweinen, weil man meine Thränen als Beleidigung empfinden müßte. Es dürstet mich nach der Einsamkeit in freier Luft. Es gelüstet mich, durch den Staub der Straßen zu eilen, für mich allein zu träumen. Ja, leben möchte ich, sei es auch nur um meinen Schmerz genießen zu können!"

Darauf brach sie in einen Thränenstrom aus, und ihre Brust hob sich in krampfhaftem Schluchzen.

„Viergie," rief ich tief ergriffen, „was ist die Ursache dieser Thränen?"

Sie antwortete nicht. Ich wollte ihre Hand fassen, aber kaum berührte ich sie, als sie dieselbe heftig zurückzog. „Lassen Sie mich, lassen Sie mich!" rief sie mit zorniger Bewegung. „Fühlen Sie denn nicht, daß Sie mir widerwärtig sind — daß ich Sie verabscheue — daß ich Sie hasse?"

„Sie könnten mich hassen, Viergie?"

„Ach, Verzeihung, Verzeihung!" rief sie, leidenschaftlich meine Hand ergreifend. „Hören Sie nicht auf Das, was ich sage! Wenn Sie wüßten, wie ich leide!"

Ich fühlte mich im Tiefinnersten erschüttert. Sie war

in einem Zustande, der mich befürchten ließ, daß sie ohnmächtig werden möchte. Ich nahm sie auf den Schoß, wie ein Kind, dem man Trost zusprechen will, und den Kopf an meine Schulter gelehnt, weinte sie bitterlich. Ihre Thränen träufelten auf meine Hände herab. Als es mir gelungen war, sie ein wenig zu beruhigen, machte ich ihr sanfte Vorwürfe darüber, daß sie so lange ihren Schmerz vor mir verborgen gehalten. Düster hörte sie mir zu, und erwiderte endlich: „Wie könnte ich Ihnen sagen, was ich empfinde? Ist es doch mir selbst ein Räthsel. Wie kann ich's Ihnen erklären, daß ich eine gehässige Eifersucht gegen Alles empfinde, was mich hier umgiebt — gegen Genoveva, gegen meine Mutter, während ich freudig mein Leben hingeben würde, um ihnen einen Schmerz zu ersparen! Es gibt Augenblicke, in denen ich, das Herz von einer Zärtlichkeit überfüllt, welche ich nicht überströmen zu lassen wage, mich vor ihnen auf die Kniee werfen möchte, worauf plötzlich eine dämonische Stimme mir zuflüstert, daß ich ihre Feindin bin. Alles, was sie so edel, so lauter und anbetungswürdig macht, ist für mich eine Demüthigung und erregt meinen Zorn. Bittere Erinnerungen aus meiner Kindheit tauchen in mir auf. Wurde ich doch erzogen im Haß gegen die Familie, welcher ich stets hätte angehören sollen! Nicht wahr, das Alles ist unsinnig, abscheulich, unerklärlich. Ich finde meine Mutter wieder, und ich bin undankbar. Ich leide, ohne zu wissen, weshalb. Inmitten des Glücks, welches mich betäubt, denke ich zurück an das Elend, welches mir wenigstens die Freiheit ließ, und sehne mich danach. — Ach, Sie sehen ja, ich bin wahnsinnig!" schloß sie verzweiflungsvoll, und wie über sich selbst erschreckend.

„Nein, Viergie, Sie sind nicht wahnsinnig, sondern krank. Gewohnt, regellos umherzustreifen und in der Einsamkeit zu träumen, kommen Sie sich hier gefangen vor, wie der Vogel im goldnen Käficht. Daher diese Qual, diese Unruhe und Beängstigung, welche Sie für Undank halten. Daher diese Ungeduld, welche Ihr unbändiger Charakter noch nicht zu zügeln weiß."

„Es ist möglich, daß Sie Recht haben," antwortete sie nachdenklich. „Aber ich leide sehr, das mögen Sie mir glauben."

Wir gingen auf's Schloß zurück, und sie suchte Genoveva auf, damit die Marquise nicht ihre verweinten Augen bemerke.

„Jetzt werden Sie mich verabscheuen," sagte sie, als wir uns trennten.

Ich wollte mich dagegen verwahren, aber sie unterbrach mich. „Was liegt denn auch daran?" sagte sie, mit plötzlich wieder erwachender Bitterkeit, gleich als bereute sie, sich für einen Augenblick schwach und weich gezeigt zu haben. „Vielleicht ist es für mich das Beste, daß Sie mich hassen!" Und damit eilte sie davon.

Ich vertraute meiner Tante von dieser Unterredung so viel ich durfte. Wir wußten jetzt wenigstens, was wir von der Niedergeschlagenheit denken sollten, welche diesen lebhaften, blühenden Organismus zu zerstören drohte. Es war uns jetzt klar, daß der Wechsel in der Stellung Viergie's zu plötzlich vor sich gegangen, daß es für sie eines Uebergangs bedurfte. Als wir uns am nächsten Morgen vom Frühstück erhoben, sagte meine Tante: „Es ist nothwendig, Viergie, daß Du für einige Tage Genoveva bei den Armen ablösest. Gehe hinüber zur Mutter Romain; sie ist krank und bedarf der Hülfe."

Viergie schloß hieraus, daß ich mit ihrer Mutter gesprochen. Sie warf mir einen dankbaren Blick zu, nahm alsdann die Hand der Marquise und küßte sie mit Inbrunst. „Wie gut Sie sind!" flüsterte sie.

Von diesem Tage an übernahm Viergie, in Folge stillschweigenden Uebereinkommens, das Unterstützungsfach. Es wurde ihr so die nöthige Freiheit und Beschäftigung zu Theil, und die damit verbundene Sorge verwischte die bösen Erinnerungen aus ihrer Seele. Zugleich gewann sie dadurch die Zuneigung von Leuten, welche früher mit Geringschätzung auf sie herabgesehen, und Niemand eignete sich mehr für die Aufgabe als sie, denn versteht sich doch Der am besten auf die Leiden Anderer, welcher selbst viel gelitten. Sie kannte die verschämten Armen, welche der Hülfe am meisten würdig und bedürftig, und bald gab es keine Hütte mehr, in der sie nicht als helfender Engel bekannt war. Um ihr das Gefühl der Gefangenschaft bis auf die leiseste Spur zu nehmen, vertraute meine Tante ihr einen Schlüssel zum Park, so daß sie sich in jedem Augenblick entfernen konnte. Oft ging sie, selbst ohne Vorwissen der Dienstboten, schon früh Morgens in Bauerntracht aus, und bei ihrer Rückkehr erfuhr man, daß sie Arme besucht hatte, die meilenweit entfernt wohnten. Die Gegend war zu sicher und sie war mit derselben zu vertraut, als daß man ihretwegen Besorgnisse hegen konnte, und stets kehrte sie froh und glücklich von diesen Ausflügen zurück, um die Marquise schon beim Aufstehen begrüßen zu können.

Aber obgleich Viergie sich Mühe gab, auch gegen mich vertraulicher zu sein, fühlte ich doch, daß sie mir gegenüber nach wie vor befangen blieb, als sei das Gefühl des Hasses, welches sie in jenem Augenblick hatte hervortreten lassen, stärker als ihr Wille. In ihrem widerspruchsvollen Geiste ging offenbar ein heftiger Kampf vor. Oft war es, als wollte sie mich um Verzeihung bitten, und dann durchströmte es mich, obgleich auch ich den Sieg über mich selbst davonzutragen suchte, mit namenlosem Entzücken.

Eines Morgens, als ich nach dem Schlosse ritt, traf ich Viergie wieder beim Kreuze. Wie früher, saß sie auf den steinernen Stufen, und beim Ausruf der Ueberraschung, welcher mir entfuhr, sagte sie munter:

„Ich wollte Sie einmal wieder hier erwarten. Wenn Sie das Pferd Ihrem Diener übergeben, können Sie mich nach Hause begleiten."

Ich stieg ab, sie nahm meinen Arm, und wir schlugen einen Fußweg ein, der direkt nach Morniere führte.

„Kaum hätte ich Sie in diesen Bauernkleidern erkannt," sagte ich.

„Gehe ich zu den Armen, so ziehe ich diese Kleider an. Da stehe ich ihnen näher, und sie können mich nicht für hochmüthig halten. Stelle ich mich ihnen gleich, so verzeihen sie mir mein Glück. Ich bin ja nur die Hand, welche die Gaben darreicht, und ihnen gelte ich als Bedienstete des Schlosses, deren Aufgabe es ist, die Wohlthaten auszutheilen. Aber warum blicken Sie mich so verwundert an?"

„Ich wundere mich über die Einfachheit, mit welcher Sie Gefühle voll der zartesten Bedeutung ausdrücken."

„So? Das wußte ich nicht. Da müssen wohl in der jungen Wilden gute Eigenschaften verborgen sein, von denen sie selbst keine Ahnung hat und die Sie dort am wenigsten gesucht haben."

„Sind Sie jetzt glücklich, und ist es in Ihnen ruhiger geworden?“

„Ganz sind die Grillen noch nicht fort, aber ich weiß jetzt mit ihnen umzuspringen. Ein fremdes Wesen werde ich wohl immer in der Welt bleiben, in welche das Schicksal mich geworfen. Gehöre ich Ihrer Race an, so habe ich doch die Milch einer Zigeunerin getrunken, und meine Adern durchlodern Flammen, welche Alles, Gutes und Böses, in mir zu Extremen gestalten.“

„Sie machen mich ja ganz ängstlich!“ sagte ich scherzend.

„Ja, spotten Sie nur!“ erwiderte sie, plötzlich wieder ernst werdend. „Ich fürchte mich bisweilen vor mir selbst.“

„Sie sind doch nicht gar abergläubisch, und wähnen sich einem finstern Verhängniß verfallen?“ fragte ich besorgt.

„Das nun eben nicht. An Vorherbestimmungen glaube ich nicht. Aber ich glaube einfach, daß ich entweder sehr gut oder sehr schlecht sein kann, weil ich nun einmal ein unbändiger Charakter, und für das Joch der Konvenienz, welchem Sie sich beugen, nicht geeignet bin. Alles empfinde ich bis zum Aeußersten, und darum fürchte ich bisweilen, daß ich meine natürlichen Instinkte nicht werde zügeln können.“

„Aber sind Sie nicht von Einflüssen umgeben, deren Leitung Sie sich ruhig überlassen können?“

„Ja wohl; aber“ — fügte sie leiser hinzu — „unter diesen Einflüssen gibt es nur Einen, der Alles über mich vermag, und diesen fürchte ich am meisten.“

„Welcher Einfluß ist das?“ fragte ich, betroffen durch den eigenthümlichen Ton, in dem sie das sagte.

„Es ist der Ihrige! Ihren Einfluß fürchte ich am meisten, weil ich fühle, daß er allen meinen Beängstigungen zu Grunde liegt. Es besteht zwischen uns ein unsichtbares, geheimnißvolles Band. Es gibt Augenblicke, in denen Ihre Gegenwart mich beruhigt und beglückt, aber dann wieder solche in denen schon der Klang Ihrer Stimme böse Instinkte und schlimme Gedanken in mir wach ruft. Ich weiß dann nicht mehr, ob ich liebe oder hasse, ob ich glücklich oder elend bin. Dann empfinde ich das Bedürfniß, durch die Wälder zu rennen, um mir selbst zu entfliehen. Sie sehen, ich habe jetzt einen Augenblick der Offenheit und Demuth. Trotz meiner Unarten, sind Sie stets gut gegen mich gewesen, und ich habe Sie heute Morgen erwartet, um Ihnen zu danken, und sage ich Ihnen dies Alles, so geschieht es, weil ich mir vorgenommen, recht gut, recht artig und vernünftig, recht zivilisirt zu werden, und weil ich Ihnen ans Herz legen möchte, daß Sie mir dabei mehr als sonst irgend Jemand behülflich sein können.“

„Wissen Sie aber auch bestimmt, daß Sie bei der Veränderung gewinnen würden?“

„Nehmen Sie sich in Acht!“ erwiderte sie lächelnd. „Das könnte als Kompliment gelten, und mich in meiner Wildheit nur bestärken.“

„Was Sie Wildheit nennen, erscheint mir als eigenthümliche Anmuth, und vielleicht ist es besser, Sie bleiben so.“

„Damit soll wohl gesagt sein, daß ich mich der Hoffnung entschlagen muß, jemals die zivilisirte Anmuth Genoveva's zu gewinnen?“ erwiderte sie mit einer Miene so souverainer Eleganz, daß ich für den Augenblick vollständig davon entzückt war.

„Durchaus nicht, denn Sie haben schon zur Genüge gezeigt, was Sie in dieser Richtung leisten können. Ich wollte nur andeuten, daß die Ihnen eigene Anmuth Ihnen besser steht, als die schüchterne Zurückhaltung, welche wohlerzogene junge Mädchen sich in den Salons aneignen.“

„Und doch lieben Sie diese schüchterne Zurückhaltung an Genoveva!“

„Gewiß, denn wie sie, nun einmal ist, kann ich sie mir ohne dieselbe nicht denken.“

„Verstehe ich Sie recht, so ist Genoveva Ihnen wie die Lilie, welche durch ihre ruhige Pracht entzückt. Ich aber bin eine wilde Pflanze, welche eben wächs't wie Wind und Wetter es ihr erlauben, halb Blume, halb Unkraut. Und da kommt es darauf an, ob ich mich akklimatisiren und im Treibhaus leben kann, ohne den niedrigen Ursprung gar zu sehr hervortreten zu lassen.“

„Bleiben Sie nur immer so, wie Sie in diesem Augenblick sind, — freundlich und vertrauensvoll. Ihr einziger Feind ist Ihre Einbildungskraft, welche sich mit dem Leben wie es ist, nicht befreunden will. Das Glück ist ein einfacheres Gut als Sie glauben. Fassen Sie Vertrauen, und kann ich Ihnen helfen, so verfügen Sie über mich wie über einen unbedingt ergebenen Freund.“

„Ist es wirklich wahr? Darf ich auf Ihre Zuneigung rechnen?“

„Haben Sie jemals daran gezweifelt?“

Sie zögerte. Ich wiederholte meine Frage.

„Darf ich Ihnen ganz offen antworten?“

„Das erwarte ich von Ihnen.“

„Nun denn, ja, ich habe daran gezweifelt! Oft glaubte ich aus einer gewissen Kälte, einer Verlegenheit schließen zu müssen, daß meine Anwesenheit auf dem Schlosse Ihnen nicht passe, daß es Ihnen lieber wäre, wenn man mich dort nie aufgenommen.“

„Was hat Ihnen das Recht zu einem so abscheulichen Verdacht gegeben?“ rief ich heftig.

„Es war nur ein Gefühl, nur ein Eindruck. Sprachen Sie mit Genoveva, so war es mir, als würden Sie plötzlich still, wenn ich hinzutrat. Bei meiner Annäherung schien Ihre Offenheit sich in Verschlossenheit zu verwandeln, Ihre Wärme zu Eis zu erstarren — gleichsam als fühlten Sie das Nahen von etwas Unheilvollem.“

Die Gerechtigkeit dieses Vorwurfs brachte mich beinahe außer Fassung, obgleich ich's mir nicht merken ließ.

„Das liegt nur in Ihrer Einbildung. Zwischen Genoveva und mir gibt es gemeinschaftliche Jugenderinnerungen, welche eine geschwisterliche Vertraulichkeit unter uns rechtfertigen. Was Sie für Kälte halten, ist nur die Gemessenheit, welche jeder gebildete Mann einem jungen Mädchen gegenüber beobachten muß, welchem er nicht blutsverwandt ist.“

„Ist das Alles?“ fragte sie, sich herabbeugend und zu mir emporblickend. „Bin ich Ihnen wirklich eine Freundin?“

„Ich verlange, daß Sie daran nicht zweifeln.“

„Nun, als Ihre Freundin müssen Sie mich auch Ihres Vertrauens würdig finden, und kraft meines Rechtes will ich Ihnen eine Frage vorlegen.“

„Fragen Sie nur.“

„Nehmen Sie sich in Acht!“ sagte sie lächelnd, aber bewegt; „ich werde sehr indiskret sein.“

„Ich habe kein Geheimniß vor Ihnen.“

„Nun, wohlan, dann antworten Sie mir nur ein einziges Wort: Lieben Sie Genoveva?

„Gewiß. Ich liebe sie wie eine Schwester.“

„Wie eine Schwester? Nicht mehr?“ wiederholte sie, sich wieder herabbeugend und mich mit durchbohrendem Blick fixirend. „Sie sind also nicht mit ihr verlobt? O,“ fuhr sie lebhaft fort, „glauben Sie nicht, daß nur müßige Neu-

gier mich treibt. Diese Frage ist das Unterpfand meiner Aufrichtigkeit, meines redlichen Wunsches, Alles zu vermeiden, was Sie oder Genoveva unangenehm berühren könnte. Meine Stellung zwischen Ihnen ist so eigenthümlicher Art, daß ich stets fürchte, die Schranke der Zurückhaltung zu überschreiten, welche ich respektiren muß. Eine Zurückweisung, welche meinen Stolz verletzte, wäre mir schrecklich. Antworten Sie mir offen, wie ich Sie frage."

„Meine offene Antwort ist, daß Sie die Stellung, welche Sie unter uns einnehmen, noch immer verkennen, und der Grund hierfür liegt in einem Mangel an Vertrauen, welcher Ihnen zum Vorwurf gereicht. Sie gehören genug zur Familie, stehen uns nahe genug, um verlangen zu können, daß wir kein Geheimniß vor Ihnen haben. ‚Wäre ich mit Genoveva verlobt, so würden Sie es wissen, und in unserer Plauderei würde nichts liegen, was Sie nicht ebenso gut hören könnten, wie die Mutter. Sie würden uns also nie geniren können."

Aus dem ersten Ton, in dem ich dies sagte, glaubte sie einen Vorwurf entnehmen zu müssen.

„Ach ja," antwortete sie traurig, den Kopf abwendend, „da sehen Sie, wie schlecht ich bin. Selbst wenn ich es gut meine, kann meine innere Verderbtheit sich nicht verleugnen. Welche Mühe wird es Ihnen machen, mich zu bessern!"

„Es wird genügen, daß Sie ihrem Herzen mehr vertrauen, als Ihrer Einbildungskraft."

„So waltet also künftig Freundschaft, aufrichtige Freundschaft, zwischen uns?" erwiderte sie, mir die Hand reichend.

„Wahre, innige Freundschaft!" Und damit trennten wir uns beim Eintritt in's Schloß.

Obgleich sich in Viergie's Fragen vielleicht nur die natürliche Neugier eines jungen Mädchens dem Mysterium der Liebe gegenüber verrieth, ließ die Unterredung doch eine peinliche Unruhe in mir zurück. Indem ich jetzt über Viergie's eigenthümliches Wesen, über ihr stets wechselndes Benehmen nachdachte, dämmerte ein Verdacht in mir auf, den ich von mir abzuwehren suchte, der aber dennoch nicht weichen wollte. Es war nicht das erste Mal, daß Viergie auf mein Verhältniß zu Genoveva anspielte, und Vieles, was mich an ihr gewundert, konnte ich jetzt, da meine Gedanken diese Richtung einschlugen, nur der Eifersucht zuschreiben. War mein Verdacht gegründet, würde ich dann dem Zauber widerstehen können? Und war es möglich, war es denkbar, daß ich Die zur Würde meiner Gattin erhob, welche, wie es auch um ihre Herkunft bestellt sein mochte, vor der Welt immer nur als Tochter von Marulas gelten konnte? Alle Zweifel, alle Qualen erwachten in mir auf's Neue. Ich mußte mich waffnen, um nicht zu unterliegen.

Als ich Viergie im Salon antraf und sie mir lebhaft, mit einem ganz neuen Ausdruck offener Herzlichkeit, entgegentrat, begegnete ich ihr mit solcher Zurückhaltung, daß sie glaubte, es müsse sich etwas ganz Unerwartetes ereignet haben. „Was ist Ihnen passirt?" fragte sie erstaunt.

„Nichts," antwortete ich beklommen.

Genoveva's Anwesenheit bot mir glücklicherweise einen Ausweg aus der Verlegenheit; aber was ich auch thun mochte, Viergie empfand meine Zurückhaltung, welche nach der herzlichen Unterredung, die wir soeben gehabt, ihr eine doppelt schmerzliche Enttäuschung bereiten mußte. Ihr fragender, besorgter Blick hatte für mich etwas unendlich Rührendes. Aber ich dachte, daß ein Wort über die ganze Zukunft entscheiden könne — und ich fürchtete mich.

Als ich am Abend Abschied nahm, blieb ich auf der Schwelle des Salons stehen, um noch mit Genoveva zu plaudern. Unten beim Perron anlangend fand ich mich plötzlich Viergie gegenüber. Es war schon halb dunkel, aber dennoch gewahrte ich ihre verzerrten Züge und den dunklen Glanz ihrer Augen.

„Sie haben mich belogen!" sagte sie mit scharfer Betonung. „Sie lieben Genoveva!"

Und ehe ich von meinem Erstaunen zurückkommen konnte, war sie verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Die Cholera heilbar! In London macht gegenwärtig ein Arzt, Dr. Hutchinson, gewaltiges Aufsehen. Derselbe will ein unfehlbares Mittel gegen die Cholera entdeckt haben und hat in der That zahlreiche Kranke geheilt. Sein Mittel soll, wie versichert wird, einfach darin bestehen, daß er auf die Magengegend Collodium legt und innerlich eine starke Quantität Rum oder Branntwein gibt. — In kürzester Zeit sollen Kranke, deren Zustand rettungslos schien, dadurch geheilt sein.

Exkommunizirt. Die „Grazer Tagespost" veröffentlicht folgende Erklärung: „Ich gebe hiermit allen meinen Freunden und Bekannten die höchst erfreuliche Nachricht, daß mir, als Unterzeichner der Döllinger-Adresse, zuerst die Ehre zu Theil wurde, heute als Exkommunizirter bei einer Taufe als Pathe ausgeschlossen zu werden. Ich bin darüber nicht betrübt und gebe Allen die Versicherung, daß ich als Mensch und Freund derselbe bin und bleibe. Feldbach, 30. Juni 1871. Karl Andreas Schneh, Bürgermeister."

Räthsel.

Wer kann das goldne Haus mir nennen?
Es scheint zu glühen und zu brennen,
Ward ganz erbaut in heißer Schwüle,
Doch drinnen find'st du süße Kühle.

Sein Inn'res strahlt von goldnem Schimmer
Krystall die Wand von jedem Zimmer;
In jedem liegt gebettet sauber
Ein Zwerglein da in Schlafeszauber.

Wenn du die Zwerglein wach willst haben,
So mußt du sie zuvor begraben;
Wie winzig sie dir erst erschienen,
Einst werden Riesen noch aus ihnen.

Druck und Verlag von J. M. Bauer. Verantwortlicher Redakteur: Fr. Renninger.

Nr. 29. Sonntag, den 23. Juli 1871.

Unterhaltungs-Blatt
zum
Nürnberger Anzeiger.

Vornehm und Gering.

(Fortsetzung.)

Als ich am nächsten Morgen nach Morniere kam, theilte meine Tante mir mit, daß sie einen Brief von einem Verwandten ihres Mannes, Sir Clarence O'Brien, erhalten, der seinen Besuch ankündige und wahrscheinlich einige Tage auf dem Schloß verweilen werde. Ich hatte diesen Namen schon von Genoveva und ihrer Mutter erwähnen gehört, wenn sie von Martinique sprachen. Ich wußte, daß Sir Clarence der Sohn einer Cousine des Marquis Senozan sei, die einen irländischen Offizier geheirathet und deren gerade zur rechten Zeit fällig gewordene Erbschaft den Marquis vor vollständigem Ruin gerettet. Ueberdies war es mir bekannt, daß Sir Clarence vor einigen Jahren eine Reise nach den Kolonieen gemacht und während etlicher Monate der Gast meines Onkels gewesen. Der jetzt angekündigte Besuch hatte also nichts Befremdendes; aus dem Ton, in welchem die Tante dies sagte, glaubte ich jedoch zu entnehmen, daß sie einigen Verdruß darüber empfinde, und ließ sie meinen Verdacht merken.

„Allerdings," antwortete sie nicht ohne Verlegenheit, „ist mir dieser Besuch nicht gerade angenehm. Ich hatte gehofft, Erklärungen über ein Projekt vermeiden zu können, das er mir wahrscheinlich ins Gedächtniß rufen wird."

„Darf ich mir die Frage erlauben, welcher Art dies Projekt ist, und ob es mir vielleicht vergönnt wäre, Ihnen in irgend einer Weise behüflich zu sein?"

„Sie kommen meinem Wunsch zuvor, denn es handelt sich dabei um meine Tochter."

„Es ist doch nicht ein Heirathsantrag, oder gar ein Verlöbniß?"

„Nein, so weit sind wir noch nicht, wenigstens nicht offiziell, denn Alles wurde ohne Genoveva's Vorwissen abgemacht. Auch weiß Sir Clarence sehr wohl, daß, obgleich Herr Senozan mit ihm einverstanden, ich seinen Plänen keineswegs günstig war. Aber eben deshalb hoffte ich, daß er ferneren Schritten entsagt habe, und fürchte jetzt, daß er hierher kommt, um seine Werbung in aller Form vorzubringen."

„Besteht denn für Sie ein Grund, dieselbe zurückzuweisen?"

„Es ist ihm durchaus nichts vorzuwerfen. Dem Stande und Vermögen nach ist er so ziemlich unseres Gleichen, und Sie werden ihn als einen sehr liebenswürdigen, feingebildeten Mann kennen lernen. Aber ich glaube nicht, daß sie für einander passen würden. Es liegt in seinem Wesen eine kalte Gemessenheit, die in gar zu schroffem Kontrast zur warmen Offenherzigkeit Genoveva's steht. Denke ich mir, daß sie allein mit ihm auf seinem Schloß in Irland leben sollte, so ist es mir als müßte sie sich dort grenzenlos unglücklich fühlen. Vielleicht steckt hinter dieser Abneigung nur der Egoismus der Mutter, welche vor dem Gedanken an die Trennung von ihrem Kinde zurückbebt. Wie es sich aber auch damit verhalten mag, es lag mir daran, daß Sie von Allem unterrichtet seien, damit Sie, als wahrer Freund und bestimmter Vormund meiner Tochter, ein unmittelbares Interesse daran hätten, sich ein Urtheil über Sir Clarence zu bilden. Hat alsdann sein Besuch den Zweck, welchen ich vermuthe, so werden Sie mir mit Ihrem Rath zur Seite stehen."

„Sind Sie überzeugt, daß Genoveva von den Plänen ihres Vaters keine Ahnung hat?"

„Das weiß ich bestimmt. Sie steht Sir Clarence völlig unbefangen gegenüber."

In diesem Augenblick trat Genoveva ins Zimmer. Ich gab der Marquise einen Wink, ihr die Mittheilung zu machen. Sobald dies geschehen, rief sie lachend: „Ei, das wird amüsant. Da mögen sich die Fische unserer Durance in Acht nehmen. Machen Sie sich darauf gefaßt, Jean, den leidenschaftlichsten Fischer der vereinigten drei Königreiche kennen zu lernen."

In der nächsten Minute erschien Vergie. Ich hatte erwartet, daß sie mir stolz und kalt gegenübertreten werde, aber zu meiner Ueberraschung empfing sie mich fast herzlich, wenn auch meinem geübten Blick die geheime Bitterkeit nicht entging, welche sich hinter der zur Schau getragenen Unbefangenheit verbarg. Es that mir dies so weh, und die Lage, in der ich mich befand, wurde mir so peinlich, daß sich mir die nothwendigkeit aufdrängte, in nächster Zeit Chazol zu verlassen. Als ich ihr die Hand geben wollte, blickte sie mich erstaunt an, und nur mit Zögern streckte sie die ihrige aus. „Ich dachte, auch dies sei ein Mißverständniß," sagte sie leise.

Am nächsten Tage, gegen Mittag, hielt eine Equipage vor dem Schloß. Auf den ersten Blick erkannte ich in Dem, welcher aus dem Wagen stieg, den ächten Gentleman, wie nur die brittische Aristokratie ihn zu erziehen vermag. Sir Clarence ist ein Mann von etwa fünf und zwanzig Jahren, mit hellblondem, fast röthlichem Haar, groß, von elegantem Wuchs, elastischen, aber gemessenen Bewegungen. Sein männliches, gedankenvolles Gesicht hat etwas entschieden Distinguirtes. Sein ganzes Wesen athmet die Zuversicht eines Mannes, welcher sich reich und vornehm weiß, aber zu viel Geist hat, um sich dieser ihm vom Schicksal in den Schooß geworfenen Vorzüge zu überheben.

Nach den Bewillkommnungsworten stellte meine Tante uns einander vor. Als er hörte, daß ich der Neffe der Marquise sei, grüßte er mich kordial, wenn auch mit gemessener Würde, und fragte alsdann nach Genoveva.

In demselben Moment öffnete sich die Thür. Als er Genoveva erblickte, ging er ihr einige Schritte entgegen; aber plötzlich blieb er beim Anblick Vergie's, welche hinter Genoveva zum Vorschein kam, zögernd und verlegen stehen. Meine Kousine brach in ein herzliches Gelächter aus. „Entschuldigen Sie, mein Fräulein," sagte er; „ich wußte nicht, daß Sie eine Schwester hätten."

„Fräulein Viergie, meine Adoptivtochter," fiel meine Tante lebhaft ein.

Er verbeugte, Viergie verneigte sich, und jetzt, da die Vorstellungen überstanden, entspann sich zwischen meiner Tante, Genoveva und Sir Clarence eine Unterhaltung über Das, was sich seit ihrer Abreise von Martinique zugetragen. Obgleich eine gewisse Etikette zwischen ihnen beobachtet wurde, verrieth doch ihre Sprache die Familiarität, welche zwischen Verwandten am Platz ist. Aus der heiteren Unbefangenheit Genoveva's entnahm ich, daß sie in ihm nichts als den liebenswürdigen Gefährten bei verschiedenen Vergnügungs-Partheeen erblickte. Bald kam die Rede auf die Provence, in welcher Sir Clarence nie zuvor gewesen, und ich gab ihm einige Aufschlüsse über dieses Land. Indem er mir höflich zuhörte, ruhte fortwährend sein Blick auf Viergie, und leicht konnte ich bemerken, wie er über die eigenthümliche Erscheinung einer so frappanten Aehnlichkeit zwischen zwei einander nicht blutsverwandten Mädchen nachsann.

Natürlich fiel es mir zu, die Honneus des Hauses zu machen. Beim Diner wurde einigermaßen das Eis gebrochen, und ich ging mit dem Gaste in den Park, wo wir, indem wir unsere Cigarre rauchten, bald auf die Jagd zu sprechen kamen — der Gegenstand, über welchen sich Die zu unterhalten pflegen, welche sonst nicht recht etwas mit einander anzufangen wissen. Da thaute er vollends auf, und als ich ihm eine Jagdparthie für den nächsten Tag vorschlug, war sein Phlegma spurlos verschwunden. Er sagte mir, daß er eben aus Schottland komme, und sich mit seiner Yacht nach Norwegen, bis an die Grenzen Lapplands, begeben werde. Dort habe er sich eine Hütte an einem See errichten lassen, wo er dem Fischfang und der Entenjagd obliegen wolle. Er bat mich dringend, ihn dort doch zu besuchen, gleich als wäre es nur ein Katzensprung. Indem wir den Rückweg nach dem Schloß antraten, fragte er: „Fräulein Viergie ist wohl eine Verwandte der Marquise?"

„Sie ist eine Waise, welche von der Marquise adoptirt worden."

„So!" antwortete er ruhig. „Sie hat also weiter keine Familie?"

„Keine andere, als die, welche sie hier gefunden."

„So! Danke Ihnen!"

Die Anwesenheit des Lord Clarence mußte zwischen Viergie und mir eine Art Waffenstillstand zu Wege bringen. Die Krankheit meiner Tante machte das Schloß zu einem so wenig heitern Aufenthalt für einen Gast, daß ich so viel wie möglich für Amusements außerhalb desselben sorgen mußte, und diese konnte unserm Sportsman hauptsächlich nur die Jagd bieten. Abgesehen von dem Phlegma, war er übrigens ein angenehmer Gesellschafter. Sprach er wenig, so sprach er dafür gut. Auch merkte ich bald, daß die anscheinende Apathie keineswegs die Gutherzigkeit ausschloß. In allen Dingen war er vollständig Herr seiner selbst, und bei Allem, was er that, machte er den Eindruck eines ganzen Mannes. Der Vermuthung meiner Tante über den Zweck seines Besuches eingedenk, hätte ich ihn gern ausgeforscht, fand aber bald, daß er in dieser Beziehung undurchdringlich war. Gegen beide Mädchen beobachtete er streng die kalte Eleganz, welche ihn nie verließ; nur lag in der Aufmerksamkeit, welche er Viergie zeigte, eine so zarte und ehrerbietige Zuvorkommenheit, daß ich seinen Takt gegen die Waise bewundern mußte.

„Du hast in Lord Clarence eine Eroberung gemacht," sagte eines Tages Genoveva lachend zu Viergie.

„So!" antwortete sie, den Ton des Edelmanns nachahmend. „Ich bin ein viel zu unbedeutendes Wesen für den Nebelprinzen, wie Du ihn nennst. — Was sagen Sie dazu?" sagte sie, zu mir gewendet, mit der stolzen, spöttischen Koketterie, die sie nur gegen mich zur Schau trug, und welche feindselige Absicht unverkennbar hervortreten ließ.

„Das wird Herr Clarence Ihnen besser sagen können als ich," antwortete ich, mit einer Bitterkeit, über welche ich mir selbst keine Rechenschaft geben konnte.

Bei dieser schroffen Antwort schoß eine düstere Flamme aus ihren Augen hervor.

„Wirklich?" antwortete sie trotzig. „Nun, Sie mögen Recht haben, und ich danke für den freundlichen Rath."

Genoveva erblickte hierin nur eines der kindischen Scharmützel, wegen deren sie uns so oft geneckt hatte, und von Lord Clarence war weiter nicht die Rede. Jedoch bemerkte ich, daß mit dem Aeußern Viergie's eine auffallende Veränderung vor sich ging, gleich als wollte sie mir zum Trotz die Aufmerksamkeit erzwingen, welche sie bis dahin nur als einfachen Tribut der Galanterie vom Gaste entgegengenommen. Anfangs lächelte ich über dies Zeichen weiblicher Schwäche, mußte aber bald empfinden, daß ich weniger gleichgültig dagegen war als ich's mir gestehen mochte. Eines Abends spielte Sir Clarence mit der Marquise Schach, während die beiden Mädchen musicirten. Viergie sang Gounod's Ave Maria, während Genoveva sie begleitete. Schon bei den ersten Tönen dieser hellen, durch ihren naiven, leidenschaftlichen Ausdruck bezaubernden Stimme blickte Lord Clarence auf und horchte überrascht. Als Viergie geendet hatte, schritt er eilig zu ihr hin.

„So habe ich noch nie singen hören, Fräulein. Würden Sie mir wohl die Gunst erweisen, das Stück zu wiederholen?"

Lachend, und durch diesen Lobspruch ein wenig in Verlegenheit gebracht, kam sie der Aufforderung nach. Seine Augen wichen nicht von ihr, gleich als wollte er im Strahl dieses so reinen und ausdrucksvollen Antlitzes die Seele der Sängerin erhaschen. Als die letzten Töne verklungen waren, sah er sie noch immer still und träumerisch an, und sagte alsdann, ihre Hand ergreifend: „Viergie, wahrlich, so hörte ich nie zuvor singen. Ich danke Ihnen!" Und damit ging er auf seinen Platz zurück.

Stolz auf einen so schmeichelhaften Erfolg, wendete sich Viergie zu mir und sagte mit einem leisen Anflug von Spott: „Ist mir diesmal der von Ihnen gewünschte Ausdruck gelungen?"

Ich wußte selbst nicht, weshalb ich in diesem Augenblick einen so heftigen Aerger empfand. „Nach der Lobeserhebung des Sir Clarence kann Ihnen an meiner Meinung wenig gelegen sein," antwortete ich kurz.

Sie warf mir einen Blick voll Trotzes zu. In unbeschreiblicher Stimmung kehrte ich nach Hause zurück. Und das, was mich durchtobte, konnte ich mich keiner Täuschung mehr hingeben; es waren die Qualen der Eifersucht.

So verflossen mehrere Tage. Mein Verhältniß zu Viergie verbitterte sich mittlerweile immer mehr. Sie schien es darauf angelegt zu haben, mich zu peinigen und mit meiner Qual ihr Spiel zu treiben. Eines Morgens hieß es, Sir Clarence sei plötzlich nach Marseille gereis't, wohin ihn ein wichtiges Geschäft rufe, und werde erst am Abend wiederkommen. Viergie hatte Kopfschmerzen, und kam nicht zum

schein. Das hatte nichts Befremdliches, aber dennoch erblickte ich dahinter eine Absicht, und es verstimmte mich.

Als ich am nächsten Morgen auf Mornière anlangte, fand ich Niemanden im Salon. Ein Kammerdiener sagte uns, Sir Clarence sei mit Genoveva und Viergie im Park. Ich wollte mich ihnen anschließen, als meine Tante mich bitten ließ, zu ihr zu kommen.

An der feierlichen Miene der Marquise merkte ich sofort, daß etwas Wichtiges vorgefallen sein müsse. Sie fragte mich, ob ich Sir Clarence gesehen, und als ich dies verneinte, fuhr sie fort:

„Er hat einen Antrag bei mir vorgebracht der mich in große Verlegenheit setzt. Vor einer Stunde ließ er, da er hörte, daß ich nicht hinabkommen werde, mich um die Erlaubniß bitten, mir seine Aufwartung zu machen. Ich glaubte, daß er seine Abreise beschleunigt habe und Abschied von mir nehmen wolle, sollte aber schon durch seine ersten Worte überrascht werden. Er rief mir das, was früher in Betreff Genoveva's zwischen ihm und meinem Manne verabredet worden, und das Wort, welches sie einander gegeben, in's Gedächtniß zurück.

„Ich weiß sehr wohl, Madame," sagte er alsdann, „daß dieses Wort nie Ihre Bestätigung erhalten, und das konnte ich nur billigen, da das zarte Alter Genoveva's diese Vorsicht vollkommen rechtfertigte. Dennoch mußte ich mich dadurch für gebunden halten, und bitte Sie jetzt ehrfurchtsvoll, sich über die Sache zu erklären."

„Es ging nicht wohl an," fuhr meine Tante fort, „die Sache abermals hinauszuschieben. Sir Clarence ist nicht der Mann, um sich durch leere Ausflüchte hinhalten zu lassen, und überdies hätte ich es für unrecht gehalten, ihm nicht mit Offenheit zu begegnen. So eröffnete ich ihm denn, unter voller Anerkennung seiner trefflichen Eigenschaften, meine Befürchtung, daß seine Art und Weise, seine Gewohnheiten und Lebensansichten zu Genoveva's Naturell nicht passen und sie nicht glücklich machen würden. Die Erklärung schien ihn nicht zu überraschen. Er fragte, ob meine Entscheidung schon in der Art getroffen sei, daß ihm keine Hoffnung übrig bleibe, in welchem Fall die Achtung, die er mir und meiner Tochter schulde, ihn zwingen werde, von seiner Werbung abzustehen. Ich antwortete, daß, da nur die mütterliche Sorge für das Wohl des Kindes mich leite, ich ihm für eine solche Rücksicht dankbar sein würde, und fügte die Ueberzeugung hinzu, daß er unser Freund bleiben werde. „So würde es Sie also nicht verletzen, Madame, wenn ich an eine andere Verbindung dächte?" „Gewiß nicht," antwortete ich überrascht; im Gegentheil, ich würde mich Ihres Glückes freuen."

„Sir Clarence," fuhr meine Tante fort, „theilte mir jetzt in ernstem Tone mit, daß seit seiner Ankunft auf Mornière er in Viergie einen Charakter erkannt, daß er sie studirt und daß er, wenn ich meine Einwilligung gebe, entschlossen sei, um ihre Hand anzuhalten.

„Viergie!" rief ich entsetzt. „Um ihre Hand bittet Sir Clarence?"

„In aller Form und in allem Ernst."

„Und wie haben Sie ihm geantwortet?"

„Mit einer Zurückhaltung, deren Grund nur Sie kennen. Sir Clarence bat mich, Viergie seine Werbung mitzutheilen und sie über den Zustand ihres Herzens zu befragen. Das war Alles, was er von mir verlangte und wozu ich mich halbwegs bereit erklären konnte. Aber bevor ich mit Viergie rede, muß er Alles über die Familie wissen, welcher sie dem Gesetze nach angehört und deren Namen sie trägt. Diesen delikaten Punkt wagte ich nicht zu berühren, und vielleicht wird er dadurch umgestimmt werden. Weiß er auch, daß sie mein Adoptivkind ist, so wird er doch glauben, daß sie sich wenigstens ihrer Herkunft nicht zu schämen hat. Was mir zu schwer ist, das müssen Sie übernehmen. Haben Sie doch gelobt, meinen Kindern ein Vormund, mir hülfreicher Freund zu sein."

Ich war durch diese unerwartete Wendung wie vernichtet. „Wenn er nun aber die Situation, wie sie einmal ist, acceptirt?" fragte ich, außer mir vor Schrecken bei dem Gedanken, daß Viergie mir unwiederbringlich verloren sein könne.

„Ich kann nicht umhin, dies zu hoffen," erwiderte meine Tante. Sir Clarence handelt nach festen Prinzipien, und ist über die Vorurtheile der Welt einigermaßen erhaben. Ich halte ihn für fähig, bei der Wahl seiner Lebensgefährtin nur der Stimme seines Herzens zu folgen. Viergie ist seiner würdig. Erwiederte sie seine Neigung, so würde mich das wahrhaft glücklich machen, denn ich könnte mir für sie kein glänzenderes Loos denken."

Bei diesen Worten, deren Gerechtigkeit ich anerkennen mußte, empfand ich einen so brennenden Schmerz, daß es mir kaum möglich war, meine Stimmung zu verbergen. Ich gedachte des Benehmens Viergie's während der letzten Tage, und fragte mich, ob sie ihn nicht bereits liebe, ob sie sich nicht vielleicht gar schon einig seien. Bei dieser Vorstellung war es mir, als fiele Alles um mich her in Trümmer. Viergie erschien mir als Verrätherin an Dem, was mir das Heiligste war und uns unauflöslich mit einander verbinden sollte. War sie nicht mein, und durfte sie sich das Recht anmaßen, ohne meine Einwilligung über sich zu verfügen?

Aber der Pflicht, welche die Tante mir auferlegte, konnte ich mich nicht entziehen. Den Kampf, welcher in mir tobte, mußte ich bis zum Ende durchmachen, und sollte ich auch darüber zu Grunde gehen. Und die Unterredung mußte sofort stattfinden, denn unmöglich konnten wir diesen Tag ohne eine Erklärung verstreichen lassen. Alle meine Kraft zusammenraffend, verließ ich die Marquise, um Sir Clarence im Park aufzusuchen. Ich fand die Gesellschaft im Boot, welches unter dem Schatten der Weiden auf dem See dahinglitt. Viergie und Genoveva saßen hinten, während Sir Clarence ruderte. Ich hörte sie lachen und scherzen, was nicht geeignet war, mich heiterer zu stimmen. Als sie mich erblickten, winkten sie mir, mich zu ihnen zu gesellen, und nach einigen Ruderschlägen stieß das Boot ans Ufer.

„Ehre dem Ehre gebührt!" rief Genoveva fröhlich. „Herr Admiral, wir treten Ihnen das Ruder ab."

Viergie würdigte mich keines Blickes, und sobald wir abgestoßen waren nahm sie ruhig das abgebrochene Gespräch wieder auf.

„Nach Ihrer Erzählung muß es in Ihrem irländischen Paradiese reizend sein," sagte sie zu Sir Clarence.

„Vielleicht würden Sie sich sehr getäuscht finden wenn Sie es kennen lernten," erwiderte er; „aber wir sind nun einmal diesem armen Lande mit inniger Liebe zugethan, und das Elend, unter dem es leidet, macht es uns vielleicht noch theurer als es unter glücklicheren Verhältnissen sein würde. Ein unterdrücktes Vaterland hat man doppelt lieb — wie eine Mutter in Trauerkleidern, welche auf die Hülfe ihrer Kinder angewiesen ist."

„Das begreife ich," antwortete Viergie feurig. „Es liegt im Unglück ein heiliger Zauber, und ich liebe Ihr Vaterland auch ohne ihm anzugehören."

Diese Worte schienen darauf berechnet zu sein, mir weh zu thun, und sie erfüllten ihren Zweck nur zu gut. Ich beeilte mich, die mir unerträgliche Unterhaltung auf einen anderen Gegenstand zu bringen. Nachdem wir noch ein wenig auf und ab gefahren, landeten wir und ich bat Sir Clarence, mir auf seinem Zimmer seine Pistolen zu zeigen, deren neu erfundene Konstruktion er mir gerühmt hatte. Als wir dort angekommen, sagte er:

„Sie haben mir etwas mitzutheilen, nicht wahr?"

Auf meine bejahende Antwort bot er mir einen Stuhl, zündete eine Zigarre an und wartete ruhig der Dinge, die da kommen sollten, wenn ich auch hinter dieser ruhigen Maske eine nicht geringe Aufregung zu bemerken glaubte.

„Die Marquise Senozan, meine Tante, hat mir den Inhalt einer Unterredung mitgetheilt, in der es sich um Fräulein Viergie handelte."

„Verweigert die Frau Marquise ihre Einwilligung?"

„Sie kann die Entscheidung nur Viergie selbst überlassen. Aber bevor sie den ernsten Schritt thut, wünscht sie, daß Sie von der Lage des jungen Mädchens genau unterrichtet seien."

„Ich weiß, daß sie kein Vermögen hat."

„Darum handelt es sich nicht, denn meine Tante würde ihr eine ansehnliche Mitgift geben. Die Mittheilungen, welche ich Ihnen zu machen habe, betreffen ihre Familie."

„Auch davon bin ich unterrichtet. Fräulein Viergie ist eine Waise. Ihre Mutter war eine Frau aus dieser Gegend, Mariasse genannt, und ihr Stiefvater ist ein Mann Namens Marulas."

„Das Alles wissen Sie schon?"

„Ich habe Marulas gesehen."

„Wie — er ist hier?"

„O nein," antwortete er ruhig. „Ich traf ihn neulich in Marseille. Er hat mir auch noch eine andere Geschichte erzählt, wonach Viergie die natürliche Tochter des Marquis Senozan, meines Vetters, sein soll; aber darauf lege ich weiter kein Gewicht."

Ich wußte nicht was ich zu dem Allen sagen sollte.

„Ist das Alles, was er Ihnen mitgetheilt hat?" fragte ich ihn forschend anblickend.

„Das ist Alles. Haben Sie etwa noch etwas hinzuzufügen?"

„Keineswegs. Meines Auftrags habe ich mich entledigt."

„Nun, dann danke ich Ihnen, und bitte Sie, der Marquise zu sagen, daß ich auf meiner Werbung beharre. Fräulein Viergie ist ohne Vermögen und ohne Familie. Das betrachte ich als einen Vorzug. Ich schätze ihren Charakter. Sie hat Eigenschaften, welche mit ihrem Glanz alle sonstigen Vorzüge überwiegen. Es gereicht mir zum Stolz, sie aus freier Wahl zu meiner Gattin begehren zu können, und ich verlange, daß auch sie frei entscheide. Ich wüßte wahrlich nicht, was gegen die Verbindung eines braven Mannes, sei er auch zufällig Edelmann, mit einem braven Mädchen vernünftiger Weise eingewendet werden könnte. Falls Sie nicht etwa noch einen Einwand zu erheben haben —"

„Was habe denn ich mit der Sache zu thun?" antwortete ich ziemlich schroff.

„Bitte um Verzeihung! Ich dachte, Sie hätten wenigstens die Rechte eines Vormundes über sie, denn Marulas machte es mir zur Bedingung, meine Werbung auch bei Ihnen vorzubringen. Daß die Marquise Sie zum Vermittler gewählt, freut mich, und die gewissenhafteste Vorsicht auf Ihrer Seite scheint mir ganz am Platz. Deshalb frage ich Sie, haben Sie, oder hat die Marquise etwas gegen das Passende dieser Verbindung einzuwenden?"

„Ich wüßte nicht, und wiederhole, daß ich mir in der Sache gar kein Urtheil anmaßen darf. Ich hatte den Auftrag, Sie über Fräulein Viergie's Lebensstellung aufzuklären, und sehe jetzt, daß auch dies überflüssig war."

„Dann, mein Herr, werden Sie die Güte haben, der Frau Marquise den Inhalt unserer Unterredung mitzutheilen. Ich wünsche vor allen Dingen, daß Fräulein Viergie in keiner Weise gedrängt und beeinflußt werde. Ich reise noch heute ab, und erwarte die Entscheidung innerhalb acht Tagen in Paris. Fällt dieselbe günstig aus, so kehre ich zurück; im entgegengesetzten Fall soll Viergie jede Verlegenheit erspart bleiben."

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

(Eine kurze Weltreise.) Der Seidenzeugmachergehilfe Ant. L. in Wien, hatte das Glück, bei einer der letzten Ziehungen mittelst einer Promesse eine Summe von 1000 fl. zu gewinnen; er escomptirte den Betrag, legte 600 fl. in die Sparkasse, gab eine Note von 100 fl. seiner Frau zum Ankaufe für das Nöthigste im Hause und beschloß, mit dem Rest sich mehrere gute Tage anzuthun, und die Welt etwas zu sehen. Er bat um Urlaub auf eine Woche, welcher ihm von der Fabrik aus gewährt wurde, und er kam mit zwei Freunderln, die er zechfrei hielt, glücklich bis Ried bei Purkersdorf, nachdem die Weltreisenden alle Gasthäuser auf dieser Route durchgekneipt und absolvirt hatten. Ende der vorigen Woche machte sich das Kleeblatt auf die Rückkehr und kam nach Hütteldorf. Auf dem Wege dahin hatte L., sonst ein äußerst nüchterner und sparsamer Mann, der sich nur an Sonntagen einen Schluck Wein erlaubte, seit dem Morgen dieses Tages schon 17 Krügel Bier und zwei halbe Wein getrunken. Er war daher total berauscht und fiel in der Nähe des Gasthauses am Halterbache, welches den poetischen und duftigen Namen „zum schweinernen Frack" führt, in den Bach. Seine beiden Spezi zogen ihn wieder heraus, und um diese glückliche Rettung würdig zu feiern, wurde im Brauhause abermals gezecht. Auf dem Heimwege fiel L. plötzlich nieder — der Schlag hatte ihn getroffen. Nach dem Ausspruche der Aerzte wird er wohl am Leben erhalten werden, er dürfte jedoch gelähmt bleiben. Das ist das Ende nach einem glücklichen Treffer.

Auflösung des Räthsels in Nr. 28.

Apfesine.

Druck und Verlag von J. M. Bauer. Verantwortlicher Redakteur: Fr. Monninger.

Nr. 30. Sonntag, den 30. Juli 1871.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Vornehm und Gering.

(Fortsetzung.)

Die Stimmung, in welcher ich Sir Clarence verließ, vermöchte ich nicht zu beschreiben. Der Zwang, den ich mir hatte auferlegen müssen, um ruhig zu bleiben und die Unterhaltung nicht in ein lächerliches Rencontre zwischen zwei Nebenbuhlern ausarten zu lassen, hatte fast meine Kräfte überstiegen. Die Vorstellung, daß Viergie mir auf immer entrissen werden könne, bemächtigte sich meiner wie das Gefühl eines namenlosen, unerwarteten Unglücks. Ich war zu Sir Clarence mit der festen Überzeugung gegangen, daß meine Mittheilungen seine Projekte sofort zunichte machen würden, und konnte nun, zu meinem Erstaunen und mit geheimer Beschämung, in ihm nichts Anderes als einen edlen Stolz darüber gewahren, daß es ihm vergönnt sei, die Ungerechtigkeit des Schicksals an der Waisen gut zu machen. Aber einer so offenen, aufrichtigen Erklärung gegenüber durfte kein Zaudern stattfinden; unverweilt erstattete ich meiner Tante Bericht, und ging alsdann, um mich zu beruhigen, in den Park. Ein Gedanke erschütterte mich am tiefsten, und kaum wußte ich, ob ich Sir Clarence oder mich selbst für wahnsinnig halten solle. Zum ersten Mal verschwand die Vergangenheit, von der ich mich nicht hatte losreißen können, vor der Gegenwart. Zum ersten Mal sah ich mich gezwungen, in Viergie nicht mehr die Tochter der Mariasse zu erblicken. Das Mädchen, welches mir zuerst in Lumpen gehüllt entgegentreten, und das Marulas mir hatte verkuppeln wollen, war auf einmal durch die Werbung des Sir Clarence die Gleichgestellte Genoveva's geworden. Es war also für einen Mann von Stande möglich, sie zu heirathen. Ich, der sie liebte, hatte dies für unmöglich gehalten. Die ganze Liebesgluth dieses feurigen und reinen Wesen war mir entgegengefluthet, und ich hatte sie, als meiner unwürdig, zurückgestoßen, weil sie die Tochter der Armuth und des Elends war!

Am nächsten Morgen kam ich später als gewöhnlich nach Morniere. Sir Clarence war schon abgereis't, und beim ersten Blick, den die Tante mir zuwarf, errieth ich, daß sie Viergie Alles gesagt. Sie gab mir einen Wink, daß ich mir nichts möge merken lassen, und flüsterte mir lächelnd zu: „Ich glaube, Alles wird gut gehen."

Der Stich drang mir mitten ins Herz; aber es war mir nichts anzumerken. Viergie saß mit Genoveva am Piano und nahm ihren täglichen Unterricht. In ihren Zügen glaubte ich einen ungewöhnlichen, freudigen Glanz zu bemerken. Ihre Blicke begegneten den meinigen, und schienen mir mit dunkler Gluth auf den Grund der Seele dringen zu wollen. Ein mitleidiges Lächeln stahl sich über ihre Lippen. Meine Tante setzte sich auf die Veranda, und ich gesellte mich zu ihr.

„Ist noch etwas mit Sir Clarence vorgefallen?" fragte ich.

„Nicht das Geringste. Er nahm gestern Abend Abschied von uns, und beim Erwachen wurde mir ein Billet von ihm überreicht, welches mir seinen Dank für erwiesene Freundlichkeit ausspricht."

„Haben Sie mit Viergie gesprochen?"

„Ja wohl; und, unter uns gesagt, ich glaube, daß sie die Gefühle des Sir Clarence erwidert."

„Wirklich? Und was antwortete sie Ihnen?"

„Wir hatten eine lange Unterredung. Ich wagte es nicht, sofort direkt auf das Ziel loszusteuern. Erst fragte ich sie ganz beiläufig, was sie vom Vetter Genoveva's halte. Sie wissen, wie schwer es ist, diesem verschlossenen Wesen ins Herz zu sehen; aber ich merkte doch, daß sie ihn sehr hoch schätze. Nachdem ich so weit gekommen, sprach ich über ihre Zukunft, über meinen Wunsch, sie glücklich zu sehen, und gab ihr die Versicherung, daß ich der Wahl ihres Herzens kein Hinderniß in den Weg legen würde. Endlich rückte ich mit der Sprache heraus, und da hätten Sie ihre Ueberraschung, ihre Erschütterung sehen sollen! „Um mich hat er angehalten? Um mich?" rief sie mehrmals hinter einander. Es schien ihr Mühe zu kosten, daran zu glauben."

„Und sie liebt ihn, nimmt seine Werbung an?"

„Ich bin nicht in sie gedrungen, sondern habe sie einfach aufgefordert, ernstlich mit sich selbst zu Rathe zu gehen, bevor sie mir antworte. Aber aus ihrer Freude entnehme ich, welcher Art ihre Entschließung sein wird."

Ich war in Verzweiflung. Schon entwarf meine Tante, im Gedanken an ein so unerwartetes Glück, tausend Pläne. Mußten nicht durch eine solche Wendung ihre mütterlichen Beängstigungen auf einmal beschwichtigt werden? Wurde dadurch nicht eine peinliche Lage mit Einem Schlag geklärt und Genoveva's Stellung jeder Möglichkeit einer Anfechtung überhoben? Lady Clarence O'Brien hatte, woher sie auch stammen mochte, jedenfalls einen Rang, eine Familie, ein beneidenswerthes Vermögen. Welch plötzlicher, traumartiger Wechsel!

„Apropos," fügte meine Tante hinzu. „Viergie fragte mich, ob Sie von der Angelegenheit unterrichtet seien, und ich verhehlte ihr nicht, daß ich Ihren Rath eingeholt."

Als der Musikunterricht beendet war, theilte Genoveva mir mit, daß sie eine Tour durch den Wald verabredet. Die Pferde waren schon gesattelt, und wir ritten davon. Es war mir unmöglich, eine Unterredung mit Viergie zu erlangen, aber aus den geheimnißvollen Mienen der Mädchen errieth ich, daß Genoveva schon ins Vertrauen gezogen worden. Am Kreuze angelangt, machten wir Rast, um uns nach scharfem Ritt ein wenig zu erholen.

„Sieh Dir diesen Platz einmal recht genau an, Viergie," sagte Genoveva lachend. „Hier traf ich vor drei Monaten meinen liebenswürdigen Herrn Vetter zum ersten Mal, als er eben so gütig gewesen war, seine Flinte auf mich abzufeuern."

„Wirklich?" erwiderte Viergie. „Damals habt Ihr

Euch zum ersten Mal wiedergesehen? Nun, dann betrachte Dir einmal recht aufmerksam jenes Gebüsch an der Felsenecke. Dahinter war ich verborgen."

Das Räthsel mußte Genovera durch eine Schilderung meiner ersten Begegnung mit Viergie erklärt werden.

„Das ist merkwürdig!" antwortete sie. „Wer hätte damals gedacht, daß wir an demselben Punkt so wieder beisammen sein würden, wie wir es jetzt sind!"

Das war denn allerdings merkwürdig genug, und so ereignißreich waren die drei Monate gewesen, daß es mir schwer wurde, in der jetzigen stolzen, eleganten Erscheinung die Ziegenhirtin wieder zu erkennen, hinter deren Lumpen sich, wie in einem Feenmärchen, die legitime Erbin eines Marquisats und eines ungeheuern Vermögens, und obendrein meine leibliche Kousine, verbarg. Verworren genug sah es in mir aus. Eins aber war mir klar: die Liebe zu ihr füllte meine ganze Seele aus, und wurde sie die Gattin eines Andern, so war für mich Alles verloren. Indem ich sie beim Weiterreiten so fröhlich sah, während in mir die Verzweiflung wogte, fühlte ich, wie mir die Röthe des Zornes ins Antlitz stieg. Ihr Gesicht strahlte, wie das einer inspirirten Prophetin. Es thronte darauf Freude, Stolz, Hoffnung, Begeisterung. Ihre Blicke bezauberten und blendeten mich, und dabei mußte ich mir gestehen, daß ich sie zu tief verletzt, um noch etwas von ihr hoffen zu können. Als wir durch eine Lichtung kamen, fanden wir plötzlich den Weg durch gefällte Bäume versperrt.

„Hinüber, Genovera!" rief Viergie.

„Unmöglich!" antwortete Genovera. „Unsere Reitkleider würden an den Zweigen hängen bleiben."

„Wie furchtsam Du bist! Gleich will ich Dir zeigen, wie man es macht!"

„Nein, nein, thun Sie es nicht!" rief ich lebhaft.

„Ihnen steht es ja frei, mir nicht zu folgen," antwortete sie kalt, und zog ihr Pferd zurück um einen Anlauf zu nehmen. Schon wollte sie zusetzen. Ich warf mich zwischen sie und das Hinderniß.

„Viergie, Sie werden diese Thorheit nicht begehen!"

„Weshalb nicht, wenn ich fragen darf?" antwortete sie stolz.

„Weil ich Dir's verbiete!" rief ich mit Donnerstimme.

Stolz richtete sie sich empor, und blickte mich fest an. Dann erbleichte sie, wendete sich ab, ließ die Zügel fallen.

„Nun wohl, ich gehorche Ihnen!" sagte sie, erzürnt, aber bewegt.

Während des Heimrittes sprach sie kein Wort mehr. Es schien ein Kampf in ihr vorzugehen.

Gegen Abend ging ich, da meine Tante im Salon blieb, in den Park, um meine Cigarre zu rauchen. Mechanisch, in Gedanken verloren, schlich ich dahin und befand mich bald am Ufer der Durance. Dort setzte ich mich träumend nieder. Meine Blicke hingen an der elenden Hütte jenseits, welche mir so verhängnißvoll hatte werden sollen. Ich sah im Geiste dort Mariasse und die arme Viergie in ihrem Elend. Mitleid hatte ich für sie empfunden, als sie von ihrer Mutter mit rauhen Worten in die Hütte zurückgestoßen wurde. Wer hätte damals ahnen können, daß ich drei Monate später an dieser Stätte, von Qualen durchfoltert, der Stunde entgegenharren solle, in der ich Viergie flehentlich bitten würde, die Beherrscherin meines Schicksals zu sein? So saß ich da, als plötzlich das Geräusch von Schritten auf den dürren Blättern hinter mir mich meinen Träumen entriß. Ich wendete mich um, und vor mir stand Viergie.

„Sie sind es!" rief ich bebend.

„Ich habe Genovera mit der Marquise und André im Salon gelassen."

„Fehlt Ihnen etwas?" fragte ich erschreckt über die tiefe Bewegung, welche der Ton ihrer Stimme verrieth.

„Ich schützte einen Kopfschmerz vor, um das Zimmer verlassen zu können. Aber meine Absicht war, Sie aufzusuchen, denn ich muß mit Ihnen reden."

Ich war selbst so erschüttert, daß ich kein Wort hervorzubringen vermochte, und so saßen wir schweigend neben einander.

„Ja, ich muß mit Ihnen reden," wiederholte sie endlich in entschlossenem Ton. „Der Augenblick ist da, in dem es sich entscheiden muß, ob wir Freunde oder unversöhnliche Feinde sein sollen. Ich muß mich von einem Einfluß befreien, welcher auf allen meinen Gedanken lastet. Ich muß das unsichtbare Band zerreißen, welches die Vergangenheit zwischen uns geknüpft hat, damit ich über mich selbst verfügen kann, ohne meine Erinnerungen zu fürchten — oder Sie."

„Was hätten Sie von mir zu fürchten?"

„Nun ja, Sie haben mich ja eines Tages Ihrer aufrichtigen Freundschaft versichert," erwiderte sie mit stolzer Ironie; „die Gerechtigkeit muß ich Ihnen widerfahren lassen. Aber heute bedarf ich eines Andern als einer inhaltlosen Phrase. Was ich auch thun mag, Sie üben eine Herrschaft über mich aus, die mich genirt. Jetzt sollen Sie mir sagen, ob es mir frei steht, Sir Clarence als meinen Gatten anzunehmen."

Merkwürdig genug, indem ich hörte, wie Viergie mir eine ihr selbst unerklärliche Macht über ihre Handlungen und ihre Zukunft einräumte, überraschte mich das nicht. Nur ein Wort traf mein Herz, es war der Name Clarence.

„Du liebst ihn also?" rief ich.

„Das weiß ich nicht; wohl aber weiß ich, daß er mir das Gefühl innigster, tiefster Dankbarkeit eingeflößt hat, denn er erhob mich vor mir selbst, indem ich durch ihn erfuhr, daß ich der Liebe eines edlen Mannes nicht unwürdig bin, und gehörte er auch den höchsten Kreisen der Gesellschaft an. Indem er mich in meiner Niedrigkeit aufsuchte, hat er meinen Stolz geweckt."

„Und wenn ich Dir erlaubte, ihn anzunehmen, würdest Du ihn gern heirathen?"

„Ich würde ihn heirathen," antwortete sie ruhig.

„Und würdest Du glücklich sein?"

„Ich würde ihn heirathen; mehr dürfen Sie mich nicht fragen."

Ich fühlte, wie das Blut mir zum Hirn stieg. Ich war verwirrt, betäubt.

„Aber glauben Sie denn, daß ich ganz ohne Herz und Seele bin?" hub sie hastig wieder an. „Begreifen Sie nicht, daß trotz aller Liebe, die man mir hier erzeigt und an die ich mich so gern klammern möchte, ich einsam und verlassen dastehe, weil die bittere Vergangenheit mich nicht zur Ruhe, zum Genuß, zum Glauben kommen läßt? Begreifen Sie nicht, daß ich fortwährend an der Liebe Derjenigen zweifeln muß, die meine Mutter sein soll und mich doch wieder für ein aus Barmherzigkeit angenommenes Kind gelten lassen will? Und was bin ich Ihnen? Ein Mädchen, das Sie mit nackten Füßen auf dem Felde gefunden, dem Sie auf's Gerathewohl Ihr Almosen hingeworfen, das Ihnen nicht einmal würdig war, von Ihnen aufgenommen zu werden, als sie Ihnen zugeführt wurde und Schutz bei Ihnen suchte?"

„Viergie, was redest Du da?"

„Ich rede die Wahrheit. Ich gehörte zu den Auswürflingen, welche das Elend an den Rand des Abgrundes führt. Das hatten Sie wohl begriffen. Was Sie aber nicht begriffen — das war die von Elend umhüllte Seele, welche Ihnen dienen wollte wie ihrem Gotte. Begreifen wollten Sie nicht, daß all mein Leben, all' mein Denken...."

„Viergie," unterbrach ich sie mit aufflammender Hoffnung „Viergie, Du liebtest mich?"

„Was hat das heute noch zu bedeuten?" fuhr sie in eisigem Ton fort. „Ich könnte wohl nicht so zu Ihnen reden, wenn es nicht zu spät und Alles vorbei wäre. Sie waren der erste Mann, welcher mich ohne Härte und Verachtung behandelte. Ich hatte auf der Welt noch Nichts gesehen, was mit Ihnen zu vergleichen gewesen wäre. Sie hatten mich der Durance entrissen. Ich hielt mich nicht für Ihres Gleichen. Mein ganzer Ehrgeiz war, Ihre Dienerin, Ihre Sklavin zu sein. Genug davon. Es ist vorbei; diese Zeit ist weit hinter uns. Wie es auch sei, Sie waren eines Tages mein Wohlthäter und mein Beschützer. Darum würde ich Ihnen in dieser ernsten Stunde das entscheidende Wort über mein ganzes Leben selbst dann zugestehen, wenn nicht ein geheimes, unerklärliches Band zwischen uns bestände. Sie haben mir's ja so oft gesagt, daß ich von der Welt und ihren Schicklichkeitsgesetzen keinen Begriff habe. Nur von Ihnen kann ich erfahren, ob nach Dem, was zwischen uns vorgefallen, ich noch der Liebe würdig bin, welche sich mir bietet, ob ich die Hand, die sich mir entgegenstreckt, ergreifen kann ohne einen edlen Mann zu täuschen, der meiner Ehre vertraut. Ich werde Sir Clarence nicht heirathen ohne ihm zu gestehen, daß ich zu nächtiger Stunde allein bei Ihnen gewesen. Aber, und sei es auch nur aus Ehrfurcht vor der Marquise Senozan, ich werde mich dieser grausamen Prüfung nicht unterziehen, wenn Sie mir sagen, daß nach den in Ihren Kreisen herrschenden Begriffen dies Geständniß meine Schande besiegeln würde."

„Bei Gott, Viergie," sagte ich tief erschüttert, „kein junges Mädchen ist reiner, keins der Achtung werther, als Du!"

Sie erhob die Augen zu mir und blickte mich an, als glaubte sie nicht recht gehört zu haben.

„Bedenken Sie wohl!" sagte sie. „Ich verlange von Ihnen die strengste Wahrheit!"

„Viergie, in welcher Gefahr, in welcher Noth Du Dich auch befunden, Du hast Dir Nichts vorzuwerfen."

„Nichts? Aber weshalb verachten Sie mich dann?"

„Ich sollte Dich verachten?"

„Wodurch kann ich mir sonst Ihr Benehmen gegen mich erklären, da Sie mich doch lieben?"

„Viergie," rief ich bebend, „was sagst Du da?"

„Ja, Sie lieben mich, und Sie haben weder die Kraft, mich zu fliehen, noch den Muth, mich zum Weibe zu nehmen! Da muß ich wohl tief gefallen oder es muß mir eine moralische Häßlichkeit eigen sein, deren ich mich nicht bewußt bin und die Sir Clarence an mir nicht entdecken konnte. Sie kennen meinen Stolz zu sehr, um glauben zu können, daß sich hinter meinen Worten der Schatten eines Vorwurfs oder eines Bedauerns verberge. Wie ich, denken auch Sie: Es ist zu spät! Und überdies, weiß man selbst, weshalb man liebt oder warum man haßt? Nein, werden wir auch durch einander unglücklich, wir können einander keine Vorwürfe machen. Aber seit ich in eine neue Umgebung versetzt worden bin, sind Zweifel in mir entstanden, die ich früher nicht kannte. Zu lebhaft ist der Dank, mit welchem mich der Edelmuth des Sir Clarence erfüllt, als daß ich nicht wenigstens aufrichtig gegen ihn sein sollte. Stolz will ich seinen Namen annehmen können, ohne das Bewußtsein eines begangenen Fehlers, und läge dieser auch nur in der Einbildung. Nur dann kann ich seiner Noblesse würdig begegnen, wenn ich völlig rein von jedem Vorwurf zu ihm komme — nicht mit dem Ueberrest einer Liebe belastet, welche vor sich selbst erröthet. Nach Ihnen muß ich mich beurtheilen; nur Sie können mich zur Klarheit über mich selbst bringen. Ich kann Sie nicht durch die Voraussetzung beleidigen, daß meine Armuth Sie von mir fern gehalten; es muß mir also eine mir selbst unbekannte Unwürdigkeit ankleben, es muß in meinem Leben einen nach Ihrer Meinung unauslöschlichen Fleck geben, und wie seltsam Ihnen dies auch vorkommen mag — die Aufklärung hierüber verlange ich von Ihnen als einzigen Beweis der Achtung. Sagen Sie mir offen, ohne Schonung: Wird Sir Clarence mir auch dann noch seine Hand bieten können, wenn er Alles weiß, was zwischen uns vorgefallen?"

Wie klein, wie niedrig fühlte ich mich der einfachen Erhabenheit dieser Loyalität gegenüber! „Viergie," rief ich, „vergieb mir! Ich bete Dich an, und die größte Qual meines Lebens wird es immer sein, Dich jemals verkannt zu haben!"

Bei diesen Worten stieß sie einen Schmerzensschrei aus und preßte die Hand auf das Herz, gleich als wäre dort eine kaum vernarbte Wunde wieder aufgerissen worden. Aber sofort faßte sie sich und sagte stolz und fest: „Sie irren sich. Ihre Maitresse kann ich nicht sein, und der Name Senozan gehört nicht mir, sondern meiner Schwester Genoveva. Der Rang ist dort, die Niedrigkeit ist hier."

„Ja, strafe mich nur. Ich habe diese grausame Strafe verdient. Aber wenigstens höre mich an, denn indem Du sagtest, daß ich Dich liebe, redetest Du die Wahrheit. Ja, ich kämpfte gegen mein Herz. Irre geleitet durch das elende Vorurtheil der Welt, beunruhigt durch die Erinnerungen, welche Du so eben heraufbeschworen, machte ich Dir einen Vorwurf aus dem Unglück, dem Elend, welches Dich gerade in meinen Augen hätte erheben sollen. Ich verstand Dich nicht, ich war feig. Und jetzt, Viergie, vergieb mir. Ein Wort hat mir auch Dein Herz entschleiert. Gestehe, daß Du mich geliebt hast und daß Du mich noch liebst. Zu viel haben wir durch das zwischen uns erwachsene Mißverständniß gelitten um nicht wenigstens in diesem Augenblick aufrichtig gegen einander zu sein. Im Namen eines doppelten Menschenlebens, über welches ein Wort von Dir die Entscheidung fällen wird, vergieb mir! Was vermag all unser Stolz, all unser eitles Kämpfen, gegen das Verhängniß, dem wir nicht entrinnen können? Was sind alle Leiden, alle Irrthümer, wenn ich Dich liebe und wenn Du mich liebst?"

„Bei Ihrer Ehre frage ich Sie," antwortete sie mit bitterm Lächeln, und mit dem tiefen, düstern Blick, der ins Innerste der Seele hinabtaucht — „würden Sie heute so zu mir reden — wenn Sir Clarence nicht gestern um meine Hand angehalten hätte?"

Diese herben, grausamen Worte trafen mich wie ein kaltes Eisen. „Bei meiner Ehre schwöre ich Dir, daß Sir Clarenc von meiner Hand fallen würde, wenn Du ihn liebtest!" rief ich aufbrausend.

Sie zitterte, und ich erröthete über meine Heftigkeit. „Vergieb mir, vergieb mir, Viergie! Siehst Du nicht, daß

der Gedanke, Dich zu verlieren, mich wahnsinnig macht? Viergie, ich schwöre alle meine Vorurtheile ab und flehe Dich auf den Knieen an: „Vergiß, vergieb, und reiche mir die Hand!"

Regungslos, wie in Gedanken verloren, stand sie da. „Vergessen soll ich!" sagte sie endlich. „Und weshalb? Ich habe Sie geliebt, nun ja; aber geht daraus hervor, daß ich Sie jetzt noch liebe?"

„Viergie!"

„Aufrichtigkeit verlangen Sie von mir; aber sind Sie aufrichtig gegen sich selbst? Sie haben nicht Alles gesagt. Was Sie besonders bedenklich macht, ich weiß es, um so mehr, als ich selbst häufig dadurch beunruhigt werde. Ich bin nicht so erzogen worden wie Genoveva. Welche Mühe ich mir auch geben mag, ich werde in der neuen Umgebung stets eine Art Wilde sein, eine Fremde, in der sich Alles gegen Ihre Gefühle und Ideen empört. Sir Clarence kann ich aus Dankbarkeit heirathen, ihm die Neigung einer ihm völlig und ausschließlich ergebenen Freundin schenken; es wird dies von von mir ein wohlbedachter Akt der Gerechtigkeit sein. An Ihrer Seite aber könnte ich nicht so ruhig, so vernünftig weilen. Nach dem, was wir mit einander durchgemacht, können wir uns nur glühend lieben, oder glühend hassen. Es gab eine Zeit, in der das Wort, welches ich soeben von Ihnen gehört, mich selig gemacht hätte, in der ich mir kein höheres Glück denken konnte, als zu Ihren Füßen zu leben und zu sterben. Jetzt aber durchzittert mich beim Geständniß Ihrer Liebe ein Gefühl, welches fast dem Hasse gleicht."

„Nein, Viergie," rief ich, ihre Hand ergreifend, „was Du empfindest, ist kein Haß. Leidest Du in diesem Augenblick, so ist es weil Du noch an meiner Liebe, oder wenigstens an meiner Fähigkeit zweifelst, Dir mein ganzes Leben zu weihen. Ja, Du sagtest die Wahrheit, es hat mir an Muth gefehlt. Wahr ist es auch, daß ich ohne Sir Clarence vielleicht entflohen wäre, um mich Deinem Zauberkreis zu entziehen. Aber wahr ist auch, daß ich Dich liebe, daß ich Dich anbete und nicht ohne Dich leben kann. Klar ist es in mir geworden durch die Verzweiflung, welche ich bei der Vorstellung empfand, daß Du eines Andern Weib werden könntest. Kannst Du mir nach diesem offenen Geständniß nicht verzeihen? Willst Du, indem ich vor Dir im Staube knie, Dich selbst mit mir bestrafen? Zweifle nicht länger an mir, Viergie, und bedenke, daß von dieser Minute das Glück von unser Beider Leben abhängt."

Meine Arme umschangen sie, ihr Herz pochte an dem meinigen; sie lehnte ihr Haupt an meine Brust, sie war überwunden. Und indem ihre brennende Stirn meine Lippen berührte, fühlte ich, wie ihre ganze Gestalt erbebte. „Jean!" rief sie. Und zitternd, verwirrt, verbarg sie das Gesicht an meiner Brust, um ihr Erröthen zu verbergen.

„Viergie, siehst Du jetzt, daß ich Dich liebe und daß Du mir gehörst!"

„Laß mich, laß mich!" schluchzte sie, sich aus meiner Umarmung loswindend. Aber kaum hatte ich sie losgelassen, als sie strauchelte und, in Thränen ausbrechend, auf die Bank niedersank. Ich warf mich ihr zu Füßen, und bedeckte ihre Hände mit leidenschaftlichen Küssen.

„Ach, was hast Du gethan!" sagte sie.

„Viergie, dies ist der Kuß unserer Verlobung. Von diesem Augenblick an bist Du mein. Ergieb Dich vertrauensvoll dem Glück, welches Dein Herz ersehnt."

„Jean, es graut mich! Ich muß mit mir selbst zu Rathe gehen! Gönne mir die Zeit, zu vergessen, was ich gelitten!"

„Aber gestehe, daß Du mich liebst!"

„Ja, ich liebe Dich; aber ich fürchte für Dich und für mich. Hast Du Erbarmen mit meiner Schwäche, so sprich heute nicht mehr von Deiner Liebe. Morgen, oder übermorgen, werde ich Dich vielleicht ruhig anhören und Dir antworten können. Du weißt nicht, welche Gefahr .... Aber was auch geschehen mag, und kostete es mein Leben, ich verspreche Dir, Sir Clarence nicht zu heirathen."

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Drei Freunde gehen kürzlich in das Theatre de Gaité und geben ihre Ueberzieher in die Garderobe.

„Gehören die drei Ueberzieher zusammen?" fragt die Bewahrerin.

„Nein, geben Sie den meinigen allein," erwidert der Erste.

„Den meinigen auch," fügt der Zweite hinzu.

„Und den Ihrigen?" fragt sie den Dritten.

„Oh, geben Sie ihn nur zusammen," sagte der Letzte.

Vor den Trümmern der Tuilerien steht ein Photograph mit seinem Apparat, um die interessanten Ruinen aufzunehmen, da hört er an seiner Seite brummen und schimpfen, und sieht den bekannten Maler Meyssonier neben sich, der ebenfalls mit einem Croquis der Trümmer beschäftigt ist.

Zum Teufel, ruft er, sich zurückziehend, das ist denn doch zu stark; der stiehlt mir mein schönes Motiv.

Den hohen Würdenträgern der Kommune fehlte es nie an allen erdenklichen Ehrenbezeugungen, aber an Geld fehlte es ihnen oft. So erhielt ein bekannter Pariser Buchhändler eines Tages den Besuch eines berittenen Soldaten der Republik, der mit einem Karabiner, zwei Säbeln und drei Revolvern bewaffnet war. Er überbrachte folgende inhaltschwere Depesche:

„Bürger!

Schicke mir auf der Stelle zehn Francs, ich brauche sie sehr nöthig.

Dein Freund und Bruder
Pilotel."

Räthsel.

Wer nennt mir den grauen Alten,
Mißfarb'gen, mißgestalten,
An den doch die Mädchen sich hängen,
Um den sie springen, sich drängen.

Druck und Verlag von J. M. Bauer. Verantwortlicher Redakteur: Fr. Monninger.

Nr. 31. Sonntag, den 6. August 1871.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Vornehm und Gering.

(Fortsetzung.)

Es giebt Freuden so überwältigender Art, daß sie uns fast wie ein Schmerz berühren. Nach den Aengsten dieses Tages glaubte ich wahnsinnig werden zu müssen über den Gedanken, daß Viergie nicht Sir Clarence, sondern mich liebe. Trotz ihrer Zurückhaltung, trotz ihrer Kämpfe und Verirrungen, konnte ich nicht mehr daran zweifeln, daß ihr Herz mir gehöre, und ebenso wenig daran, daß es mir gelingen werde, Alles zu überwinden, was uns noch getrennt hielt. Waren wir doch schon am Tage unserer ersten Begegnung unwiderstehlich zu einander hingezogen worden. Endlich hatte ich das engherzige Standesvorurtheil überwunden, und war stolz darauf. Endlich konnte ich mich ungehindert dem schönen Traum hingeben, mit dem ich seit Monaten gerungen; endlich durfte ich mir gestehen, daß ich liebe. Wie hatte ich nur so lange in einem Wahn befangen sein können, dessen ich mich tausendfältig schämen mußte?

Am folgenden Morgen brach ich früher als gewöhnlich auf, um wo möglich Viergie auf ihrem Spaziergang zu begegnen. Eine Ahnung trieb mich zu der Felsengrotte, wo sie mich so oft erwartet. Dort wartete ich jetzt auf sie, und ich hatte mich nicht getäuscht. Aber als sie kam und mich erblickte, stieß sie einen Schrei der Ueberraschung aus, und eine tiefe Purpurgluth schoß ihr in die Wangen. „Wie Sie mich erschreckt haben!" sagte sie.

„Ich wollte Dich hier allein treffen," antwortete ich entschuldigend. „So viel habe ich Dir zu sagen, daß —"

„Sie wollten mir Zeit lassen, mich zu sammeln!" unterbrach sie mich lebhaft.

„Viergie, genügt Dir nicht die Stimme Deines Herzens?"

„Still, still davon!" rief sie mit einer angstvollen Bewegung. „Ersparen Sie mir den Schmerz, Sie abweisen oder fliehen zu müssen. Morgen, morgen hoffe ich Ihnen Antwort geben und ganz offen gegen Sie sein zu können!"

Sie war so verwirrt, daß ich mir's nicht erklären konnte als plötzlich der Hund, welcher sie immer auf ihren Streisereien begleitete und jetzt um uns her das Gebüsch durchstöberte, stehen blieb und heftig zu bellen anfing, gleich als habe er etwas entdeckt, was ihn erschrecke.

„Komm, Love!" rief Viergie.

Ihre Stimme war so wenig sicher, daß der Hund ihr nicht gehorchte. Ueberrascht blickte ich sie an; ihre Augen senkten sich vor den meinigen. Da regte sich in mir der Dämon der Eifersucht. Sir Clarence mußte zurückgekehrt sein und sich dort verborgen halten. Es handelt sich um ein Rendezvous. Ich warf mich in's Gebüsch. „Jean!" rief sie mir flehend nach.

Aber ich hörte nicht auf sie, und indem ich über den nächsten Felsen sprang, sah ich mich plötzlich einem Manne gegenüber, der sich im Dickicht zu verbergen suchte. Es war Marulas. Die Vorstellung, welcher ich mich hingegeben, hatte ich mich mit solcher Wuth und Verzweiflung erfüllt, daß ich mich beim Anblick dieses Elenden förmlich erleichtert fühlte und fast beschämt vor ihm stand. Er sah sofort, daß er sich in diesem Moment etwas erlauben dürfe.

„Wirklich, Herr Graf, Sie verstehen sich auf Ueberraschungen. Da haben Sie den Nimrod auf dem Anstand attrapirt. Der Herr Graf erfreuen sich doch fortwährend einer guten Gesundheit?"

Mit diesen Worten war er aus dem Dickicht getreten und stand mir jetzt mit lächelndem Munde gegenüber. Seine Unverschämtheit brachte mich schnell zum Bewußtsein der Situation. „Wie kommen Sie hierher?" fragte ich barsch. „Haben Sie sich nicht gegen Bezahlung verpflichtet, diese Gegend zu meiden?"

„Gewiß, Herr Graf, gewiß, und nur die dringendste Angelegenheit konnte mich veranlassen, dem Vertrag scheinbar untreu zu werden. Der Herr Graf sind gewiß schon von der ehrenden Verbindung unterrichtet welche uns angetragen worden. Mein Erscheinen ist deshalb nur ein Beweis des Eifers für die Wohlfahrt unseres geliebten Kindes. Es bedarf ja zu dem schönen Bunde, der geschlossen werden soll, meiner Einwilligung. Wie könnte wohl eine Ehe ohne den Segen des liebenden Vaters gedeihen? Eines Tages werden auch Sie, Herr Graf, erfahren, wie es einem Vater zu Muthe ist, der sich von dem Kleinod seines Herzens, dessen erstes Lallen er belauscht trennen soll. Viergie's kindlichem Herzen gereicht es zur Ehre, das sie mich gerufen hat."

„Ist das wahr?" fragte ich Viergie, welche zitternd neben mir stand.

„Ja," antwortete sie leise.

„Da haben Sie die Bestätigung dessen, waran Sie nicht gezweifelt haben würden, wenn Ihnen nicht bis jetzt noch die Erfahrung fehlte. Es giebt Geheimnisse, welche ein gutes Kind nur in die Brust des Vaters ausschütten kann; über diesen Zug des Herzens läßt sich nun einmal nicht hinauskommen."

So verstimmt ich auch über eine Begegnung war, welche mir die prosaische Seite der Situation, die ich so gern vergessen hätte, auf's Krasseste ins Gedächtniß zurückrief, mußte ich doch dem flehenden Blick Viergie's weichen und die Beiden allein lassen. „Fürchten Sie nichts," flüsterte Viergie mir zu, als ich mich entfernte, „und erwarten Sie mich am Kreuze."

Grollend, mit dem Standesstolz kämpfend, den ich schon überwunden zu haben glaubte, folgte ich ihrer Weisung, und wunderte mich in meiner Einsamkeit über die Gewalt, welche die Liebe in mir schon über die Vernunft gewonnen hatte. Noch vor acht Tagen würde eine geheime Zusammenkunft Viergie's mit diesem Schurken, der sich ihren Vater zu nen-

nen wagte, jede Illusion in mir zerstört haben. Jetzt aber erblickte ich in ihr nur die Unglückliche, welche noch immer durch eine Vergangenheit voll Elend gefesselt wurde, und hegte keinen andern Wunsch, als sie von diesem schmachvollen Joch zu befreien. Mein Stolz litt nur noch um sie. War es nicht für dies arme, den Eltern gestohlene Kind, welches, sich seiner edlen Abstammung bewußt, aus ihr ein Geheimniß machen mußte, die furchtbarste Tortur, von einem solchen Elenden in Banden gehalten zu werden? An nichts Anderes dachte ich, als an das Glück, das Unrecht des Schicksals an ihr wieder gut machen, sie einer Lage entreißen zu können, gegen welche sich sowohl ihr weiblicher Stolz, wie das natürliche Gefühl der Race, welcher sie angehörte, empören mußte. Marulas hatte allen Grund, sich vor mir in Acht zu nehmen.

Nie ist die Zeit mir so lang geworden. Schon war eine halbe Stunde verflossen, und Viergie kam noch immer nicht. Ich machte es mir jetzt zum Vorwurf, sie mit ihrem bösen Genius allein gelassen zu haben. Eine Stunde floß dahin, und eine tödtliche Angst bemächtigte sich meiner. Wenn er sie fortgeschleppt hätte! Schon wollte ich nach dem Felsen zurückkehren, als ich sie eilig auf mich zukommen sah.

Keuchend, mit ausgestreckten Händen, trat sie vor mich hin.

„Sie haben sich geängstigt!" sagte sie mit herzlicher Wärme. „Da bin ich endlich!"

Ihr Antlitz glühte, ihre melodische Stimme hatte den weichsten Ton, ihr Blick athmete ein Geständniß, welches meine ganze Seele durchzitterte. Aus ihrer Munterkeit, aus dem Entzücken, welches ihr Blick ausstrahlte, erkannte ich, daß sie von der Angst befreit war, welche sie seit zwei Tagen bedrückt hatte.

„Was ist geschehen?" rief ich. „Was hat er Dir gesagt?"

„Nur Gutes," erwiderte sie freudig. „Ich darf Dir jetzt gestehen, daß ich Dich liebe. Jean, liebst auch Du mich noch?"

Nur durch einen Freudenschrei, welcher mein ganzes Herz enthielt, konnte ich antworten, und indem ihre Blicke in den meinigen, ihre Hände in meinen Händen ruhten, waren wir keines andern Wortes als des Einen fähig, daß wir uns liebten.

„Wie viele Stunden des Glücks sind uns verloren gegangen, Viergie! Seit ich Dich gesehen, hast Du Dich meiner Seele bemächtigt!"

„Und von diesem Augenblick an gehörte Dir die meinige."

Nach den Ergüssen, welche nur glücklich Liebenden im schönsten Augenblick ihres Lebens verständlich sind, fragte ich Viergie nach Marulas.

„O sprich mir nicht von ihm!" sagte sie, sich furchtsam nach allen Seiten umblickend.

„Was, fürchtest Du Dich noch immer vor ihm?"

„Ist er nicht mein Herr? Kann er mich nicht fortnehmen, uns von einander trennen?"

„Nein, nein, beruhige Dich; er hat keine Macht mehr über Dich! Er ist zu klug, um Schritte zu ergreifen, welche nur zu seinem eigenen Verderben ausschlagen könnten."

„Du kennst ihn noch nicht! Du hast keinen Begriff von der Tigernatur, welche sich unter der heuchlerischen Außenseite verbirgt und der Gewalt nur scheinbar weicht!"

„Durch welche Drohungen hat er Dir eine solche Furcht einflößen können?"

„Frage mich nicht danach, Jean. Ueberdies hoffe ich, daß ich künftig Ruhe vor ihm haben werde."

„Gestatte mir, mich mit dieser Antwort nicht zu begnügen, Viergie. Ich habe jetzt die Pflicht, Dich zu beschützen, und darum muß ich Alles wissen."

„Kann er nicht durch ein Wort verhindern, daß ich Deine Frau werde? Bin ich nicht thatsächlich sein Eigenthum? Und wird er mich nicht einem Andern verkaufen wollen, wenn er dabei seine Rechnung zu finden glaubt?"

„Hat er Dir das gesagt?"

Sie zögerte mit der Antwort. Ich drang in sie, mir Alles zu gestehen. War Gefahr vorhanden, so mußte sie abgewendet werden. Endlich gestand sie mir das, was uns Allen ein Geheimniß gewesen war. Seit ihrer Anwesenheit auf dem Schlosse hatte Marulas nicht aufgehört, seinen Einfluß auf ihr lasten zu lassen. Durch die Drohung, sie nach Marseille zu führen, hatte er sie gezwungen, ihm Tag für Tag Bericht über Alles zu erstatten, was auf Morniere vorging, damit er seine Schritte danach einrichten könne. Eine alte Freundin der Mariasse vermittelte ihre Korrespondenz. So hatte er zwei Tage nach seiner Unterredung mit Sir Clarence die Werbung erfahren, welche daraus entsprang. Er hatte Viergie befohlen, das unerwartete Glück nicht entschlüpfen zu lassen, und war nach Severol gekommen, um die Sache gründlich zu betreiben.

„Du begreifst jetzt," fügte sie hinzu, „weshalb ich Dir nicht zu antworten wagte bevor ich ihn gesehen. Wie feig er auch ist, weiß ich ihn doch nur zu sehr eines Verbrechens fähig. Dich haßt er, weil Du ihn seine Erbärmlichkeit hast fühlen lassen. Ich zittere mehr für Dich als für mich. Glücklich können wir nur werden mit seiner Einwilligung."

„Hast Du ihm Alles gesagt?"

„Ja, und er hat mir versichert, daß er uns keine Schwierigkeit in den Weg legen werde, falls es ihm gelänge, sich mit Dir zu verständigen. Morgen wird er zu Dir kommen. Er sagte, Alles hänge nur von Dir ab."

„Dann sei ruhig, Viergie. Hege keine Furcht für Dich oder für mich. Ich habe schon gefährlichere Bursche zur Raison gebracht. Und was er auch anstellen möge, seine Geldgier bürgt mir für seinen Gehorsam."

Wir waren überglücklich, beschlossen aber, unsern Bund noch für einige Tage geheim zu halten, damit die Marquise auf die Antwort, welche sie Sir Clarence geben mußte, vorbereitet werden und ich das letzte Hinderniß, welches unserm Glück noch entgegenstand, aus dem Wege räumen könne.

Wie thöricht auch Viergie's Furcht vor Marulas sein mochte, konnte ich doch einer Auseinandersetzung mit ihm mich nicht entziehen. Ich nahm mir vor, ihn meine Gewalt fühlen zu lassen, erkannte aber zugleich, Viergie's wegen, die Nothwendigkeit, mich nicht völlig mit ihm zu überwerfen. Am nächsten Morgen ließ er sich bei mir anmelden, und aus seinem Auftreten entnahm ich, daß er ziemlich festen Boden unter den Füßen fühle.

„Herr Graf," sagte er mit der Würde eines Patriarchen, „ich verleugne alle Regeln des guten alten Herkommens, wenn ich jetzt das Wort in einer Angelegenheit ergreife, welche sonst die jungen Leute mit geziemender Demuth bei den glücklichen Eltern heirathsfähiger Töchter vorzubringen pflegen. Aber jede Regel duldet Ausnahmen, und zwischen Männern von Geist, wie wir es sind, geht nichts über die Aufrichtigkeit. Ich kam um mich mit Ihnen über eine höchst wichtige Angelegen-

heit zu unterhalten, welche unsere Viergie mir gestern anvertraut hat. Junge Mädchen geben sich so leicht süßen Träumen hin. Sie glauben so leicht an den Ernst von —"

„Viergie, mein Herr, hat mich vollkommen verstanden. Wir haben uns jetzt über den Preis zu verständigen, welchen Sie für die Erfüllung der Formalitäten verlangen, bei denen das Gesetz Ihnen eine Rolle zuweist't."

„Ich bin Vater, Herr Graf, und das Wohl meiner Tochter geht mir über Alles, denn es ist die Krönung meines Werkes. Mein einziges Bedauern ist, daß ich nicht Zeuge ihres Glücks sein kann. Junge Eheleute lieben die Heimlichkeit und Einsamkeit, und ich würde daher nur überflüssig sein. Kann ich aber Ihnen nicht folgen, so begleiten Sie meine besten Wünsche. Meine Ansprüche sind gering. Mir genügt die schwarze Suppe des Spartaners und der Quell des Anachoreten. Aber ich weiß sehr wohl, daß die veränderte Lebensstellung meiner Tochter mir gewisse Pflichten auferlegt. Viergie würde sich unglücklich fühlen, wenn ich mich nicht, wider meine Neigung, entschlösse, standesgemäß zu leben, und weit bin ich davon entfernt, ihr einen Kummer bereiten zu wollen. Sie wird darauf bestehen, daß ich eine Pension annehme, welche für meine Neigung viel zu groß ist. Der Reichthum, Herr Graf, ist eine Bürde; aber was thut man nicht für ein geliebtes Kind? Wollte ich Ihnen gegenüber den ganzen Stolz des Mannes entfalten, so würde sie, in dem Bewußtsein, daß sie mir Alles verdankt, sich dadurch nur verletzt fühlen. Darum, Herr Graf, wollen wir über diesen Punkt nicht streiten. Nichts für mich, Alles für sie!"

„Ich weiß Ihre Delikatesse vollkommen zu schätzen, Herr Marulas, und bitte Sie deshalb, über diesen zarten Gegenstand sich mit meinem Notar, Herrn Langlade, zu verständigen, welcher die nöthigen Papiere ausfertigen wird."

Dieser Schluß kam ihm unerwartet und schien ihm gar nicht zu gefallen. „Warum sollte es einen Dritten zwischen Männern geben, welche einander so nahe stehen wie wir, Herr Graf? Wir verstehen uns viel zu gut, als daß wir nöthig hätten, unsere Gedanken in juridische Formeln zu zwängen, und es widerstreitet meinem Gefühl, eine zarte Herzens-Angelegenheit so prosaisch behandelt zu sehen. Wir wollen ganz offen mit einander reden. Sir Clarence bietet meiner Tochter eine sehr vortheilhafte Zukunft, und ich habe als Vater die Pflicht, über das Wohl meines Kindes zu wachen, mag ich auch dabei zuweilen rauh in die Rosenwolken der Träume, in denen sie sich wiegt, hineingreifen müssen. Bin ich doch ihr einziger Beschützer, und muß doch meine Klugheit für Zwei ausreichen. Darum —"

„Es versteht sich, mein Herr, daß ich die Zukunft meiner Frau sicher stellen werde," unterbrach ich ungeduldig seinen Redeschwall.

„Daran zweifle ich nicht, Herr Graf," erwiderte er mit einer eleganten Verbeugung. „Dafür bürgt mir ihre Liebe zu Der, welche die beneidenswerthe Stellung der Gräfin Chazol einnehmen wird. Aber, ohne der Delikatesse zu nahe zu treten muß ich auch auf den immerhin möglichen Fall bedacht sein, daß Sie über kurz oder lang als trostloser Wittwer dastehen werden. Verzeihen Sie, daß bei diesem schrecklichen Gedanken die Rührung mich überwältigt. Und in diesem Fall würde ich alleiniger Erbe eines reichen, mir durchaus lästigen, Wittwenguts sein, wenn nicht der Kontrakt zwischen uns eine Klausel enthielte, welche mir nur einen Theil davon aufbürdete."

Mit solcher Finesse brachte der sonderbare Kauz dies vor, daß der Verdacht in mir aufstieg, er möge sich in seinen Ansprüchen nicht ganz sicher fühlen, und da fuhr mir ein Gedanke durch den Sinn.

„Erlauben Sie mir eine Frage über einen Punkt, der für unser Verhältniß von Wichtigkeit sein möchte."

„Gewiß, Herr Graf. Ich werde sie Ihnen mit der Offenheit beantworten, an welche Sie bei mir gewöhnt sind."

„Haben Sie, als Sie Viergie's Mutter heiratheten, das Kind legitimirt, es als das Ihrige anerkannt?"

„Davor wollte ich mich schon hüten!" platzte er heraus. „Ich wußte die Ehre, welche mir widerfuhr, viel zu sehr zu schätzen."

Bei dieser unüberlegten Antwort gab ich mir keine Mühe, meine Freude zu verbergen. „Dann, mein Herr, haben Sie der Tochter Ihrer Frau gegenüber gar keinen Anspruch, weder als Vater, noch als Erbe. Sie hängt in keiner Weise von Ihnen ab, Sie besitzen gar keine Autorität über sie, und brauchen sich nicht zu überwinden, einem Reichthum zu entsagen, welchen das Gesetz Ihnen in keiner Weise zuerkennt."

Dies Argument brachte ihn endlich außer Fassung, aber nur für einen Augenblick.

„Es beliebt dem Herrn Grafen zu scherzen, und mit dem Vergnügen einer ächten Künstlernatur folge ich dem genialen Flug Ihrer Phantasie. Viergie ist mir und ich bin ihr zu sehr ans Herz gewachsen, als daß ich nicht um ihrer selbst willen die Position vertheidigen müßte, welche ich vor dem Gesetz einnehme. — Kurz und gut, Herr Graf," fügte er mit verändertem Ton hinzu, „Viergie ist ohne Familie; als Mann ihrer Mutter habe ich sie auferzogen; außer mir hat sie Niemanden auf der Welt; das Gesetz würde mich im Nothfall zwingen, sie als meine Tochter zu unterhalten, bis sie das Mündigkeitsalter erreicht hat. Ohne meine Erlaubniß kann sie nicht heirathen, und darum bin ich in jeder Weise ihr natürlicher und gesetzlicher Vormund."

„Aber ist Ihnen nie die Möglichkeit eingefallen, daß diese Vormundschaft ihnen entrissen werden könnte?"

„Freilich, Herr Graf," erwiderte er lächelnd, „und das würde allerdings die Sache sehr vereinfachen. Aber, wie schon angedeutet, Viergie's wegen könnte ich meiner jetzigen Stellung nicht ohne einen Kampf entsagen, und der möchte seine unangenehmen Seiten haben. Es wären da gewisse gerichtliche Schritte erforderlich, welche der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten werden könnten. Viergie müßte feierlich für die legitime Tochter des Marquis und der Marquise von Senozan erklärt werden, und ginge auch das Gericht über den Mangel an Beweisen hinweg, so würde es doch in jeder Beziehung ein harter Schlag für das arme junge Wesen sein, welches sich plötzlich ohne Mutter fände."

Der Schurke befand sich wiederum im Vortheil. „Genug von dieser Kommödie, mein Herr!" sagte ich degoutirt. „Verlassen Sie sich darauf, daß ich Sie vollkommen verstehe. Sie stellen Ihre Ansprüche und drohen im Fall der Nicht-Befriedigung derselben mit einem Skandal. Das ist die Situation. Ich weiß, daß ich zahlen muß, und bin bereit dazu. Wie viel verlangen Sie?"

„Fünftausend Franken jährlich," antwortete er, mit dem Ton eines Mannes, der eine große Konzession macht.

„Die sollen Sie bekommen. Und jetzt haben wir wohl nichts mehr mit einander zu schaffen. Mein Notar wird das nöthige Dokument ausfertigen. Nur noch Eines lassen Sie

sich gesagt sein. Unser Abkommen erlischt an dem Tage, an welchem Sie dem Wohnort der Gräfin Senozan nahe kommen.“

„Die Liebe liebt das Geheimniß! Bin ich doch auch jung gewesen! Der Herr Graf können sich auf mein Zartgefühl verlassen!“

Welche Ueberwindung kostete es mir, den Hallunken nicht aus dem Fenster zu werfen! Nur der Rücksicht auf Viergie hatte er es zu verdanken, daß er diesmal noch den Weg durch die Thür fand, während ich ihm mit nicht gerade stolzen Empfindungen nachschaute.

Als ich nach Morniere kam, stand Viergie, meiner harrend, unruhig und besorgt, am Fenster des Salons, und eilte mir, sobald sie mich erblickte, auf die Veranda entgegen. Meine Tante und Genoveva befanden sich dort, und ich konnte ihr keine Mittheilung machen; aber aus dem freudigen Glanz meiner Augen erkannte sie, daß ich gute Nachrichten bringe. Ich gab ihr die Hand, tief erröthend reichte sie mir die ihrige, und nie hat mich ein reinerer Wonneschauer durchbebt als bei dem sanften Druck, welcher mir sagte, daß wir jetzt Brautleute seien; nie hatte es mich heiliger durchglüht, als bei dem keuschen Blick, welcher unter dem Schleier der langen Wimpern hervordrang.

„Gut, daß Sie kommen,“ sagte meine Tante. „Genoveva wartet schon lange auf Sie, um die Kreidezeichnung des Schlosses zu vollenden. Es scheint als könne sie nichts ohne Sie zu Stande bringen.“

„Jean muß mir schon Unterricht in der Perspektive geben,“ antwortete Genoveva lachend. „Was versteht denn ein Mädchen von Mathematik!“

Wir setzten uns unter die Kastanien vor dem Schlosse. Das Geplauder Genoveva's machte es mir möglich, mich ungestört in den Anblick Viergie's zu versenken. Ein sanfter Friede war über dasselbe ausgegossen. Das Geheimniß, welches unsere Seelen vereinigte, erfüllte mich mit namenloser Freude, wie ich sie nie zuvor empfunden. Welche Blicke, und welches Lächeln! Einmal neigte sie sich über mich, um die Zeichnung Genoveva's näher zu betrachten. Ihre Wange berührte die meinige, und ich hörte das Klopfen ihres Herzens.

Am Morgen erwartete ich sie bei der Felsengrotte. Sie erschien in der ländlichen Tracht, welche sie ihren Mildthätigkeits-Anzug nannte. Ich hatte einen Kranz wilder Rosen gewunden, den ich ihr als Erinnerung unseres ersten Zusammentreffens aufsetzte.

„So ist es also wirklich wahr?“

„Wahr ist, daß ich Dich liebe und daß Du mein bist!“ erwiderte ich, sie in meine Arme schließend. Ich erzählte ihr Alles. Ihr glühendes Antlitz an meine Brust bergend, flüsterte sie:

„So stand es in den Sternen geschrieben, daß Du mich kaufen solltest wie eine Sklavin. Nimm hin was Dir gehört, Du mein sanfter Herr!“

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

** Aus Bonn wird geschrieben: In einer, vergangene, Woche unsere Stadt passirenden Prozession, die nach Remagen zur Apollinaris-Kapelle wallfahrtete, wurde ein Pilger von einem plötzlichen Unwohlsein befallen. Mehrere an ihren Häusern stehende Einwohner eilten hinzu und bestrebten sich, den zu Boden Gesunkenen wieder auf die Beine zu bringen. Ein Fuhrmann von der Nachhut, der mit einen Karren anlangte, vermuthete aber jedenfalls in der Hülfeleistung einen Angriff auf den ohnmächtig Gewordenen und bearbeitete die mitleidigen Seelen mit Peitschenhieben. Als das mehrere Freunde der so übel belohnten Samariter sahen, sprangen sie herzu und verkeilten ihrerseits den Fuhrmann. Nun eilten die andächtigen Beter aus ihren Reihen und prügelten die letzteren. Da aber stürzte sich der Dirigent der Prozession mitten unter die puffende Menge und ließ seinen frommen Stab munter auf den Köpfen der lärmenden Kämpfer umhertanzen. Die herbeigeholte Wache brachte erst den hämmernden Knäuel wieder auseinander. In den nächsten Tagen wird das Polizeigericht die verworrene Szene einer näheren Kritik unterbreiten.

(Ein falscher preußischer Offizier.) Aus Heidelberg schreibt man unter dem 28. Juli über die Arretirung eines auch hier in Wien gesehenen Idividiums: Vor mehreren Tagen kam ein Herr in der Uniform eines preußischen Artillerieoffiziers, mit dem eisernen Kreuze geschmückt, hier an, logirte sich im „Holländischen Hofe“ ein und lebte da ganz flott. Unsere Polizeimannschaft fand aber bald heraus, daß der dekorirte Offizier ein Schwindler sein müsse. Der Polizeikommissär Lehmann trat auf öffentlicher Strasse an ihn heran und sprach: „Mein Herr, Sie sind verhaftet!“ Darüber ganz aufgebracht, schrie der Angeredete: „Wie können Sie so frech sein und einen preußischen Offizier verhaften wollen?“ Kaltblütig antwortete unser Polizeibeamter: „Vor der preußischen Uniform und dem eisernen Kreuze, das Sie tragen, habe ich alle Achtung; Sie aber, mein Herr, muß ich höflichst ersuchen, mir unverzüglich Ihr Patent als preußischer Offizier vorzuzeigen.“ Da erblaßte der Held, fing an zu zittern, bekannte, daß er in seinem Leben nie Offizier gewesen sei und bemerkte er wisse wohl, daß er jetzt ins Zuchthaus, aber nicht mehr aus demselben herauskommen werde. Nachdem er im Gasthofe auf Befehl seine Uniform ausgezogen hatte, stand vor den erstaunten Anwesenden ein nobel angekleideter Civilist in einem sammtnen schwarzen Rock, in dessen einer Seitentasche sich eine seidene Mütze befand. Zu welchem Zweck kann man sich gleich denken. Der Schwindler ist ein Kaufmann, heißt Joseph Stern und ist der Sohn eines Holzhändlers in Aachen. Seit Monaten trieb sich dieser Mensch als dekorirter Artillerie-Offizier in Italien, Oesterreich, in der Schweiz, in Württemberg und in letzter Zeit in größeren Städten Badens herum, überall unter verschiedenen Namen und um Leute anzuschwindeln. In Italien allein hat er eine einzige hochgestellte Person um 6000 Francs gebracht.

Auflösung des Räthsels in Nr. 30:

Alter Käse mit Maden.

Druck und Verlag von J. M. Bauer. Verantwortlicher Redakteur: Fr. Renninger.

Nr. 32. Sonntag, den 13. August 1871.

Unterhaltungs-Blatt
zum
Nürnberger Anzeiger.

Vornehm und Gering.

(Fortsetzung.)

Noch an demselben Tage schrieb ich meinem Onkel. Seiner Einwilligung bedurfte ich nicht; wohl aber war ich, im Begriff, einen Schritt zu thun, der meine ganze Laufbahn umgestalten mußte, ihm, meinem nächsten Verwandten, jegliche Rücksicht schuldig. Du weißt, welchen Abscheu er vor der Ehe hat. Um ihm die Sache plausibel zu machen, bedurfte es eines größeren Aufwandes diplomatischer Finesse, als Du beim Abschluß eines Vertrags mit einem japanesischen Häuptling aufzubieten hast.

Nein, René, von wahrem Glück weißt Du nichts, und auch ich hatte keine Ahnung davon. Haben wir doch alle Genüsse des Lebens mit einander durchgekostet. Sind wir doch in der Wahl unserer Vergnügungen so wenig penibel zu Werke gegangen, wie es bei Männern unseres Berufes und Standes gebräuchlich ist. Haben wir doch nach Allem gegriffen, was eine pikante Abwechselung bieten und die Sinne reizen konnte. Jetzt aber entdeckte ich in mir ein neues Wesen, einen Schatz zarter und reiner Empfindungen, welchen ich nie bei mir vorausgesetzt. Heilig wurde mir das woran ich nicht geglaubt, und mein im Taumel abgehetztes Herz überströmte von reiner Begeisterung.

Oft begleite ich Viergie auf ihren Wohlthätigkeitsgängen am Morgen; aber wir wagen uns nicht täglich zu treffen, um jedes Gerede unter den Leuten zu vermeiden. Die Rücksicht, an welche wir nicht dachten, als wir nichts zu verheimlichen hatten, drängt sich uns jetzt auf. Auf diesen gemeinsamen Gängen können wir uns so recht aussprechen, von ihnen bringen wir stets ein neues Glück, einen neuen Schatz heim. Wie süß ist doch das Geheimniß unter Liebenden! Seit das Loos gefallen, ist ein neuer Geist über mich gekommen. Ich bin mir selbst klar geworden, mit mir selbst in Einklang gekommen, und mein Leben hat jetzt einen bestimmten Zweck. Aus Viergie's ganzem Wesen aber strahlt ein stilles Glück, welches wie verklärend auf sie wirkt, ihr eine Schönheit, einen Liebreiz, ein Etwas verleiht, das unwiderstehlich auf ihre Umgebung übergeht. Endlich meldete mir Langlade, daß der Vertrag mit Marulas unterzeichnet sei. Dann kam ein Brief vom Admiral, und Du kannst Dir denken, mit welcher Hast ich ihn öffnete. Die Epistel war orginell wie ihr Verfasser. Er ist außer sich über meine Abtrünnigkeit. Da es sich aber einmal nicht ändern läßt, macht er gute Miene zum bösen Spiel, und ergeht sich in Sticheleien, welche nicht im Stande sind, seine aufrichtige Liebe zum ungezogenen Neffen zu verbergen. Am Schluß heißt es: „Jede Heirath ist ein dummer Streich, und von Glück kann sagen, wer mit blauem Auge davon kommt. Aber Du bist klug genug, um eine Dummheit riskiren zu können, und dumm genug, um aus Versehen einmal Glück zu haben. Du bist ja verliebt und willst heirathen, und nicht ich. Folglich geht mich die Sache gar nichts an. Thue in Gottes Namen, was Du nicht lassen kannst, und nimm eine Frau, wenn Du nichts Besseres zu thun weißt." Endlich legte er das Versprechen ab, zur Hochzeit zu kommen.

Jetzt blieb nichts Anderes mehr übrig, als meine Werbung um Viergie bei der Tante anzubringen. Hätte ich auch an Mariasse's Enthüllungen nicht geglaubt, so wäre ich doch schon der Beschützerin meiner Braut diese Rücksicht schuldig gewesen. Zu meinem Befremden sah Viergie diesem einfachen Schritt mit einer Angst entgegen, als könnte daraus ein Unglück erwachsen, und auf meine Neckereien antwortete sie:

„Alles erschreckt mich; ich kann nicht dafür. Mir ist als lebe ich in einem Zauberschlaf, aus dem eine böse Fee mich erwecken werde."

„Aber, Kind, wie kannst Du nur so thöricht sein?"

„Sagte ich Dir's würdest Du mich auslachen."

„So steckt wirklich etwas Ernstes hinter Deiner thörichten Furcht?"

„Frage mich nicht," antwortete sie verwirrt. „Es ist ein Aberglaube, der Dir lächerlich vorkommen würde. Laß mich darüber schweigen."

„Aha, ein Geheimniß!" rief ich lachend, und bestand darauf, daß sie mir beichte. Sie sträubte sich; ich gab ihr zu bedenken, daß jedes Geheimniß ein Diebstahl an der Liebe sei, machte ihr den Mangel an Vertrauen, welchen ich bei ihr entdeckte, zum Vorwurf, und ließ sie endlich merken, daß sie mich ernstlich beunruhigen würde, wenn sie nicht offen gegen mich sei.

„Nun, meinetwegen. Aber werde mir nicht böse. Meine Mutter, oder die arme Frau, welche mir als Mutter galt, glaubte in der Zukunfte lesen zu können."

„Also eine Wahrsagung? Dacht' ich's doch."

„Da fängst Du schon an zu spotten," sagte sie, halb lachend, halb schmollend.

„Nein, mein Kind; verzeihe mir, und krame unbesorgt Deine Zauberkünste aus."

„Du wirst schon Respekt vor ihnen bekommen, Du Spötter. Als wir noch ganz klein waren, sagte sie mir, eines Tages werde ich einen schönen Herrn von einem benachbarten Schlosse treffen, und er werde mich lieben."

„Wirklich? Nun, da muß ich die Prophetengabe der würdigen Frau anerkennen, und bin, von meiner Schönheit durchdrungen, bereit, das, was sie gesagt, eidlich zu erhärten. Aber was ist denn darin so Schreckliches?"

„Warte, Du hast nur den ersten Theil gehört, und gerade weil dieser so pünktlich eingetroffen, fürchte ich, daß auch das Weitere in Erfüllung gehen werde."

„Das soll mich doch verlangen!"

„Ja, lache nur, wenn Du's vermagst. Vielleicht gelingt es Dir, meine Furcht zu zerstreuen."

„Schnell, schnell, die Prophezeihung!"

„Du kannst Dir denken, daß, als ich größer wurde, ich mir die Vorhersagung häufig wiederholen ließ und daß sie sich mir lebhaft eingeprägt hat. Ueber den schönen Herrn, welchen ich schon deutlich vor Augen sah und der aus seinem Schloß zur Schäferin herabsteigen sollte, konnte ich nichts Näheres herausbringen, aber stets sagte sie, ich werde ihm nie angehören."

„Nichts weiter?" rief ich mit etwas erzwungener Heiterkeit. „Siehst Du denn nicht, daß die Prophezeihung bereits in Erfüllung gegangen?"

„Wie so?" fragte sie erstaunt. „Bist Du denn nicht der schöne Herr, der mich liebt?"

„Allerdings liebe ich Dich, und schön mag ich auch sein — in Deinen Augen. Aber mein bist Du schon jetzt, und eben deshalb kannst Du nicht dem Andern angehören, welcher, gewiß schöner als ich, Dich auf sein Schloß führen möchte."

„Also auf Sir Clarence sollte es sich beziehen?" sagte sie nachdenkend, mit sichtlicher Erleichterung.

„Auf wen denn sonst, Närrchen? Und um Dir die Grillen zu vertreiben, werde ich sofort bei Deiner Mutter, deren Segen uns allein noch vonnöthen ist, um Deine Hand anhalten."

Zwischen der Dame und mir fand ein zu inniges Verhältniß statt, als daß ich mich ihr nicht mit unbedingtem Vertrauen und ohne alle Verlegenheit hätte nahen sollen. Was hätte ihr auch mehr erwünscht sein können, als eine Verbindung, welche auf einmal Viergie das unbestreitbare Anrecht auf einen ebenbürtigen Platz in der Familie sicherte? Mußte doch dadurch aller Zwiespalt der Empfindung gelöst werden. Ohne Bedenken gab sie unserm Bund ihren Segen. Aber nicht ohne Befremden gewahrte ich, daß eine gewisse Unruhe sich in ihre Freude mischte, gleich als zweifle sie an der Tiefe und Dauer meiner Neigung zu Viergie. Mit der liebevollen Offenheit eines Sohnes bat ich sie, mir ihre Bedenken mitzutheilen, falls sie deren hege.

„Lassen Sie sich durch meine Traurigkeit nicht beirren;" erwiderte sie mit der Willenskraft, welche auch in den schwersten Prüfungen sie nicht verließ. Ich habe eine schlimme Nacht mit Genoveva verlebt."

„Wie, ist Genoveva krank?"

„Ja, schon seit mehreren Tagen war sie leidend, ohne sich etwas merken zu lassen; gestern Abend aber, nachdem Sie uns verlassen, bekam sie einen nervösen Anfall, der mich ernstlich besorgt macht, und ich habe nach dem Arzt gesendet."

Glücklicherweise war Genoveva's Unwohlsein nicht gefährlicher Art, obgleich sie während mehrerer Tage das Bett nicht verlassen konnte, wobei Viergie kaum von ihrer Seite wich. Ich benutzte diese Zeit, um das Nöthige mit Langlade zu verabreden. Die Trauer Viergie's genügte, um uns den Pomp einer provençalischen Hochzeit zu ersparen und die Zeremonieen auf das unmittelbar Nothwendige zu beschränken. An Sir Clarence wurde ein Brief gesandt, und so konnten wir uns bei.n ungestört der Seligkeit des kurzen Brautstandes hingeben. Genoveva, noch immer angegriffen, kam selten zum Vorschein. Auf ihre Bitte nahmen wir unsere täglichen Spazierritte wieder auf, und wie gern benutzten wir diese Gelegenheit ungestörten Beisammenseins! Nur Eins warf einen Schatten auf unser Glück. Bei Genoveva ließ die Krankheit eine Schwäche und Niedergeschlagenheit zurück, welche deprimirend auf Alle wirkte. Namentlich Viergie schien dadurch schmerzlich berührt zu werden, und nicht geringe Mühe machte es mir, einen geheimen Kummer in ihr zu bekämpfen, den sie mir nicht verbergen, über den sie aber auch keine klare Rechenschaft ablegen konnte. Oft war es als hätte sich ihrer die Ahnung eines herannahenden Unglücks bemächtigt. Ich suchte mir dies als ein Ueberbleibsel des Aberglaubens zu erklären, und neckte sie damit. Für einen Augenblick verzog sich die Wolke, aber nur um bald wieder zu erscheinen. „Was kann ich dafür?" sagte sie einmal. „So wenig bin ich's gewohnt, glücklich zu sein, daß ich es erst lernen muß."

Eines Morgens erwachte ich von einem lauten Gepolter im Vorzimmer, und dann hörte ich Toby, welcher vergeblich die schallende, frische, fröhliche Stimme eines Andern zum Schweigen zu bringen suchte. Sofort erkannte ich diese Stimme. Es war Miro, mein Miro, welcher, wie eine Bombe ins Haus fallend, dem Briefe, der mir ihn ankündigen sollte, um zwei Tage vorausgeeilt war. „Komm, komm!" rief ich fröhlich, und öffnete die Thür. „Miro, Miro, herein!"

Als er mich erblickte und sah, wie ich ihm die Arme entgegenstreckte, hielt ihn nichts mehr. Toby fast umwerfend, sprang er mir an den Hals. Du kannst Dir denken, wie ich den braven Jungen an mein Herz drückte.

„Kommandant," sagte er mit zitternder Stimme (Du weißt ja, daß er mich nie anders anredet) „ich kann wahrhaftig nichts dafür, daß ich weinen muß vor lauter Freude." Und wirklich waren seine Augen voll heller Thränen.

„Wann bist Du angekommen?"

„Vor einer Stunde. Erst lief ich schnell zum Alten, und dann kaum ich hierher. Aber so lassen Sie mich meinen Kommandanten doch einmal recht betrachten! Ist es doch als glühte die ganze Sonne der Provence Ihnen im Herzen, so glücklich sehen Sie aus. Da wären wir denn einmal wieder beisammen. Haben Sie mich nicht erwartet?"

„Nein."

„Der Kommandant René hat mich Ihnen doch angemeldet. Da muß der Postdampfer auf Irrwege gerathen sein."

„Aber was führt Dich hieher?"

„Ich erhielt eine Wunde, und es wurde schlimm. Da schickte man mich mit dem ersten Schiffe heim, die Reise hat mir gut gethan, und hier bin ich."

Du weißt, René, was ich von meinem Jugendfreunde halte. Zwischen uns besteht noch etwas mehr als Freundschaft. Wie er für mich, so könnte ich für ihn das Leben lassen. Einmal warf er sich im Gefecht den asiatischen Säbeln entgegen, um die für mich bestimmten Hiebe aufzufangen. Der Fanatismus für mich würde ihn zum Helden machen, wenn er's nicht so schon wäre.

„Da wären wir nun!" wiederholte er. „Das ist der Park, und das Schloß, und der Glockenthurm, Alles wie es war, und das sind Sie! Da soll mich noch Einer auf ein Schiff bringen, das nicht von Ihnen kommandirt wird! Schauen Sie einmal den Kram da an!" Und er zeigte auf die nagelneue Goldschnur, welche ihn als Steuermann verkündete, und auf die Medaille, die seine Brust bedeckte.

„Allen Respekt, Miro. Aber ich glaube nicht, daß wir wieder zusammen fahren werden."

„Warum nicht gar! Sollten die Leute Recht haben, welche behaupten, daß mein Kommandant Politik machen wolle?"

„Darüber wollen wir ein andermal sprechen," erwiderte

ich, meinen Anzug vervollständigend. „Natürlich wohnst Du hier."

„Ei freilich! Ich habe schon Toby gesagt, daß er mir mein altes Zimmer wieder einrichtet."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Capitel deutscher Geschichte in Volksliedern.

Vor uns liegt eine Sammlung der „Historische Volkslieder des bayerischen Heeres von 1620 — 1870. Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und dem Volksmunde gesammelt und herausgegeben von Franz Wilhelm Freiherrn v. Ditfurth."

Um nicht zu weit zurückzugreifen, wollen wir, um darzuthun, wie verpestend die Vorkommenheit der Höfe auf ihre Völker wirkte, nur ein Lied aus der Zeit des Rheinbundes hiehersetzen, wo deutsche Fürsten glücklich waren, aus den Händen des fremden Eroberers, dem sie, sich jeder eigenen Würde entäußernd, freiwillig Heerfolge leisteten, eine Krone zu erhalten. 1806, als Napoleon Preußen mit Krieg überzog und als auch die Banner Bayerns im französischen Lager wehten, cirkulirte im bayerischen Heere folgendes Lied:

„Was wollen denn die Preußen?
Wo wollen sie itzt aus?
Man wird es ihnen weisen,
Wenn sie nicht bleiben zu Haus'.
Ihr wollt euch unterstehen,
Zu streiten mit Frankreich?
Wie wird es euch ergehen
In eurem Königreich!

Der Preußen ihrer König
Ist sonst ein schlauer Mann,
Doch ist er noch zu wenig
Für den Napoleon.
Er thut euch nur veriren,
Wie ihr's zuvor gemacht;
Dein Land wirst du verlieren,
Dazu noch ausgelacht.

Du trägst auf allen Seiten
Die Falschheit hin und her;
Es wird nicht viel bedeuten
Dein ganzes preußisch Heer.
Du thätest zwar erkaufen
Viel Leut' um schweres Geld
Beizeiten werden's laufen,
Wenn's kommen in das Feld.

Ei du, mein lieber König,
Gib' Antwort itzt darauf!
Du bist noch allzu wenig,
Wenn du auch noch so schlau.
Es ändert sich die Karte,
Die du zuvor gekannt:
Es steht schon Bonaparte
In deinem Preußenland."

Kann das Wesen des Rheinbundes, kann die Rückwirkung, die derselbe auf die Unterthanen der Rheinbund-Fürsten äußern mußte, besser charakterisirt werden, als es hier in diesem sonst ziemlich prosaischen Liede geschieht? Da ist keine Spur mehr von deutschen Gefühlen, von der Zusammengehörigkeit aller Deutschen; mit stolzem Bewußtsein stellt sich der Bayer als Fremder an die Seite der fremden Helden aus Frankreich, für deren Oberhaupt er eine knechtische Unterwürfigkeit an den Tag legt. In diesem Geiste handelte man am bayerischen Hofe, diesen Spuren folgte das Volk, und der unbekannt gebliebene Barde interpretirt freiwillig den Massen die in den höchsten Kreisen maßgebenden Anschauungen.

Die Tage von Jena und Auerstädt (1806) waren jedoch nicht danach angethan, um die Voraussagungen des bayerischen Liedes zu Schanden zu machen. Preußen unterlag, und sieben schwere, schmerzensreiche Jahre lag Deutschland danieder, war es nichts Anderes als ein Werzeug in den Händen Napoleon's. Endlich riß Preußen das Schwert aus der Scheide, ging muthig voran, ihm folgte bald Oesterreich, aber nur Bayern, nur die Rheinbund-Fürsten standen noch abseits von den deutschen Heeren. In den Herzen der Bayern und der übrigen Süddeutschen regten sich aber schon wieder die besseren und edleren Gefühle, und der tiefe Groll gegen den Unterdrücker machte sich Luft. Das Volk begann die Fürsten, welche noch zögerten, gemeinsam mit den übrigen Deutschen zu kämpfen, zu drängen, und ein Volkslied jener Zeit redet den König Max mit folgenden Worten an:

„Guter Max, du gehst so stille
Durch die Kriegeswolken hin;
Ist es denn noch nicht dein Wille,
Zu den Alliirten zieh'n?
Schau, die Russen und die Preußen,
Der Oestreicher großes Heer,
Und dazu auch alle Deutschen
Rücken auf Napoleon her.

Schau, Napoleon's tückisch Herze,
Das so liebenswerth sich macht,
Falsch im Ernste, falsch im Scherze,
Hat Verderben stets gebracht.
Hat er dir nicht abgenommen
Deiner Kinder also viel,
Die in Rußland umgekommen,
In dem blut'gen Kriegesspiel?

Max, du Vater deiner Bayern,
Lass' es jetzo doch gescheh'n!
Sag', du wollest auch nicht feiern
Und zu den Alliirten steh'n.
Dein Vergnügen, deine Freude,
Deine Lust, dein Alles sei,
Daß dein Bayern nicht mehr leide
Deutschland wieder werde frei!"

Wie schmetternder Lerchenruf ertönt es aus dem Munde des Volkes, als König Max endlich entschlossen war, sich dorthin zu stellen, wo er eigentlich nie hätte fehlen sollen. In überschäumender Lust braust der Muth des Volkes hin, der gekräftigt und gehoben wird durch einen ewigen, unverwüstlichen Humor:

„O Kaiser Napoleon, du großer Potentat,
Wie sind wir deines Dienstes so überflüssig satt!
Du hast uns gehudelt, gebudelt und geschabt,
Daß wir kein heiles Fleckchen am Leibe mehr gehabt.

Du kamst ja so freundlich herein ins Bayerland
Und wolltest uns nur reichen die liebe Bruderhand;
Doch kaum warst du darinne, so griffest du auch zu
Nach Mann und Roß und Wagen, nach Kalb, mitsammt der Kuh.

Und erst deine Soldaten, die wurden ja nie satt
Mit Fressen und mit Saufen, von Fruh bis in die Nacht;
In Weine mußten's baden, zu schlecht war alles Brot,
Kein Braten wollt' mehr schmecken, geflucht gleich Schwerenoth.

Wir mußten mit dir ziehen in jeden Krieg und Streit,
Davon in Rußland blieben an dreißigtausend Leut';
Selbst unser General litt dort den bitter'n Tod —
Es war ein großer Jammer, erschrecklich harte Noth.

Jetzt woll'n wir's aber zeigen, wo Barthel holt den Most,
Wenn du die bayrischen Fäuste hast auch einmal verkost;
Denn unser König Max tritt den Alliirten bei,
So ist es schon beschlossen, von dir sind wir nun frei.

Wir legen eh'r nicht nieder unser Waffen und Gewehr,
Bis daß wir dich gejagt mit deinem ganzen Heer.
Hurrah, ihr deutschen Brüder, jetzt ziehen wir mit euch:
König Max und der soll leben, General Wrede auch zugleich!"

Den Verhetzungsversuchen der Pfaffen vor Losbruch des Krieges 1870 antwortete der baierische Soldat mit folgendem trefflichen Schnadahüpfl:

„Und der Pfarrer hot g'sagt,
Des müßt's lutherisch wer'n.
Der hat uns ausbund'n
An tüchtinga Bär'n.

Ob lutherisch, katholisch,
Wer fragt da dernach?
Der Feind kriegt katholisch —
Und luth'risch sei' Sach'!"

Und als nun erst bei Weißenburg und Wörth die „blauen Teufel", die „baierischen Knedel" an der Seite der Preußen und der anderen deutschen Krieger ihre Schuldigkeit gethan, da erbraust es in den Reihen der Baiern:

„. . . Und auf die Geisbergschanzen,
Da stürmen wir erst kühn,
Mit unser'n braven Brüdern,
Daß Alles mußte flieh'n.
Hurrah, ihr deutschen Brüder
Der erste Sieg ist da!
Franzosen sind geschlagen,
Hurrah, Victoria!"

Allerlei.

Das größte Geschäft der Welt ist ohne Zweifel dasjenige von A. F. Stewart in New-York; es ist ein Modewaaren-, Seiden-, Leinwand- und Manufakturwaaren-, desgleichen auch Kleider-, Wäsche-, und Handschuh-Geschäft. Es beschäftigt bei 1730 Personen nämlich einen General-Dirigenten, 19 Vorsteher der einzelnen Geschäftszweige, in die es zerfällt, einen Ober-Kassirer, und 9 Kassirer, einen Ober-Buchhalter und 23 Buchhalter, 9 Korrespondenten, 470 Verkäufer und Verkäuferinnen, 880 Putzmacherinnen und Schneiderinnen, einen Kastellan, zwei Bodenmeister und 27 Thürsteher, 55 erwachsene Austräger, Kolporteurs und Hausknechte und 190 Laufburschen. Zur Weihnachtszeit findet wegen gehäufter Bestellungen und Ablieferungen eine Verstärkung des Personals in allen Zweigen statt und steigt dann die Gesammtziffer der in diesem Riesengeschäfte Thätigen auf 2200 Personen. Zu dieser Zeit beträgt der tägliche Geschäftserlös durchschnittlich 90,000 Doll., steigt aber oft auf 100,000 Doll. Der Gesammtabsatz eines Jahres beläuft sich auf 17 bis 18 Million Dollars.

Wie man Frauen widerlegt. In Straßburg wurde eine sehr enragirte Feindin Deutschlands, welche aber kein Wort Französisch spricht, von einem Berliner Touristen dieser Tage gefragt, weshalb sie denn so unversöhnlich grolle? „Oh," rief sie, „das Bombardement, das vergeß i nit, so wahr mir Gott helf'!" Ein jüdischer Händler aus Baden, welcher anwesend war, entgegnete: „Hören Se, Frauchen, vor zwei Jahren, als Se gehabt haben zwei Kinderchen, haben Se gesagt: Keines mehr, so wahr mir Gott helf'! Haben Se doch jetzt vier Kinderchen. Werden Se auch vergessen das Bombardement!"

Reformator und Heiliger. Ein Mühlhauser Blatt läßt sich aus Basel schreiben: „Gestern ging ich über den Platz vor der Kathedrale, wo sich die Statue des Reformator Oecolampadius befindet. Ich sah eine elsässische Jungfrau mit gefalteten Händen, als ob sie in inbrünstigem Gebet begriffen sei, auf den Knieen vor dem Monumente liegen. Verwundert näherte ich mich ihr. Auf die Frage, was sie hier thue, gab sie lange keine Antwort, so daß mein Erstaunen noch größer wurde. Endlich erwiderte sie, meinem Drängen nachgebend, daß sie während des letzten Krieges zu diesem Heiligen, dessen Name ihr unbekannt sei, gefleht habe, er möchte verhüten, daß die Preußen ihre Kuh und ihr Kalb wegnähmen, und da ihr nun in der That beide unversehrt erhalten geblieben seien, müsse dies, so meinte sie, indem sie auf den Reformator zeigte, ein großer Heiliger sein.

Der neue päpstliche Unfehlbarkeitsglaube gibt im Bisthum Münster den Buchbindern eine recht umfassende Arbeit. Dort ist nämlich der alte Overweg'sche Katechismus eingeführt welcher auf die Frage: „Müssen wir auch glauben, daß der Pabst unfehlbar ist?" den Kindern die ketzerische Antwort in den Mund legt: „Nein, dies ist kein Glaubensartikel." Jetzt wird das verfängliche Blatt aus allen vorhandenen Exemplaren des gedachten, von mehreren Bischöfen approbirten Katechismus herausgenommen und auf einem neuen die Unfehlbarkeit als der richtige Glaube eingekleistert. So bedürfen die Gläubigen blos eines Blattes Papier, um Ja in Nein und Nein in Ja zu verwandeln, während es ihre Pflicht war, für das Eine wie für das Andere zu leben und zu sterben. Es ist alles „Gemüthssache."

Druck und Verlag von J. M. Bauer. Verantwortlicher Redakteur: Fr. Monninger.

Nr. 33. Sonntag, den 20. August 1871.

Unterhaltungs-Blatt
zum
Nürnberger Anzeiger.

Vornehm und Gering.

(Fortsetzung.)

Es versteht sich von selbst, René, daß wir von Dir sprachen. Beim Frühstück erzählte er mir von Deiner letzten Expedition, und bist Du noch nicht Admiral, so liegt das nur daran, daß Miro das Patent nicht zu vergeben hat.

Aber ich mußte nach Morniere aufbrechen, und traf meine Vorbereitungen. „Gehen wir auf die Jagd?" fragte Miro.

„Nein; ich muß zu meiner Tante Senozan. Macht es Dir Spaß, so komm mit."

„Eigentlich nicht," erwiderte er, sich verlegen hinterm Ohr kratzend. „Ist es Ihnen recht, Herr Kommandant, so habe ich lieber ein andermal das Vergnügen, und mache jetzt einen Abstecher nach Severol."

„Wie Du willst."

Wir ritten zusammen fort. Alles, was er sah, entzückte ihn, und eine Wohlthat war es mir, bei ihm dieselben Eindrücke wiederzufinden, welche mich bei der Rückkehr nach der Heimath bestürmt hatten.

„So verlassen wir also den Dienst?" sagte er, als wir uns bei der nach Morniere führenden Allee trennten.

„Würde es Dir leid thun?"

„Nicht sonderlich."

„Willst Du etwa auch Politik machen?"

„Ja, und ganz famose obendrein. Aber davon wollen wir morgen sprechen, Kommandant."

Mit strahlendem Antlitz ritt er davon, und laut erklang seine Stimme in fröhlichem Gesang, gleich als wäre er ebenso wenig wie die Lerche im Stande, den seine Brust erfüllenden Jubel für sich zu behalten.

Erst spät kam ich nach Morniere, zum ersten Mal seit unserem Verlöbniß, und Viergie war darüber fast böse. Leicht wurde es mir, sie zu versöhnen, als ich ihr Miro's Ankunft meldete. Zwar schmollte sie noch ein wenig darüber, daß irgend Jemand im Stande gewesen, mich ihr auch nur auf eine Stunde abwendig zu machen; aber ein Streit unter Verliebten besitzt einen Zauber, dem man sich gar zu gern hingiebt. Schön ist es von der Geliebten gezankt zu werden und ihr die Vorwürfe von den Lippen zu küssen. Vollends war sie getröstet, als ich ihr mittheilte, daß, einer mir gestern gewordenen Meldung des Pfarrers zufolge, morgen unser erstes Aufgebot stattfinden werde.

Der Tag verstrich jedoch nicht in heiterer Stimmung. Genoveva war wieder mehr leidend, und Viergie's schien sich eine Unruhe bemächtigt zu haben, die ich mir nicht erklären konnte. Früher als gewöhnlich, kehrte ich nach Chazol zurück, wo Miro in meinem Zimmer auf mich wartete. Die Ellenbogen auf den Tisch, den Kopf auf die Hände gestützt, saß er da. Als ich ihn grüßte, sprang er auf, und ich bemerkte, daß sein Gesicht todtenbleich war.

„Was ist Dir geschehen?" rief ich.

Er gab mir einen Wink, in Folge dessen ich Toby entließ, und als wir allein waren, wiederholte ich meine Frage.

„Etwas sehr Hartes, Kommandant. Ich wartete hier auf Sie um zu erfahren, wie es sich damit verhält, denn Sie müssen es am besten wissen."

„Sprich, lieber Miro!"

„Als ich Sie heute Morgen verließ, ritt ich nach Severol, um meine Rückkehr — Einer anzukündigen — Einer, welche mich in gutem Andenken behielt, seit ich vor einigen Jahren vier Monate lang hier verweilte. Ich habe Ihnen nie davon erzählt, weil Sie mich sonst hätten zurückschicken wollen, während ich Sie doch unmöglich ganz allein unter den Heiden lassen konnte. Es war auch im Grunde genommen ganz einerlei, ob ich mich einige Jahre früher oder später verheirathete."

„Verheirathen wolltest Du Dich?"

„Ja. Ich hatte ihr Wort, sie hatte das meinige, und ich war ganz ruhig dabei. Als ich nun aber heute Morgen bei dem Hause ankomme, ist Niemand drinnen. Ich erkundigte mich; man sagt mir, die Mutter sei todt, die Tochter sei ein Fräulein geworden und wohne jetzt auf dem Schloß Morniere."

„Viergie?" rief ich entsetzt.

„Ja, Viergie, das ist ihr Name. Sie können sich denken wie mir zu Muthe wurde, als ich erfuhr, daß sie auf dem Schlosse ganz wie daheim ist, daß sie mit Ihrer Kousine ausreitet, und daß obendrein ein englischer Lord sich's in den Kopf gesetzt hat, sie zu heirathen. Als ich das Alles hörte, war's mir gerade als führe mir eine Kugel durch das Herz und ich müsse nur gleich todt niedersinken. Seitdem weiß ich nicht, wo mir der Kopf steht. Ich suche mir einzureden, daß man mir etwas vorgeflunkert, daß sie mich nicht vergessen hat. Ist sie aber reich, so kann ich unmöglich noch an sie denken. Ach, ich bin wirklich recht unglücklich!"

Indem ich ihm zuhörte, fühlte ich, daß mir alles Blut zum Herzen strömte und ich so bleich wurde wie er. „Viergie?" wiederholte ich. „Hat sie Dir die Ehe versprochen?"

„Ei ja wohl; zugeschworen hat sie's mir, und ich glaubte daran wie an mein ewiges Seelenheil."

Als er mich so erschüttert sah, begriff er sofort, daß keine Hoffnung mehr für ihn vorhanden sei. „Es ist also Alles wahr?" sagte er tonlos.

„Ja, es ist wahr, daß sie sich auf dem Schloß befindet."

„Ich bitte Sie, Kommandant, sagen Sie mir Alles rund heraus; ich bin ja ein Mann! Das mit dem Engländer ist auch wahr?"

Ich wagte es nicht, ihm auf einmal die ganze Wahrheit zu sagen, und wir hatten unser Geheimniß so gut be-

—

wahrt, daß es noch nicht über den Kreis der Familie hinaus gedrungen war. Nach und nach mußte ich ihm das beibringen, was weder ihm noch mir erspart bleiben konnte.

„Höre mir ruhig zu. Du weißt ja, daß ich nie Anstand nahm, mich Dir zu vertrauen. Jetzt werde ich Dir ein Geheimniß mittheilen, von dessen treuer Bewahrung meine Ehre, die Seelenruhe Viergie's und das Glück der Meinigen abhängt."

„Schnell, heraus damit!"

„Viergie wohnt auf Morniere weil sie dorthin gehört, mit einem Wort weil sie die Tochter der Marquise Senozan ist."

„Des Marquis, wollten Sie sagen. Das ist ja bekannt genug."

Ich theilte ihm jetzt Mariasse's Geständniß und alle seine Folgen mit. Er war wie vernichtet.

„Sagten Sie's mir nicht, so würd' ich's nicht glauben," antwortete er, das Haupt unter der Last seines Unglücks tief herabbeugend. „Ich bin verloren. Was soll jetzt noch aus mir werden?"

Ich hatte nicht den Muth, ihm zu antworten. Tausend widersprechende Gedanken und Empfindungen stürmten mir durch Hirn und Herz — Eifersucht, Argwohn, Mitleid, Wuth. Indem Viergie mir gesagt, daß ich ihre erste Liebe sei, hatte sie mich betrogen. Was mochte zwischen ihr und Miro vorgefallen sein? Ich konnte mich nicht überwinden, ihn danach zu fragen, und begriff, daß eine Auseinandersetzung mit ihm heute unmöglich sei. Es war ihm die Ueberzeugung geworden, daß er entsagen müsse. Das war genug für einmal, und auch ich bedurfte der Ruhe und Sammlung. So saßen wir schweigend einander gegenüber. Der gute Mensch! Meine Ergriffenheit falsch deutend, wollte er mich noch trösten.

„Da sollen Sie gar Kummer haben um meinetwillen. Lassen Sie's gut sein, Kommandant, und machen Sie sich darüber keine Sorgen. Hart ist es, aber damit, daß Sie sich grämen, wird ja doch nichts geändert. Ich zürne ihr nicht. Konnte sie doch nicht wissen, daß sie vornehmer Leute Kind und nicht für einen Miro geschaffen sei. Gehen Sie ruhig zu Bette, und lassen Sie sich durch den Gedanken an mich nicht in Ihren Träumen stören."

Kein Wort des Trostes wollte mir über die Lippen. Miro war furchtbar angegriffen, und indem er vom Stuhle aufstand, wankte er hin und her, wie ein Trunkener. Ich brachte ihn auf sein Zimmer und war ihm beim Auskleiden behülflich, ohne daß er anfänglich darum gewahr wurde. Als er's bemerkte, sagte er:

„Da müssen Sie mich nun pflegen als hätte ich ein Bein gebrochen. Das ist nicht in der Ordnung, Kommandant, und ich darf's nicht zugeben."

„Komm, leg' Dich nieder."

Er gehorchte. Ein Blick auf seine Kleider werfend, sagte er: „Was sollen mir nun meine Schnüre und Medaillen, auf die ich so stolz war? Alles dahin!"

Als ich allein war, wurde es mir schwer, das Chaos meiner Gedanken zu entwirren. So unerwartet und plötzlich war Alles gekommen, daß ich kaum daran glauben konnte. Daran, daß Viergie von Miro geliebt wurde, konnte kein Zweifel obwalten. Und wie konnte ich daran zweifeln, daß sie sich ihm verlobt, wenn er es mir so klar und einfach versicherte?

Bei diesem Gedanken war es mir als öffnete sich zu meinen Füßen ein Abgrund, und es erfaßte mich ein Schwindel. Viergie hatte mich getäuscht. Ihre Liebe war nur Trug. Entweder hatte sie den armen Jungen betrogen, der ihr mit so treuer Liebe anhing, oder sie verrieth jetzt mich. Wie Ein Clarence, war auch ich ihr nur ein Werkzeug zur Befriedigung ihres Ergeizes, vielleicht sogar ihrer Habsucht. Bewegt doch die Leidenschaft sich stets in Extremen. Es gab für mich eine schreckliche Nacht. All mein Glück lag in Trümmern um mich her. Ohne Zweifel war sie schon seit mehreren Tagen davon unterrichtet, daß Miro zurückkommen werde, und daher die Zaghaftigkeit und Beängstigung, welche ich ihrer Zärtlichkeit für mich zugeschrieben hatte. Alles, was ich beschönigt, erschien mir jetzt im gravirendsten Licht. Schon als sie, sich zu den niederträchtigen Plänen ihres Pflegevaters hergebend, in jener Nacht zu mir kam, war sie mit Miro verlobt, welcher bei den Antipoden an sie glaubte. Welches Recht hatte ich noch, an sie zu glauben?

Ich mußte sie sprechen, mußte ihr sagen, daß ich Alles wisse, daß ich sie kenne und sie von mir stoße. Aber es war Sonntag, und an diesem Tage begleitete sie die Marquise und Genovefa zur Messe. Da konnte ich sie also nicht zur gewöhnlichen Stunde antreffen. Ich schrieb ihr, daß ich sie an der Felsengrotte erwarte, und sandte einen von meinen Leuten damit ab; sie war immer früher auf als alle Andern, und mittelst des ihr anvertrauten Schlüssels zum Park konnte sie zu jeder Stunde das Schloß verlassen, ohne daß man darum gewahr wurde. Es war jetzt auch nicht die Zeit zur strengen Beobachtung von Formalitäten. Damit, wie mit so vielen Andern, war es vorbei.

Kaum war ich auf dem Platze des Rendezvous angelangt, als ich Viergie durch das thaubefeuchtete Gebüsch herbeieilen sah. Schon beim ersten Blick erkannte ich, daß sie aufgeregt war; jedoch trat sie mir mit lächelnden Lippen entgegen. „Was giebt's?" sagte sie. „Ich komme auf den Ruf meines Herrn und Gebieters."

Ich hatte mir einen Plan ausgedacht, um ihr auf recht schlaue Weise das Geständniß ihrer Treulosigkeit zu entreißen. Aber bei diesem Lächeln, bei diesen Worten, ließ mich die Entrüstung aller Klugheit vergessen.

„Ich habe Miro gesehen," antwortete ich, ohne die mir hingehaltene Hand zu beachten, „und er hat mir Alles gesagt."

„Der arme Miro!"

„Ja wohl, der arme Miro!" wiederholte ich im Tone bitterer Ironie, der mir selbst das Herz zerschnitt. „Der arme Miro! — Alles hat er mir gesagt."

Mit tiefem Staunen, als wäre mein Benehmen ihr unbegreiflich, blickte sie mich an.

„Und was hast Du daraus entnommen?"

„Ich habe daraus entnommen, daß Du ihn verrathen, um Dich mir in die Arme zu werfen, gerade so wie Du mich verrathen, indem Du mir verhehltest, daß Einer zwischen uns stehe."

Sie preßte die Hand auf die Brust, als empfinde sie dort einen stechenden Schmerz. „Nimm Dich in Acht, Jean!" sagte sie ernst. „Du bist sehr hart, und thust mir sehr weh."

„Aber was willst Du nur darauf antworten, wie mir das Vertrauen zurückgeben? Hast Du mir nicht aus dem ein Geheimniß gemacht, was in Deiner Vergangenheit für mich das Wichtigste war, und damit die einfachste Redlichkeit verleugnet? Hast Du Dich ihm nicht verlobt und dem armen Jungen die Treue gebrochen? So rechtfertige Dich doch, wenn Du kannst!"

Ich sah wieder die düstere Flamme aus ihren Augen sprühen, welche mich früher so oft getroffen. „Rechtfertigen soll ich mich, Jean?“ antwortete sie stolz. „Das ist etwas zu viel verlangt. Ist es so weit mit uns gekommen, dann Lebewohl! Wir haben einander nichts mehr zu sagen.“

Ihre Ruhe machte mich nur noch wüthender. Ich packte ihren Arm um sie am Weggehen zu verhindern, und schüttelte ihn heftig. „Nein, Du sollst reden!“

Mit stolzer Resignation blickte sie mir fest ins Auge.

Ich schämte mich meiner Heftigkeit, und zog die Hand zurück. „So sprich doch! Sage mir, daß er sich nur etwas eingebildet, oder daß er gelogen!“

„Miro sollte gelogen haben?“ versetzt sie, mit stolz erhobenem Haupt. „Das könntest Du nimmermehr glauben.“

„So hast Du ihn also geliebt, und mich betrogen?“

„Ja wohl, ich habe ihn geliebt,“ erwiderte sie, ohne den Blick zu senken.

„Und Du liebst ihn noch jetzt, und dennoch willst Du mich heirathen?“

Nicht eine Muskel bewegte sich an ihr. Ruhig war ihr Antlitz, wie das einer Juno. Nicht als Angeklagte, sondern als Eine, die zu vergeben hatte, stand sie mir gegenüber.

„Armer Jean! Du willst mich beleidigen. Aber ich wäre Deiner Achtung nicht werth, wenn ich über solche Beleidigung erröthen könnte.“

„Solche Sprache wagst Du gegen mich zu führen? Da soll mich doch wahrlich verlangen, wie Du ihm gegenübertreten wirst.“

„Ihm?“ erwiderte sie lebhaft. „Da bin ich nicht besorgt. Bei ihm brauch' ich mich nicht vor mir unbekannten Subtilitäten, nicht vor den Mysterien Eurer Wohlanständigkeit zu fürchten. Er ist ein Kind des Volkes, wie ich. Unsere Herzen reden dieselbe Sprache. Bei ihm begehe ich sicher keinen Verstoß, und er wird mich schon verstehen. Was aber Deine Vorwürfe betrifft,“ fuhr sie ruhig fort, „so magst Du nach den Begriffen, die unter vornehmen Leuten herrschen, berechtigt sein, sie mir zu machen; ich aber weiß, daß ich sie nicht verdiene.“

„Hast Du mir nicht ein Geheimniß aus diesem Verhältniß gemacht? Wer sollte betrogen werden — er oder ich?“

„Unsere Beziehungen zu einander waren von Anfang an voll von Stürmen, Jean,“ erwiderte sie mit bittren Lächeln. „Da giebst Du mir nun schon zum dritten Mal Deinen Argwohn und Deinen Mangel an Achtung zu erkennen. So muß es ja wohl unter Euch Gebrauch sein, wenn Euch ein Kind der Armuth gegenübersteht. Ich aber sage Dir, daß dies das letzte Mal sein muß! Da Dein Glaube an mich so schwach ist, muß ich Dir wohl antworten, und Du wirst mir zugeben, daß meine Antwort eine Rechtfertigung ist.“

Ihre Art und Weise versetzte mich in ein immer tieferes Staunen. „Das verräth ja einen völligen Mangel an sittlichem Bewußtsein und Rechtsgefühl!“ sagte ich leise vor mich hin.

„Möglich, nach Euren Begriffen“ erwiderte sie, meine Worte auffangend, im Tone stolzen Mitleids. „Jetzt aber vernimm die Geschichte meines Verraths. Eines Tages, ich war noch nicht fünfzehn Jahre alt, war in Steverol Kirchweih. Ich trat schüchtern an den Platz heran, auf welchem getanzt wurde, und betrachtete mir dort die Glücklichen. Zu nahe wagte ich nicht zu kommen, um nicht fortgejagt zu werden. Du weißt ja, meine Mutter — oder Die, welche ich damals Mutter nannte — stand im Ruf, den bösen Blick zu haben, und der Mann, welcher als mein Vater galt, war nichts weniger als geachtet. Ich war natürlich die Erbin des auf ihnen ruhenden Hasses. Diesmal aber wagte ich mich dennoch näher als gewöhnlich, bis zu der Bank der Musikanten, als ein Mädchen, Namens Klaudia (Dieselbe, welcher ich vor acht Tagen Hülfe nach Orsai brachte) mich von dort verjagen wollte. Ich weigerte mich, auf ihr Geheiß den Platz zu verlassen. Da warfen noch mehrere Andere sich auf mich. Eine rief ihren Liebhaber herbei, welcher mich beim Arm packte, gerade so wie Du es eben gethan, und mich von der Bank riß. Ich sträubte mich, er schug mich, und Alle riefen ihm ihren Beifall zu. Da kam ein Anderer dazwischen. Es war Miro. Ich hatte ihn noch nie gesehen, denn er war erst an demselben Tage angekommen. Ich glaubte, auch er wolle mich schlagen, und schloß die Augen, um wenigstens meine Schmach und meinen Schmerz nicht zu sehen. Aber indem ich Schläge erwartete, hörte ich die Worte: „Was, Du mißhandelst ein Mädchen?“ Dann fühlte ich mich von der Hand, die mich gepackt hielt, befreit, und als ich die Augen öffnete, lag der Liebhaber Klaudia's am Boden. Ringsum erhob sich ein Schrei des Unwillens; mehrere Bursche wollten sich auf Miro stürzen. Er aber blickte ihnen so kühn und fest ins Gesicht, daß sie vor ihm stillstanden und kein Wort zu sagen wagten. „Komm,“ sagte er, „gieb mir die Hand.“ Ich wagte es nicht und rührte mich nicht. „Es ist ja Viergie, die Tochter Mariasse's!“ rief es von allen Seiten. „Gut, da wird Viergie, die Tochter Mariasse's, mit mir tanzen, und wehe Dem, der sie zu beleidigen wagt!“ Und ohne daß ich auch nur ein Wort gesagt, wollte er mich zum Tanze führen. Ich aber brach in Thränen aus, nicht Thränen des Schmerzes, sondern der Freude. War es doch das erste Mal, daß Jemand mich beschützte, daß Jemand mir Achtung erwies. So lernte ich Miro kennen. An den folgenden Tagen sah ich ihn wieder; und so lange er bei seinem Vater blieb, kam er an jedem Morgen zu dem Platz, wo ich die Ziegen hütete, und plauderte mit mir. Am Tage vor seiner Abreise fragte er mich, ob ich seine Frau werden wolle. Ich, die Frau Miro's? Ich glaubte, er mache sich über mich lustig. Viergie, die Tochter Mariasse's, das Kind des Elends und der Schande, die Frau des schönen Matrosen, den alle Buben fürchteten, und um dessen Gunst mich schon jetzt alle Mädchen des Dorfes beneideten? Erst an dem Schmerz, welcher sich auf seinem Gesicht spiegelte, erkannte ich, daß es ihm heiliger Ernst sei. Willst Du? wiederholte er. Willst Du auf mich warten bis meine Dienstzeit abgelaufen ist? Dann wirst Du Achtzehn alt sein, und sobald ich meinen Abschied habe, heirathen wir uns! — Was hätte ich ihm wohl antworten können? Es war mir wie ein Traum. Ich antwortete Ja. War ich doch noch so jung. Und hätte er mir gesagt, es sei sein Wille, daß ich seine Frau werde, hätte er mir's befohlen, so würde es mir nicht in den Sinn gekommen sein, mich gegen den Befehl Miro's aufzulehnen. Er fragte mich, ob ich ihn liebe. Wie hätte ich ihn nicht lieben sollen? Du lieber Gott, war er doch mein erster und einziger Freund! Er hieß mich schwören, und ich schwur. Stolz und glücklich reis'te er ab, stolz und glücklich ließ er mich zurück. Vor zwei Jahren kam er auf Urlaub nach Hause. Ich zitterte bei dem Gedanken, daß er mich vergessen haben könne. Nur wenig bekam ich ihn zu sehen, denn er hatte das Fieber; aber dennoch wußte ich, daß er mich nicht vergessen. Er wiederholte mir, daß er mich zur Frau nehmen werde. Liebte ich ihn? Ich weiß nicht, ob das, was ich

für ihn empfand, das war, was man Liebe nennt; aber nie hat ein reineres Gefühl ein junges Herz bewegt. Seine Liebe hatte mich zum Bewußtsein meiner selbst gebracht, denn ich ließ mich jetzt nicht mehr insultiren. Und — noch einmal — genügte es nicht, daß er, der mir so hoch, so stark erschien, er, der Einzige, der mich beschützt und geachtet hatte mich gewählt? Wieder reis'te er ab, und seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen. In den ersten Monaten nach seiner letzten Abreise erhielt ich drei Briefe von ihm, konnte ihm aber nur zweimal antworten, weil ich das Porto Sou bei Sou meiner Mutter stehlen mußte. Eines Tages traf ich Miro's Vater, Mathurin. Er sagte, daß sein Sohn mir die Heirath nur versprochen, um seinen Spott mit mir zu treiben, daß ich weiter nicht daran zu denken brauche, daß er seinen Sohn lieber tödten, als seine Einwilligungzu einer so schimpflichen Verbindnug geben würde. Ich habe nie wieder etwas von Miro gehört oder empfangen."

René, meine Augen füllen sich mit Thränen. In Nichts versank ich bei der einfachen Erzählung dieses armen Wesens, welchem kein Märtyrerthum erspart geblieben. In Nichts zerfloß mein Verdacht, meine Eifersucht. Nichts kommt der Seelenqual gleich, welche ich empfand, als sie so ruhig und groß vor mir dastand und mir das Bild ihrer Leiden entrollte.

Als sie geendet, kniete ich vor ihr nieder. „Vergieb mir, Viergie!" sagte ich, den Saum ihres Gewandes berührend. Stolz und ruhig trat sie zurück. „Armer Jean!" Das war Alles, was sie auf die Betheuerungen meiner Reue erwiderte, und wieder schoß die dunkle Flamme aus ihren Augen hervor.

„Was soll ich zu Miro sagen?" fragte ich beklommen.

„Miro! Von ihm fürchte ich nichts. Er wird mich schon verstehen und mir glauben."

„Aber er liebt Dich noch immer!"

„Gerade weil er mich liebt, vertraue ich seinem Herzen."

„Willst Du ihn sehen?"

„Ja wohl — in Deiner Gegenwart. Vor Dir und vor der Mutter werde ihm Alles sagen?"

Wir verabredeten, daß ich Miro noch an diesem Tage aufs Schloß brächte, und wir trennten uns. Noch einmal bat ich sie um Vergebung. „Armer Jean!" Das war ihre einzige Antwort.

Auf Chazol fand ich Miro, welcher mich erwartete. Mit der seiner männlichen Natur eigenen Energie, war er seiner Verzweiflung so weit Herr geworden, daß er sie unter der Maske ruhiger Resignation verbergen konnte. Ich fragte ihn, ob er geschlafen.

„Viel ist es eben nicht geworden, Kommandant. Aber lassen Sie das gut sein; es wird schon mit der Zeit verschleißen. Ich habe Sie hier erwartet um Sie zu bitten, sich meinetwegen keinen Kummer mehr zu machen."

„Gehst Du nach dem Dorfe?"

„Ja; ich habe versprochen, den Vater in der Messe zu treffen."

Da erinnerte ich mich, daß heute mein erstes Aufgebot mit Viergie erfolgen solle. „In der Messe?" rief ich erschrocken. „Bitte, Miro, gehe heute Morgen nicht dorthin."

„Das muß ich schon. Heute ist der Todestag meiner Mutter, und ich darf nicht fehlen wenn für ihr Seelenheil gebetet wird."

„Dennoch darfst Du heute nicht gehen, Miro!" wieder-

holte ich dringend. Staunend blickte er mich an. „Nun, Kommandant, wenn es eine Ordre ist, so muß ich wohl gehorchen, wie leid es mir auch thut. Haben Sie meiner nöthig?"

„Ja, ich bedarf Deiner, und werde Deinen Vater benachrichtigen. Morgen lasse ich eine eigene Messe für Deine Mutter lesen und gehe selbst mit Dir."

Damit wird der guten Frau gewiß sehr gedient sein, und Ihre Freundschaft weiß ich vollkommen zu schätzen. Sind Sie aber nicht gerade pressirt, so möchte ich wohl um eine halbe Stunde Urlaub bitten."

Ich merkte, daß er sich doch zur Kirche schleichen werde, wenn ich nicht zu stärkeren Argumenten griffe.

„Viergie erwartet Dich heute Morgen."

„Wie — was — sie erwartet mich? Haben Sie mit ihr über mich gesprochen?"

„Ja," antwortete ich beklommen. „Wir sprachen von Dir, und sie bat mich, Dich mit aufs Schloß zu bringen."

„Aber davon haben Sie mir ja gestern Abend nichts gesagt."

„Ich habe eben erst mit ihr gesprochen."

„Aus Ihrer Miene," sagte er traurig, „kann ich leicht entnehmen, daß sie mir nichts Gutes mitzutheilen hat. Fürchtet sie etwa, daß ich ihrer Verbindung mit dem Engländer Hindernisse in den Weg legen werde?"

„Nein, nein! Sie vertraut Deiner Vernunft und Deiner Freundschaft, und sprach von Dir wie von ihrem lieben, lieben Miro."

„Wirklich?" rief er mit einem freudigen Aufblick. Aber sofort versank er wieder in Niedergeschlagenheit.

„Das arme Kind!" seufzte er. „Wer weiß, ob sie es nicht sehr bald bereuen wird, reich geworden zu sein! Lieben kann der Engländer sie wahrlich nicht so, wie ich."

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Ein von socialdemokratischer Seite gemachter Versuch, zur Lösung der Frage von der Emancipation des schwachen Geschlechts beizutragen, wurde wie folgt, von der hohen Polizei verhindert: In einer in Schöneberg abgehaltenen socialdemokratischen Versammlung erschien der stellvertretende Vorsitzende Steinmetzgeselle Hoffmann in Begleitung seiner Geliebten. Als der die Versammlung überwachende Beamte die Dame aufforderte, das Versammlungslokal zu verlassen opponirte Hoffmann und erklärte, erst wenn er gesprochen habe, könne sie gehen, sie müsse erst seinen Vortrag anhören. Erst nach längerer Widerrede fügte sich Hoffmann, seine Dame mußte auf das Vergnügen verzichten, ihren Erwählten von der Rednerbühne herab gegen das Kapital donnern zu hören.

Logogryph.

Ich bin ein schönes stolzes Thier,
Und meine Heimath ist im Norden,
Ein Zeichen nimm, und setze ein dafür,
Das Ding, aus dem ich einst geworden,
Dann zeigt sich Dir ein Quadrupend,
Zwar nicht sehr lieblich anzusehen,
Doch wenn's gebraten vor Dir steht,
Wirst Du es sicher nicht verschmähen.

Druck und Verlag von J. M. Bauer. Verantwortlicher: Redakteur Fr. Monninger.

Nr. 34. Sonntag, den 27. August 1871.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Vornehm und Gering.

(Fortsetzung.)

Gegen Mittag begaben wir uns auf den Weg nach Morniere. Im Vorzimmer trafen wir den alten Martin, welcher uns sagte, daß die Tante mit Viergie im Salon sei. Ich entnahm daraus, daß man Genoveva entfernt, und daß wir erwartet wurden. Indem wir durch das Boudouir gingen, war Miro todtenbleich und zitterte am ganzen Körper, während mir war, als müsse das klopfende Herz die Brust zersprengen. Als wir eintraten, saß Viergie neben meiner Tante, auf dem Sopha. Beim Anblick Miro's sprang sie mit einem Freudenschrei auf, als wolle sie ihm entgegeneilen; aber die Erschütterung war ihr zu groß, und sie sank auf den Divan zurück. Miro stand wie festgewurzelt auf der Schwelle und schaute mit fast irrem Blick auf sie. „So komm doch!“ rief sie, ihre Arme nach ihm ausstreckend.

Da stürzte er zu ihr hin, ergriff ihre Hände und sank überwältigt vor ihr auf's Knie. „Viergie!“ rief er; dann aber wich er zurück und schien über das, was er gethan, ganz außer Fassung zu kommen. Liebevoll blickte sie ihn an, zog ihn dann zu sich hin, preßte seinen Kopf an ihre Brust und küßte ihm die Stirn. „Armer, armer Miro!“ sagte sie schluchzend.

In diesem Gefühlsausbruch, in dieser Umarmung, lag eine so unendlich keusche, geschwisterliche Zärtlichkeit, daß ich sofort das völlig Unbegründete meines Verdachtes erkannte. Während sie ihn umarmt hielt, heftete sie auf mich einen ruhigen, stolzen Blick, der mir tief in die Seele drang und etwas Herausforderndes hatte.

René, es liegt in den unwillkürlichen Aufwallungen des Herzens, in dem Ueberschwellen des Gefühls, eine Beredtheit, welche die Vernunft nicht zu erreichen und nicht vorherzusehen vermag. Ich hatte mir eine Scene voll Kälte und Förmlichkeit, voll peinlicher Verlegenheit für Viergie vorgestellt. Als ich sie aber so zärtlich, so frei und sicher sah, da fühlte ich mich verwirrt und beschämt. Sie mochte meine Gedanken errathen, denn ein leises Lächeln kräuselte ihre Lippen. Nie hatte mich ein nagenderer Vorwurf getroffen, als der, welcher in diesem Blick, in diesem Lächeln lag, und ich mußte die Augen abwenden. Miro wußte nicht, was er sagen und wie er sich benehmen solle. Als er sich ein wenig beruhigt, ließ sie ihn neben sich sitzen.

„Mein lieber Miro, so bist Du also zurückgekommen?“

„Ja, Fräulein,“ stotterte er. „Sie befinden sich doch wohl?“

„Fräulein?“ sagte sie erstaunt. „Weshalb nennst Du mich nicht Viergie, und Du, wie Du's immer gethan?“

„Ich wage es nicht,“ erwiderte er, sie mit scheuem Blick betrachtend, gleich als mache es ihm Mühe, sie wieder zu erkennen. „Mein Kommandant sagte mir, Sie hätten nach mir verlangt.“

„Wie es mich freut, Dich wiederzusehen! Ich glaubte, Du hättest mich vergessen.“

„Ich Sie vergessen?“ erwiderte er traurig. „Das konnte doch nicht sein, da ich Ihnen so häufig schrieb.“

„Du hättest mir geschrieben?“ rief sie erstaunt. „Seit zwei Jahren habe ich keine Zeile von Dir gesehen.“

„Seit zwei Jahren?“ erwiderte er, nicht minder überrascht. „Ich fügte doch jedem Brief an meinen Vater einen für Dich bei.“

„Er hat mir sie nie gegeben.“

„So steht die Sache?“ antwortete er. „Ich kann mir seine Gründe schon denken; aber schlecht ist es von ihm, und ich werde ihm Vorwürfe darüber machen.“

„Da mußt Du auch an mir irre geworden sein.“

„O nein. Voll Vertrauen kam ich hierher. Erst als ich vernahm, welche Veränderung mit Ihnen vorgegangen, begriff ich Alles.“

„Hat man Dir gesagt, ich würde heirathen?“ fragte sie ruhig.

„Ja, ich habe davon gehört.“

„Und was dachtest Du dabei? Sei ganz offen gegen mich.“

„Es that mir sehr weh; aber ich sah ein, daß es nicht anders sein könne, und daß Du von jetzt an dem Willen der Frau Marquise folgen müßtest.“

„Und Du hast mir nicht gezürnt?“

„Wie sollte ich Dir zürnen?“ antwortete er verwundert, als könne er diesen Gedanken nicht fassen. „Da müßt' ich ein schlechtes Herz haben, wenn ich Dir Dein Glück nicht gönnte.“

„Armer Miro!“ Und noch einmal drückte sie seinen Kopf an ihre Brust.

„Machen Sie sich meinetwegen keine Sorgen,“ sagte er. „Ist es nicht besser, daß Sie glücklich werden, als daß ich es werde?“

„Du wirst doch nie daran gezweifelt haben, daß ich immer Deine Freundin, Deine Schwester sein werde?“

„Daran hab' ich nicht gedacht; aber gewiß thut es mir wohl, zu erfahren, daß Sie mich nicht vergessen.“

Es lag etwas unbeschreiblich Rührendes in diesen einfachen Erklärungen zweier Seelen, denen es gegenseitig nicht in den Sinn gekommen war, an einander zu zweifeln und einander Vorwürfe zu machen. „Hoffentlich werden Sie auf meine Freundschaft rechnen, Miro,“ sagte meine Tante. „Mein Vater hielt viel auf den Ihrigen.“

„Ich danke Ihnen aus dem Grunde meines Herzens, Madame, schon allein wegen dessen, was Sie an — Fräulein Viergie gethan.“

„Schon wieder Fräulein? Nenne mich doch so, wie Du's immer gethan.“

„Bitte, lassen Sie mich lieber bei meiner Manier," antwortete er kopfschüttelnd. „Es geht nun einmal nicht mehr. Ich weiß sehr wohl, daß Sie jetzt über mir stehen. Eins aber könnte ich nicht ertragen — wenn Sie mich anders anredeten, als ich's von Ihnen gewohnt bin. — Es ist also wahr, daß Sie künftig in England wohnen werden?" setzte er nach kurzem Schweigen mit einem tiefen Seufzer hinzu.

„In England?"

„Nun ja, Sie heirathen ja doch einen Engländer."

Viergie warf mir einen fragenden Blick zu. Sie hatte geglaubt, daß Miro schon Alles wisse, und diese Prüfung nicht vorhergesehen.

„Beruhige Dich," antwortete sie. „Du bist falsch unterrichtet. Es handelt sich nicht mehr um diese Verlobung, sondern ich war einem Andern bestimmt."

„Viergie!" rief ich, erschrocken über die eigenthümliche Betonung dieser Worte.

„Aber was geht hier denn vor?" fragte Miro, seine Blicke befremdet zwischen uns hin und her schweifen lassend.

„Der, welchen ich heirathen sollte, Miro," fuhr sie ruhig fort, „war der Graf Jean de Chazol."

„Jean, mein Jean?"

Eine tiefe Röthe stieg ihm in die männliche, von den Stürmen des Meeres gebräunte Stirn. Für einen Augenblick schien dieser Schlag ihn vollständig zu überwältigen. „Jean, mein Jean?" wiederholte er nochmals. Endlich sich fassend, fuhr er, zu mir gewendet, fort: „Jetzt begreife ich, wie lästig Ihnen das gewesen sein muß, was ich Ihnen gestern vorplauderte. Nehmen Sie mir's nicht übel, Kommandant; ich wollte Sie ja nicht beleidigen!"

In allem seinem Schmerz fühlte der arme Junge noch das Bedürfniß, sich dafür zu entschuldigen, daß er mir seinen Kummer anvertraut. Gerührt reichte ich ihm die Hand, noch einmal schloß ihn Viergie thränenden Auges in ihre Arme, und er wankte davon.

Die Tante ließ uns allein. Ich war so erschüttert und beschämt, daß ich stumm vor ihr da stand. „Jetzt weißt Du Alles über meinen Verrath, Jean," sagte sie.

„Verzeihung, Viergie!" Das war Alles, was ich über meine Lippen bringen konnte.

„Ich habe Dir schon vergeben," antwortete sie traurig. „Allerdings hätte ich Dir wohl dies unschuldige Geheimniß meiner Jugend anvertrauen sollen. Aber mein Herz hatte es mir nicht gesagt. Ich liebte Miro wie einen Freund, der mich beschützt hatte, und glaubte, er habe mich vergessen. Was ich für ihn empfunden, war so ganz anders, als das, was Du mir einflößtest, daß es sich nicht damit vergleichen ließ. Nie hatte ich Jemandem etwas über das Versprechen, welches wir einander gegeben, gesagt, weil ich fürchtete, daß man mich nur verspotten werde. Jahre waren seitdem verflossen, als ich Dich kennen lernte. Wirf es mir vor wenn Du's vermagst, daß ich über Dich meinen Miro vergessen konnte."

Noch einmal bat ich sie um Verzeihung, flehte sie an, das, was ich verschuldet, auf Rechnung der leidenschaftlichen Liebe, die sie mir eingeflößt, zu setzen.

„Du hast meinem Stolz keine Wunde erspart, Jean," sagte sie im Tone tiefster Kränkung. „Die Achtung vor mir keimte in Dir so langsam und war so leicht zu erschüttern, daß ich mich fragen muß, was Du an mir lieben konntest. Du hast wohl nicht daran gedacht, wie Deine stets wiederkehrenden Zweifel mich immer daran erinnern mußten, daß Du im Begriff standest, mich, das Kind der Armuth, zu Dir emporzuheben!"

Auf Chazol traf ich Miro, meinen Freund. „Sie müssen mich entschuldigen, Kommandant, wenn ich Ihnen noch einmal Ungelegenheiten bereite. Ich gebrauche einen Rath von Ihnen."

„Sprich frei heraus, lieber Miro. Du weißt ja, daß Du mir nie lästig fällst."

Ich muß gestehen, daß in der Gegenwart des armen Jungen, welcher sein Leid so männlich und mit solcher Selbstverleugnung trug, mich ein Gefühl beherrschte, welches, abgesehen vom natürlichen Mitleid, große Aehnlichkeit mit Beschämung hatte. Ich fühlte, daß er in mancher Beziehung besser sei als ich, daß er in der schwersten Prüfung sich größer zeigte, als ich zu irgend einer Stunde gewesen.

„Sie können sich denken, Kommandant," hub er an, „daß alles das, was ich heute gehört, mich von manchem Irrthum geheilt und allerlei Veränderungen in mir hervorgebracht hat. Indem ich Viergie so schön sah und indem sie so gut gegen mich war, mußte ich wohl einsehen, daß es sich nicht mehr für mich schicke, an unser früheres Verhältniß zu denken. Dergleichen war nur angebracht, als sie meines Schutzes bedurfte, was ja jetzt, Gott sei Dank, nicht mehr der Fall sein kann. Aber es thut mir leid, daß ich, ohne es zu wollen, ihr und Ihnen so viel Kummer machen mußte. Hätte ich das gewußt, so wäre ich gewiß nie hierher gekommen."

„Wie Du nur so reden kannst, Miro! Meinst Du, es erfülle uns ein anderer Kummer, als der um Dich?"

„Nehmen Sie's wie Sie wollen; der Kummer ist nun einmal da. Trotz meines Schmerzes fühle ich sehr wohl, daß es niederträchtig von mir wäre, ihr und Ihnen Ihr Glück zu beneiden. Aber der Mensch ist zuweilen von Natur schlecht, und was ihm passiren mag, wenn das Schicksal ihn auf die Probe stellt, das kann er nicht wissen. Meine Gegenwart kann Ihnen unmöglich angenehm sein, und Alles in Allem genommen, ist es wohl das Beste, daß Sie mir erlauben, für einige Zeit nach Toulon zu gehen."

Ich will nicht verhehlen, daß dieser Vorschlag meinem geheimen Wunsch entsprach, während ich zugleich die Zartheit bewunderte, mit welcher Miro in seiner einfachen Seelengröße die Sache vorzubringen wußte. Die Lage war zu peinlich, als daß nicht auf irgend eine Weise die Lösung hätte herbeigeführt werden müssen, und mit einem warmen Händedruck gab ich schweigend die erbetene Einwilligung.

„Muß ich Fräulein Viergie Adieu sagen?"

„Thätest Du's nicht, so würde sie sich gekränkt fühlen."

Als ich am nächsten Morgen aufstand, war Miro schon fort. Eine Stunde darauf kam er zurück.

„Ich bin bereit, Ihre Aufträge in Empfang zu nehmen," sagte er.

„Reisest Du heute?„

„Ja, Kommandant, wenn Sie nicht Contreordre geben."

Da ich fühlte, daß jede Stunde der Anwesenheit auf Chazol ihm gegenwärtig eine Qual sein müsse, bat ich ihn, die Sache ganz nach seinem Belieben einzurichten.

„Nun denn, mein Bündel ist geschnürt. Leben Sie wohl. Der andere Abschied ist schon überstanden."

Ich sah, daß er noch etwas auf dem Herzen habe, womit er nicht recht herausrücken könne, und befragte ihn. Er zögerte, und schon hatte er den Thürgriff in der Hand, als er sich endlich entschloß.

„Es muß sein, Kommandant. Ich sehe wohl ein, daß hier kein Federlesen mehr angebracht ist. Hier sind die beiden Briefe, welche Viergie mir geschrieben. Ich hatte sie mitgenommen, um sie ihr zurückzugeben, aber es fehlte mir der Muth dazu. Es scheint mir indessen, als hätte ich nicht das Recht, sie zu behalten. Ist es unpassend, wenn ich sie bei Ihnen lasse, damit Sie sie ihr geben?"

„Nein, darin liegt gewiß nichts Unpassendes, denn behalten darfst Du sie nicht."

„Da sind sie. Und er reichte mir zwei vergilbte, zerknitterte Briefe hin, deren fast zerbrochene Falten zeigten, wie häufig sie geöffnet und gelesen worden. Ich streckte die Hand danach aus, zog sie aber schnell zurück.

„Das geht nicht. Du mußt sie in ein Kouvert legen und versiegeln."

Eine Stunde später, nachdem ich den armen Jungen bis Severol begleitet, kam ich nach Morniere. Die erste Frage Viergie's war: „Ist Miro abgereis't?"

„Ja, und er hat mich gebeten, Dir dies zu geben."

„Was ist es?"

„Deine Briefe," antwortete ich nicht ohne Beklommenheit.

Sie nahm mir das Kouvert aus der Hand, zerbrach das Sigel und gab mir die Briefe. „Lies!" sagte sie gebieterisch. Ich weigerte mich. „Du hast nicht das Recht, es mir zu verweigern!" antwortete sie stolz. „Lies!"

Ich gehorchte. Der erste Brief war auf das ausgerissene Vorblatt eines Buches geschrieben, und begann mit den Worten: „Mein lieber Bräutigam!" Mir klopfte das Herz, aber schon die ersten Zeilen genügten zu meiner Beruhigung. Es war das Geplauder eines fünfzehnjahrigen Mädchens, welches nur die Naivetät eines mit der Welt noch völlig unbekannten Kindes verrieth. Jeder Satz war voll von Demuth und Dankbarkeit. Dann erzählte sie von ihrem täglichen Treiben, und verbreitete sich über die Neuigkeiten des Dorfes. Ich erkannte daraus, daß Viergie vor mir Keinen geliebt.

Keine Rose ohne Dornen, kein Himmel ohne Wolken. Diese Phrase wurde wohl erfunden um uns über die Leiden dieser Erde zu trösten, obgleich ich nichts Tröstliches darin entdecken kann. Den Rosen meiner Liebe fehlt es wahrlich nicht an Dornen, dem Himmel meines Verlöbnisses nicht an Wolken. Die nächsten Tage verflossen traurig. Ich hatte mir Verzeihung zu erwirken, und Viergie war zu tief verletzt, um sie mir ohne Weiteres zu gewähren. Die bezaubernde Offenheit, welche sie vorher entfaltet, war dahin. Ich überhäufte sie mit Beweisen der Zärtlichkeit, sie aber war zurückhaltend, scheu, ängstlich. „Mit demselben Gefühl des Schreckens schaue ich vorwärts wie zurück," sagte sie einmal. Ich beschwor sie, diese unbegründete Niedergeschlagenheit zu unterdrücken. „Jean," erwiderte sie, „vergiß nicht, daß Du es gewollt."

Sie sagte dies mit so eigenthümlicher Betonung, daß es wie eine Drohung klang; aber ich war von meiner Fähigkeit, diese Wolken zu zerstreuen, zu fest überzeugt, um mich nicht über den letzten Vorwurf ihres gekränkten Stolzes hinwegzusetzen. Durch die Macht ihres Willens beherrschte sie mich so vollständig, daß ich selbst die tyrannischen Gelüste an ihr liebte. Es wurde bestimmt, daß die Hochzeit in drei Wochen stattfinden solle; aber ein Brief meines Onkels, in dem er mir meldete, daß er nicht, wie er es versprochen, zur Feierlichkeit kommen könne, machte uns einen Strich durch die Rechnung. Trotz meiner Ungeduld war ich bereit, ihm zu Liebe zu warten; aber eine Ordre des Ministeriums, die ihn nach Brest berief, machte der Unschlüssigkeit ein Ende. Er entschuldigte sich bei meiner Tante und bat mich, ohne ihn fertig zu werden.

Ach, René, Du warst ja noch nie in derselben Lage, und unmöglich ist es Dir, die Seligkeit zweier Liebenden beim Herrannahen des schönsten Moments zu begreifen. Aber auch hier mußte wieder eine Wolke uns ihren Schatten über den sonnenhellen Weg werfen. Eines Morgens hatte ich mich früher als gewöhnlich von Chazol aufgemacht, als ich plötzlich, bei einer Wendung, etwa fünfzig Schritt vor mir, Marulas bemerkte. Der Anblick war mir so gehassig, daß ich schon einen Nebenweg einschlagen wollte, um nur diesem elenden Menschen nicht zu begegnen; aber ich bemerkte, daß er, als er mich sah, sich zu verbergen suchte. Da fuhr mir der Verdacht durch den Sinn, daß er auf Viergie warte, und ich rief ihn an. Als er sich entdeckt sah, folgte er dem Ruf. „Sie sind Ihren Verpflichtungen untreu geworden," sagte ich barsch. „Haben Sie nicht versprochen, Severol zu verlassen?"

„Um Vergebung, Herr Graf," antwortete er. „Gerade um meinem Gelübbe treu bleiben zu können, habe ich meine Abreise um einige Tage verzögert. Da ich nicht mehr nach hier zurückkehren darf, habe ich beschlossen mein Haus zu verkaufen. Herr Langlade wird bezeugen, daß ich deshalb in Unterhandlung stehe."

Die Erklärung war plausibel genug; aber er zeigte, als er sie abgab, eine Aengstlichkeit, welche zu seiner gewöhnlichen Frechheit in zu krassem Widerspruch stand, als daß der Verdacht, daß ich ihn auf verbotenen Wegen ertappt, dadurch hätte beschwichtigt werden können. Fortwährend überblickte er den Weg, und während er sich noch in tausend Entschuldigungen erging, erblickte ich durch eine Lichtung Viergie, wie sie eben um die Felsen bog. Da konnte kein Zweifel mehr obwalten, sie hatten eine Zusammenkunft mit einander gehabt. Als er auch dies entdeckt sah, sagte er rasch: „Ich bin heut Morgen hierher gekommen, um dem lieben Kinde, an dem mein Herz hängt und das ich nicht mehr sehen soll, ein letztes Lebewohl zu sagen. O, es ist hart!" Und damit hielt der Heuchler das Taschentuch vor die Augen.

„Genug, genug, ich kenne ja ihr gutes Herz!" Und ohne ihn weiter eines Wortes zu würdigen, eilte ich Viergie nach, peinlich berührt durch den Gedanken, daß sie noch immer den Verfolgungen und Erpressungen dieses Menschen ausgesetzt sei.

„Wie, Du bist es?" rief sie überrascht. „Welchem glücklichen Zufall habe ich diese Freude zu verdanken?" Und lächelnd bot sie mir die Hand.

„Es ahnte mir, daß ich Dich treffen werde und daß ich Dich vielleicht vor unangenehmen Begegnungen schützen könne."

„O," antwortete sie lachend, „dergleichen ist zwischen Chazol und Morniere nicht zu befürchten."

„Und doch hat es so eben erst eine gegeben."

„Wie so?"

„Hast Du nicht Marulas getroffen?" antwortete ich, sie fest anblickend.

Sie erröthete, und ihre Verwirrung flößte mir Mitleid ein.

„Arme Viergie! So quält er Dich noch immer, und Du wagtest nicht, es mir zu sagen!"

Für einige Augenblicke war sie ganz außer Fassung. „Es ist wahr," sagte sie dann. „Ich mochte Dir keine Unruhe bereiten."]

„Aber sollen wir nicht fortan Freude und Leid mit einander theilen?" antwortete ich mit sanftem Vorwurf. „Nur Geduld! Noch einige Tage, und er wird es mit mir zu thun haben."

Mehrere Tage sind verflossen, lieber René, seit ich Dir schrieb, und der Himmel mag wissen, wann ich die Feder wieder aufnehmen werde. Mein Roman ist zu Ende gespielt. Dies ist der letzte Brief, den ich als Junggeselle schreibe. Der Kontrakt ist unterzeichnet; übermorgen heirathen wir. Verlange nicht, daß ich Dir meine Stimmung schildere. Nein, Du könntest mich nicht begreifen, denn Du hast Viergie nicht gesehen. Um mich verstehen zu können, müßtest Du in dieser Flammen-Atmosphäre leben, müßtest Dich von der berauschenden, wunderbaren Anmuth durchdrungen fühlen, welche von diesem bizarren Wesen ausströmt. Selbst ich, ihr Verlobter, kannte sie noch nicht. Von Tag zu Tag offenbaren sich an ihr neue Reize, von denen ich keine Ahnung gehabt und die mich überwältigen. Die Zauberin weiß, welche Macht sie über mich hat, und sie spielt mit mir. Abwechselnd verwirrt, betrübt, berauscht, entzückt sie mich. Du weißt ja, welche Thorheiten ich auf Chazol begangen habe. Alles ist dort neu, frisch und reizend, wie unsere Liebe. Nie war einem jungen Paar die Stätte niedlicher bereitet. Meine künftige kleine Gräfin ist schon mehrmals mit meiner Tante da gewesen, und ganz davon entzückt. Die Aussteuer ist angekommen, und die Toilette auch. Es geht jetzt ganz bunt und lebhaft auf dem sonst so stillen Chazol zu. Ich wandere inmiten aller dieser reizenden Gegenstände umher, welche der Gebieterin harren, und mein Herz fließt über vor Freude bei dem Gedanken, daß in zwei Tagen ihre Gestalt mich hier umschweben wird. Alles ist jung um mich, Alles wie vom reinsten Himmelslicht verklärt.

Mein Onkel hat Viergie einen reizenden Brief geschrieben, um sich dafür zu entschuldigen, daß nicht seine Hand sie zum Altar führen könne. Er verbreitet sich über das Glück des Ehestandes mit einer Wärme, hinter welcher nur ich die Ironie erkennen kann. Aber warte nur, er soll etwas an uns erleben!

Der Brief war begleitet von einem Perlenhalsband. Es ist wunderschön; aber Viergie fühlte sich nicht angenehm dadurch berührt. Sie sagte: „Perlen bedeuten Thränen." Daß ihr doch immer die Grillen wiederkehren müssen! Aber ich will sie ihr schon austreiben. Die Zeremonie will ich Dir vorher beschreiben, damit Du Dir Alles lebhaft vorstellen kannst; denn wann werde ich wieder zum Schreiben kommen? Um zehn Uhr sind Amblay und Maurice, meine Zeugen, mit Langlade und dem Pfarrer von Chazol, als Viergie's Zeugen, auf Morniere. Nach dem Vollzug der bürgerlichen und kirchlichen Handlung wird dejeunirt. Um drei Uhr nehmen wir, Viergie und ich, Reißaus. Ganz heimlich habe ich aus Paris einen reizenden Viktoria-Wagen, mit einem Gespann von zwei schottischen Poneys aus dem Marstall des Prinzen von Wales, kommen lassen. Das ist eine Ueberraschung für meine Frau, welche gern selbst fährt. Denke Dir, wenn ich neben ihr sitze und ihr die Zügel übergebe! Dann ein Peitschenknall, und fort mit Windeseile, nach Chazol, dem Sitz der Glückseligen.

Ich vergaß, Dir zu sagen, daß meine Tante noch am Hochzeitstage mit Genovera nach Paris abreis't. Wir werden also für einige Wochen ganz allein sein. Wahrlich, die Einsamkeit macht mir nicht bange!

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

(Kroatische Wirthshausscene.) In der „Agr. Ztg." vom 19. d. lesen wir: Im großen Wirthshause zu Bozjakovina zechte zu Ende des vorigen Monats ein lustiges Kleeblatt. Als die drei Zecher schon weit über das Stadium des Angeheitertseins hinauskamen, entspann sich eine kleine Differenz, die durch das auf die Luft setzen Eines derselben glücklich gelöst zu sein schien. Die Sieger setzten sich mit noch einigen Gästen wieder zum Tische, und der Becher machte zum wiederholten Male die Runde, als diese Siegesfeier plötzlich gestört wurde. Mit einer fürchterlichen Detonation entluden sich zwei Gewehrschüsse gleichzeitig durch das Fenster gegen den Tisch, an dem triumphirenden Zecher saßen, die nun vor Schrecken zu Boden sanken. Als nun ein Jeder seine Glieder betastete und sich unverletzt fühlte, da sprangen sie auf, um nach dem Thäter zu fahnden. Bald waren sie mit verschiedenem Geräthe bewaffnet, und wie sie vor das Gasthaus kamen, da fanden sie ihren hinausgeworfenen Zechbruder im Blute liegend neben einem gesprengten Doppelgewehr. Zur Heilung seiner Wunden, die nicht von Bedeutung sind, sowie zum Nachdenken über die Wirkungen des Weines wird dem Hitzkopfe in der kühlen Kammer Gelegenheit geboten werden.

(Ein trauriger Fall) ereignete sich wie die „Gaz. Narod." berichtet, in Czernichowa in Galizien: August Zubrzycki, der 15jährige Sohn eines Privatbeamten, kam, nachdem er in Tarnopol die Realschule besucht, auf Ferien nach Hause zu seinen Eltern. Er hatte ausgezeichnet studirt und sein Zeugniß lautete „vorzüglich". Die Eltern hatten an ihrem Sohne große Freude, denn er berechtigte zu den besten Hoffnungen. Allein bald sollte ihre Freude sich in Trauer verwandeln. Eines Vormittags ging der Jüngling in den Garten, um Spatzen zu schießen. Dabei stieß er mit dem geladenen Gewehre und offenem Hahne an einen Baumstamm, die Ladung ging los und traf Zubrzycki in die rechte Schläfe. Er war sofort getödtet.

Räthsel.

Es ist ein krummes Schwert, das hauet mitten drein
In eine große Schaar, doch schneidet nicht ins Bein;
Es theilt sich blos die Schaar da wo das Schwert hinschlug,
Und steht ein Weilchen still, wofern sie war im Zug;
So stellt es Ordnung her im Raum und in der Zeit,
Sofern der, der es führt, nur selber ist gescheut;
Die Frauen freilich, wenn auch sonst der Ordnung Hut,
Gebrauchen allzumeist das Schwert nicht allzugut.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 33:
Schwan — Schwein.

Druck und Verlag von J. M. Bauer. Verantwortlicher: Redakteur Fr. Menninger.

Nr. 35. Sonntag, den 3. September 1871.

Unterhaltungs-Blatt
zum
Nürnberger Anzeiger.

Vornehm und Gering.

(Fortsetzung.)

René, Unerwartetes, Erschütterndes habe ich Dir mitzutheilen. Mache Dich auf etwas ganz Ungewöhnliches, Entsetzliches gefaßt. Wahrlich, nicht ohne finstere Wetterwolken, aus denen der Blitz fährt, ist der Himmel meiner Liebe, und die Dornen meiner Lebensrosen, sie stechen bis ins Herz hinein. Es war am Abend vor dem Hochzeitstage. In wonnigen Träumen wollte ich dem schönsten Tage meines Lebens entgegenschlummern. Heller Mondschein war es, wie in jener Nacht, in welcher Viergie, das verlassene Kind, zu mir kam. Wiederum dufteten die Blumen zum Perron empor, auf dem ich, jener Nacht und des folgenden Tages gedenkend, saß. Wie sich Alles so wunderbar gefügt hatte! Sinnend blickte ich auf den Park hinaus, welcher sich vor mir in derselben zauberischen Pracht entfaltete wie damals. Da, horch! — klirrte der Riegel des Gitterthors, wie damals. Ich glaubte an eine Sinnentäuschung. Da — es bewegt sich eine Gestalt herbei, aber nicht weiß wie damals, sondern schwarz, schwarz. Es kommt näher und näher. Es knirscht auf dem Sande. Es schwebt die Treppe des Perrons herauf. „Viergie!" rief ich entsetzt. Ja, Viergie war es, aber nicht meine Viergie, nicht Die, welche ich morgen als geschmückte Braut umfangen sollte. Bleich, todtenbleich stand sie vor mir da — bleich und streng — in dem schwarzen Kleide, welches sie nach dem Tode der Mariasse trug. Ein Schrei der Ueberraschung und des Schreckens entrang sich mir. „Was wunderst Du Dich?" fragte sie. „Bin ich nicht schon einmal zu dieser Stunde hier gewesen?" — „Aber dies Kleid, dies Kleid! Was soll es bedeuten, Viergie?" — „Wie kann es Dich befremden?" erwiderte sie ruhig. „Trauere ich nicht um meine Mutter?" — „Viergie, meine geliebte Braut, um Gottes willen, mache diesem grausamen Scherz ein Ende, wenn Du mich nicht wahnsinnig machen willst!" rief ich verzweiflungsvoll. Es drängte sich mir die schreckliche Ahnung auf, daß ihr Geist zerrüttet sei. — „Lies!" antwortete sie, mir einen Brief mit schwarz geränderten Kouvert reichend. „Ich gehe. Heute brauchst Du mich nicht fortzusenden. Leben Sie wohl, Herr Graf Senozan."

Sie wendete sich ab, schritt, während ich ihr wie gelähmt nachstarrte, bis zu den Stufen des Perrons. „Viergie!" Sie bebte zusammen, aber sie weilte nicht. „Viergie!" Auf den zweiten Ruf blieb sie stehen und wendete sich halb zu mir um. Der Mond beschien ein todtenbleiches Antlitz, und aus den Augen drang ein namenloses Weh. Aber sofort schoß wieder die düstere Flamme daraus hervor. „Lies!" wiederholte sie, und wollte weiter gehen. Aber da stürzte ich ihr nach, umklammerte sie mit kräftigen Armen, trug sie die Stufen wieder hinan. „Nein, du verläßest mich nicht! Mir hast Du Dich verlobt, und mir bist Du eigen! Zu viel habe ich um Dich, zu viel hast Du um mich gelitten, als daß es noch eine Trennung zwischen uns geben könnte. Was Du mir Schreckliches mitzutheilen haben magst, was sich wieder zwischen uns geworfen hat, sage es mir!" Sie sträubte sich, aber ihre Kraft war gebrochen. Indem ich sie auf den Divan legte und zu ihren Füßen niederknieete, brach sie in krampfhaftes Weinen aus, und verhüllte ihr Gesicht mit den Händen. „O über die Schwäche des Weibes!" schluchzte sie, sich meinen Liebkosungen willenlos überlassend. „Ich sollte Dich von mir stoßen, und ich kann es nicht. Ich sollte Dich fliehen, und ich vermag es nicht. Lies, lies in meiner Gegenwart, und Du wirst Die, welche den Brief schreiben konnte, nicht mehr zurückhalten."

Im Begriff, ihr zu gehorchen und das schwarze Siegel zu brechen, erfaßte mich beim Anblick desselben ein namenloser Zorn. „Nein, ich lese nicht!" rief ich leidenschaftlich aus. „Es kann nur wieder eine Intrigue des Schurken sein, welcher Vaterrechte über Dich beansprucht. Nicht länger soll er sich zwischen uns drängen. Was ist er Dir, und was ist er mir? Was ist uns die ganze Welt, was kann es noch zwischen uns geben, da wir einander angehören?" Ich wollte das Papier zerreißen, aber sie faßte meine Hände. „Nein, lies!" rief sie beschwörend. „Was ich Dir nicht sagen kann, weil mir, dem schwachen, elenden Weibe die Kraft gebricht, Du mußt es wissen."

Widerwillig gab ich ihr nach, und las:

„Jean, morgen könnte ich die Gräfin Chazol sein. Morgen sollte sich mir die Thür Deines Schlosses öffnen. Ehre, Stolz, Reichthum, Liebe, Alles hast Du mir zu Füßen gelegt. Alles Glück dieser Erde, an dessen Genuß ich nie gedacht, alle Freuden dieses Lebens, welche mir unerreichbar schienen, ich könnte sie jetzt genießen. Es hängt nur von meinem Willen ab, morgen die Glücklichste und Beneidenswertheste aller Sterblichen zu sein. Alles, was je mein Herz ersehnen konnte, bietet sich mir dar. Nicht die Hand brauche ich danach auszustrecken; es wird mir von Dir entgegengetragen. Aber ich wende mich davon ab, und ich verzichte. Jean, es spricht aus mir nicht die Leidenschaft, sondern die Ueberlegung, nicht der Wahnsinn, sondern das ruhige Nachdenken. Und so lasse Dir sagen: Ich kann nie die Deine sein."

„Seit acht Tagen habe ich Dich getäuscht. Ich hatte einen furchtbaren Kampf mit mir selbst zu bestehen. Es fehlte mir der Muth. Aber die Pflicht wie ich sie auffasse, die Ehre wie sie in der Brust des Kindes der Armuth lebt, hat gesiegt. Ich bin nicht das Kind der Marquise von Senozan, sondern die Tochter der Mariasse, der Unglücklichen, Verstoßenen, Derjenigen, welche von den Deinigen gequält und grausam verstoßen, die von Deinem Vater verfolgt und vertrieben wurde, als sie mich an ihrer Brust trug. Seit

acht Tagen weiß ich, daß ihr Geständniß auf dem Sterbebett nur eine lange vorbereitete List war, um Euch Allen ins Herz zu treffen und mir den Besitz eines Theils der Rechte zu sichern, welche mein Vater, der Marquis Senozan, mir hinterlassen hätte, wenn mann ihn nicht gezwungen, seiner Liebe Gewalt anzuthun und meine Mutter von sich zu stoßen. Dein Vater hat meine Mutter von Allem fortgerissen, was sie liebte, und sie ins Elend gestürzt. Von ihr ist mir ein Vermächtniß geworden, dem ich nicht nach ihrem Sinn genügen, das ich aber auch nicht für mein ganzes Leben verleugnen kann. Du siehst nun, daß ich nicht die Deinige sein darf. Die Liebe würde zwischen uns eine Entheiligung, ein Verbrechen sein. Dem Vermächtniß meiner Mutter zufolge, sollte ich Dir fluchen. Das kann ich nicht. Hätte ich in ihrem Sinne gehandelt, so würde ich Dir die Hand gereicht, Dir das Geheimniß alsdann enthüllt und das Leben Dir zur Hölle gemacht haben. Von Euren Begriffen bin ich schon zu sehr durchdrungen, um mich zur Höhe ihrer Rache emporschwingen zu können. Aber ich muß Dir entsagen, um meiner Mutter, um Deiner selbst willen.

„Jean, mit leidenschaftlicher Hingebung habe ich Dich geliebt. Du bist mein Ideal gewesen, meine Gottheit, vor der ich anbetend niederkniete. Du hast mich geliebt seit Du mich gekannt, aber Du hast mich verachtet. Als ich in unbedingtem Vertrauen mich Dir zu Füßen warf, da hast Du meinen Schritt mißdeutet. Darin magst Du Recht gehabt haben, allein ich konnte es nicht begreifen, und Du hast mich furchtbar leiden lassen — leiden durch Deine Verachtung. Warst Du mir doch der einzige Mensch auf der Welt, zu dem ich mit Ehrfurcht emporschaute, und fühlte ich mich doch, indem Du mich zurückstießest, von der Menschheit verstoßen. Vergebens suchte ich, als die unglückliche Mutter in meinen Armen verschieden war, die Familie zu lieben, in deren Mitte das Schicksal mich geworfen. Ich fühlte mich, umgeben von dieser widerstrebenden Zärtlichkeit, welche nie den Zweifel verhüllen konnte, so fremd, so einsam, so elend. Gezwungen, mich am Tage zu beherrschen, flüchtete ich mich Nachts in den Wald, um der Natur, der Wilden, welche mich, die Wilde, verstand, meinen Schmerz anzuvertrauen. In der Verzweiflung rief meine Seele zu Dir. Ein Honigtropfen von Dir hätte mir den Wermuthskelch versüßt. Du hattest mich in jeder Weise beleidigt, aber ich wußte, daß Du mich liebtest, und meine Liebe war so groß, daß ich Dir noch immer vergeben konnte. Aber gegen Genoveva warst Du vertrauensvoll, gegen mich zurückhaltend, abstoßend. Es konnte nicht anders sein, als daß Du mich verachtetest. Als Sir Clarence um mich warb, gab es in mir einen furchtbaren Kampf. Ich wollte mich dadurch an Dir rächen, daß ich mich ihm zum Weibe gab. Aber Dein Schmerz überwältigte mich, und ich glaubte Dir, als Du mir Deine Liebe gestandest, als Du frei und offen erklärtest, daß Du mich, die Verstoßene, die Du mit nackten Füßen am Wege gefunden, hoch in den Armen emporheben, sie aller Welt stolz als Deine Gattin zeigen wolltest, da liebte ich Dich wieder mit solcher Leidenschaft, daß ich die Spuren Deiner Füße im Staube hätte küssen können. Aber da zeigtest Du mir wieder Dein Mißtrauen in Betreff Miro's. Nicht die gewöhnlichste Ehrlichkeit trautest Du mir zu. Das war zu viel, Jean. Ich sah, daß Du mich noch immer verachtetest, und daß nur meine körperliche Schönheit Dich gefesselt hielt. So sind die Würfel zwischen uns gefallen, Jean. Erwartet wird von mir die furchtbarste Rache. Ich soll Dich an mein Leben fesseln, Dich dann von mir fern halten, Dich kalt zu meinen Füßen sehen und unerbittlich zur Entsagung verurtheilen. Das kann ich nicht. So sehr kann die Liebe, welche ich Dir geschenkt, sich nicht verleugnen. Ich bin zu schwach dazu; ich bin zwischen Euch entartet. Meine Pflicht ist es, Dich, den Sohn des Todfeindes meiner Mutter, zu hassen; aber ich kann mich nur von Dir losreißen. Leicht wirst Du Dich trösten. Wurde es Dir schwer, mir das Aufwachsen unter den Elenden zu verzeihen, als Du mich für die Tochter der Marquise hieltest, so wird Dir die Trennung von der Tochter der Mariasse nur ein vorübergehendes Bedauern einflößen. Morgen wirst Du Alles der Marquise mittheilen, und ihr Haus soll nicht länger durch den Tritt der Zigeunertochter befleckt werden. Lebe wohl."

Als ich den unseligen Brief gelesen, war ich keines Wortes fähig. Jedes Wort des Vorwurfs darin traf mein Gewissen wie ein Dolchstoß, denn es war gerecht. Das Ganze aber erschien mir wie ein wüster Traum, wie ein Ausfluß des Wahnsinns, von dem ich kaum wußte, ob er bei mir, oder bei Viergie, oder in uns Beiden vorhanden sei. Da lehnte sie vor mir auf dem Divan, eine schwarze Trauergestalt, Die, welche ich mir noch eben entzückt im bräutlichen Schmuck vorgestellt. Die schönen Augen, aus welchen mir Liebe und Seligkeit ohne Ende geleuchtet, waren, scheu und angstvoll, mit den Händen bedeckt. Gerecht waren die Vorwürfe; aber konnte die Liebe sie in dieser Form aussprechen? Konnte die Liebe sich so verleugnen? War es ihr möglich, im Zorne das Band zu zerreißen, welches sie selbst geknüpft? War sie im Stande, Den, welchen sie zur Seligkeit des Himmels erhoben, durch einen Stoß, grausam, verächtlich, mit Hohn, in den Abgrund der Verzweiflung zu stoßen? Nein, nein, es war nur ein böser Traum. Die Hand mochte diese Zeilen geschrieben haben, aber das Herz hatte nichts mit ihnen zu thun. Dieser schreckliche Brief, er war nicht das Werk meiner Viergie. In diesem nächtlichen Auftritt voll namenlosen Grauens offenbarte sich noch einmal mit aller seiner Macht der dämonische Einfluß, welcher während unserer ganzen Bekanntschaft unseren Pfad durchkreuzt und uns einander zu entfremden gesucht. Viergie weinte still vor sich hin. Die Thränen quollen durch ihre Finger hervor. Ich war zu sehr verletzt und erschüttert, und es durchtobten mich zu wirre Gedanken und Empfindungen, als daß ich hätte reden können. Ein qualvolleres Beisammensein hat es wohl nie zwischen zwei Menschen gegeben — die einander liebten. Aber nach und nach wurde es klarer in mir. Die Sonne der Liebe kämpfte mit den Wolken, die meinen Geist umlagert hielten, und errangen den Sieg über sie. Es wurde Licht in mir. Wie in den blauen Himmel blickte ich in die Vergangenheit voll Stürme, aber auch voll Seligkeit. War doch jeder Sturm nur ein Zeugniß unserer Liebe gewesen, und hatte doch die Liebe jeden von ihnen beschwichtigt. Gerecht waren die Vorwürfe, aber ich fühlte mich nicht mehr durch sie beschämt, weil ich in diesen kurzen Augenblicken genug gelitten für Alles, was ich gesündigt, und weil ich mich geläutert wußte. Daß meine Braut, das Weib meines Herzens, die Tochter der Mariasse war, erfuhr ich, ohne daß es einen Eindruck auf mich machte. War sie doch mein, ein Theil meines eigenen Wesens, und hätte ich sie doch nicht geringschätzen können, ohne mich selbst herabzuwürdigen. Vor mir sah ich das arme, von einem dämonischen Einfluß verfolgte, unglückliche Kind, welches sich, wie ein vom Sturm bedrängter Vogel, zu mir geflüchtet und um meinen Schutz

geflebt, das Kind des Elends, welches mir durch die Liebe geadelt worden, das den höchsten Adel in sich trug, und welches jetzt, am Ziel seiner Wünsche angelangt, gezwungen wurde, sich selbst in die Nacht der Verzweiflung zurückzustoßen. Vor mir erblickte ich die Unglückliche, welche mehr als je auf meinen Schutz angewiesen war. Nicht Mitleid empfand ich, sondern es flammte in mir der Zorn auf gegen die finsteren Mächte, welche mein armes Täubchen verfolgten und es mir entreißen wollten.

Nicht wie Einer, der zu vergeben, sondern wie Einer, der sein Eigenthum, sein höchstes Gut zu schützen hat, trat ich zu Viergie hin, richtete sie auf und umschlang sie. Still weinte sie, den Kopf an meine Brust lehnend. Plötzlich aber rang sie sich los, sprang auf und wollte aus dem Zimmer stürzen. Ich eilte ihr nach und zog die sich Sträubende zurück.

„Laß mich, laß mich!“ rief sie angstvoll. „Siehst Du nicht, daß ein Fluch auf mir ruht? Siehst Du nicht, daß die Drohung meiner Mutter, der Ziegeunerin, an mir in Erfüllung geht? Dem, welcher aus dem Schloß zu mir herabgestiegen ist, der mich liebt und den ich liebe, soll ich nicht angehören! Laß es ziehen, das Kind der Armuth! Ueberlasse die Tochter der Mariasse dem Elend, in welchem sie geboren wurde. Entsage dem Wahn. Wir mögen uns lieben, aber wir sind nicht für einander bestimmt! Komm zurück von Deiner Verirrung, und kehre heim zu Deines Gleichen! Fluch und Elend sind meine Begleiter! Hüte Dich, dem finstern Verhängniß zu verfallen, welches von mir schon in der Wiege Besitz nahm! Ach, hättest Du mich nie am Wege gefunden! Hätte ich nie den schönen Traum geträumt! Wohin Du mich einst gesandt, da laß mich jetzt freiwillig eine Zuflucht suchen! Den Schutz der Frau, welche mit mir betrogen wurde, kann ich nicht ferner beanspruchen. Die Schwester des Pfarrers wird die Verlassene nicht von sich stoßen, ihr ein Obdach gewähren, bis sie die Welt, die für sie keine Myrthen, keine Rosen trägt, verlassen kann!“

Krampfhaft umschlang sie mich und drückte einen heißen, brennenden, langen Kuß auf meine Lippen. „Lebe wohl, Du mein Geliebter! Ich muß entsagen, und ich habe die Kraft dazu! Zum letzten Mal, lebe wohl! Der Himmel segne Dich für den schönen Traum, den Du mir gegönnt! Er segne Dich selbst für jeden Schmerz, den Du mir bereitet, denn der Stachel hätte nicht geschmerzt, wenn nicht die Liebe ihn mir in die Brust gedrückt! Lebe wohl! Sei glücklich, und mache Die glücklich welche Deiner würdiger ist als ich!“

Indem sie so redete, hielten meine Arme sie nur noch fester umschlungen, und ich hatte sie zum Divan zurückgezogen. Der Schatz, welcher mir durch so bittere Schmerzen erkauft wurde, keine Macht der Welt sollte ihn mir entreißen. „Viergie, beruhige Dich! Du bist mein und ich lasse Dich nicht! Deine Heimath sind meine Arme, und sie öffnen sich nicht damit Du Dich ihnen entziehest. Alles, was Du redest, ist mir ein Räthsel. Kein Fluch kann auf Dir ruhen, dessen Lösung nicht der Liebe möglich wäre. Was kannst Du fürchten, wenn Du bei mir und mein bist? Und wie könnte mir von Dir etwas Anderes als Segen werden? Löse mir das schreckliche Räthsel! Sage mir offen, welche Gewalt Dich mir streitig macht! Und vor allen Dingen erkläre mir Deine letzten Worte! Wer könnte meiner würdiger sein, als Du?“

„Jean, ich beschwöre Dich, laß mich! Ich beschwöre Dich — bei Deinem Leben! Häufe nicht die Schuld auf mich, daß ich Deine Mörderin werde! Er hat geschworen, Dich zu tödten, wenn ich ihm nicht gehorche! Ich sollte Dich in eine Falle locken, mich Dir antrauen lassen, um Dich alsdann zu verrathen! Gehorchen kann ich ihm nicht! Aber lasse, indem ich mich von Dir losreiße, seine Rache auf mein Haupt fallen! Zaudere nicht! Mache Dir nicht den Vorwurf, daß Du mich preisgiebst! Vielleicht bin ich seiner Macht entrückt, wenn ich der Welt entsage und Schutz suche hinter den Mauern des Klosters! Jean, halte mich nicht auf! Meine heilige Pflicht ist es, mich von Dir loszusagen! Vielleicht hätte ich sonst nicht die Kraft dazu besessen. Gestatte mir, mich zu opfern, damit nicht ein Leben geopfert werde, welches reiner und heiliger ist, als das meine!“

„Viergie,“ rief ich, mehr und mehr erstaunt, „was redest Du? Wovon sprichst Du?“

„Aber weißt Du es denn? Siehst Du nicht, daß Deine Kousine Dich liebt? Verstehst Du ihre Krankheit nicht? Hast Du nicht gemerkt, daß sie zu siechen begann als unsere Liebe ihr enthüllt wurde? Traf nicht die Krisis, welche sie uns fast entrissen hätte, zusammen mit unserer Verlobung? Ach, die Liebe ist scharfsichtig! Sie hatte das Geheimniß unserer Herzen durchschaut bevor es der Mutter enthüllt wurde! Vor unseren Augen schwindet sie dahin, und der Gram wird sie tödten! Jean, meine Pflicht ist es, mich ihr zu opfern. Mit der Liebe einer Schwester hat sie die Verwais'te aufgenommen. Und wie eine Schwester liebe ich sie. Würdiger ist sie Deiner, als ich. Durch lange Jahre hat sie Dein Bild treu und rein im Herzen bewahrt. Du bist der Traum ihrer Jugend gewesen, und mit diesem Traum wird auch ihr Leben zerstört. Nicht die Gefahr allein hat meinen Entschluß gereift. Ich wäre im Stande gewesen, mit Dir zusammen jeder Gefahr zu trotzen. Ich hätte Dich nicht von mir gelassen, hätte Dich mit meinem Leibe gedeckt wenn der Mörder sich Dir nahte. Aber laß mich nicht selbst zur Mörderin an Der werden, welche mir ein Engel gewesen! Blicke mich nicht groß an. Bewundere mich nicht wegen dessen, was mir nur Pflicht und Sühne ist. Eifersüchtig bin ich auf sie gewesen, gehaßt habe ich sie. Kam der Dämon über mich, da wähnte ich im Stande zu sein, sie zu tödten! Dann zweifelte ich wieder, denn sie wußte sich zu verstellen. Aber während ihrer Krankheit habe ich ihre Phantasieen belauscht. Wider Willen bin ich zur Vertrauten der zartesten Geheimnisse ihres Herzens geworden. Sie liebt Dich mit der ganzen Hingebung ihrer reinen Seele! Kein Makel haftet an dieser Heiligen! Du bist für sie, sie ist für Dich bestimmt. So nimm sie hin und lasse mich ziehen.“

Da kam es wieder über mich, daß die Tochter der Mariasse mir wie eine Heilige erschien, daß ich mich ihr gegenüber klein und nichtig fühlte, und ich kniete vor ihr hin, wie damals, als sie mir ihr Verhältniß zu Miro erklärt. Wohl durchschütterte mich tief Das, was sie mir über Genoveva offenbarte. Wie Schuppen fiel es mir von den Augen; ich verstand jetzt Alles, was mir an ihr räthselhaft gewesen, und schwer fiel es mir auf das Herz, daß mein Glück das Unglück dieser edlen, reinen Seele sein sollte. Aber läßt sich die Liebe gebieten? Hatte ich Genoveva gegenüber jemals das empfunden, was ich für Viergie empfand? War es mir jemals ernstlich in den Sinn gekommen, sie zum Weibe zu nehmen? War mein Verhältniß zu ihr jemals anders als ein unbefangen geschwisterliches gewesen? Tief schaute ich in mein Herz, und ich fand dort keine andere Liebe, als die zur Tochter der Mariasse.

Ernst und innig sprach ich Viergie zu. Weinend, nach

und nach wehmuthsvoll durch ihre Thränen lächelnd, hörte sie und fügte sich der Autorität meiner Liebe. Was Marulas betraf, so fragte ich sie, ob sie mich, den Mann ihrer Wahl, für fähig halten und mir zumuthen könne, mich vor diesem Elenden zu fürchten, der Furcht vor seinen Ränken die Entscheidung über unser Leben zu überlassen. Meine Stimme bebte, als ich von Genoveva zu reden begann, und auch in meinen Augen glänzten helle Thränen. Aber mit reinem Herzen konnte ich ihr zuschwören, daß Genoveva mir nie etwas Anderes als eine Schwester gewesen, daß ich nicht im Stande sein würde, Das, was sie gegen mich empfand, zu erwidern, daß eine eheliche Verbindung zwischen uns unmöglich sei. Indem ich sie heimwärts begleitete, gelang es mir, sie zu überzeugen und zu beruhigen. Jedoch mußte ich darein willigen, daß vor unserer Trauung der Marquise die Wahrheit über ihre Geburt mitgetheilt werden solle. Mit einer innigen Umarmung trennten wir uns an der Pforte, zu der sie einen Schlüssel besaß. Nachdem das letzte Rauschen ihres schwarzen Kleides in dem Gebüsch verhallt, schlug ich den Weg nach dem Kreuze ein, und dort, an dem für mich so verhängnißvoll gewordenen Platz, saß ich träumend auf den Stufen, auf denen ich Viergie so oft hatte sitzen sehen, bis die Sonne meines Hochzeitsmorgens ihren ersten Strahlengruß durch das Gezweig sandte.

(Schluß folgt.)

Die neue Wacht am Rhein.

— Nach der Melodie: der Pabst lebt herrlich in der Welt! —

Es braust durch's ganze Galliervolk
Und dräuet wie Gewitterwolk':
Nach Rom, nach Rom, dem heil'gen Rom!
Befreien wir Sankt Peters Dom!
Ja Chassepot, was soll das sein!
Du denkst nicht mehr der Wacht am Rhein?

Vierhunderttausend ziehn das Schwert,
Die heil aus Deutschland heimgekehrt;
Wo sie auf Festung in Prison
Repräsentirt la grande nation.
Sank Chassepot bedenk' es fein
Das that die deutsche Wacht am Rhein.

Nun schielt man nach Italiens Au'n,
Will dort den Siegeslorbeer schau'n,
Und prahlt mit Renommirgeheul:
„Italien, das ist mein Theil"!
Sankt Chassepot, das soll nicht sein,
Noch steht sie fest die Wacht am Rhein.

So wahr das Chassepot noch blitzt
Die Mitraileuse Kugeln spritzt:
Wirst groß an Zahl wie in Berlin
Du, Franzmann! auch in Rom einziehn.
Sankt Chassepot, es wird so sein!
Drum steht die deutsche Wacht am Rhein.

Der Prahlhans schweigt, die Schlacht erbraust,
Des deutschen Reiters Lanze saust
Am Rhein, am Rhein, am deutschen Rhein!
Europa's Hüter ist der Rhein.
Sankt Chassepot bleib ruhig sein
Gedenke stets der Wacht am Rhein!

Hecklesmüller.

Allerlei.

(Eine Verlobungsanzeige.) „Wir erhalten", schreibt die „Neue Bad. Landeszeitung", „von befreundeter Seite folgende gedruckte Ankündigung: „Friedrich Johann Freiherr von Reden Hastenbeck, Erbherr auf Esbeck, gibt hiermit geziemend Nachricht von seiner Verlobung mit Karoline Marie Freifräulein Döry von Jobbahazza, Tochter des weiland Reichsfreiherrn Gabriel Döry von Jobbahazza Excellenz, k. k. wirkl. Geheimrath und Kammerherr, Obergespann des Tolnaer Comitates und der Freifrau Karoline Döry von Jobbahazza, geborene Nunkovits von Hidast. St. Gal, Juli 1871.' Was das besagen will? Kurz und bündig oder nur Deutsch. Unser erster Bassist, Herr von Reden, hat sich verlobt. Aber nun bestreite uns Einer noch, daß wir kein wirkliches Hoftheater haben! Erbherren und Excellenzen — kann man mehr verlangen?"

Aus Posen wird folgende Klostergeschichte geschrieben. Eine hier ansässige Frau, deren Gatte schon vor Jahren gestorben war, hatte ihre Tochter gut unterrichten lassen, um auf diese Weise am besten für deren Fortkommen zu sorgen. Im Jahre 1866 war nun das damals 17jährige Mädchen plötzlich verschwunden. Die betrübte Mutter wandte sich an das hiesige Polizeidirectorium, um den Aufenthaltsort ihrer Tochter zu ermitteln und es stellte sich nun heraus, daß im December 1866 der Distriktskommissarius in Kriewen ein Abzugsattest für sie in Posen beantragt und auch erhalten hatte, indem die Behörde annahm, es geschehe dies mit Zustimmung der Mutter. Es ergab sich weiter, daß das Mädchen katholisch geworden und in dem Stifte der barmherzigen Schwestern zu Kosten Aufnahme gefunden hatte. Vergeblich sind seitdem alle Schritte der unglücklichen Mutter gewesen, ihre Tochter wieder zu erlangen. Durch Einflüsse und Umstände mancherlei Art bestimmt, war diese zum katholischen Glauben übergetreten und war auch durch nichts zu bestimmen, wieder zur Mutter zurückzukehren. In einem Briefe vom Juni d. J. schreibt sie: „Ich bin, vielgeliebte Mutter, wie Dir wohl bekannt ist, aus freier, eigener Ueberzeugnng zur katholischen Mutterkirche, in der ich allein innere Beruhignng finde, zurückgekehrt. Vor 2 Jahren bin ich mit ausdrücklicher Bewilligung des Kreisgerichts zu Posen, als meiner obervormundschaftlichen Behörde, ganz aus freiem Antriebe der Congregation der barmherzigen Schwestern beigetreten. Du verlangst, ich solle zu Dir zurückkehren! Ich kann es nicht, da ich fest entschlossen bin, als barmherzige Schwester mein ganzes Leben dem Heile meiner Seele und der leidenden Menschheit zu weihen und glaube dabei die Worte des Heilandes zu befolgen, welcher sagt: „Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht werth!"

Auflösung des Räthsels in Nr. 34:
Komma.

Druck und Verlag von J. M. Bauer. Verantwortlicher: Redakteur Fr. Renninger.

Unterhaltungs-Blatt
zum
Nürnberger Anzeiger.

Vornehm und Gering.

(Schluß.)

Die zu meiner Ankunft auf Morniere festgesetzte Stunde konnte ich nicht abwarten. Nachdem ich eine letzte Wanderung durch die Räume gemacht, welche fortan nicht mehr Zeugen meiner Junggesellen-Einsamkeit sein, sondern an meiner Seite das schönste Wesen der Erde als Herrin begrüßen sollten, machte ich mich schon um zehn Uhr auf den Weg. Viergie mußte mich erwarten, und eine Ahnung sagte mir, wo ich sie finden werde. Den Kopf in die Hände gestützt, saß sie auf der beschatteten Rasenbank am Ufer, wo sie mich einst überrascht, als die stürmische Erklärung zwischen uns stattgefunden, in Folge deren sie meine Braut geworden. Sie saß da in ihrer Wohlthätigkeits-Uniform. Unter der Beschäftigung und Aufregung, welche der Tag mit sich brachte, hatten ihre Armen nicht leiden dürfen, und längst hatte sie mir den Entschluß erklärt, auch als Gräfin Chazol in der Tracht der Bäuerin ihnen regelmäßig Hülfe bringen zu wollen. Sie blickte, wie damals ich, gedankenvoll hinüber nach der Hütte der Mariasse. Als sie meinen Schritt hinter sich hörte, wendete sie sich ruhig um. Ihre träumerischen Augen waren feucht, aber ruhig und voll unendlicher Liebe lächelte sie mir durch Thränen zu. Ich setzte mich neben sie, sie erwiderte meine Umarmung, und so hielten wir unser letztes Geplauder als Brautleute. Schon hatte sie sich der Marquise mitgetheilt. An ihrem Bette knieend, hatte sie derselben enthüllt, daß sie Einer ihr Haus und ihre Arme geöffnet, die auf ihre mütterliche Liebe keinen Anspruch habe. Sie hatte ihr auch gesagt, was zwischen uns vorgefallen. Daß sie mir das Geheimniß mitgetheilt, hatte die Marquise gebilligt, die Art und Weise mit dem bizarren Karakter ihrer Schutzbefohlenen entschuldigt. Daß sie sich durch die Enthüllung habe irre machen lassen, daß sie es für möglich gehalten, der Graf Chazol werde das Kind der Mariasse nicht mit demselben Stolz an sein Herz drücken wie das der Marquise Senozan, darüber hatte meine Tante ihr sanfte Vorwürfe gemacht. Konnte sie ihr doch nicht sagen, was sie dazu bewogen. Die Mittheilung an und für sich hatte offenbar der Marquise eine schwere Last vom Herzen genommen. Sie hatte Viergie umarmt, stürmischer als je zuvor, hatte sie ihr liebes Kind, ihre Tochter genannt, der sie immer eine Mutter und auf die sie immer stolz sein werde. Dabei aber hatten ihre Augen von Freude gestrahlt, und wie konnte es anders sein? Stets hatte ihr Herz gegen das Geständniß der sterbenden Nebenbuhlerin Protest eingelegt zu Gunsten des sanften Kindes, welches sie an ihrer Brust groß gezogen, das ihre ganze Lebensfreude gewesen und das keine Mutter kannte außer ihr, keine Liebe außer der ihrigen. Wie sollte sie sich nicht befestigt fühlen durch die Beseitigung des quälenden Zweifels? Aber indem sie ins Nebenzimmer zu Genoveva gegangen war, um sie im Ueberwallen ihres Gefühls zu umarmen, war sie thränenden Auges zurückgekommen, ohne Viergie den Grund ihrer Traurigkeit mitzutheilen. Gesagt hatte sie nur, daß die Schwester sich heute wieder recht elend fühle, und daß sie zu schwach sein werde, um der Hochzeit beiwohnen zu können.

„Erscheint Der, mit dem Du fortan Eins sein wirst," hatte die Marquise geschlossen, „so komm sofort mit ihm zu mir. Schwere Lebensstürme haben Euch zusammengeführt, und Schweres mag Euch noch bevorstehen. Eine üble Vorbedeutung wird es für Euch nicht sein, wenn ihr meinen Segen empfangt bevor Eure Hände sich am Altar in einander legen."

Hand in Hand gingen wir aufs Schloß und ließen uns bei der Tante melden. Stumm knieten wir vor ihr nieder, und segnend, innig, während eine tiefe Trauer aus ihren Augen sprach, legte sie uns die Hände aufs Haupt. Sie küßte uns die Stirn. Dann sagte sie zu Viergie: „Jetzt gehe, bevor Du Dich ankleidest, zu Deiner Schwester. Auch sie fühlt das Bedürfniß, Dich zu umarmen, und nur Heil kann Dir der Segen eines Engels auf Deinem neuen Lebenspfad bringen."

Die Stunde kam. Die Zeugen waren zur Stelle. Viergie erschien, von der Hand der Marquise geführt, in ihrer bräutlichen Toilette, die Blumenkrone auf dem Haupt, eingehüllt in den lang herabwallenden Schleier. Eine solche Ueberfülle der Anmuth und Schönheit strahlte von ihr aus, daß Amblay bei ihrem Anblick eine Geberde der Ueberraschung nicht unterdrücken konnte. Sah er sie doch zum ersten Mal wieder, seit sie mir als Ziegenhirten den Tribut ihres Vaters gebracht. Schüchtern faßte er ihre Hand, die sie ihm mit bedeutungsvollem Lächeln, wie einem unter andern Umständen Gekannten, entgegenhielt.

„Jetzt begreife ich Alles," flüsterte er mir zu, als Viergie von der Marquise in Anspruch genommen wurde. „Nimm mir's nicht übel; ich glaubte, Du begingest eine Thorheit. Jetzt aber beneide ich Dich."

Kaum hörte ich, was er sagte, denn eben kam Viergie auf mich zu und flüsterte lächelnd: „Gefalle ich Dir, Jean?" Unsere Hände legten sich in einander. Fortan sollte nur der Tod sie trennen.

Die Wagen standen draußen und wir fuhren nach Severol. Wie es bei einer Heirath hergeht, René, das weißt Du; nicht aber kennst Du die tiefe, heilige Bewegung, welche das Herz ergreift, wenn Einer an dem Altar niederkniet neben einem jungen, reinen Wesen, wenn er den keuschen, heiligen Schwur, das heilige Geständniß einer Seele hört, welche sich ihm auf immer verbindet. René, wir gehören zu Denen, welche an einen Gott glauben, aber von dem Skepticismus, der den Glauben, an das Dogma erschüttert, sind wir nicht

unberührt geblieben. Ich aber schwöre es Dir zu, als ich ihr den geweihten Ring an den Finger steckte, als ich dabei ihrem tief bewegten Blick begegnete, da kehrte mir der fromme Kinderglaube zurück. Ein solcher Moment kann im Leben nie wiederkehren. Schnell fliegt er vorüber, aber es würde sich lohnen, allein für die Empfindung dieser Minute geboren zu werden. Als sie an meinem Arm die Kirche verließ, als ich mit ganzer Seele dem Gedanken nachhing, daß sie jetzt für immer mir angehöre, daß wir unwiderruflich Eins seien, da war es mir als beginne für mich erst jetzt das rechte, wahre Leben, als habe ich bis dahin über den Beruf und die Würde des Menschen nur unklare, mangelhafte Vorstellungen gehabt. Sie schmiegte sich an mich, vertrauensvoll, aber ängstlich. „Jean, wir sind jetzt Eins in Glück und in Gefahr, und was Dich trifft, das trifft auch mich!" flüsterte sie, und tief bewegt war ihr schönes Antlitz. Wir langten wieder auf Mormiere an. Noch einige Stunden der Selbstbeherrschung, und jede Schranke zwischen uns war auf immer gefallen. Die Sonne unseres Glücks schien Alles um uns her mit rosigem Glanz zu verklären, daß jedes Antlitz reine Freude athmete, wenn auch das Auge der Marquise mit wehmüthigem Lächeln auf uns ruhte. Unserer Verbindung war ein romantischer Zauber eigen, welcher alle Herzen durchdrang. Nur Eins trübte unsere Freude. Die arme Genoveva war recht krank, und nicht ohne Unruhe sah meine Tante der Reise entgegen, welche noch heute angetreten werden sollte. Der Arzt aber hatte sie beruhigt und verlangt, daß die Abreise nicht aufgeschoben werde.

Der Augenblick kam. Viergie ging mit der Tante hinaus, um von Genoveva Abschied zu nehmen. Ich verließ, unter den Neckereien der Freunde, die Tafel, um meine Frau aufzusuchen. Gewünscht wurde, daß, um Genoveva die Aufregung zu ersparen, ich keinen persönlichen Abschied von ihr nehme. Viergie kam aus dem Zimmer der Schwester. Tief bewegt war sie, und schwer wurde es ihr, sich zu beherrschen, während die Tante unter Thränen uns Beide umarmte und uns ihren Segen gab. Viergie warf einen Mantel über ihr Brautkleid, drückte einen breiten Strohhut aufs Haar, und so entschlüpften wir durch das Gebüsch, um den im Park unser harrenden Wagen zu erreichen. Wie Kinder eilten wir dahin, gleich als fürchteten wir, zurückgerufen zu werden. Hatten wir doch seit dem Morgen noch kein vertrauliches Wörtchen mit einander reden können.

Aber der Dämon, welcher uns verfolgte und gerade immer in den heiligsten Augenblicken erschien, sollte uns auch jetzt in den Weg treten. Vor uns stand plötzlich Miarulas. Die zornige Geberde, welche ich nicht unterdrücken konnte, veranlaßte ihn, vorsichtig einen Sprung rückwärts zu thun.

„Werden der Herr Graf mir nicht erlauben, der Frau Gräfin meinen Glückwunsch an ihrem Ehrentag darzubringen?" sagte er, ihr ein Bouquet entgegenhaltend

Viergie war todtenbleich geworden. Indem ich auf den Schurken zutreten wollte, hielt sie mich zurück, streckte die Hand aus und nahm das Bouquet.

„Möge die Frau Gräfin stets das vor Augen haben, was diese Blumen zu ihr sprechen!" sagte Marulas mit einem boshaften Lächeln, und schlug sich ins Gebüsch. Viergie zitterte. „Kind, beruhige Dich. Bin ich jetzt nicht immer bei Dir?" Indem sie sich an mich klammerte, hob ich sie in den Wagen, und als wir pfeilschnell dahinflogen, warf sie das Bouquet mit Abscheu von sich.

Von unsern Leuten wurden wir festlich empfangen. Als wir die Schwelle des reizenden Boudoirs überschritten hatten, kniete Viergie, meine Viergie, nieder, und sprach mit emporgestreckten Händen ein Gebet, wie nur sie es sprechen konnte:

„Geist meiner Mutter, vergieb mir, wenn ich nicht kann wie Du willst! Mächtiger als Dein Haß ist meine Liebe! Lasse Deinen Segen auf uns ruhen, verklärter Geist! Nimm den Fluch zurück, welcher auch auf Deinem Kinde, auf Deiner Tochter ruhen würde!"

Dann umschlang sie mich stürmisch. „Dein, Dein auf immer!"

René, mein Weib sendet Dir ihre Grüße. Indem ich dies schreibe, sitzt sie neben mir, hält mich umschlungen, und ihr liebes, seliges Auge ruht auf diesen Zeilen. Mein Roman ist ausgespielt. Hinfort werde ich Dir nur noch von der häuslichen Glückseligkeit zweier Liebenden schreiben können, und ich muß befürchten, daß die Briefe des glücklichen Ehemannes Dir weniger interessant sein werden als die des Junggesellen. Willst Du dergleichen schätzen lernen, mein Lieber, so säume nicht, und mache es wie ich. Aber damit meine Erzählung abgerundet sei, muß ich noch Eins hinzufügen, welches mit ihrem bizarren Verlauf im Einklang steht. Gestern, am Tage nach unserer Hochzeit, erhielt ich ein Billet von Miro, welches, kurz und bündig, nicht wenig zu Viergie's Beruhigung beitrug. Es lautete:

„Kommandant, Gott segne Sie und die Frau Gräfin. Damit Sie's wissen, muß ich Ihnen sagen, daß es Einen giebt, der Sie gar nicht segnet, dem es aber übel bekommen ist. Der Miarulas kam zu mir und er schwatzte mir viel gottloses Zeug vor. Er hatte allerlei Pläne und wollte mich dazu benutzen. Wissen Sie, was ich gethan habe? Furchtbar aufgebracht, habe ich ihm in meinem ersten Zorn eine Maulschelle versetzt, daß ihm die Augen aufliefen, und ihm gesagt, wenn er sich unterstände, noch ein einziges Mal sich mausig zu machen, würde ich ihm alle Knochen im Leibe zerbrechen. Das hat mir merkwürdig gut gethan. In acht Tagen bin ich wieder dort, und hoffentlich wird Ihnen die Nähe Miro's nicht lästig sein. Vorläufig ist für den Hallunken gesorgt, aber es ist doch immer gut, wenn ich da bin, denn mir wagt er sich nicht wieder unter die Fäuste. Glauben Sie mir, Kommandant, es giebt Leute, die nur handgreiflich zu kuriren sind, und für die es nichts Gesunderes giebt als eine tüchtige Tracht Prügel."

Der gute Junge mag Recht haben. Naht Dir einmal ein Miarulas, René, so genire Dich nicht gleich mir, gieb dem Drange Deines Herzens nach und wirf ihn aus dem Fenster. Möglicherweise hast Du diese Moral schon früher aus meiner Erzählung gezogen. Du kannst aber nicht verlangen, daß man zugleich einen Engel lieben und einen Teufel expediren soll. Solche Vielseitigkeit suche nicht bei Verliebten.

Ein Ehestifter wider Willen.

Auf dem Komptoir eines holländischen Kaufmannes arbeitete seit mehreren Jahren ein junger Mann, der ein ebenso pflichtgetreuer Diener, wie liebenswürdiger Gesellschafter war, weshalb ihn sein Chef, Herr van Hoen, sehr schätzte. Seit einiger Zeit aber ließ der junge George Koningh den Kopf

hängen, blickte ernst und trübe darein und nahm an keinem Vergnügen seiner Altersgenossen Theil. Herr van Hoen bemerkte diese Veränderung in seinem Wesen bald, und da er für den jungen Mann ein lebhaftes Interesse fühlte, so forderte er ihn eines Mittags, als die übrigen Kommis das Komptoir verlassen hatten, auf, ihm auf sein Zimmer zu folgen.

Hier angekommen sprach er zu ihm: — Mein lieber junger Freund, was ist mit Ihnen vorgegangen? Sie haben seit einiger Zeit Ihre frühere Heiterkeit verloren. Sind Sie krank oder haben Sie eine unglückliche Liebe? George senkte erröthend den Blick zu Boden.

— Nun, und was steht der Erfüllung Ihres höchsten Wunsches im Wege? fragte van Hoen. Sie haben Ihr Brod, sind ein netter, gebildeter Mann und besitzen eine angenehme Erscheinung. Ich erbiete mich, Ihnen eine Aussteuer von 500 Gulden zu geben und Ihren Gehalt zu erhöhen.

— Ach, erwiderte der junge Mann, — der Vater meiner Geliebten ist ein reicher angesehener Mann und wird nie in die Verbindung seiner einzigen Tochter mit einem Kommis willigen.

— Liebt Sie das Mädchen? — O, über Alles!

— Nun, versetzte der ältliche Herr, der in seiner Jugend selbst schon manches Abenteuer bestanden, und noch jetzt gern an jene Zeit zurückdachte, — warum entführen Sie den Schatz Ihres Herzens nicht? Ich will Ihnen etwas sagen. Ich werde Sie für den Sonntag und die folgenden Tage beurlauben: verabreden Sie sich mit der Geliebten, miethen Sie einen verschlossenen Wagen und halten Sie am Sonntag Vormittag mit demselben zur Zeit des Gottesdienstes an einem entlegenen Platze. Dort nehmen Sie die junge Dame, die daheim zur Kirche zu gehen vorgab, und fahren mit ihr nach einer entfernten Stadt. Von dort aus erbitten Sie sich die Einwilligung der Eltern, die zum bösen Spiel gute Miene machen werden. Sollten sie sich aber dann noch weigern, so schreiben Sie an mich!

— Sie flößen mir Muth zu einem Schritte ein, erwiderte George, den ich bisher nicht zu thun wagte.

— Ei was, dem Muthigen gehört die Welt! versetzte der joviale Prinzipal. Ich selbst will am Sonntag früh am Thore harren, um zu sehen, ob Ihnen Ihr Abenteuer gelungen ist. Wohin werden Sie fahren?

— Nach Haarlem, dort habe ich Verwandte.

— Gut, so erwarte ich Sie am Haarlemer Thor.

Und sich vergnügt die Hände reibend, schritt Herr van Hoen zur Tafel.

Der Sonntag kam. Die Gläubigen wandelten zur Kirche, unter ihnen auch die liebliche Braut von George Koningh. Am Haarlemer Thore patrouillirte der dicke Herr van Hoen lächelnd auf und ab.

Es schlug 11 Uhr. Da kommt ein geschlossener Wagen heran, der zum Thore herausfahren will. Aus dem Fenster beugte sich George Koningh und ruft fröhlich:

— Guten Morgen, Herr van Hoen! — Glückliche Reise.

Und sich abermals vergnügt die Hände reibend, eilt er in ein Weinhaus, um mit einem guten Bekannten ein Gläschen zu trinken und von da nach Hause.

Zur Tischzeit sucht man nach der Tochter des Hauses.

— Sie sei noch nicht aus der Kirche zurück, versichert das Stubenmädchen. Stunde auf Stunde vergeht; der Vater befindet sich in der peinlichsten Unruhe; endlich gegen Abend langt ein Brief von der nächsten Poststation an, in welchem George, genau nach erhaltener Vorschrift, Herrn v. Hoen um die Einwilligung zu seiner Verbindung mit dessen einziger Tochter Henrietta und diese mit herzinnigen Worten den Vater um Verzeihung für ihre Flucht bittet. Diesmal rieb sich der reiche Holländer nicht die Hände, aber er sprach: — Was man sich eingebrockt hat, muß man auslöffeln. Er machte sich schleunig auf den Weg nach Haarlem, schalt die Liebenden erst aus und ertheilte ihnen schließlich seinen Segen.

Lola Montez und die Jesuiten.

Von E. M. Vacan.

Lola Montez ist für „uns Vagabunden" stets ein stammverwandtes Wesen geblieben, sympathisch, interessant, fast wichtig. Auf der Reise durch das Land der Bohêmen (Heimatlosen) hört man oft und immer ihren Namen. Sie ist eine lebendige Legende geblieben in der Welt der Abenteurer. Und so sammelte ich denn auch manche Notizen auf meinen Wanderungen, von Leuten, die sie gekannt hatten, aus Büchern, die König Ludwig unter anderem Namen über sie schrieb, am meisten aus den Erzählungen der armen schönen Adah Isaacs Menken, welche sie sehr gekannt und geliebt hatte.

Man nimmt die bayerische Lola-Montez-Affaire bis heute noch allzusehr in dem Lichte einer Liebesintrigue, die sich in Staatszwecke mischte. Der Refrain der populärsten Lola-Legende ist: „Die Favoritin eines Königs gewann eine allzugroße Macht über ihren Liebhaber, und ehrgeizig wie sie war, mischte sie sich in Staatsgeschäfte und fing an, das Land zu regieren." Nichts ist unrichtiger als das: die arme gute Lola war nichts auf der Welt weniger als ehrgeizig: sie hat es nie bis zur Würde des Anstands oder bis zu einem politischen Verständnisse gebracht. Selbst das Geld lockte sie nicht — sie hatte stets Schulden und starb arm auf einem Strohsack, nachdem sie ihren whim's den letzten Pfennig geopfert hatte. Sie war nur putzsüchtig und launenhaft; und ihre Laune war es damals, mitten aus ihrem heimatlosen Leben heraus plötzlich ein wenig die allergrößte Dame eines ganzen Landes zu spielen. Wer ihr darin hinderlich sein wollte, den schnippte sie zu Boden. Nicht um zu herrschen, stürzte sie Staatsmänner, sondern weil dieselben sie selber stürzen wollten; und nicht gegen die Mächtigen richteten sich ihre Intriguen, sondern nur gegen den Feind. Und ihr einziger Feind in Baiern war der Priester, und den Priester bekriegte sie. Den Priester, der sie beim Volke verhaßt machte und beim Könige verschwärzte. In der That war der ganze Kampf gegen Lola eine geistliche Liga, und ihre ganze Bitterkeit war gegen die Geistlichkeit gerichtet. Die ganze Affaire in München hatte nicht die mindeste politische Bedeutung, sondern eine rein religiöse. Das ist Das, was man noch zu wenig erkannt hat. König Ludwig dichtete, nachdem er die Schwarzröcke aus seinem Lande verbannt hatte, folgendes Sonett:

Lola Montez und die Jesuiten.

Ihr habt mich aus dem Paradies getrieben,
Für immer habet ihr es mir umgittert,
Die ihr des Lebens Tage mir verbittert,
Doch macht ihr mich nicht hassen statt zu lieben.
Die Festigkeit, sie ist noch nicht zersplittert,
Ob mir der Jugend Jahre gleich zerstieben,

Ist ungeschwächt der Jugend Kraft geblieben,
Ihr, die ihr knechten mich gewollt, erzittert!

Mit dem, wie ihr gen mich seid, gibt's kein Gleichniß,
Die eignen Thaten haben euch gerichtet,
Des Undanks, der Verleumdungen Verzeichniß.

Die Wolken flieh'n, der Himmel ist gelichtet,
Ich preis' es, das entscheidende Ereigniß,
Das eure Macht auf ewig hat gerichtet! —

An einem schönen, kaltfrostigen Octobertage des Jahres 1846 kam Lola Montez in München an. Man wußte von ihr, daß sie das schönste Weib der Welt sei, schlecht tanzte, die Polizei prügle, daß sich in Paris ihretwegen Cavaliere gespießt hätten, daß sie eine irländische Schenkendirne Namens Betsey James sei und in Dublin ausgezischt worden war. Das war Alles. Aber es war genug, um den Münchener Hoftheaterintendanten zu bewegen, ihr den Eintritt auf die königliche Bühne abzuwehren. Sennora Lola Montez ging direct zum Könige, um Hilfe und „Schutz" zu suchen, ehe sie zur Reitpeitsche griff. König Ludwig war, wie alle Wittelsbacher, ein echter Enthusiast für Alles, was in Geist oder Schönheit oder Genie hervorragte: die Wittelsbacher sind in dieser Beziehung die Medici unter den Regenten Eurorопа's. Bald hieß es, Lola Montez sei die Favoritin des Königs durch ihren Geist und ihr prachtvolles Air.

Lola wurde ein wenig berauscht von ihrer raschen Carriere. Sie fing an, sich als Souverän zu geberden, aber als handgreiflicher Souverän von der Gasse. Man hörte damals in München von nichts Anderem, als von den Ohrfeigen sprechen, welche die Spanierin allen „bayerischen Unterthanen" ertheilt — ohne Rücksicht auf Rang und Stand. Sie wurde täglich einer nicht zu rechtfertigenden Ohrfeige wegen zum Gefängniß verurtheilt, und täglich wurde sie durch ein hastiges, in zornigem Tone gehaltenes Handbillet des Königs „im Gnadenwege" von der Strafe entbunden. Privatim soll der König Lola sogar ihres Muthes wegen belobt haben —!

Was Wunder, daß Lola zuletzt wirklich an eine Unfehlbarkeit ihrer rechten Faust glaubte? Sie war ja mehr als eine königliche Prinzessin, welche Letztere ebenfalls unter dem Gesetze standen. Die Backen jedes bayerischen Bürgers waren ihr allein vogelfrei gegeben! — Die Enscheidungen der Gerichtshöfe zerriß sie einfach und zertrat sie. Für sie allein gab es weder Recht noch Ansehen des Amtes. Polizeidirector Freiherrr von Pechmann, welcher dies dem Könige zu bemerken wagte, wurde im Gnadenwege verbannt. Alle Welt lachte über diese traurige Kommödie, nur — die Ultramontanen nicht. Sie hatten, ich weiß nicht wie, erfahren, daß Lola Montez sie verabscheute und den König gegen das Muckerthum stimme. Der alte, gekrönte, geniale Student folgte herzlich gern diesen Intentionen und begann damit, die geistliche übermächtige Partei seines Landes in ihren Uebergriffen zu beschränken. Eine von ihm selber dictirte Broschüre aus jener Zeit sagte: „Der König geht seinen Weg allein, furchtlos und uneingeschüchtert, denn ihn und Lola muß man für Eins rechnen."

(Schluß folgt.)

An Noris.

Halt an Du Geistessegel im stolzen Sturmeslauf,
Zieh Deine goldnen Flaggen zum Gruße freudig auf
Du bist an großer Stätte: geheiligt und geweiht
Vom Sonnenhellen Ruhme, dem hehren Preis der Zeit.

Es schimmern Noris Zinnen in Abendsonnengluth,
Ihr Haupt ist reich umwoben von heller Strahlenfluth,
Sie schaut mit stolzem Blicke hinaus in's Land so weit
Ein fester Demantfelsen im stürm'schen Meer der Zeit!

Du Kön'gin reizumwoben, in reicher Herrlichkeit
Umfängt Dich wundereigen der Sage gold'nes Kleid.
Es klang zu Deinem Preise manch Lied im Sängerwald,
Das stolz von Land zu Lande, von Stern zu Sterne schallt.

In Deinem offnen, treuen, vom Licht erschloßnen Herz
Ist Deutschland eingegraben wohl fester als in Erz.
Du trugst des Ruhmes Banner dem Zug der Zeit voran,
Die großen Todten kündens, so ruh'n zu Sankt Johann!

Geschmückt mit ew'gen Lorbeer in hoher Majestät
Ich Buch der Weltgeschichte Dein Name leuchtend steht.
Ihn löscht der Hauch des Todes, der Sturm der Zeiten nicht
Er tönt erhab'nen Klanges so lange lebt das Licht!

Du hältst in hohen Ehren den Sänger kühn und frei,
Erschließt ihm Deine Seele, giebst ihm die Hand so treu;
Du gold'ner Hort des Sanges, das gute deutsche Lied
Von Deinen Lippen tönend das heil'ge Reich durchsprüht.

Dr. Wißmüller.

Der Dir, o Noris, einst weihte
Dies Lied aus dem treuesten Herz,
Der starb nach unsäglichem Leide
Wohl auch — am gebrochenen Herz.

Doch wie er ist heimgegangen
Vom Elend gebeuget und müd
Die Sänger des Haines sangen,
In das Grab ihm ihr frommes Lied.

Und für dein vieles Bekümmern
Wischt Gott Dir die Thränen jetzt ab,
Seine Sonne, seine Sterne umschimmern
Dir freundlich Dein einsames Grab.

Mathilde Rochholz.

Charade.

Ich stehe als Schranke;
Ich laufe als Ranke;
Ich mache, daß Bücken
Dir schafft Erquicken;

Ich trag' Milchnäpfchen
Auf kleinen Köpfchen,
Die blutig sich färben,
Wenn Näpfchen in Scherben.

Druck und Verlag von J. M. Bauer. Verantwortlicher Redakteur: Fr. Monninger.

Nr. 37. Sonntag, den 17. September 1871.

Unterhaltungs-Blatt
zum
Nürnberger Anzeiger.

Eine Ziegeunerprophezeiung.

(Aus den Erinnerungen eines alten Pensionisten.)

Mensch, hinter Dir findest Du in Deinem Leben lauter Vorsehung. Warum nicht vor Dir?
Jean Paul.

Es wurde schon Vieles über jene wunderbare Sehergabe der Abkömmlinge des ältesten Volkes der Erde, der Urbewohner Indiens, die von den arischen Eroberern zu Sclaven, Parias genannt, gemacht wurden, über die Sehergabe der Zigeuner geschrieben und polemisirt. Unser aufgeklärtes Zeitalter hält es für lächerlich, an diese Sehergabe und an Prophezeiungen zu glauben, und erklärt dieselbe für Betrug, oder negirt frischweg Dinge, die es auf natürlichem Wege nicht zu erklären vermag. Dennoch aber bleibt es unläugbar, daß Zigeunerprophezeiungen mit erschreckender Wahrheit eingetroffen sind, daß Ereignisse vorhergesagt wurden, deren Eintreffen oder Nichteintreffen durchaus unabhängig war sowohl von dem Propheten als auch von Demjenigen, dem sie vorhergesagt wurden. Statt weiterer Einleitung will ich eine Thatsche aus kurz vergangener Zeit erzählen, die aus vollkommen glaubwürdigem Munde zu meiner Kenntniß kam. Ein Zeuge dieser räthselhaften Begebenheit lebt noch, und seinen Mittheilungen im vertrauten Kreise danken wir die folgenden Daten.

Es war an einem Sommerabende des unheilvollen Jahres 1848 im Szeklerlande in Siebenbürgen, als sich vor dem Dorfwirthshause mehrere Offiziere der österreichischen Armee zusammenfanden, um in Gesellschaft durch Rauchen, Trinken und Spielen über die Unerquicklichkeit der Situation hinwegzukommen. Man plauderte heiter und gemüthlich, freute sich des Tages, da man nicht wußte, was schon der nächste bringen wird. Dieses heitere Symposion wurde plötzlich durch einen Trupp Zigeuner gestört, welche mit betäubendem Lärm in das Dorf zogen. Bei den Offizieren angelangt, spielten die Musikanten der Truppe den Rakoczy und Csardas, welchen die flinken Mädchen, indischen Bajadaren gleich, mit sinnlicher Gluth tanzten. Nach dieser Production näherte sich ein altes runzliges Weib, eine Hexe in optima forma, den Offizieren, um Gaben einzusammeln; gleichzeitig bat sie die Herren, sie möchten ihr ihre Hände sehen lassen, da sie aus den Linien der inneren Handfläche Vergangenheit sowie Zukunft zu errathen verstehe.

Das Wort Zukunft übt beinahe auf jeden Menschen einen geheimnißvollen Schauer aus. Jeder möchte wohl gerne wissen, was ihm noch bestimmt, und doch hält eine innere Scheu uns ab, den Schleier zu lüften, der uns das künftige Weh sowie die künftige Freude verhüllt.

Und es ist auch ein frevelhaftes Streben, das Niemandem frommt, und dennoch können es die Menschen nicht lassen. In den grauen Zeiten des Alterthums bei Magiern und und Orakeln, im Mittelalter bei Astrologen, aus der Stellung der Gestirne, und selbst in der aufgeklärten Gegenwart bei Kartenschlägerinnen, Somnambulen, mit Hilfe des Magnetismus und anderer Mittel suchten die Menschen dem natürlichen Gange der Zeit und der Ereignisse vorzugreifen und die Räthsel der Zukunft zu ergründen.

Als das gespenstische alte Weib ihre Prophetengabe unseren Offizieren anbot, da erfaßte wohl auch diese jene innere Scheu, die uns unwillkürlich abmahnt, aber auch die Furcht, für abergläubisch gehalten zu werden, und mit Scherz und Lachen wurde die mahnende Stimme übertäubt.

Ein junger Infanterie-Hauptmann, v. D . . ., war der Erste, der der Alten die Hand hinhielt und sie spöttisch aufforderte, ihm zu sagen, wann er einen blechernen Kragen erhalten werde.

Die Alte, sichtlich erbost über die übermüthigen Scherze, welche die Herren mit ihrer Sehergabe trieben, betrachtete unter wahrhaft grauenerregenden Grimassen die ihr gebotene Hand. Nach unverständlich gemurmelten Zauberformeln schüttelte sie ihr zerzaustes graues Haupt und sagte mit feierlich ernstem Tone:

„In wenigen Monaten werdet Ihr wieder bei einem heitern Mahle vereint sein, Alle, doch von dem Hauptmanne wird nur das Houpt in Eurer Mitte weilen, der Mann aber wird Aasgeiern und Wölfen zur Nahrung dienen.“

Noch hielt die übermüthige Stimmung vor und allgemeines Lachen folgte dem gräßlichen Spruche.

Finsteren Blickes, ernste Drohung in Miene and Geberde, wandte sich die Hexe zu dem zweiten, Oberlieutenant W . . ., vom Geniekorps.

„In einem halben Jahre wirst Du schnell und schmerzlos den Tod auf dem Schlachtfeld finden. Unvermuthet wird Dich der Tod hinwegraffen und so rasch, daß Du nicht Zeit finden wirst, Deine Seele Gott zu empfehlen.“

Die Alte war mit ihren schauderhaften Prophezeiungen noch nicht zu Ende. Dem Husaren-Rittmeister S . . . ging es nicht viel besser als den früheren. Ihm ward folgendes Prognostikon:

„Deine Lebenslinie läuft länger als jene der beiden Ersten, doch auch Du wirst nur sechs Sommer mehr erleben und Kummer und Elend ist bis dahin Dein Los. Liebe und Ehrgeiz werden Dich tödten. Deine Braut wird kurz vor der Hochzeit sterben — der Kummer hierüber wird Deine Gesundheit untergraben, Du mußt das Waffenhandwerk aufgeben, und der Gram bringt Dir den Tod.“

Der Vierte war Oberlieutenant F . . .: „Hüte Dich vor Pferden, Dein Körper wird siech und Dein Geist verwirrt.“

Da schmetterte die Alarmtrompete durch das Dorf, den weiteren Prophezeiungen war ein Ende gemacht. Die Offiziere eilten zu ihren Abtheilungen, aber Scherz und Uebermuth war verschwunden, und centnerschwer lasteten auf Jedem die vernommenen Worte.

Mehrere Monate nach dieser Begebenheit war die ohnedem

nur mehr trügerische Ruhe vorüber, in Ungarn und Siebenbürgen tobte der Bürgerkrieg mit all seinen Schrecken. Zahlreich und wechselvoll waren die Kämpfe, die von der kleinen kaiserlichen Armee in Siebenbürgen gegen die von Bem geführten Insurgenten geführt wurden. Am Abende nach einem solchen Kampftage saßen wieder mehrere Offiziere, darunter unsere Freunde, im Hauptquartiere beisammen und unterhielten sich von den Ereignissen des Tages, von den Eventualitäten des strapazenreichen Feldzuges, und freuten sich bei Wein und Punsch mit dem charakteristischen Soldaten-Leichtsinne des Augenblickes, obschon der nächste Tag für manchen auch der letzte sein konnte. Da trat plötzlich ein junger Oberarzt in den Kreis der Offiziere, in der Hand hielt er einen mit einem Tuch verhüllten Gegenstand. Als er das Tuch abnahm, sahen die Freunde das vom Rumpf getrennte Haupt des Hauptmanns D... Das bluttriefende Haupt war wirklich ohne den Mann in der Gesellschaft. Kalter Schauder ergriff bei diesem Anblicke die Theilnehmer jener furchtbaren Zigeunerprophezeiung.

Der Oberarzt aber erzählte: Heute Morgen als Hauptmann D... seine Compagnie zum Sturme führte, riß ihm eine Kanonenkugel den Kopf weg, und zwar so kunstgerecht, daß selbst das Messer des Anatomen den Kopf nicht gleichmäßiger vom Rumpfe trennen könnte. Als besondere Seltsamkeit nahm ich mir den Kopf mit, um ihn als Curiosum aufzubewahren.

Wenige Tage darauf fand ein neues Gefecht statt, und an einem Zweiten bewahrheiten sich die entsetzlichen Worte der Zigeunerin! Oberlieutenant W... wurde durch eine matte Kanonenkugel ohne die mindeste Spur einer äußeren Verletzung getödtet. Rasch und schmerzlos war sein Tod.

Zwei unserer Freunde hat schon das verkündete Todeslos getroffen, aber auch an den übrigen sollte sich die gräßliche Sehergabe der alten Hexe erfüllen. Wir lassen einen der Theilnehmer und Augenzeugen die weiteren Ereignisse selbst erzählen.

Der Krieg hatte endlich ein Ende, in dem verwüsteten Lande herrschte Grabesstille, nur unterbrochen durch Haynau's Füsilladen. Die erschöpften und decimirten Truppen wurden in das Innere der Monarchie verlegt. Für uns Offiziere war nun endlich der ersehnte Moment gekommen, unsere Lieben zu sehen, von denen wir während einer beinahe zweijährigen Campagne kaum spärliche Nachrichten erhalten hatten. Und doch hatte jeder von uns in der fernen deutschen Heimat Wesen zurückgelassen, die ihn um so mächtiger heimzogen, je länger die Trennung, je näher die Gefahr gewesen, auf ewig von ihnen getrennt zu werden.

Rittmeister S..., der inzwischen zum Major avancirt war, war schon seit Jahren mit Baronesse Clara von W... in Wien verlobt, an der er mit ganzer Seele hing, die Revolution und der Feldzug hatten bis jetzt die Vereinigung gehindert, nun aber stand kein Hinderniß mehr im Wege, und brieflich wurde der Tag der Hochzeit festgesetzt.

Da auch mein Weg nach Wien führte, so begleitete ich S. dahin. In Pest angekommen, wurden wir wider Erwarten durch dienstliche Angelegenheiten, welche sich durch die bekannte militärische Pedanterie mehrere Tage hinzogen aufgehalten.

S... litt darunter ungemein. Eine verzehrende Ungeduld und eine geheime Unruhe machten ihn halb wahnsinnig. Seine trüben Ahnungen sollten sich in trauriger Weise erfüllen. Er hatte von Pest aus seiner Braut die fatale Verzögerung seiner Reise gemeldet, jedoch keine Antwort erhalten. Endlich waren wir fertig und der nächste Tag war zur Abreise bestimmt. Da kam ein Brief aus Wien an Major S... Schon das Aeußere desselben machte ihn zittern; die Adresse war von einer unbekannten Hand geschrieben, der Brief mit schwarzem Siegel geschlossen. Bleich, kaum mehr Herr seiner inneren Aufregung, riß er das Couvert endlich mit bebender Hand herab, warf einen Blick in den Brief und stürzte mit einem Wehruf bewußtlos zu Boden.

Erlassen Sie mir, die folgende Szene zu schildern; es gibt nichts Entsetzlicheres, als bei schweren seelischen Leiden eines Mannes Zeuge zu sein, als einen kräftigen, stolzen Mann weinen zu sehen.

Als S... wieder ins Bewußtsein zurückgekehrt, reichte er mir den Brief, den er krampfhaft festgehalten. Er enthielt eine blonde Haarlocke und die kurze, schmerzliche Mittheilung von Clara's Vater, Clara sei am Typhus verschieden; sie habe noch mit ihrem letzten Athemzuge seiner gedacht und gewünscht, man möge ihm, wenn sie gestorben eine Locke von ihrem Kopfe senden.

Das Weitere ist bald erzählt. S..., war und blieb gebrochen, sein Seelenleben war zerrüttet; er wurde finster und menschenscheu und suchte in beinahe wahnsinnig übertriebenem Diensteifer Vergessen seiner inneren Leiden.

Leider vergebens. Sein hastiges überreiztes Wesen aber wurde maßgebenden Ortes übel aufgenommen, und ganz unerwartet traf in das Pensionsdekret. Das war zu viel. Wie ein Tropfen den gefüllten Becher überfließen macht, so bedurfte S... nur noch dieses Schlages, um gänzlich zusammenzubrechen. Ein Nervenschlag machte seinem Leben ein Ende.

Auch der Vierte, Oberlieutenant F..., war seinem Schicksale nicht entgangen. Mehrere Jahre nach den erzählten Ereignissen führte mich wieder eine dienstliche Angelegenheit nach Siebenbürgen.

Trotz der traurigen Katastrophe, die ich miterlebt, war dennoch die Erinnerung an die Hexe von den Ufern der Maros und an ihre furchtbare Sehergabe in dem Treiben eines wechselreichen Soldatenlebens so ziemlich meinem Gedächtnisse entschwunden. Sie sollte in gräßlicher Weise wieder aufgefrischt werden, in einer Weise, daß ich zeitlebens die Nacht im Sommer 1848 nicht mehr vergessen werde, all die blutigen Schatten stiegen mit Macht wieder empor, noch überragt von dem neuen Beweise eines geheimnißvollen furchtbaren Etwas, das in das Schicksal des Menschen unentfliehbar eingreift.

Auf meiner Reise machte ich in einem kleinen Städtchen des Sachsenlandes Halt und mußte dort einige Tage auf das Eintreffen eines mir zugetheilten Transportes warten.

Im Gasthause, in welchem ich meine Abende zuzubringen pflegte, lernte ich einen Arzt kennen, der einer Privat-Irrenanstalt, die sich in der Nähe des Städtchens befand, als Eigenthümer und Leiter vorstand. Er war ein ebenso liebenswürdiger als geistreicher Gesellschafter, voll tiefen psychologischen Wissens und reicher Erfahrungen, namentlich auf dem unerschöpflichen Gebiete des menschlichen Seelenlebens.

(Schluß folgt.)

Lola Montez und die Jesuiten.

Von E. M. Bacano.

(Schluß.)

Schon 1847 verbreitete sich im Volke das Gerücht, König Ludwig habe mit Lola Montez heimlich eine Ehe eingegangen. Seine eigenen Worte deuteten deutlich darauf hin. Das wäre nun für die Geistlichkeit, welche in Lola ihre erbittertste Feindin erkannte, der schrecklichste Schlag gewesen. Sie suchte dieses Gerücht mit allen möglichen Mitteln zu entkräften. Aber es gewann täglich mehr an bestimmten Formen. Die Geistlichkeit fing nun an, nach dem Geistlichen zu fahnden, welcher die Trauungsceremonie ausgeübt hatte, um sich zu jedem Preise seines Schweigens zu versichern. Aber stündlich mehrten sich die Indicien einer geheimen Ehe auf die linke Hand. Er wollte indirekt der Welt zeigen, daß Lola alle Rechte an ihn habe. Als sie sich vergiftet wähnte, trank er vor allen Zeugen den Rest des vermeintlichen Giftes aus und rief: „Wenn keine Lola mehr ist, soll auch kein Ludwig mehr sein!“ Zu einem Modehändler, der sich gegen Lola unhöflich betragen hatte, eilte er stehenden Fußes und rief ihm zu, er möge gegen Lola die Etiquette beobachten wie gegen die Prinzessinnen, und schloß mit den Worten: „Sie sind ein Flegel!“

Als ihr einst der Intendant der königlichen Privatkasse das von ihr verlangte Geld nicht auszubezahlen wollte, begab sich Ludwig Arm in Arm mit ihr in seine Kassenkanzlei und gebot, der Dame auch ohne seinen direkten Befehl in allen Geldangelegenheiten willig zu sein. Und Lola fügte hinzu: „Und ich kann befehlen!“

Nun war es für das ganze Volk eine ausgemachte Thatsache, daß zwischen König Ludwig und Lola die Ehe vollzogen sei, und man begegnete ihr von da ab wie einer Königin im Incognito.

Nun galt es für die Ultramontanen Bayerns Sein oder Nichtsein. Vor Allem galt es, im Volk und bei den Großen die Gewißheit zu verfälschen, daß Lola die Linke-Hand-Gattin Ludwig's sei. Dazu wählte man das beste Mittel, ein wahrhaft machiavellisches Mittel: man begab sich zuerst einzeln, dann in corpore zur Audienz, und beschwor den König, von dem schlechten Beispiele und dem unsittlichen Skandale abzulassen. Eröffnete nun der König seine heimliche Ehe, so war man einer unzufriedenen Partei sicher. Hielt er am Geheimnisse, dann war Lola freigegeben allen Anathemas.

Man stellte also dem Könige zuerst vor, er habe durch seine Frivolität die Liebe des Volkes verloren. In zweiter Reihe stellte man die Rechte des Volkes auf, welches durch eine titellose Fremde tyrannisirt werde. Bei diesen Deputationen hielt sich die eigentliche Geistlichkeit noch im Hintergrunde und sandte nur ihre blinden Diener: das ganze Abel'sche Ministerim ins Treffen. Und siehe da! Der König überhörte in der liebenswürdigsten Weise die ganze Allokution, und klammerte sich nur an das Eine Wort: „Fremde“. — „Gut,“ — sagte er in seiner heiteren, epikuräischen Weise, „dann verleihe ich der Sennora das bayerische Staatsbürgerrecht und erhebe sie zur Gräfin von Landsfeld.

Nun war Gefahr im Verzuge. Das ganze ultramontane Ministerium widersetzt sich diesem Entschlusse auf's kühnste; denn in demselben was ja schon das Geständniß ausgesprochen, Lola sei die Gattin zur linken Hand des Königs. König Ludwig warnte ein letztes Mal die Diener, die sich im Schutze des bisher allmächtigen Clerus allmächtig glaubten. Sie bestanden aber auf ihrer Weigerung, und Lola fegte mit kecker Hand das ganze Ministerium weg. Ich sage geflissentlich Lola. Denn diese Regierungshandlung ging ganz unverschleiert von ihr aus. Sie diktirte den Ukas. Und sie blieb dabei nicht stehen. Am 16. Februar 1847 wurde Herr v. Abel, Herr v. Zenetti, der Graf Karl v. Seinsheim und Herr v. Schrenk entlassen. Der König hatte einen gewaltigen Schritt gethan und blieb dabei, wie gesagt, nicht stehen. Er theilte von nun an mit seiner Linken-Hand-Gattin beinahe die Wohnung. Die beiden Paläste waren durch geheime Gänge verbunden. Die Gräfin von Landsfeld arbeitete stundenlang mit dem Könige über neue Verordnungen. Sie schilderte ihm in brennenden Farben die Jesuiten und alle Nachrichten über dieselben.

Die Ultramontanen ruhten nicht in ihrem Hasse gegen ihre unversöhnliche Feindin. Die Jesuiten sandten nach den Ministern die Professoren aus: und die Professoren wie die Minister wurden von der Gräfin v. Landsfeld in die Luft gebaut.

Dr. von Lasaulx, Dr. von Phillips, Dr. von Moy, Dr. Höfler, die katholischen Theologen Dr. Döllinger, Haneberg und Stadlbauer wurden von der Gräfin von Landsfeld aus ihrem Lehramte entlassen.

Nun hatten die Ultramontanen alles Maß verloren. Den Beichtenden wurde am Schlusse der Beichte ans Herz gelegt, dafür zu beten, daß die heilige Jungfrau das Herz des Königs von der ungläubigen Lola abwenden möge! — Studirende, in Mehrzahl katholische Theologen, durchzogen die Straßen mit Vivats auf die entlassenen Würdenträger und sammelten das Volk an, welches vor dem Palaste der Gräfin von Landsfeld eine förmliche Belagerung begann mit Steinwürfen, Katzenmusiken und Geheul. Lola trat mitten in diesem Tumulte auf den Balkon, unbekümmert um den Hagel von Steinen und Wurfgeschossen, leerte auf das Wohl des Haufens lachend ein Glas Champagner und warf Bonbons unter die vor Wuth brüllende Menge, vorzüglich unter die Theologen.

Mitten in dieser Masse erschien plötzlich der König, ruhig die Tumultanten grüßend, in feinster Toilette, und verschwand in dem Palaste der Gräfin, mit der er einige Minuten später an einem der Fenster erschien.

Die Leute waren verblüfft. Dies war noch mehr als ein bloßes Anerkennen des Gerüchtes von einer heimlichen Heirat. Schweigend zog man ab.

Von nun ab aber war vom König Ludwig aus dem Ultramontanismus das Urtheil gesprochen.

Der Orden der Redemptoristen (von der Gesellschaft Jesu) wurde von Bayern abgewiesen und ihr Orden auf Altötting beschränkt.

Die Ablegung der Gelübde in den Nonnenklöstern wurde aufs strengste unter Kontrole gestellt, und den Jesuiten im Allgemeinen bedeutet, das Königreich zu meiden.

Nun aber begann die Priesterschaft ihren letzten Trumpf auszuspielen. Der Erzbischof von München-Freising warf dem Könige von Gesicht zu Gesicht vor, daß er mit einem skandalösen Frauenzimmer ein Bündniß eingegangen habe; der Erzbischof von Breslau ermahnte den König schriftlich zur Buße — id est zur Scheidung. Der Bischof von Augsburg endlich vergoß bittere Thränen vor Seiner Majestät und „schluchzte wie ein Kind.“

Oeffentlich that man noch mehr. In Kurzem war die Gräfin von Landsfeld beim Volke als Feindin Jesu bekannt, die den König dazu verführen wolle, Türke zu werden. Von

da an war sie natürlich vom Volke verurtheilt — und der König mit ihr. Was liegt auch der Parteisucht an einem gekrönten Haupte, wenn sich dasselbe dem Ehrgeize feindlich zeigt?

Der König wurde von dem Volke buchstäblich verjagt. Die Gräfin von Landsfeld rettete nur mit Mühe ihr Leben.

Sie irrte eine Zeitlang in Europa herum und ging dann nach Amerika. War sie traurig über diese Aenderung des Schicksals? Nein. Miß Menken hat es mir aus vielen Briefen der armen Lola bewiesen. Lola Montez war für keine Pombadourrolle geschaffen. Sie athmete frei auf, wieder Vagabundin sein zu können, und war es von jetzt an bis zu ihrem Tode ganz mit Leib und Seele. Sie spielte sich selber auf dem Theater der vierzehnten Avenue in Newyork in einem Stücke, welches sie selber geschrieben hatte unter dem Titel: Lola Montez in Bayern. Sie tanzte später auf allen Theatern der neuen Welt den berüchtigten „Spinnentanz“, sie hielt zuletzt moralische Vorlesungen, ja ich glaube, sie zeigte eine Zeitlang eine gezähmte Schlange. Sie jubelte förmlich auf in ihrer Freiheit. Sie soll ihr ganzes Leben hindurch die Papiere bewahrt haben, welche ihre Linke-Hand-Ehe mit König Ludwig bestätigten. (?) Aber gewiß ist, daß sie niemals von denselben Gebrauch machte — nicht einmal dann, wenn sie blutarm war. Sie verstand es eben nie, zu wuchern, sie war ein echtes, altgewordenes Kind der Landstrasse. Sie verheiratete sich in Amerika noch drei- oder viermal, ganz a la Menken. Die arme Menken, welche ihre intime Freundin war, behauptete, Lola habe einen entsetzlich schlechten Geschmack gehabt in der Auswahl ihrer Bräutigams. Ihren letzten Bräutigam, der nie ihr Gatte wurde, scheint indessen Lola Montez am allerheftigsten geliebt zu haben.

Er ertrank auf einer Wasserpartie. Lola wurde beinahe wahnsinnig. Die Schwester des Verunglückten (welcher ein schlechter Schauspieler gewesen war) nahm sie zu sich, erzog sie, als wäre sie ihr eigenes Kind, gab ihr ihren eigenen Namen, ließ sie als Minnie Montez auftreten und verschaffte ihr glücklich einen reichen Bräutigam. Sobald Minnie Montez nun eine große Dame geworden war, warf sie ihre liebevolle Pflegemutter die Treppe hinab. Von diesem Schlage erholte sich Lola Montez nicht mehr. Sie wurde krank, am halben Körper trat eine Lähmung ein, sie wurde in eine winterfrostige Hinterstube auf eine verfaulte Matratze geworfen, wenn sie klagte, riß ihr ihre Wärterin (eine irische Bäuerin) Haare aus und prügelte sie.

Mitten in diesem Jammer erinnerte sich Lola, daß sie ein Kind habe — sie hatte es bei anständigen Leuten so im vorbeigehen zurückgelassen. Wie sie den Tod herannahen fühlte, rief sie nach einem Geistlichen, dem sie die Papiere übergeben haben soll, welche ihre legitime Geheimehe mit König Ludwig bekräftigen, und dem sie auftrug, ihr Kind zu suchen.

Vor einiger Zeit tauchte in New-York plötzlich eine Edith Montez auf, welche in der „Akademy“ und der „Musikal Society“ Vorlesungen hielt, in denen sie ihre Mutter zu einer heiligen, blüthenweißen Märtyrin zu stempeln suchte. In den Freistunden lieferte diese Dame Gedichte und gestiefelt gehaltene Aufsätze in Effekt-Tages-Blätter.

Das meiste Aufsehen indeß erregte sie dadurch, daß sie als Prinzessin von Bayern auftrat und sich als legitime Tochter König Ludwigs gerirte.

Die „Gartenlaube“ brachte in letzter Zeit diese Angelegenheit in einem hübschen Aufsatze zur Sprache. Nur war der Artikel in einem prüde gehaltenen Geiste einer exklusiven Adelsdame geschrieben, welche nicht einmal Baronin sein dürfte, da sie so sehr fürchtet, durch die Berührung, mit einem übelberühmten Genie „verbürgerlicht“ zu werden.

Fräulein Editha Montez, Prinzessin von Bayern ist, wie ich aus sicheren Nachrichten weiß, eine wahrhaft geniale Person, distinguirt, liebenswürdig und schön, die nur das Unglück hat, in die Hände von Wucherern gefallen zu sein. Sie reiste, begleitet von zwei Freunden nach Europa, stellte sich dem jetzigen Könige von Bayern vor, wurde höflich abgelehnt, kehrte nach Amerika zurück und lebt jetzt von ihrem Prinzessintitel. Sie hat förmliche Sekretäre ihres Prinzessenthums, wie Carlotta Patti oder Marie Monbelli ihren Ullmann haben. Sie schreibt nicht mehr Gedichte, und nicht mehr Novellen, sie hält blos Vorlesungen für ihr Recht und gegen die Wittelsbacher. Ihre Sekretäre verwerthen Alles das in großen Anschlagzetteln. Immer aber geht das Prätendentengeschäft nicht glänzend. Einer ihrer Freunde stahl eines Tages, und behauptete, er habe es im Dienste der königlichen Prinzessin gethan. So kam sie ins Gefängniß. Aber nur noch schöner, geistvoller und sicherer kam sie aus dem Gerichtshause heraus. Sie hofft sicher darauf, einst neben dem Throne von Bayern zu stehen. Sie trägt die Beweise jener vielbesprochenen heimlichen Ehe ihrer Mutter stets in der Tasche. Sie korrespondirt mit allen Höfen Europa's, ohne auch nur eine Antwort abzuwarten. Sie lebt um jeden Preis nur auf dem Fuße eines gekrönten Hauptes. Sie ist schön, blond, dunkeläugig, liebt das Bloomer-Kostum, und überzeugt Jeden, der eine Viertelstunde hindurch mit ihr plaudert, von der Rechtmäßigkeit jener vielbesprochenen Linkenhand-Ehe.

Warum auch nicht?

Ich liebte sie, warum auch nicht,
Sie hatt' ein wunderschön Gesicht,
Ihr Mund war roth, ihr Auge klar,
Ihr Busen weiß und blond ihr Haar.

Ich liebte sie und liebt' sie heiß —
Sie gab mir ihre Schönheit preis — —
Und immer heißer liebt' ich sie.
Und heißer stets, wußt' selbst nicht wie —.

Sie brach die Treu' — warum auch nicht?
Sie hatt' ein wunderschön Gesicht;
Ihr Mund war roth, ihr Auge klar,
Ihr Busen weiß und blond ihr Haar.

Mit ihrer Schönheit Zauberbann
Fing sie sich ein den reichen Mann. —
— „Verwehter Schwur! Gebroch'ner Eid!“ —
Hell lacht dazu die schöne Maid.

Wilhelm Benneke.

Auflösung der Charade in Nr. 36:
Erdbeere (auf Rabatten).

Druck und Verlag von J. M. Bauer. Verantwortlicher Redakteur: Fr. Monninger.

Nr. 38. Sonntag, den 24. September 1871.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Eine Zigeunerprophezeiung.

(Aus den Erinnerungen eines alten Pensionisten.)

(Schluß.)

Einen Tag vor meiner Weiterreise forderte mich nun der freundliche Doktor auf, sein Institut zu besuchen, um mich von den Fortschritten der Wissenschaft auf dem Gebiete der Psychiatrie zu überzeugen. Gerne folgte ich dieser Einladung, die mir eine interessante Vermehrung meiner Erfahrungen verhieß. Ich wunderte mich nicht wenig über die Freiheit, die man den Kranken ließ, über die überall herrschende Ruhe und Ordnung, über das verständige Benehmen der Irren, kurz die ganze Anstalt glich mehr einer schweizerischen Pension als einem Hause für Geisteskranke.

Mein Doktor, der von den Kranken überall mit Achtung und Liebe begrüßt wurde, zeigte mir diese als seine leichtern Patienten, von denen die meisten nur an einer fixen Idee litten; die Störung ihres Seelenlebens war nur eine partielle, aber auch die schweren Kranken erfreuten sich einer humanen Behandlung, ganz zuletzt kamen wir zu einer eisernen Gitterthüre, durch welche man in ein kleines Kämmerchen sah, in welchem sich auf einem Bette festgebunden ein Mensch befand.

„Das ist mein schwerster Kranker, ein noch junger Mann, der von unheilbarer Tobsucht befallen ist", wandte sich der der Doktor zu mir. Sodann fragte er den Wärter, der im Zimmer des Kranken sich befand, wie sich Herr F... heute befinde.

Bei der Frage des Arztes hob der Kranke sein Haupt ein wenig in die Höhe und sah uns mit stieren glotzenden Augen an, und ich ... o Himmel, wer beschreibt meinen Schrecken — erkannte meinen ehemaligen Kameraden, den heitern lebenslustigen Oberlieutenant F...

Schreck und Entsetzen ergriff mich, und beinahe bewußtlos verließ ich das Haus der Irren.

Nachträglich erfuhr ich, daß F... mit dem Pferde so unglücklich gestürzt war, daß die heftige Gehirnerschütterung zu unheilbarem Wahnsinn führte.

Also auch der vierte Zeuge jener Prophezeiung der alten Zigeunerhexe war seinem Schicksale nicht entgangen.

Wir schließen hiemit diese Erzählung, die kein Spiel müßiger Phantasie ist, sondern wirkliche Thatschen enthält, ohne weitere Reflexionen über den geheimnißvollen Zusammenhang des Diesseits mit dem Jenseits, über jene sonderbare Macht, die Zunkunft zu enträthseln, anzustellen. Uebrigens bleiben die Worte eines Zeitgenossen Jean Paul's, des Schriftstellers Bührlen, wahr: „Ich wüßte nichts Schrecklicheres, als wenn man mir meine Zukunft voraussagte."

Goethe aber sagt: „Wir wandeln Alle in Geheimnissen. Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich Alles in ihr regt, und wie es mit unserem Geiste in Verbindung steht. So viel ist wohl gewiß, daß in besonderen Zuständen die Fühlfäden unserer Seele über ihre körperlichen Grenzen hinausreichen können und ihr ein Vorgefühl, ja auch ein wirklicher Blick in die nächste Zukunft gestattet ist.

Von den Marien-Sagen.

Das Christenthum, welches mitten in das morsche, üppige Heidengetümmel mit ehernem Tritte eintrat, welches männliche und weibliche Gottheiten stürzte, welches selbst keine Erinnerungen an alte Herrlichkeiten dulden durfte, mußte zwei imponirende Gestalten im Gefolge haben, um der alten heidnischen Lebewelt Gegenstücke zu bieten und mit gleicher Glorie aufzutreten, das verkörperte Ideal eines Mannes — Jesus, und eine Madonna — Maria. Die Frauen, die immer untergeordnet, auch noch tief gesunken waren, bedurften eines Musters, um sich emporzuraffen, aufzurichten und ihre Mission, die Mutter Natur ihnen verliehen, in würdigster Weise zu erfüllen. Verklärt erschien Maria gegenüber den heidnischen Damen; sie übte gewaltigen Zauber auf die in diesen Uebergangsperioden höher schlagenden Herzen aus. Und wollte sie keine von den bereits gewonnenen Seelen verlieren, mußte sie auch Wunder thun, und so entstand diese Unzahl von Mariensagen.

Vergleicht man alle diese Sagen, so sieht man, daß ihnen ein Grundgedanke, ein Motiv zu Grunde liegt, und zwar Ausbeutung des Glaubens. Es liegt, noch sehr viel „Heidnisches" in diesen Sagen; denn wie der Heide für seine Gebete und Verehrung vom Gotte oder der Göttin wieder Dienste verlangte — auf Gegendienste basirte ja heidnischer Gottesdienst — so verrichtete die Jungfrau Maria Wunder, um Kirchen und Opfer zu erhalten, und ebenso umgekehrt das gläubig dumme Volk recht gern sein Scherflein beitrug, um mit Hilfe Mariens Schutz gegen Hölle und Teufel, Verheerung des Eigenthums, Unglücksfälle u. s. w. zu erhalten, also reiner Gegendienst — heidnischer Opferdienst.

Die Mehrzahl der Sagen behandelt die höchst merkwürdige Begebenheit, wie Bauern oder Wanderer inmitten eines brennenden Dornenstrauches ein Bildniß der heiligen Jungfrau Maria sehen. Der glückliche Finder nimmt es dann nach Hause, und siehe! kommenden Morgens ist das Bild verschwunden, und man findet es wieder an der Stelle, wo es früher gelegen; man trägt es wieder nach Hause, und es kehrt wieder an denselben Ort und noch mehrmals sofort mit Grazie — das Wunder ist geschehen! — bis die kirchlichen Oberhirten, denen natürlich ob des Wunders Bericht erstattet worden, anordnen, daß jenes Bild an Ort und Stelle verbleibe, und der heiligen Jungfrau zu Ehren eine Kapelle auf Kosten der

mildthätigen Bewohner erbaut wurde, damit das „Bildniß darinnen ungestört sei.

Dies ist der Inhalt der meisten Marien-Sagen; nur eine weicht darin ab, daß nicht Menschen solch' ein wunderthätiges Bild auffinden, sondern Schafe, die zufällig weideten; „die Schafe und Lämmer," heißt es (mitgetheilt von Kattenbeck) „ließen sich rings um das Gestäude auf ihre Vorderfüße nieder, um dem Mirakelbilde ihre Huldigung zu bezeigen. Das machte die Hirten aufmerksam auf den verborgenen Schatz. Die Kirche selbst entstand auf dem Schlosse Altburgstall" u. s. w.

In einer Sage ist auf das trefflichste das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden: „Der Böhmer Bischof Daniel, im Rufe seines Amtes nach dem Mährerlande hinziehend, hatte im dichten Forst am Kuttenberge Weg und Pfad verloren. Ihn überfiel die Nacht. Der Diener mußte die Rosse entzäumen, den Sattel nahm der Bischof zum Pfühl seines Hauptes und entschlief im Mondenschein. Der Traum zeigte ihm inmitten des Waldes ein prächtiges Gotteshaus. Zahllose Lichter schimmerten durch die hohen Fensterbogen, Chorgesang und Orgelton hallte wieder an den Wänden. Ein Zug von Priestern paarweis, mit Kerzen in den Händen, zog aus dem nahen Kloster zum Portale der Kirche hinein, in welcher er die himmlische Gnadenmutter und St. Albert, Böhmens und Polens Apostel erblickte, so herrlich, daß, als der Bischof wieder erwachte, und das nächtliche Gesicht ihm klar geworden, er darin den Willen des Herrn des Himmels und der Erde erkannte und ihn unverzüglich ins Werk richtete, das neue Kloster, von seines Hauptes Kissen, dem Sattel, Sedletz benennend. Kloster Sedletz stand noch kein Jahrhundert, als ein frommer Mönch, Namens Antonius, sich im nahen Walde erging, um dort zu lesen und zu beten. Er hatte solches durch viele Stunden eifrig gethan. Indeß brach immer heißer, immer drückender die Mittagssonne herein. Der fromme Mönch ermattete und entschlief im wohlthätig wirkenden Schatten einer alten, weitverzweigten Buche. Er erwachte spät und sah an seiner Seite drei plötzlich emporgequollene Blumen von gediegenem Silber; sie wuchsen stolz aus dem grünen Moose. Vorher hatte er aber nicht dergleichen gesehen. Also hatte ein ungewöhnlicher Trieb der Erdkräfte dieses Wundergewächs erzeugt. Der Mönch Antonius deckte, um den Ort leichter zu finden, seine Kappe über die Blumen und meldete die Begebenheit dem Abte. Nach wenigem Graben stieß man auf reiche Silberadern, und es wurden sodann ordentliche Gänge und Stollen hergerichtet; daher schreibt es sich auch, daß die Kuttenberger Bergknappen, bis auf des großen Ottokar's Zeit, Mönchskappen trugen."

Auch aus Verirrungen im Walde oder fremder Gegend hilft die heilige Jungfrau, natürlich gegen Gründung einer Kirche oder sonstige reiche Opfergaben. Hier sei eines alten Liedes erwähnt, das in folgender Weise die Gründung der Kirche „unserer lieben Frauen Schlägel" durch Caliognus von Falkenstein, einem reichen Gutsherrn, erzählt:

Caliogus verreit sich in dem Wald,
Daraus er nicht kommen möcht' sobald,
Die Nacht auf einem Schlägel ruht,
Es traumet ihm also gut:

Er soll zu Ehren unsrer lieben Frauen
Ein Gott'shaus an diesem Orte bauen,
So wird er kommen aus diesem Wald,
Und Alles geschehen so bald.

Da bauet er das Kloster bei dem Schlägel,
Mit seiner eig'nen Hände Nägel,
Den ersten Stein selbst zugetragen;
Alldorten liegt er begraben.

Auch eine Separat-Muttergottes — man verzeihe diesen Ausdruck — erscheint in einer Sage, und zwar als die Muttergottes „von Slavonien", als solche sie sich einem Schiffer von Calabrien zu erkennen gibt und zugleich die Erbauung einer Kirche befiehlt. Daß sich aber die Muttergottes von Slavonien genannt, kommt daher: „Es wird (nach K.) gegen Corigliano über das adriatische Meer an einem Orte in Slavonien ein uraltes Muttergottesbild verehrt, welches nicht von dem Orte, wo es ist, sondern von dem ganzen Lande Slavonien den Namen behält, und das die aus Calabrien mit Mühe und Gefahr auf dem Meere zu besuchen pflegten. Solche Andacht wollte die Muttergottes wieder vergelten und die Kirchfahrten von den Gefahren des ungestümen Meeres erretten; hat also dem Antonio das Bild, wie es in Slavonien ist und sie ihm erschienen, machen zu lassen anbefohlen. Was alles vor vielen Jahren geschehen, rechtmäßiger Weise erkundigt und approbirt worden."

Diese slavonische Separat-Muttergottes erinnert an den „Durchgang der „Venus" für Ungarn".

Auch wunderthätige Kugeln gibt es, welche Maria gespendet und die, bei schweren Krankheiten angewendet, unfehlbar helfen mußten; so schreibt ein Chronist, daß er selbst anno 1680 gesehen, „da sich der Kranke in einen Stuhl gesetzt und vor der Kirche, an der Sonne angebunden worden; hernach hat ein Pater dieses Klosters, welcher schon weiß, die Kranken mit dieser Kugel zu brennen, dieselbe so gehalten, daß die Soune dem Kranken auf den Kopf durchgeschienen und damit denselben so lange gebrannt, bis er geschrieen. Alsdann hat er ihn wieder los und ledig gemacht; darauf den Kranken, wie gemeiniglich zu geschehen pflegt, ein süßer Schlaf überfallen; nachmals aber als er erwacht, ist er wieder gesund geworden. Und dieses geschieht ohne einige Ceremonien, nur allein, daß man zuvor und nachher betet."

Nun, wir wissen, wer damals — vor und nach 1680 — Chroniken geschrieben!

Das Hauptmotiv in der Sage von der Gründung des ersten Servitenklosters in Prag ist — man staune! ein Liebestrank wie im „Tristan und Isolde".

Kaiser Karl's IV. Gemahlin Anna hatte große Herzensbetrübniß, und ihre Vertraute bereitete einen Liebestrank, den Anna ihrem Gemahle zu trinken gab, vermeintlich, er werde nun in heftiger Liebe entbr-nnen; doch Kaiser Karl wurde sterbenskrank in Folge des Genusses und gelobte eine Kirche zu bauen, wenn er wieder gesund würde. Maria hörte das Gelübde wohlgefällig, machte ihn gesund, und er ließ ein Kloster erbauen — welche Wendung!

Das Merkwürdigste und wirklich Wunderbarste, wie die Sage berichtet, ist entschieden, daß Eis durch das „hitzige" und „eifrige" Gebet und gethane Gelübde glücklich zerschmolzen sei, da nämlich einst ein Schiff mit sammt Ihrer Majestät Maximilian I. im Eise eingefroren war.

Aber auch Strafen für Ungläubige gibt es, für Die, so durchaus nicht die Wunder Mariens glauben wollen: so ist ein „Unkatholischer", der in der Kirche die zu Ehren Ma-

riens brennende Kerze ausgelöscht, unterwegs „unsinnig" geworden, daß man ihn an Ketten schmieden mußte, oder „eine leichte Frau, die vom sechzehnten Jahre an mit ihrer Ehre um viele böse Pfennige handelte, und als die Gnadenmutter in dem Jahre 1012 von den frommen Christen zum siebentenmale geflüchtet worden und nicht gegenwärtig war, ermahnte sie ein frommer Mann, von dem muftigen Leben abzustehen und zu dem Frauenkirchlein Maria auf der Haida Gelübde zu thun. Höret! Diese leichte Magd gab zur Antwort: Die Mutter Gottes ist mit den Heiden geflohen, und der Steinhausen kann nicht Wunder machen. Darauf aber ließ sie alle Glieder sinken, weinte und „stunke" ein ganzes Jahr, bis fromme Priester der Sünderin zur Buße gegeben, das zerbrochene Kirchlein vom Steinschutte und allem heidnischen Unflathe zu reinigen. Sie wurde gesund und führte ein gar frommes Leben." Ein lutherischer Prediger hatte auf der Kanzel wider das Wunderbild zu Rosenthal geeifert und ist (aus Strafe!) des jähen Todes niedergefallen.

Die Bewohner des Böhmerwaldes wallfahren häufig zur „lieben Frau vom hohen Bergen"; dieses Gnadenbild stand einst am Fahrwege auf dem Hochbogen, einem Bergrand des Böhmerwaldes; ein holzfahrender Bauer den das Gnadenbild im weiterfahren etwas irrte, hieb mit dem Beile darnach und spaltete der Mutter Gottes den Kopf; augenblicklich erstarrte er und konnte nicht mehr von der Stelle. Das Gnadenbild wirkte Wunder, und die Gläubigen sangen den Vers:

Ich hab' ein Vertrauen
Zu unserer lieben Frauen
Alle Tag und alle Stund';
So geh ich nicht zu Grund!

In den meisten Sagen sehen wir Marien Wunder wirken, damit (natürlich ihr zu Ehren und Liebe) Kirchen erbaut, Meß- und Geldopfer 2c. gebracht werden. Italien finden wir am meisten als Schauplatz für die Mariensagen — sollte die Nähe Roms so befruchtend gewirkt haben?

Hier wie überall in der Lehre des Christenthums sehen wir, wie die schönsten Gedanken, reinsten Intentionen allmälig geändert, verdreht wurden, statt Göttlichen, Fratzenhaftes.

Die Kirche und die Astronomen.

Der ungeheuere Zwiespalt, welcher jetzt zwischen der blinden Gläubigkeit, die von der Kirche gefordert wird, und zwischen den denkenden Geistern besteht, deren stützender Stab als im Allgemeinen angenommen wird. Er hat eine unendlich höhere Bedeutung, als die Kirche selber ihm beilegt, wenn sie von der „bösen, bösen Welt" spricht, die sich gegen das Heiligste auflehne, aber deshalb doch nie und nimmermehr im Kampfe gegen das Letztere siegen werde. Er hat eine unendlich größere Tragweite, als ihm gewisse Philister der Wissenschaft zuschreiben, die im Stande sind, jetzt ein Buch voll der evidentesten Logik bei Seite zu legen und dann in ihren politisch-katholischen Verein zu gehen oder im Sinne des neuesten Wiener Actionscomitee's der sogenannten Altkatholiken zu wirken.

Dieser ungeheuere Zwiespalt ist keine zufällige momentane Stimmung der Geister, die ein Jahr oder ein Jahrzehent der Zukunft wieder überwinden oder beseitigen kann, sondern er ist eine für alle Ewigkeit gesetzte Grenzscheide in der Geschichte der Menschheit, deren Ueberbrückung zur Rückkehr der Geister in ihre alte Entwicklungsphase eben so unmöglich ist, als es unmöglich wäre, jene andere Kluft zwischen der griechischen und römischen Mythe und dem Christenthume wieder zu überbrücken und nochmals die Götter des Olymps aus ihrem fast zweitausendjährigen Todesschlafe zu wecken.

Ja noch mehr! Diese Grenzscheide datirt nicht aus der Gegenwart, nicht aus der jüngsten Vergangenheit, nicht aus dem laufenden Jahrhundert. Sie hat sich in dem letzteren nur fort und fort erweitert, aber aufgethan wurde die Kluft in einer uns bereits ferner liegenden Zeit, und wenn wir nach dem Beginne des Zeitalters der Vernunft fragen, so müssen wir denselben am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung suchen. Und wer waren die Männer, die im Kampfe für die wissenschaftliche Wahrheit dem blinden Offenbarungsglauben jene Niederlage beibrachten, von der er sich seither nie wieder vollständig erholen konnte? Jene Niederlage, die allen kirchlichen Wortstreit unserer Tage eigentlich nicht mehr als Kampf um den Sieg erscheinen läßt, sondern nur mehr als ein leeres Gezänke, in dem der Zorn der längst Besiegten sich noch Luft macht, was aber doch nicht verhindern kann, daß die Folgen jenes großen Sieges der Wissenschaftlichkeit Tag fur Tag mehr ans Licht treten und den Thron für die Herrschaft der goldenen Stühle mehr und mehr erbleicht, auf denen die Hierarchie thront, über deren Weisheit die göttliche Weltordnung in unermeßlicher Größe hinauswächst und zeigt, daß die Bestimmung der Menschheit nicht in der Stagnation der Geister liege.

Die Geisteshelden, denen die innerste Kraft der Hierarchie in dem Momente erlag, in dem sie noch daran dachte, ganz Europa, ja den Erdball in die Fesseln einer, jeden Fortschritt der Geister ausschließenden Theokratie zu legen, waren die Astronomen.

Der Kirche war die Erde der größte und edelste Körper im Universum, dessen Mittelpunkt. Nur hier konnte es nach ihr vernünftige Wesen, nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen geben, hier lag der ganze Zweck der Schöpfung. Außer der Erde gab es für sie nur noch den unsichtbaren Himmel, den Wohnsitz Gottes und der seligen Geister. Mit dem jüngsten Tage war der Zweck der Erdenschöpfung zu Ende und die Sterne, nichts als schimmernde Lichter, mußten vom Himmel fallen.

Es kam die Astronomie, die erhabenste Wissenschaft, die aus dem unendlichen Raume sich neue unwiderlegliche Wahrheiten geholt, die wahrhaftig im Buche des Himmels gelesen, und scheinbar ohne jeden destruktiven Zweck gegen die Kirche legte sie die neuen Wahrheiten in das allgemeine geistige Bewußtsein der Menschheit nieder. Sie erklärte und bewies: daß die Erde nicht das Centrum des Weltalls, sondern nur ein Punkt in diesem sei, der mit vielen anderen Schwesterpunkten sich um die Sonne drehe. Sie bewies, daß jene unendliche Zahl von Fixsternen am Himmel nicht nur aus leuchtenden Punkten, sondern aus Sonnen bestehe, um die sich wieder Planeten in unendlicher Zahl drehen.

Im Anfange mochten diese Wahrheiten denen selber, welche sie erforscht, nicht gefährlich für die Kirche erscheinen; im Gegentheil: sie standen mit heiligen Schauern vor der Größe des Schöpfers, den sie so mächtiger und erhabener

fanden, als ihn die menschliche Vernunft und Phantasie vorher denken oder nur ahnen konnte, und die Kirche hatte ja immer die unendliche Größe und Allmacht Gottes gelehrt. Sie unterstütze auch sogar anfangs vielfach die „erhabenste Wissenschaft". Aber jede Wahrheit ist ein Saatkorn, das fort und fort neue Keime treibt, und das für Millionen zur Quelle neuer Gedanken wird. So geschah es auch, als das Universum seine zahllosen Lichtbronnen in die Ideenwelt der Menschheit ergoß. Die Stellung der Menschen im Universum gewann eine ganz andere Bedeutung. Die christliche Offenbarung erschien nicht mehr so wie früher als der einzige große Verkehr Gottes mit den Menschen, sondern als eine Episode in der Geschichte eines einzelnen Sternes. In den unermeßlichen Räumen des Weltalls suchten die Astronomen ungekannte Gestirne mit dem Gedanken, ob doch jene Myriaden von Welten ohne alles Leben und ohne die höchsten Kleinode der Schöpfung, ohne Leben verständiger intelligenter Wesen sein könnten? Und auf Erden fanden andere Forscher in jedem Wassertropfen eine belebte Welt. Welche Ideen da entstehen, wie das Unendliche sich an dem Kleinsten klären mußte, ist begreiflich. Und welcher Riesenweg von Copernicus bis John Herschel!

Die Menschheit wird diesen Weg nie wieder zurückgehen, aber vorwärts; und wenn es denkbar ist, daß der Tag kommt, oder vielmehr die heilige Nacht, in der auf einer irdischen Sternwarte auch nur eine Figur, wie ein Kreis, ein Quadrat, kurz ein Verstandesobjekt an einem anderen Planeten unseres Sonnensystems entdeckt wird, so wird dieser Schritt mächtiger und größer in seinen Folgen sein, als jener, der von dem die Erde auf seinen Schultern tragenden Giganten Atlas bis zu Newtons Gesetz der Schwere von der Menschheit gethan wurde.

Es ist daher gewiß auch von großem Interesse, einmal kurz den Streit zwischen der Kirche und den Astronomen, der historisch bereits hinter uns liegt, zu rekapituliren.

Die Kirche hatte über dem Himmel der Offenbarung den unseren Augen sichtbaren gestirnten so ziemlich vergessen und ließ höchstens bisweilen ein naiv bescheidenes Abbild desselben in die Kuppeln ihrer Dome malen, wo sie die kleinen goldenen Gestirne in schönen regelrechten Reihen ordnete. Als 1456 Halley's Komet erschien und man fürchtete, daß sein Schweif Krankheiten, Krieg und Pestilenz auf die Erde herabschütteln würde, geschah Papst Calix III. das in alle Zukunft nicht zur Ehre seines Geistes beitragende Malheur, daß er glaubte, ihn durch Bannflüche verscheuchen zu können. Allein der ketzerische Komet sah sich dadurch nicht einmal zum Wedeln veranlaßt, ebenso wenig reiste er deshalb schneller, weil in ganz Europa die Kirchenglocken geläutet wurden, um ihn zu verscheuchen. Indeß waren nicht alle Mitglieder Kirche so negativ weise, wie der römische Pontifex, und der Cardinal de Cusa hatte ein Jahrhundert vor Copernicus, schon richtigere Ideen über das Weltall, die denen glichen, wie sie im Alterthume Philolaus, Pythagoras und Archimedes gelehrt. Causa hielt die Erde für kugelförmig, glaubte an ihre Drehung um ihre Are und an ihre Bewegung im Raume um die Sonne. Cardinal Alliacus gab 1460 sein Werk „Imago mundi" heraus, welches das Lieblingsbuch von Columbus wurde. Magellans Reise um die Welt hatte endlich die Kugelgestalt der Erde erwiesen. Endlich trat um das Jahr 1536 Copernicus auf, der sich ebenfalls noch direkt an Papst Paul III. wendete. Copernikus erklärte, er habe sein Werk sechsunddreißig Jahre für sich behalten und es endlich nur auf die Bitte des Kardinals Schomberg veröffentlicht. Das copernicanische System als allgemein bekannt voraussetzend, berühren wir hier nur, daß sein Werk im Jahre 1543 veröffentlicht wurde und der Verfasser ein paar Tage nachher starb, nachdem er ein gedrucktes Exemplar gesehen hatte. Wer weiß, wie vielen Verfolgungen ihn sein Tod entzog.

Man mag sich davon eine annähernde Idee machen, wenn man erfährt, wie es einem seiner Nachfolger, Giordano Bruno von Nola, erging. Bruno sah das Licht der Welt sieben Jahre nach Copernicus' Tode. Er wurde Dominikaner und als solcher schon wegen seiner Ansichten in religiösen oder dogmatischen Fragen als Ketzer verfolgt. Aber noch mehr lud er den Haß Roms dadurch auf sich, daß er der Verfasser eines Werkes über die „Vielheiten der Welten" wurde, daß er jeden Fixstern für eine Sonne erklärte, um welchen sich dunkle Planeten drehten. Nachdem er sich aus Italien nach der Schweiz und dann nach England geflüchtet, gab er in Oxford Vorlesungen über Kosmologie. Aber er wurde auch aus England vertrieben, in Venedig verhaftet und sechs Jahre unter den Bleidächern des Dogenpalastes gefangen gehalten. Damit war aber sein Märtyrerthum für die Wissenschaft nicht zu Ende, denn er wurde Rom ausgeliefert und nach zweijähriger Untersuchung und Excommunication lebendig verbrannt. Als sein Hauptverbrechen nahm man seine Lehre an, daß wahrscheinlich noch viele Welten bewohnt seien. Seine Ermordung durch die Dummheit und Heuchelei erfolgte in Rom am 16. Februar 1600.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Die neue Methode des Kartoffelbaus, wonach ein 100facher Ertrag erzielt werden soll, beruht auf dem Grundsatz — viel Erde und Sonne. Während bisher die Kartoffelfurchen 1 Elle breit, dagegen in der Reihe die Kartoffeln kaum 1 Fuß weit gelegt wurden, sollen dieselben jetzt einen ganzen Meter aus einander stehen, so daß auf jeden Stock 1 Quadratmeter Land kommt. Dieses wird allmählig um die Pflanze so angehäufelt, daß die Seitenreben alle mit Erde bedeckt werden und zu Tragwurzeln werden. Bei einer ersten Probe habe ich auf diese Weise von 1 Stock ca. 30 Stück große Kloskartoffeln, 30 Mittelkartoffeln und noch mehr kleine erzielt. Allerdings eine mühsamere Kultur, aber auch mit dem Häufelpflug durchzuführen und vortheilhaft, wenn der Saame gespart werden soll.

Charade.

Die beiden Ersten sind mehr als gut;
Mit der Dritten wehrt sich die Gassenbrut;
Das Ganze ist die adlige Klasse
Unter einer sonst sehr gemeinen Race.

Druck und Verlag von J. M. Dauer. Verantwortlicher Redakteur: Fr. Menninger.

Nr. 39. **Sonntag,** den 1. Oktober 1871.

Unterhaltungs-Blatt
zum
Nürnberger Anzeiger.

Die unterbrochene Hochzeit.
Eine historische Novelle.

Es war an einem heiteren Oktobermorgen, als eines jener kurzen, rundgebauten Fischerboote, die, vermittelst ihrer Form, ganz dazu geeignet sind, sich schnell und bequem nach jeder Seite hin zu bewegen, den heftigsten Sturm auszuhalten, mit einem frischen Nordostwinde die Wellen der Nordostsee durchschnitt, und ohne sich aus dem Gesichtskreise der westfrisischen Dünen zu entfernen, seinen Lauf nach Süden gerichtet hielt. Die Mannschaft des Fahrzeuges war so gering wie möglich, indem sie nur aus zwei Personen bestund, wovon die älteste, ein schon betagter Fischerknecht auf dem Vorderkastell saß und das Senkblei in der Hand hielt, bereit, um, sobald seine Erfahrung und Kenntniß des Fahrwassers ihn im Stiche lassen möchten, die Unebenheiten des Bodens zu untersuchen.

Sein Gefährte, der am Ruder stand, schien, soweit die lederne Kappe, die seinen Kopf bedeckte, seine Gesichtszüge unterscheiden ließ, noch in der Blüthe seiner Jahre zu sein, und sowohl seine Haltung, als seine Gestalt, wie auch jede Bewegung des kräftigen Armes oder der halb entblößten, sehr muskulösen Beine verriethen Kraft und Behendigkeit. Die Kleidung dieser Beiden war keine andere, als die gewöhnliche einfache Schiffertracht, und ein oberflächlicher Beobachter würde in ihnen nichts anderes gesehen haben, als Fischer, die anscheinend darauf ausgingen, ihr gewohntes Geschäft auszuüben; wer aber genauer hingesehen hätte, der würde wohl bald bemerkt haben, daß in ihrem Fahrzeuge weder ein Fischbehälter noch ein Fischnetz vorhanden waren, und daß die Gesellschaft, die sich außer den zwei Männern noch an Bord befand, eher dazu geeignet war, bei einer Fischerei hinderlich zu sein, als zu derselben mitzuwirken.

Wenigstens saß zu den Füßen des jungen Steuermannes seine junge Frau, ganz in ihren Mantel eingewickelt, und damit beschäftigt, ihrem Säuglinge die Brust zu geben, während ein kleiner kaum zweijähriger Knabe spielend neben ihr auf dem Verdecke lag, und seinen Hunger stillte, indem er abwechselnd in einen großen Apfel, den er nur mühsam in seinen kleinen dicken Händen festhalten konnte, und in ein großes Stück Brod biß, das er vom Schooße seiner Mutter nahm, und wovon er dann und wann einem rauhhaarigen Wolfshunde der größten Art, der sich mit ruhiger Gravität zu ihm niedergesetzt hatte, einen Brocken zuwarf.

Schon waren unsere Reisenden den schoorlischen Dünen vorbeigesegelt, und hatten von Ferne die Thürme der durch Grafen Dietrich II. nur aus Steinen wieder aufgebauten Ecmond'schen Abtei über die Dünen hin erglänzen sehen, schon naheten sie sich einer jener damals unbefahrenen Rheinmündungen, von denen, seitdem sich der Flugsand über sie geworfen hat, kaum noch eine Spur in einzelnen kleinen Binnenwässerchen zu finden ist, als der Steuermann zum ersten Male die Stille unterbrach, die er geraume Zeit unausgesetzt beobachtet hatte, und in einem kurz abgebrochenen Tone, der den Seeleuten eigen ist, seinen Gefährten den Befehl ertheilte, dem Segel so viel als möglich freien Wind zu lassen.

„Wir fahren schon mit gutem Winde, Nachbar Sicco!“ sagte der alte Mann, während er, nachdem er aufgestanden, so viel wie möglich sein Bestes that, dem Befehle nachzukommen; „aber es ist seit einem Augenblicke, als ob der Lappen da keinen Wind mehr fassen will.“

„Ich halte dafür,“ sagte Sicco, „daß der Wind sich ändern wird, und wir müssen die Gelegenheit benutzen, so lange er günstig bleibt.“

„Davon könnt Ihr Euch überzeugt halten, daß wir anderes Wetter bekommen,“ sagte Bren. „Diesen Morgen war die Luft längs der ganzen Dünenseite schwarz von Finken und Nebelkrähen und allerlei Zeugs, das dahin flog, als ob es von einer nordischen Hexe besessen wäre, und nun ist der Zug ganz vorüber. Sie hatten gewiß böses Wetter im Kopfe!“

Der Steuermann winkte, zum Zeichen, daß er des Gefährten Besorgniß theile, doch zugleich legte er den Zeigefinger auf den Mund, als wollte er ihm zu erkennen geben, daß es besser wäre, über diesen Punkt zu schweigen, um ihre Reisegefährtin nicht zu beunruhigen. Der alte Bren begriff diesen Wink und schwieg, sich von nun an damit begnügend, dann und wann, wenn er nach Westen blickte, den Kopf auf eine bedenkliche Weise zu schütteln, und auf die purpurgrauen Wölkchen hinzuweisen, welche, anfangs kaum sichtbar, immer mehr an Umfang zunahmen.

Es dauerte auch nicht lange, so legte sich der immer schwächer und schwächer gewordene Wind endlich ganz. Die Wölkchen, jetzt zu Wolken angewachsen, vereinigten sich, und ein grauer Nebel entzog die Sonne den Blicken der Seefahrer; keine halbe Stunde verging, so fiel schon ein feuchter Nebel auf die Gewässer nieder, und verhinderte sie, die Küste zu unterscheiden. Nur durch das Anschlagen des Wassers gegen den Kiel konnten sie, da es gerade die Zeit der Ebbe war, gewahr werden, an welcher Seite sie den Strand hatten, doch auch zugleich, daß sie sich je länger, je mehr davon entfernten.

Der Nebel hielt einige Stunden an. Ein Theil derselben wurde zum Einnehmen eines einfachen Mahles verwendet, worauf die besorgte Mutter sich mit ihren Kindern in die Kombäje (Schiffsküche) begab, und das jüngste auf ihren Knien in Schlaf schaukelte; der ältere Knabe streckte sich, um wärmer zu liegen, auf den treuen Hund nieder, der unbeweglich liegen blieb, und bald verkündete auch sein regelmäßiger Athem, daß er dem Beispiele seines Brüderchens gefolgt war.

Endlich fühlte Sicco, der Steuermann, ein schwaches Lüftchen, das ihm durch die Locken spielte; der alte Bren bemühte sich, das Segel wieder aufzuziehen, und mit Freude bemerkten Beide, daß es dem stärker werdenden Winde gehorchte. Aber ach! ihre Freude verwandelte sich in Besorgniß, als sie, erst schwach, und dann näher, einen eintönigen Gesang vernahmen, wie Bootsleute ihn erheben, wenn sie die Anker aufwinden; und darauf, durch die lichten Oeffnungen, welche der Wind in den Nebel riß, Formen von Masten und Fahrzeugen erblickten, die abwechselnd hinter vorbeischießenden Dünsten an den Tag kommend und wieder verschwindend, ihnen anfangs wie phantastische Erscheinungen, ja, wie die Traumbilder einer wirren Phantasie vorkamen. Aber bald war die traurige Wirklichkeit sichtbar. Der Nebel rollte stäubend über die Oberfläche der Wellen hinweg, und die Strahlen der Abendsonne, die See von Neuem erhellend, boten ihnen ein Schauspiel dar, welches, wie herrlich und prächtig es auch an und für sich war, in ihrem Herzen nur Schrecken und Bestürzung zu Wege bringen konnte.

Von allen Seiten, wohin sie das Auge wendeten waren sie plötzlich von Fahrzeugen umringt, die an Größe verschieden, aber auch gut bemannt waren, und unter einander wetteiferten an Zierlichkeit des Baues und an Pracht der Ausrüstung. Es gab unter diesen Schiffen kein einziges, das nicht am Vorder- oder Hintersteven mit künstlichem Schnitzwerk überladen und mit kostbarer Vergoldung überdeckt gewesen wäre, die funkelnd in der Abendsonne glänzte, und mit schön gearbeiteten Figuren prunkte. Hier sah man gewappnete Helden oder Heilige, die zu leben schienen; dort Seeweiber oder Ungeheuer und Centauren, wie in den Mythen der Alten; weiterhin Raubvögel oder Wölfe und Stiere, mit erhobenem Halse und ausgestreckten Pfoten, die, wenn der Wind darein spielte, das Geschrei oder Gebrüll lebender Thiere nachahmten; auf einigen waren die Segel mit lebhaften Farben bemalt, oder selbst allerlei Lachen erregende Bilder mit der Nadel darauf dargestellt; zierliche Zelte aus kostbaren Stoffen verfertigt, wo jeden Augenblick reichgekleidete Edelknaben mit leeren Krügen herauskamen, oder mit gefüllten wieder hineingingen, erhoben sich auf dem Verdecke. Aus diesen Zelten hörte man dann und wann fröhliche Gesangstöne und lautes Lachen erschallen, ein Beweis, welch fröhliches Fest man darin feierte; längs dem Gangbord sah man Schildknappen, fleißig damit beschäftigt, die mit Kreuzen bedeckten Schilde, oder die Panzerhemden ihrer Herren trocken zu reiben, und Sorge zu tragen, daß die gefallene Feuchtigkeit keine Rostflecken darauf zurücklassen möchte. — Was das Schiffsvolk betraf, so hatte es schon überall die Anker gelichtet und war nun beim Takelwerk oder mit den Kabeltauen beschäftigt, und Segel bei Segel standen schon ausgespannt da, und schwollen klatschend auf bei dem zunehmenden langersehnten Winde. Es war ein fröhliches herrliches, ein bezauberndes Schauspiel; aber, wie wir bereits gesagt, es war dies nicht für unsere westfriesischen Bootsleute, den an den schwarzen Raben, an dem Wolf oder Geier, die auf mancher Standarte blinkten, an den flatternden Wimpeln, welche die schreckenerregenden Gestalten von Seeschlangen oder Feuer speienden Drachen hatten, — aus diesem Allen hatten sie erkannt, daß sie unter eine Abtheilung der gefürchteten Normannen gerathen waren, deren Anführer auf den Namen von Seekönigen Anspruch machten, bei welchen kein Schutz zu finden, keine Gnade zu erwarten war. Was die Küste betraf, so konnten sie nur mit genauer Noth im Osten die schwach von der Sonne erleuchteten Sanddünen unterscheiden. Die beiden Westfriesen sahen einader mit sprachloser Niedergeschlagenheit an, obgleich der Eindruck auf Beide gleichzeitig stattfand, so war doch die Einwirkung verschieden. Der alte Bren, der gerade beschäftigt war, das Segel dichter anzuziehen, fühlte die Kniee unter sich zusammenknicken; er murmelte zwischen den Zähnen ein ängstliches Gebet her; das Tau, welches er fest hielt, entglitt seinen zitternden Händen, und das losgelassene Segel flatterte lautklatschend gegen den Mast auf.

Sicco, obschon er sich entfärbte, bewies doch schon auf der Stelle durch die That, daß sein fester entschlossener Muth ihn in der Gefahr nicht verließ. Durch eine schnelle Bewegung des Ruders verbesserte er die schnelle Richtung, welche die Bestürzung seines Gefährten dem Boote gegeben hatte; zugleich schaute er mit einem Adlerblicke um sich her, ob es nicht irgend ein Mittel gebe, den ihn umringenden Schiffen zu entwischen, und darauf lautete sein zwar mit halbgedämpftem, aber doch deutlichem Tone gegebener Befehl: „Halt' das Focksegel aus! Wir müssen durch die zwei größten hindurch, ehe sie uns an Bord kommen.“

Bren, der sich seines Taues wieder bemächtigt hatte, vollzog schnell den gegebenen Befehl, und Sicco, schnell das Ruder wendend, so, daß das geschwollene Segel auch nicht einen Hauch des Windes verlor, ließ das Fahrzeug vogelschnell über die schäumenden Wogen dahin fliegen. Aber sein Versuch, wie gut er ihn auch überlegt hatte, blieb doch eitel; man hatte ihn an Bord der normannischen Schiffe entdeckt, und die durch ihn gemachte Bewegung vorher gesehen. Ein langes, schnellsegelndes Fahrzeug kam quer gegen ihn heran und drohte, ihn zu übersegeln, und während er, um dieser ersten Gefahr zu entgehen, genöthigt war, beizuhalten, sah er sich durch eine bewaffnete Macht der normannischen Schiffer den Rückzug abschneiden; eine Menge Pfeile flogen dem Sicco schwirrend um den Kopf, einer davon blieb im Ruder stecken, ein anderer nagelte die Hand des alten Bren am Maste fest. In diesem Augenblicke steckte Sicco's Frau, durch den Schmerzensruf des alten Bren und Lärm erschreckt, den Kopf aus der Schiffsküche heraus, und fragte, was zu thun wäre?

„Hinein, Tetta!“ rief ihr Mann. „Lasse Dich nicht sehen und verbirg schnell Deinen Ohren- und Halsschmuck. Halt den Hund drinnen, er kann uns jetzt von keinem Nutzen sein. Wir sind unter die Seeräuber gerathen, und nur Ruhe und List können uns retten.“

Sie gehorchte, aber welche Feder ist im Stande die Angst und Gefühle zu beschreiben, die das liebende Mutter- und Gattenherz erschütterte! Schon mit den fürchterlichen Gedanken befaßt, lieber mit den theuren Pfändern treuer Gattenliebe in der Tiefe des See's ihren Tod zu suchen, als sich der Gewalt der Seeräuber zu ergeben, warf sie sich auf die Kniee, Gott um Hilfe und Rettung zu bitten.

Sicco warf nun einen düstern Blick auf seinen Gefährten, der, nachdem er den Pfeil aus der Wunde gezogen hatte, ohnmächtig vor Schmerz auf dem Verdecke niedergestürzt war. Alle Hoffnung, den Feinden durch Segeln zu entkommen, war vorbei, und hätte er dies auch gekonnt, so hätte die feindliche Rotte, die ihn verfolgte, durch die Verwirrung des Augenblicks zu viel Vortheil über ihn gewonnen. Er sah sich also, er mochte wollen oder nicht, genöthigt, beizuhalten.

und ehe man noch kaum Zwanzig hätte zählen können, waren schon sechs Normänner zu ihm ins Schiff übergesprungen.

Die Kirche und die Astronomen.

(Schluß.)

Nachdem hierauf Lord Bacon sich in ziemlich alberner Weise in einer absprechenden Kritik des copernicanischen Systems geübt, nahm der Engländer Hilbert die Ansichten des Copernicus an, Milton setzte im „Verlorenen Paradiese" die Wahrscheinlichkeit dieses Systems auseinander und die Lehre machte täglich neue Convertiten.

Endlich erfand 1608 der Holländer Lippershey das Teleskop und Galileo, davon hörend, konstruirte im folgenden Jahre ein zweites. Letzterer entdeckte damit die Mondgebirge und sah zahllose Fixsterne, die vorher kein menschliches Auge gesehen. Das war natürlich kein Gewinn für die alte Lehre, daß jene Körper nur geschaffen seien, um die Nacht zu erleuchten und daß das Universum nur eine menschliche Bestimmung habe. Galileo wurde sofort der Gottlosigkeit beschuldigt. Am 7. Jänner 1610 entdeckte er drei der Satelliten des Jupiter und ein paar Tage später den vierten. Die Astronomen bemerkten sofort, daß dieser Planet eine Miniatur-Darstellung der Ideen des Copernicus bezüglich des Sonnensystems darbiete und nahmen die Entdeckung mit Freude auf; die kirchliche Partei hingegen sprach von optischer Täuschung, ja sogar von vorsätzlichem Betrug (!), von Gotteslästerung. Galileo setzte seine Entdeckungen am Saturn und an der Venus fort. „Wenn die Lehre des Copernicus wahr ist," sagten seine Gegner, „so sollte der Planet Venus Phasen zeigen gleich dem Monde." Das Teleskop Galileo's fand diese Phasen wirklich.

Im Garten des Cardinals Bandini zu Rom zeigte Galileo 1611 öffentlich die Sonnenflecken und 1613 erklärte er in einem Schreiben an den Abbee Castelli, daß die heilige Schrift nicht als eine wissenschaftliche Autorität gemeint sei. Jetzt donnerten die Dominikaner von den Kanzeln gegen ihn und bald ward Galileo nach Rom vor die Inquisition citirt. Er wurde angeklagt, gelehrt zu haben, daß die Erde sich bewege, daß die Sonne stille stehe und daß er versucht habe, diese Lehre mit der Schrift zu versöhnen. Das Urtheil des blöden geistlichen Gerichts war, daß er diesen „Ketzereien" entsagen müsse und sie nie wieder lehren dürfe. Im Weigerungsfalle drohte ihm zunächst der Kerker. Sich an Bruno's Flammentod erinnernd, leistete Galileo den Widerruf und gab das Versprechen. Das that die Kirche für die Wissenschaft, die unfehlbare, alleinseligmachende, unter dem steten Einflusse des heiligen Geistes stehende Kirche! Die Inquisition verdammte das copernicanische System fort und fort, verbot die Briefe Galileo's, Kepplers Auszug der copernicanischen Theorie und das Werk des Copernicus. Wir wissen heute, was das nützte!

Während man in Rom verdammte, glaubte man schon insgeheim. Deshalb ließ Papst Paul V. Galileo vor sich kommen und sprach mit ihm auf das wohlwollendste. Bei dem folgenden Papste Urban VIII. hatte Galileo sechs Audienzen, erhielt päpstliche Geschenke und das Versprechen einer Pension für seinen Sohn. Das Wort: „Und sie bewegt sich doch!" hat nicht Galileo ausgesprochen, sondern die ganze Intelligenz seiner Zeit rief es. Deshalb wagte es der Forscher endlich 1632 sein Werk: „Das Weltsystem" herauszugeben und darin die Wahrheit der copernicanischen Lehre festzustellen. Das war der Bruch eines ihm von der scheußlichen Inquisition abgezwungenen Wortes, und diese wachte über ihre Sclaven.

Der alte kränkliche Mann wurde im Februar 1633 gezwungen, in Rom sich den geistlichen Henkern zu überliefern, die sich seine Richter nannten, wie leider so oft schon die Weisheit einem bornirten Gerichte verfiel. Galileo war in einsame Haft gesetzt und erst als dies den Geist des großen Denkers fast zerstört hatte, durfte er im Hause des toscanischen Gesandten sein weiteres Gefängniß sehen. Im Bußgewand mußte er am zweiundzwanzigsten Juni den Spruch der Dummheit und Heuchelei entgegennehmen. Und wieder hieß es: „Abschwören!" Abschwören die mathematische Wahrheit! Dem Himmel sei dafür gedankt, daß es wahr ist: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!" Und doch wurde er zum Gefängniß verurtheilt, nicht auf eine bestimmte Zeit sondern so lange es der Inquisition belieben würde, seine Werke wurden durch öffentliches Edikt verboten und ihm befohlen, drei Jahre lang, o Blasphemie! ein Mal in jeder Woche die sieben Bußpsalmen herzusagen. Man ließ Galileo vor den versammelten Cardinälen auf die Kniee fallen und mit der Hand auf dem Evangelium die Wahrheit abschwören. Er ward dann wieder in das Gefängniß der Inquisition gesetzt, alle Personen, die sich am Drucke seines Werkes betheiligt hatten, wurden bestraft und alle Universitäten wurden durch Vorlesung dieses Urtheiles gleichsam entweiht.

In Florenz mußten die Anhänger Galileo's zugegen sein in der Kirche Santo Croce, um Zeugniß des an ihm begangenen himmelschreienden Unrechts abzugeben. Endlich wurde er in seinem Hause zu Arcetri eingesperrt, wo ihm seine geliebte Tochter starb und er in völlige Schwermuth verfiel. Die Erlaubniß, nach ärztlichem Rathe nach Florenz zu gehen, schlug ihm die Inquisition fünf Jahre lang ab. 1627 erblindete der unglückliche Weltweise, und kurz darauf wurde er völlig taub. Die kirchliche Rache war raffinirt genug, jetzt dem Blinden zu gestatten, seine Freunde zu sehen, nachdem er nicht mehr sehen konnte. Im Januar 1642 endlich starb der Gefangene der Inquisition, im siebenundachtzigsten Altersjahre. Man bestritt ihm das Recht, einen letzten Willen aufzusetzen, man versagte ihm geweihte Erde zur Ruhestätte. Als ob nicht die ganze Erde als Werk Gottes höher geweiht wäre, als dies durch Menschenhände geschehen kann! Der Papst verbot es auch, ihm in der Kirche St. Croce ein Denkmal zu setzen. Heute ist trotzdem Galileo's Name in aller Welt Munde. Das ist die päpstliche Unfehlbarkeit!

Nach Galileo verdient zunächst Kepler genannt zu werden, der an dem Glauben festhielt, „daß eine physische Zwischenverbindung zwischen den Theilen des Sonnensystems da sein müsse." Kepler hatte den Muth, gegen Roms Tyrannei energisch zu protestiren. Die philosophische Bedeutsamkeit von Keplers Entdeckungen wurden anfangs von der Kirche gar nicht verstanden. Sie stellten namentlich fest, daß die Welt nach Gesetzen regiert werde, nicht nach einem wechselnden göttlichen Willen.

Nach Kepler ist zunächst der Geistesriese Newton zu nennen, der im April 1686 seine „Principia" der königlichen Gesellschaft überreichte. Dieses unsterbliche Werk legte

nicht nur den Grund der physikalischen Astronomie, es führte auch den Bau derselben sehr weit seiner Vollendung entgegen. Es entfaltete die mechanische Gravitation auf dem Prinzip, daß alle Körper streben, sich einander zu nähern mit Kräften, gerade wie ihre Massen, und umgekehrt wie die Quadrate ihrer Entfernungen.

Wir wollen uns indeß mit den Theorien und wissenschaftlichen Entdeckungen nur so weit befassen, als sie von einer Gegenaktion der Kirche betroffen wurden. Gegen Newton war der Widerstand der Kirche bereits nahezu machtlos. Es war bereits jene Zeit eingetreten, die heute noch fortdauert. Glaube und Wissenschaft waren jedes eine Macht für sich. Die Kirche vermochte es nicht mehr, die Resultate großer Denker zu annulliren, die Letzteren aber gaben die Resultate ihres Forschens um der Wahrheit willen, nicht aber aus Opposition gegen die Kirche. Schmälerten die neuen Wahrheiten die Macht der Kirche, so war es eben die Schuld der letzteren und nicht die großer Forscher. Keine sogenannte göttliche Offenbarung hatte die Menschheit auf den Werth der Wissenschaft hingewiesen, aber Himmel und Erde lagen vor ihren Blicken ausgebreitet und wer konnte sie ausgebreitet, wer der Menschheit Verstand und scharfe Sinne gegeben haben, als Gott? Die Kirche lehrte nach einer Offenbarung, die sie vor mehr als anderthalb Jahrtausenden empfangen haben wollte, die Wissenschaft aber nach einer Offenbarung, die sie täglich empfing. Wessen Quellen mußten sonach als die besseren, als die verläßlicheren erscheinen?

Der Kirche blieb endlich den mathematischen und Erfahrungswissenschaften gegenüber nichts übrig als resignirt die Hände in den Schoß zu legen. Es umgab sie, die wunderreiche, eben nur eine Wunderquelle mehr und sie glaubte ja, Gott der heilige Geist selber leite sie. Das mußte sie trösten! Sie hatte ja die Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes fortwährend proclamirt. Was sollte sie forschen? Ihr war jede neue Wissenschaft Sünde gewesen und sie lebte so gern in der frommen Unthätigkeit, die der milde Himmel Italiens begünstigte. Freilich war die Wissenschaft eine hartnäckige und glückliche Gegnerin. In der Kirche entstand ein Schisma nach dem andern und stets blieben ketzerische Ideen zurück. Die Wissenschaft hat auch eine Art Ketzerthum, aber dieses bleibt nicht, es ist nur ein momentanes Unverständniß kleinerer Geister, das der Einsicht größerer Geister so unbedingt und natürlich weichen muß, wie die Finsterniß dem Lichte. Zwar hat jüngstens ein Engländer gewettet, daß die Erde keine Kugel, sondern eine Fläche sei, aber derlei Schrullen sind das Privilegium englischer Narren, die für eine Pension in Bedlam zu harmlos sind.

Die Kirche weicht nicht zurück, aber ihre Gläubigen glauben ihr nicht mehr in Fragen der Wissenschaft: die Wissenschaft hingegen schreitet rastlos vor und ihre Jünger mehren sich, wie ihre Tempel, die Schulen. Sie erweitert ihre Sätze fortwährend und anstatt Widerstand zu finden, wie die Kirche gegen neue Dogmen, findet jede neue wissenschaftliche Wahrheit den Beifallsjubel der Welt. Es handelt sich nicht mehr um einen Kampf, der den Sieg entscheide, sondern der Sieg liegt weit hinter uns, die Wissenschaft befestigt nur täglich ihre stille Herrschaft, die nicht auf Zwang, sondern auf Einsicht beruht. Die Grenzscheide ist unabänderlich fest gesetzt, wir leben bereits im Zeitalter der Vernunft.

Der eigentliche Schluß der geistigen Herrschaft der Kirche fiel, wie neuerlich ein großer Denker nachwies, schon mit dem Pontifikate Nicolaus V. zusammen. Seit jener Zeit gehört das Scepter einer andern Macht. In allen Richtungen wurde die Natur erforscht, das Buch ewiger Offenbarung. Mathematik, Physik, Chemie, Anatomie, Medizin — das wurden Ketzer, die man auf keinen Scheiterhaufen senden konnte. Endlich gewann die Wissenschaft auch ihre Concilien und Synoden, die gelehrten Gesellschaften, die Wanderversammlungen. Das Professorenthum ward zum Prophetenthum der Wissenschaft und es lieferte wohlgeprüfte Propheten. Wer eine neue Wahrheit verkünden wollte, mußte sie beweisen, durfte aber nicht sich auf eine wunderbare Erscheinung berufen, die ihm insgeheim geworden sei. Die Wissenschaft glaubt nur solchen Geistern, die sie stündlich citiren kann.

Die Journalistik endlich vertrat in der Wissenschaftswelt die Stelle der Bienen und Schmetterlinge in der vegetabilischen Natur. Sie naschte überall von dem Honig der Wahrheit und trug den Blüthenstaub auf ihren Flügeln, den Zeitungen, an Millionen Orte, wo er zu neuen Befruchtungen führte. Sie führt nicht voluminöse Bände mit sich, wie die Schule, aber sie regt an, und ein Gedanke in der geistigen Welt erzeugt Tausende. Das Harmonische wissenschaftlicher Ideen überzeugt da schon, wo man sich nicht die Mühe nehmen kann, jeden einzelnen Ton zu prüfen. Und das Gefühl, mit dem uns eine positive Wahrheit erfüllt, hat eine wunderbare Kraft. Es trifft zusammen mit der Stimme des Gewissens, diesen unsichtbaren, aber deutlich fühlbaren Gesetzestafeln Gottes in uns, und dadurch entwickelt sich Etwas, das der elektrischen Kraft ähnlich ist und jeden Widerstand niederwirft. Wir fühlen, daß wir auf dem Wege sind, den uns die göttliche Weltordnung, der erhabene Plan der Gottheit mit der Menschheit angewiesen, und dann ruft uns vergebens eine andere Macht zu, deren Wirkung der Vergangenheit angehört: „Gott sei nur hinter uns!“ Unser Bewußtsein antwortete: Gott war immer mit uns, er ist es auch heute, er ist der Schöpfer der Vernunft und er führt die Menschheit mit dieser einer neuen Zukunft entgegen.

Charade.

Die Erste stellt ein Zeichen euch dar,
Geflohn von allen Menschen zwar,
Und doch von Jedem noch erreicht,
Sei's, daß er rennet oder schleicht.

Die andre Silbe ist ein Stück,
Bald lang, bald kurz, bald dünn, bald dick,
Am besten, wenn es liegt am Topf,
Am schlimmsten, fliegt es an den Kopf.

Das Ganze rühret sich im Land,
Du leihst ihm dazu Fuß und Hand,
Wirft Alles unter und über sich,
Und macht das Land dadurch ordentlich.

Auflösung der Charade in Nr. 38:

Edelstein.

Druck und Verlag von J. M. Bauer. Verantwortlicher Redakteur: Fr. Ronninger.

Nr. 40. Sonntag, den 8. Oktober 1871.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Die unterbrochene Hochzeit.

Eine historische Novelle.

(Fortsetzung.)

„Was bedeutet diese Unverschämtheit?" fragte einer von ihnen, der über die andern ziemliche Gewalt auszuüben schien. „Warum kehrtet Ihr nicht augenblicklich um? Glaubt Ihr, daß wir unsere Zeit damit verlieren wollen, auf die Nußschale eines erbärmlichen Fischers Jagd machen zu wollen?"

„Ei!" antwortete der Westfriese in einem freimüthigen Tone, „darum gerade fuhr ich meines Weges, weil ich nicht dachte, daß Ihr irgend Werth auf die Nußschale eines erbärmlichen Fischers setzen würdet."

„Nicht so viel Geschwätz," fuhr der Norman in barschem Tone fort; „eine Antwort der Wahrheit gemäß will ich jetzt von Dir hören, wenn Du die Sonne noch einmal willst untergehen sehen. Woher kommt Ihr?"

„Von der westfriesischen Küste," antwortete Sicco.

„Und wohin geht Eure Fahrt?"

„Das wird von Euch abhängen," gab der Gefragte in eben so ruhigem Tone zur Antwort.

„Treibst Du Deinen Spott mit uns, Du Höllenkind? — Aber doch, Du hast Recht, Du Erdenwurm, denn es hängt von uns ab. Kennst Du die Untiefen und das Fahrwasser nach der großen Rheinmündung bei Katwyk?"

„Mein Kamerad," sagte Sicco, „der dort liegt, kennt sie alle."

„Hei! ho!" rief einer der Normanen, den alten Bren stoßend. „Auf die Beine! Hilf uns fort!"

„Ei was!" nahm der Anführer wieder das Wort. „Ihr schaukelt Euch hier nicht umher, ohne das Fahrwasser zu kennen! Nimm Dein Senkblei und mach', daß wir vor dem Morgen die Rheinmündung ohne Schaden passirt haben, so soll noch ein gutes Trinkgeld für Dich abfallen."

Ein kalter Schauder durchlief Sicco's Adern beim Anhören dieses Befehles. Er bedachte sich einige Augenblicke.

„Und," sagte er, „wenn ich mich nun weigerte, Euer Verlangen zu erfüllen?"

„In diesem Falle sollen dann die Fische ihre Abendmahlzeit von Deinem Leichname halten," versetzte der Norman.

„Wir werden sehen," erwiderte Sicco, die Achsel zuckend.

„Es ist Dir gerathen!" sagte der Erstere, einen Blick auf die Schiffsküche werfend. „Aber wie nun? Was regt sich dort in der Kamböse? Habt Ihr noch mehr Leute an Bord?"

Der Norman hatte Tetta entdeckt, welche, ihre beiden Kinder fest an ihre Brust gedrückt, in der Schiffsküche, von ihrem Mantel verhüllt, in tödtlicher Angst saß. Er bückte sich um hineinzugehen, zog aber den Kopf zurück und trat einen Schritt rückwärts, als er die zwei funkelnden, auf ihn zum Empfang gerichteten Augen des großen Wolfshundes sah, der, schon bereit, ihn anzufallen, nur mit Mühe durch seiner Herrin Geflüster: „Still, Wolf! Hier, Hund!" zurückgehalten wurde.

„Das ist mein Hausgesinde," sagte Sicco, während sein Herz sich krampfhaft zusammenzog bei dem Gedanken an die Gefahren, welche seine kostbarsten Güter bedrohte.

„Es scheint ein Bettlertrupp zu sein!" sagte der Norman, indem er sich mit einem Blick der Verachtung umkehrte. „Aber nun vorwärts. Aufgepaßt! Uns den rechten Weg gezeigt!"

Sicco, welcher wohl einsah, daß er für den Augenblick nichts thun konnte, machte sich bereit, den Befehl des Anführers zu folgen. Zwei der Normanen stellten sich auf's Verdeck, um den alten Bren zu ersetzen, der nachdem er sich mühsam aufgerafft hatte, nach der Schiffsküche gekrochen war und dort, so gut er konnte, seine Wunde verbunden hatte. Der Anführer stellte sich neben das Ruder, Sicco nahm das Senkblei zur Hand, und die übrigen Seeräuber streckten sich im offenen Raume des Bootes aus, das Fahrzeug segelte nun nordwärts langsam hinauf, der hinten nachkommenden Flotte den Fahrweg zeigend, auf den sie folgen sollte.

Was in Siccos Gemüth vorging, während er gezwungen war, den Seeräubern den ihm abgenöthigten Dienst zu leisten, läßt sich schwerlich beschreiben; der Verfolg unserer Erzählung wird noch deutlicher zeigen, wie lästig und schwer die ihm aufgedrungene Arbeit drücken mußte. Der Endzweck des seeräuberischen Zuges war ihm schon bald aus den Gesprächen der sich an Bord befindenden Kriegsleute ganz klar und bekannt geworden. Der Seekönig der den Befehl über die Flotte führte, hatte erfahren, daß der Graf von Holland seinen Sohn, Dietrich mit einer sächsischen Prinzessin verheirathe, und daß die letztere schon den erhaltenen Berichten gemäß die Reise zu ihrem Bräutigam bereits angetreten habe und daß die Absicht der Bande nun diese war, eine Landung in Holland auszuführen, um sich der fetten Beute zu bemächtigen, welche dort bei Gelegenheit der Hochzeitsfeierlichkeiten zu machen sein würde.

Die einzige Hoffnung, die Sicco, der aus verschiedenen Ursachen das Mißlingen der Unternehmung seiner Begleiter wünschen mußte, war die, daß man die Flotte, die den seeräuberischen Plänen unterworfen war, noch bei Zeiten von der Küste aus entdecken und geschickte Maßregeln ergreifen werde, um sich in gehörigen Vertheidigungszustand zu setzen. Er trug daher auch Sorge, unter dem Vorwande, daß an dieser Stelle, viel Sandbänke wären, nur so langsam wie möglich voran zu kommen.

Schon bald bedurfte er dieses Vorwandes nicht länger; der Wind fing an, sich noch mehr zu wenden, und eine schwere Bank setzte sich gegen ihn aus Nordwesten am Himmel an. Es dauerte nicht lange, so entluden sich die Wolken in einem

gewaltigen Regen, mit schwerem Hagel vermischt. Die Sonne war schon untergegangen, und das Zwielicht der kurzen Herbstdämmerung erblich je länger je mehr. Nur dann und wann konnte man durch die riesenhaften Wolken hindurch das einsame Licht des Polarsternes oder den funkelnden Glanz des großen Bären unterscheiden; aber je mehr es Nacht ward, desto mehr bewölkte sich auch der Himmel, und desto höher und länger wurden die aufgeregten Wogen. Der Wind nahm immer mehr an Heftigkeit zu und in der Ferne rollten Donnerschläge über die Oberfläche der Gewässer hin. Manchmal, wenn der Schein des Blitzes den Umkreis des Fischerbootes erhellte, sah man, wie der Kiel, und ein Theil der Masten der normanischen Schiffe hinter den gleichsam steigenden Fluthen verschwanden, wie das Bugspriet mehrmals in dem brausenden Schaume untertauchte, und schwere Sturzwogen das Verdeck überströmten. Schon überall hatte man die Segel eingezogen, nur Sicco's Boot hüpfte noch mit halbeingezogenem Segel auf dem Rücken der empörten See dahin.

„Sollen wir nicht ganz das Segel streichen?" rief der Norman, der am Ruder stand, dem Sicco zu.

Dieser aber, der seit geraumer Zeit mit übereinander geschlagenen Armen das Wetter beschaut hatte, war ganz verschiedener Meinung und sagte:

„Das Boot kann es noch lange aushalten, es ist breit und platt und fürchtet einen Rückwind nicht."

„Es ist möglich," fuhr der Anführer fort, „aber wir entfernen uns von der Flotte. Ich sage nochmals: streich alle Segel! Wer hat hier zu befehlen, ich oder Du, Du Höllenkind?!"

„Das werden wir gleich sehen!" sagte Sicco, und schnell wie ein Blitzstrahl sprang er nach dem Vorderkastell hin, wo die zwei dort aufgestellten Normanen bereit waren, den Befehl ihres Anführers zu vollziehen. Ohne zu zögern oder ein Wort zu sprechen, gab er dem Einen von ihnen mit seiner starken Faust einen Stoß, der ihn von dem platten Verdeck über Bord warf; und ehe der zweite im Stande war, sich zur Wehre zu setzen, hatte ihn Sicco bei der Brust gefaßt, und ihn seinem Gefährden nachgesendet.

Es bedarf hier gewiß keiner weiteren Schilderung, und man kann sich leicht vorstellen, welche Aufregung diese Gewaltthat hervorrufen mußte. Die drei Räuber die im Schiffsraume saßen, sprangen auf, wüthend und bereit, mit aufgehobenem Beile auf's Gangbord zu steigen, und Sicco anzufallen; aber dieser hatte unterdessen eiligst einen eisernen Hebel ergriffen, und indem er auf dem obern Gang des Schiffbodens immer auf- und abging, ließ er seine niefehlenden Streiche gewaltig auf die Köpfe und Arme der niedriger Stehenden herabfallen. Der Anführer hatte ebenfalls seinen Platz am Ruder verlassen wollen, um auf Sicco zuzuspringen, als Bren seinen gesunden Arm aus der Schiffsküche hervorstreckend, ihm beide Beine erfaßte, und ihn so vorüber in den Schiffsraum herabstürzte. Jetzt schoß auch wie wüthend der Wolfshund auf seines Herrn Ruf an Bren vorbei und sprang zugleich mit Sicco hinunter, und gleich wie ein Sperber, der in einen Taubenschlag gerathen, den wehrlosen Vögeln nachjagt, so jagte auch Sicco den unter seinen Streichen taumelnden Normanen zwischen dem Tauwerke des Schiffsraumes nach, während der Wolfshund ihnen mit seinen scharfgespitzten Zähnen das Fleisch vom Leibe riß, und der alte Bren, der einen Hacken ergriffen hatte, immer wieder einen jeden von ihnen, der hinauf steigen wollte, nach unten stieß, oder auf dem glitschigen Fußboden umwarf. mehr lange dauerte der schreckliche Kampf so warf Si kräftiger Arm vier Leichen nach einander über Bord, hatte sich somit seines aufgedrungenen Dienstes und der gedrohten großen Gefahr entledigt.

„Und nun das Focksegel aufgezogen!" rief er in einem erschütternden Tone gleich einem Feldherrn, der stolz auf den gewonnenen Sieg über eine dreifach stärkere Feindesmacht der Rettung eines Landes sich schmeichelt. „Aufgezogen, und mit Gottes Gnaden vorangefahren! Unsere Feinde haben genug mit sich selbst zu thun, und ehe sie uns vermissen, sind wir ihnen weit genug voraus, um sie nicht länger zu fürchten. Und das Fahrzeug der neuen Richtung gehorchend, welche der Sturmwind ihm gab, wendete von Neuem seinen Lauf nach Süden hin, der normänischen Flotte vorbei, wo Niemand in der ringsum herrschenden Dunkelheit seine Entfernung, und noch viel weniger den Auftritt, der eben stattgefunden hat, bemerkte.

Freudetrunken fiel ihm seine Gattin Tetta um den Hals, und wollte ihn liebkosen, als er, um keinen Augenblick für die Sicherung und Beseitigung etwa nachkommender Gefahr zu verlieren, die zärtliche Ehehälfte nur mit einem flüchtigen Kuß in ihre Küche beschied, wohin diese folgte und Gott für die Rettung durch den Muth und die Stärke ihres Gatten dankte.

2.

Fröhlich war der Morgen am Ufer der Merve angebrochen. Zahlreiche Schiffe, auf deren Masten die vergoldeten Stangen im Sonnenlichte glänzten, und von denen eine bunte Mischung von Farbwimpeln und Flaggen herabflatterten, bedeckten den breiten Fluß. Zelte von verschiedener Größe und Form, über denen sich Bandwellen und Pferdeschweife erhoben, waren längs dem Ufer aufgeschlagen. Aber unter allen diesen Fahrzeugen war eines, welches sich durch den reichausgehauenen Vordersteven, durch den hellen Glanz des glattgescheuerten Holz- und Kupferwerkes und durch die Anzahl seiner Flaggen unterschied, und unter all den Zelten ragte ein Pavillon hervor, der mit farbigen Vorhängen und einer Herzogskrone auf der Spitze prangte, dieß war das Fahrzeug, welches die schöne Braut, Marie von Sachsen nach den äußersten Grenzen des Kaiserreichs geführt hatte, dieß der Pavillon, der zu ihrem Empfange bestimmt war.

Der Sturm, der während der Nacht auf der See gewüthet, hatte ausgetobt, die Sonne war lieblich und kla hervorgebrochen; funkelnd perlten die Regentropfen an jede Zweige des dicht bewachsenen Waldes, der sich damals no bis auf Bogenschußweite vom rechten Ufer der Merve aus dehnte. Fröhlich spielten die Strahlen des immer heller we denden Morgenlichts auf dem goldgelben Grüne und auf de Herbstfäden, die wie flatternde Silbergaze über die grüne Ufe seite ausgebreitet waren. Noch waren die Vorhänge d Zelte geschlossen, und Ruhe schien noch in ihnen zu herrsche nur einzelne Wächter, hier und da zerstreut, gingen still a und ab, und nur dann und wann klang von den Schiff der Ton eines Waldhornes oder einer Cither, worauf ei neue Melodie versucht ward. Aber schon waren die Bewo ner der Gegend auf den Beinen und versammelten sich a dem offenen Platze, der zwischen den Zelten und dem Busc lag in neugieriger Erwartung.

Bald ward der Zeitpunkt vorgerückt, wo dieser Erwa tung genügt werden sollte. Vom Busche her hörte man

noch entferntes dumpfes Geräusch, nicht unähnlich dem eines murmelnden Baches; allmälig ward es stärker und nun konnte man den Klang von Hörnern und Trompeten, das Wiehern und Stampfen muthiger Rosse, und die Stimmen der nahenden Reiter vernehmen. Es dauerte nicht lange, so sah man auch die Lanzenspitzen und die glänzenden Degengriffe durch den Wald funkeln, und endlich kam aus demselben ein zahlreiches, feinaufgeputztes Gefolge zum Vorscheine, welches sich rechts und links über die Ebene ausbreitend in guter Ordnung den Zelten gegenüber hielt.

Derjenige, welcher der Vornehmste des Reiterzuges zu sein schien, ritt jetzt mit einigen wenigen Reitern voraus und gerade auf den Pavillon der schönen Braut zu. Seine Kleidung war ungefähr dieselbe, wie die seiner Diener, und bestand in einem von allen Seiten dicht anschließenden Kasak, oder sogenannter Gonelle, welcher bis auf die Hüften reichte, und dessen umgeschlagener Rand auf den Schultern ausgeschnitten, die ganze Brust bedeckte. Unter diesem Rande her hing ein kurzes Mäntelchen herab, das, als Schutz gegen Regen, den rechten Oberarm bedeckte. Eine kostbare Schärpe war als Gürtel um die Mitte des Leibes geschlungen, und diente dazu, das Jagdmesser und die Geldbörse zu tragen. Die Beine waren mit langen Hosen und Schnabelschuhen bekleidet, aber Umschläge und Ränder von Mantel und Kasak, welche sich bei den übrigen Reitern durch Farbe des Stoffes unterschiedeten, waren bei ihm mit ausgeflochtenem Golddrath gefertigt, und während seine Begleiter mit entblößtem Haupte ritten, trug er eine Mütze ähnlich mit derjenigen, mit welcher der phrygische Paris abgebildet wird, von welcher das obere Ende auf eine gewisse anmuthige Weise vornüber fällt.

An diesen Unterscheidungszeichen, vor Allem aber an seiner edlen und stolzen Haltung, an den langen schwarzen Haarflechten, welche ihm über Nacken und Schultern wogten, und auch an den einnehmenden Zügen erkannte man in ihm Dietrich von Holland, den durchlauchtigsten Bräutigam.

Während er sich nahete, öffneten sich auch die rosenrothen Vorhänge des Pavillons und Marie von Sachsen trat hervor, von ihren Edelfrauen und anderem ansehnlichen Gefolge umgeben. Sie war in Weiß gekleidet und ihr Gewand (eine sogenannte cotte hardie) obschon vom allerfeinsten Stoffe, hatte keine andere Verzierung, als eine goldene Stickerei an den Aermeln, die sehr weit waren, während das Kleid selbst an Taille und Hals eng anschloß, und so die anmuthige Schlankheit ihrer Gestalt desto mehr hervorhob. Ihr Haupt war mit einem Schleier umwunden, welcher, weiter um ihren Hals geschlungen, längs dem Busen herabfiel.

Sie reichte ihre Hand Richard von Lüneburg, der den Befehl über den Zug führte, und bei den Hochzeitsfeierlichkeiten ihren Vater vertreten sollte.

Als der Erbsohn von Holland bis auf einigen Abstand der holden Jungfrau nahe gekommen, hielt er sein Roß an, stieg ab, entblößte sein Haupt, und, das Knie beugend, wartete er in dieser Stellung ab, ob es Marie gefallen würde, ihn zu bewillkommen.

Hierauf trat diese an der Hand ihres Führers mit anmuthigem Erröthen und sittsam niedergeschlagenen Augen auf ihn zu; der Bräutigam küßte die schön geformten Fingerspitzen, die ihm hingehalten wurden, und, gleich nachher aufstehend, drückte er zugleich einen Kuß auf ihre in jungfräulicher Scham erglühende Wange, und hieß sie von Herzen willkommen an den Grenzen von Holland. Bei diesem Anblicke stimmten sowohl die Musikanten, welche den Junker Dietrich begleitet hatten, wie diejenigen, welche sich auf den Fahrzeugen befanden, einen fröhlichen Festakkord an; aus allen Zelten kamen reich gekleidete Edelleute zum Vorscheine, die jubelnd die mit Federn geschmückten Mützen schwenkten; die Masten der Schiffe, und die auf dem Strom liegenden Boote füllten sich mit Zuschauern, und aus Aller Mund erklang der freudige Ruf: „Es lebe der Bräutigam und die Braut!"

Zugleich führten zwei Diener des Junkers einen schneeweißen Zelter herbei, dessen Kopf mit einem Federbusche prunkte, und dessen ganzer Körper vom Nacken bis zum Schweife mit einer karmosinrothen Decke behangen war, welche in breiten Zipfeln längs der Vorder- und Hinterbeine desselben bis auf den Boden herabhing. Und nun faßte Dietrich auf eine gewandte Weise die schöne Jungfrau um die Mitte des Leibes, und hob sie nach der einfachen Sitte jener Zeiten neben sich auf das Pferd. Sein Beispiel ward sogleich nachgeahmt; jede der sächsischen Fräulein stieg hinter einem seiner Edeln zu Pferde und ohne weitere Höflichkeitsbezeugungen wendete man den Zügel wieder waldwärts.

Richard von Lüneburg und die Edeln aus Mariens Gefolge machten sich nun auch ihrerseits bereit, sich dem fröhlichen Zuge, der sich unter Scherz und Freude entfernte, anzuschließen, und ließen eben ihre Pferde vorführen, als ein dumpfes Geräusch von der Seite des Flusses herkommend, die Aufmerksamkeit Einiger erregte, und sie veranlaßte, den Blick dahin zu wenden. Ein Fischerboot, welches, so weit man an den zerrissenen Segeln und aus dem Umstande urtheilen konnte, daß ein alter Seemann das Wasser aus dem Boden desselben herausschöpfte, war soeben den Fluß hinaufgekommen, und hatte in der Nähe der Flotte eine Stelle zum Anlegen gesucht.

Ein anderer Bootsmann jugendlicher und muthiger von Ansehen, war mit einer verschleierten Frau, zwei Kindern und einem großen Hund ans Land gestiegen.

„Haltet ein! Wartet einen Augenblick!" schrie Siceo, welchen die Leser wohl an diesen Andeutungen erkannt haben werden, den Sachsen zu.

„Was will der Schlingel?" fragten Einige aus der dort umherstehenden Volksmenge. „Will er dem guten Herrn seine Fische zum Verkauf anbieten? Denkt er wohl, daß unser Graf versäumt hätte, seinen Speisekeller gehörig zu versehen, und seinen Gästen nicht genug auftischen werde?" Und bald regnete es unter Gelächter der Umstehenden satyrische Schimpfwörter auf den armen Siceo herab, der aber, ohne sich daran zu kehren, sein Geschrei, daß man still halten sollte, fortsetzte. Bald sah er sich genöthigt, sich mit Gewalt einen Weg durch die hinströmenden Schaaren zu bahnen, und näherte sich nun mehr und mehr den sächsischen Reitern, von den Flüchen und Verwünschungen der Landleute verfolgt, wovon einige einen geschickten Rippenstoß von ihm erhalten hatten, Andere beinahe umgeworfen worden waren durch den riesenhaften Wolfshund, der neben Tetta, wie zu ihrer besonderen Beschützung vorausdrang.

„Was verlangt der Mann doch?" fragte Richard, der,

eben abgestiegen, den Zügel noch anhielt, um den Schiffer zu betrachten.

„Ist Junker Dietrich schon aufgebrochen?“ frug dieser in einem Tone getäuschter Hoffnung und unter seiner Kappe flogen verdrießliche Blicke umher.

„Er ist mit seiner Braut nach dem Schlosse seines Vaters,“ antwortete der Sachse; „aber es wird jetzt wohl keine passende Zeit für Leute Deines Schlages sein, um ihm dort lästig zu fallen. — Kommt, Genossen, Vorwärts!“

„Einen Augenblick!“ fuhr Sicco fort, indem er mit kräftiger Hand Richards Pferd beim Zügel ergriff; „wenn Ihr dahin geht, so nehmt diese Frau und Kinder mit.“

Dieses Verlangen stellte Sicco in einer Aufwallung und in so bestimmtem Tone an Richard, daß dieser fast aufgebracht über diese Zudringlichkeit des Schiffers ausrief:

„Aus dem Wege, Flegel!“ und, indem er seinem Pferd die Sporen gab, fuhr er fort: „Glaubst Du, daß ich nach Hollands Marken gekommen sei, um mich mit solchem Bettlergesindel, wie Ihr seid, zu bepacken?!“

„Nicht von der Stelle, unbesonnener Sachse!“ nahm Sicco wieder das Wort, das steigende Roß mit so vieler Kraft zurückstoßend, daß Richard kaum im Sattel zu bleiben vermochte. „Es gilt hier Euer Aller Leben!“

„Unser Leben? Schurke!“ wiederholte Richard überrascht, doch ergriffen von dem Tone der Wahrheit, der in Sicco's Ausruf herrschte, ließ er die aufgehobene Faust wieder sinken, und gab seinem Gefolge, das dem Westfriesen schon zu Leibe wollte, einen Wink, von demselben abzulassen, während Sicco seinerseits den Hund zurückwies, der seines Herrn Bewegung mißdeutend, Richards Pferd schon hatte anfliegen wollen.

„Was meinst Du?“ frug Richard; „drücke Dich deutlicher aus, ich habe keine Zeit um Räthsel aufzulösen.“

„Nur Euch allein kann ich es vertrauen,“ sprach Sicco, und indem er das Pferd losließ, flüsterte er Richarden einige Worte ins Ohr.

Wenig Dinge sind im Stande, so schnell auch den gerechtesten Zorn zu beschwichtigen, wie die vertrauliche Mittheilung eines Geheimnisses. Richards wilde Miene nahm sogleich einen wohlwollenden Zug an, obwohl sich darin zu gleicher Zeit ein Ausdruck von Besorgniß mischte. „Still!“ sagte er, „laß es Niemand hören; man muß nicht vor der Zeit Lärm schlagen. Ich nehme Deine Frau und Kinder mit mir; — Du aber bleibst hier, und wenn Du mir Lügen erzählt hast, so kannst Du gewiß sein, daß Du ohne Gnade gehangen wirst.

„Gefährten!“ fuhr er laut fort, „ich erfahre da eine Neuigkeit, die unser Vorhaben verändert. Nur sechs von Euch gehen mit nach Hofe, die Uebrigen bleiben hier und sorgen, daß die Zelte und die Bagage aufgepackt werden, und Alles an Bord bereit sei, um, wenn's nöthig sein sollte, sogleich den Strom wieder hinauf zu fahren.“

Dieser Befehl erregte bei Allen große Bestürzung, und überdieß nicht wenig Unzufriedenheit bei Denjenigen, die zurückbleiben mußten und sich so mit einem Male des prächtigen Festes und der guten Bewirthung, worauf sie gerechnet hatten, beraubt sahen. Da half aber kein Murren noch Widersetzen; sie, die nicht mitgingen, stiegen wieder ab, und machten sich bereit, den ertheilten Befehl zu vollziehen. Einer der sächsischen Edeln nahm die westfriesische Frau hinter sich aufs Pferd, zwei andere belasteten sich mit den Knäbchen, und während Sicco sich mit seinem Wolf an Bord eines der Schiffe begab, ritt Richard mit seinem klein gewordenen Gefolge in vollem Trappe auf dem Wege nach Leyden hin.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Blätter aus Batavia schildern eine entsetzliche Naturbegebenheit, die sich auf der im malayischen Inselmeer, 50 Meilen nordöstlich von Celebes, gelegenen Insel Tagolanda zugetragen. Der dortige, seit langer Zeit ruhende, Vulkan Burrang hatte nach einem vorhergegangenen Erdbeben, das an sich schon bedeutende Verwüstungen angerichtet, wieder zu speien angefangen. Sein Ausbruch war ein überaus heftiger. Unter dumpfrollendem, weithin auf den Nachbarinseln hörbarem Getöse hatten sich mehrere Krater zugleich geöffnet, das Meer war plötzlich in die wildeste Aufregung gerathen und als Folge davon eine wohl 40 Ellen hohe Wasserwoge mit rasender Schnelligkeit herangewälzt gekommen, auf ihrem Weg Menschen, Häuser und Thiere von der Oberfläche der Insel wegfegend. Aus jedem Krater qualmten ungeheure von elektrischen Flammen durchleuchtete Rauchsäulen, in deren Umhüllung glühende Felsstücke ꝛc. hoch in die Luft geschleudert wurden. Um den Berg herum bildeten sich tiefe Erdrisse, an andern Stellen häuften sich die ausgeworfenen Lavamassen zu thurmhohen Hügeln. Auch wurde während dieses Kreisens des Erdinnern ein kleines Eiland aus dem Meer emporgehoben. Bei der Ueberfluthung kamen 416 Menschen ums Leben, so daß die Insel jetzt ganz menschenleer ist.

Am 20. September wurde in Hoboken im Staate New-Yersey in Nordamerika die durch ein Vermächtniß des reichen Stevens (650,000 Dollars und ein 85,000 Quadratfuß großes Baugrundstück) begründete technologische Lehranstalt eröffnet. Mathematik, Physik, Mechanik, Geometrie, Chemie und Metallurgie, englische, deutsche und französische Sprache, Geschichte, Literatur und Literaturgeschichte sind die im Lektionsplan aufgeführten Unterrichtsgegenstände. Außerdem ist eine Vorbereitungsschule mit dem Institut verbunden. Der ganze Kursus ist auf vier Jahre berechnet. Im Gebäude befinden sich physikalische und chemische Laboratorien und Kabinete, Modellkammern für Maschinen und Werkstätten zur Erlernung der Handhabung von Werkzeugen und Maschinerie.

Charade.

Im Ersten Beten und Singen erklingt;
Die Ander betet, das Ganze singt.

Auflösung der Charade in Nr. 39:

Grabscheit.

Druck und Verlag von J. M. Bauer. Verantwortlicher Redakteur: Fr. Monninger.

Nr. 41. Sonntag, den 15. Oktober 1871.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Die unterbrochene Hochzeit.

Eine historische Novelle.

(Fortsetzung.)

3

In der großen Halle seiner Burg zu Leyden saß der Graf von Holland mit seinen Festgenossen an dem zierlichen Bankette, welches der Hochzeitsfeierlichkeit vorausgehen sollte. Er hatte seinen Platz zwischen Braut und Bräutigam genommen, und weiter hin saßen die zum Fest geladenen Edeln sowohl die damaligen Vasallen des Grafen, wie auch diejenigen, welche allein dem Kaiserreiche lehenspflichtig waren, während man hie und da einen Einzelnen sah,

Der Gott allein und anders keinem Herrn
Erkannt in seinem Land und Rechenschaft je gab.

Doch in dem fröhlichen Reigen suchte manches Auge, aber vergebens, des Grafen jüngsten Sohn, Siwart, vorher der Liebling seines Vaters und die Freude Aller, die ihn kannten, jetzt seit fünf Jahren verstoßen und aus der Grafschaft verbannt.

Verläumderische Berichte eines unwürdigen Günstlings, der das Vertrauen des Aernaut — Siwarts Vater — besaß und mißbrauchte, hatte in dessen Busen den Keim des Mißtrauens gegen den einst so geliebten Sohn und Jüngling gelegt. Siwart hatte die bösen Absichten seines Verräthers entdeckt, und eines Tages, als beide einander ohne Begleiter im Vorhof der väterlichen Burg begegneten, ihm seine niedrige Handlungsweise verwiesen. Von Worten war es zu Thaten gekommen, und der Dolch des jähzornigen Jünglings hatte die Brust des Verräthers und Vaters Günstling durchbohrt. Eine Gewaltthat wie diese, wodurch Siwart die verläumderische Beschuldigung zügelloser Uebermuths zu rechtfertigen schien, hatten des Grafen Zorn bis auf die höchste Spitze getrieben. Durch seinen Eifer verführt, und ohne zu bedenken, in wie weit erlittenes Unrecht und früheres Aufreizen zum Zorne die That entschuldigen konnte, vielleicht wohl auch aus Verlangen, zu zeigen, daß er Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person zu üben wisse, befahl Aernaut seinem Sohne, das Land zu verlassen und nie wieder vor seinem Angesicht zu erscheinen. Vergebens versuchte der sanftmüthige Dietrich durch seine Fürbitte den Widerruf des über seinen geliebten Bruder gefällten Urtheilsspruches zu erlangen; vergebens nahmen Verwandte und Nachbarn den allgemein geliebten Jüngling in Schutz, Graf Aernaut blieb unerbittlich und seine Unzufriedenheit ward nicht vermindert, als er nach einiger Zeit vernahm, daß Siwart bei den von ihm gehaßten Westfriesen, seinen bittersten Feinden Schutz gesucht und einen Zufluchtsort gefunden habe, und dort mit der Tochter eines trägen Dorfbewohners eine eheliche Verbindung eingegangen sei.

Aber die Zeit, die alle Wunden heilt und alle Frevel verwischt, begann alsbald bei dem Grafen die Wirkung zu thun, welche Verwandte und Freunde nicht hatten zu Wege bringen können. Das Verlangen nach dem früher so geliebten Sohne fing wieder an, bei ihm aufzuleben; aber, obschon er denselben schmerzlich entbehrte, so verhinderten ihn doch Stolz und falsche Scham, dieß irgend Jemand zu zeigen, und es war immer nur noch mit Zittern und Zagen, daß man es wagte, an Aernauts Hofe den Namen Siwarts auszusprechen.

Heute gleichwohl, bei einem Gastmahle, an welchem jedes Herz zur Freude und zum Wohlwollen gestimmt war, beschloß der edle Bräutigam, einen Versuch zu Gunsten seines Bruders zu machen. Die Gelegenheit bot sich bald dar, indem der Hofmeister sich hinter des Junkers Sitz verfügte und ihn auf folgende Weise anredete: „Ich hoffe, Junker, daß an dem Mahle nichts fehlt. Es ist zwar Mangel an frischen Fischen, aber wer kann es ändern? Die Fischer sind des Sturmes wegen entweder nicht ausgefahren, oder nicht nach Hause gekommen. Ich habe bis zu zwei Stück Silbers für einen Fraunfisch geben müssen."

„Ich vermisse Nichts," sprach Dietrich, „als die Gegenwart meines edlen Bruders. Ach! was gäbe ich nicht darum, wenn er an diesem Tage Zeuge von unser Aller Glück wäre."

Der alte Diener schüttelte seufzend die greisen Haare, und warf seitwärts einen Blick voll Besorgniß auf den Grafen, der, das Gesagte gehört hatte, die dicken Augenbrauen auf eine wenig ermuthigende Weise zusammenzog, und sich nicht enthalten konnte, seine Handlung, die, wie er immer mehr und mehr fühlte, aus unzeitiger Regung des Herzens entsprungen, schwach und scheinbar rechtfertigen zu wollen, indem er bitter bemerkte: „Es würde Siwart wenig damit gedient sein, hier gegenwärtig zu sein; im Gegentheil, glaube ich mit Grund befürchten zu dürfen, daß es nur Neid bei ihm erwecken würde, wenn er sähe, welch edle Jungfrau sein Bruder zur Gemahlin erhält, während er mit einer Bettlerin sich hat behelfen müssen."

„Er würde sich herzlich meines Glückes freuen," sprach Dietrich mit Wärme; „meines Bruders edle Seele ist dem Neide unzugänglich. Hat er jemals Verdruß darüber gezeigt, wenn ich ihm im Waffenspiel oder der Reitkunst zufällig voraus war? Obgleich dies nur selten stattfand, denn im Allgemeinen fand er weder mit dem Schwerte noch mit der Lanze seines Gleichen. Und seine Geschicklichkeit mit der Waffe . . ."

„Die mußte der arme Rudolph zu seinem Verderben kennen lernen!" sagte der Graf mit Bitterkeit.

„Rudolph hat nur empfangen, was er verdiente," sprach Dietrich; aber sogleich bemerkend, welch nachtheiligen Eindruck das Gesagte auf den Grafen machte, fügte er schnell hinzu: „Was in der Uebereilung des Zorns geschah, ist verzeihlich, aber niemals ist Siwart Eurer Liebe unwürdig gewesen. Ihr-

werdet überall Günstlinge und Rathgeber finden, aber wer wird Euch einen Sohn wie er war zurückgeben? Ist er nicht so viel werth, wie eine ganze Kriegsrotte? Wer kommt ihm gleich an Muth und Kraft? Erinnert Ihr Euch noch, wie Ihr Euch freutet, wie es mir nach langen, fruchtlosen Versuchen gelungen war, den Bogen des Großvaters Gerold zu spannen? Wohlan, Siwart, nahm ihn wie spielend zur Hand und schoß damit, ohne müde zu werden, seinen ganzen Pfeilenbündel leer!"

Der Graf sah finster nachdenkend um sich her; und allen Gegenwärtigen war es bemerkbar, daß Kindesliebe und Hochmuth in seinen Herzen großen Kampf hatten. Jetzt fühlte auch die schöne Marie sich gedrungen, zu erproben, welchen Einfluß eine Bitte von ihr ausüben werde. Mit Theilnahme hatte sie die durch ihren Bräutigam benutzten Beweisgründe angehört, und ihr Herz, schon für den einnehmenden Jüngling gewonnen, klopfte nur noch freudiger, ihre Neigung ward nur noch lebhafter, als diese Beweise seiner edlen Gemüthsart ihr zugleich Achtung und Ehrerbietung einflößten.

„Vater!" sagte sie zum Grafen, ihre freundlichen blauen Augen zu ihm aufschlagend, „ich habe noch keine Bitte an Euch gethan, und doch gibt mir das Verhältniß, welches mich heute mit Euch verbinden soll, einiges Recht darauf. Werdet Ihr Euren Siwart nicht zurückrufen, wenn Maria Euch inständigst darum bittet?"

Der Graf war tief bewegt. „Soferne es meine liebe Tochter ist, die solches verlangt," sagte er, indem er sich mit einem Blicke voller Wohlwollen zu ihr wandte. Doch er konnte seinen Satz nicht zu Ende bringen, da seine Aufmerksamkeit plötzlich durch die Ankunft Richards von Lüneburg abgeleitet ward, der mit seinen Reisegefährten eintrat.

„Wir erwarten Euch mit Ungeduld, edler Richard!" sprach der Graf, indem er aufstand und das Haupt gegen ihn neigte. „Unser Hofmeister wird Euch zu den für Euch bestimmten Platze führen."

Während er diesen Bewillkommnungsgruß aussprach, ließ der Graf das Auge auf die Frau fallen, welche mit ihren beiden Knäbchen den Sachsen begleitete. Einigermaßen verwundert sah er auf, und, indem er sich nach Marien hinwandte, fragte er diese leise, wer wohl Richards Reisegenossen sein möchten? Marie selbst erstaunt, zuckte die Achseln; aber der sächsische Edelmann ließ die Erstaunten nicht lange im Zweifel, trat vor die Tafel, verbeugte sich und sprach:

„Durchlauchtiger Graf! bevor Richard von Lüneburg Platz nimmt, muß er Euch ersuchen, diese Frau zu hören, die Euch Nachrichten bringt, deren Mittheilung keinen Aufschub leidet."

„Sie rede," sprach Aernaut immer mehr verwundert.

Jetzt trat Tetta vor und bog das Knie.

Bei dieser Bewegung entfiel ihr der Mantel, der sie verhüllt hatte und ein allgemeines Gemurmel der Bewunderung durchlief die Reihen der Anwesenden, denn selten hatte man ein Antlitz von so regelmäßigen Formen und so edlem Ausdruck gesehen. Wie die liebenswürdige Braut Maria durch die Zartheit ihrer Gestalt und die herzgewinnende Unschuld, die in ihren Augen glänzte, das Bild einer reizenden Jungfrau war, so war die Westfriesin im vollsten Sinne des Worts eine schöne Frau. Ihre Gestalt war stolz und erhaben, ihr Busen gefüllt, Hals und Arme weiß und zierlich gerundet; die Tinten ihres Antlitzes, worauf augenblickliche Verlegenheit die Röthe abwechselnd erscheinen und verschwinden ließ, waren so zart und durchscheinend, daß man sie fast für Beweise einer schwachen Gesundheit hätte halten können, wenn nicht die Frische der Lippen und die glänzende Reinheit der schön geformten Zähne das Gegentheil bewiesen hätten. In ihren dunkelblauen Augen, über denen sich zwei gagatschwarze vollkommen gewölbte Augenbrauen zogen, wechselten, durch die verschiedene Natur der Gemüthsbewegungen hervorgerufen, Stolz, Ernst und Weichheit mit einander ab; ihre Stirn, breiter und erhabener als dieß gewöhnlich bei Frauen der Fall ist, kündigte eine ungewöhnliche Geisteskraft an; doch die Grübchen in Kinn und Wange gaben dem Ganzen etwas sanftes und kindliches, das den strengen Ausdruck der obern Theile milderte.

Während nun der Graf seine geheime Beobachtung an der Frau anstellte, ließ er einen Blick auf den älteren Knaben gleiten, und da dieser in demselben Augenblicke den Grafen mit einem unschuldsvollen freundlich-lächelnden Blicke begegnete, fühlte sich der Graf plötzlich von einer seltsamen Empfindung ergriffen, welche er, vor wie nach, selbst nicht deuten und den Ursprung sich nicht erklären konnte.

Die in der Halle versammelten Gäste gaben indessen weniger genau Acht auf die reizende Schönheit der Unbekannten, als sie es wohl unter andern Umständen gethan haben würden, indem die Wichtigkeit der Nachrichten, die sie brachte, alsbald ihre Aufmerksamkeit noch stärker in Anspruch nahm, als die Person, welche die Nachrichten mittheilte. In westfriesischer Mundart, die erst zitternd und unsicher, allmälig Festigkeit im Ausdrucke gewann, gab sie dem Grafen einen kurzen Bericht darüber, wie das Fahrzeug ihres Mannes mit der normänischen Flotte zusammengetroffen war, sowie auch über die durch die Seeräuber gehegte Absicht, in die Rheinmündung bei Katwyk hinein zu segeln, und einen Raub auf die Braut und Angriff auf die Burg von Leyden zu wagen.

Nicht gering war die Bestürzung und die Verwirrung, welche, wie man denken kann, dieser Bericht unter den anwesenden Gästen erregte; denn wiewohl man auch weniger wie in den früheren Jahren durch die Seeräubereien der Normanen belästigt worden war, so erinnerten sich doch ältere Leute klar des vielfachen Unglückes, welches sie in diesen Gegenden angerichtet hatten, und Alle waren gleich überzeugt davon, wie unternehmend ihre Seekönige seien; die Frauen drängten sich ängstlich zusammen, als sähen sie die gefürchteten Plünderer schon in den Saal dringen; die Edelleute sprangen auf und griffen nach ihren Waffen; Junker Dietrich stellte sich vor seine Braut, als wolle er sie vor einer drohenden Gefahr schützen. — Graf Aernaut allein blieb ruhig; er erhob sich von seinem Sitz und so wie er durch seine majestätische Gestalt über Alle emporragte, so bezwang auch der Klang seiner starken kraftvollen Stimme den entstandenen Tumult und brachte Alle zum Schweigen.

„Wenn diese Frau die Wahrheit gesprochen hat," sagte er, „so werden die schwarzen Raben nicht lange säumen, ihr Vorhaben auszuführen. Vor dem Abend erwarte ich sie indessen nicht, denn auch sie müssen durch den Sturm gelitten haben, und der Wind ist ihnen bis auf diesen Augenblick nicht günstig gewesen, um die Rheinmündung zu erreichen. Daher begib Dich dahin, mein Sohn! Laß die Einfahrt des Flusses durch versenkte Schiffe unbrauchbar machen, und suche den Feind daran zu hindern, seine Leute an der Dünenseite ans Land zu setzen. — Ihr Halewyn von Leyden, handelt eben so an den Rheinmündungen der Merve und Lier,

denn auch von dort können sie einen Anfall versuchen. Ich werde inzwischen mit Denen, die mir folgen wollen, nach Eckenbänen mich begeben, bereit, dort Hilfe zu leisten, wo sie am Nöthigsten sein möchte, und ihr, Frauchen, werdet auf dieser Burg den Lauf der Begebenheiten abwarten, und Lohn oder Strafe empfangen, je nachdem Ihr wahr oder unwahr gesprochen habt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ruinen meines Klosters.

Vom Verfasser der „Gottesmörder".

Es gibt nichts, was sich im Leben eines Menschen vom achten bis zum dreißigsten Jahre so grell und so gänzlich zu ändern pflegt, wie seine Ansichten vom Jenseits, von der Religion und von der äußern Form der letzteren.

Jedermann (eine Ausnahme davon machen nur die Unheilbar-Phlegmatischen) ist in diesen Punkten so sicheren Wandlungen unterworfen, wie die Raupe bis zum Schmetterling. Die Religion, diese absolute Gefühlssache, nimmt im Laufe eines Manneslebens so viele schillernde verschiedene Nuancen an, wie das Menschengefühl selber. Aeußerlichkeiten, Unglücksfälle oder Liebessegen, Enttäuschungen oder Lebensgnaden bilden, modeln und formen am Menschengemüthe ohne Unterlaß bis zu dem Augenblicke, wo der fertige Mann dasteht, gehärtet, vollendet, charakterstark und unveränderlich. Und bis zu diesem Augenblicke wandelt sich, wie gesagt, im Menschen nichts so sehr wie die religiösen Ansichten, und mit diesen das Bild der äußeren Kirchenform, wie es sich dem Geiste vorstellt: als vollkommen und unantastbar, als abscheulich und gefährlich, oder nur als grotesk und gleichgültig.

Der bigotte Knabe ist als Mann oft Atheist, der leichtsinnige junge Spötter wird öfters ein begeisterter Prediger.

So erinnere ich mich wohl, wie sich mir im Leben die Idee und die Gestalt eines Klosters verändert hat von meiner Knabenzeit an bis heute.

Als Kind träumte ich einst von einer schönen, großen Klosterruine. Sie stand auf einem Berge, ohne Fensterscheiben, mit dürrem Geginster umzogen, ganz roth angeglüht von der untergehenden Sonne. Es ist so lange, lange her, daß ich diesen Traum hatte in einer Fiebernacht meiner Knabenzeit, aber ich könnte diese imposante Ruine mit dem blitzenden verbogenen Kreuze auf dem Thurme noch heute malen in allen ihren Einzelheiten. Es gibt Träume im Leben, die sich unauslöschlich einätzen ins Gedächtniß.

Von diesem Augenblicke war mein ganzes Sinnen und Trachten nur aufs Kloster gerichtet. Ich war selig, als ich es dahin brachte, meine ersten Studien in einem Kapuzinerkloster machen zu dürfen. Ich kam mit acht Jahren in ein finsteres, baufälliges Haus und lernte dort die Mathematik und lateinisch lesen und die Bibel von einem sehr langen, sehr häßlichen und sehr gemeinen Kapuziner.

O qualvolle Zeit! Wie schnell änderte sich da das Bild des Klosters in meinem Kindesherzen. O abscheuliche „unausrottbare" Zeit, ohne Märchen, ohne Kinderlieder, ohne Spiele und ohne Jubel!

Ich sehe noch Alles deutlich vor mir: die kaltfeuchten Gänge, den langen knochigen Kapuziner mit dem wirren großen Barte, mit der von Schnupftabak triefenden Kutte und der Riesenhand, die mir so geläufig Ohrfeigen gab, daß ich oft einen halben Tag hindurch den Kopf nicht in seine natürliche Lage zurückbringen konnte.

Die Stiefel des Mönches waren das Ungeformteste und Derbste, was ich in meinem ganzen Leben gesehen habe — es waren reine Hufe. Sein viereckiges Gesicht konnte sich im Jähzorn so verzerren, daß man einen ganz andern Menschen zu erblicken meinte.

Ich sehe noch immer das finstere Refectorium, welches selbst an den sonnigsten Tagen modrig und finster war wie ein Keller, und in welchem es stets nach gemeinem, schlechtgekochtem Gemüse roch. Ich sehe noch die Zelle meines Lehrers, ein lichtgrün angekleirtes Zimmerchen mit altmodischen zersprungenen Möbeln, dieselben griffen sich stets kalt und klebrig an. Auf einer Commode standen vier buntfarbige geschliffene Gläser. O Tag des Schreckens, da ich eines derselben zerschlug! — Und endlich sehe ich mich selber, das arme Kind, dem der Groll und der Haß im Herzen wuchsen gegen den abscheulichen Tyrannen mit der knochigen Hand. Wenn er gut gelaunt war, durfte ich in den Klostergarten gehen und mir das verfaulte, abgefallene Obst aus dem Grase auflesen. Wenn ich besonders schlimm gewesen war, mußte ich meine Strafe in einem einsamen, niebetretenen Säulengange abbüßen. Es war dies die raffinirteste Strafe, die sich denken läßt. Ich war nämlich nervös und voll der schrecklichsten Gespensterfurcht. In dem verlass'nen Gange mit den verschlossenen schwarzen Zellenthüren stand eine lebensgroße Marienstatue mit segnend erhobener Hand. Aber war sie wirklich zum Segnen erhoben? Für mich hatte diese Bewegung eine ganz verschiedene Bedeutung — Ohrfeige und Kapuzinerkloster waren mir ja untrennbar! „Nun betest Du fünf oder zehn, oder zwanzig Paternoster (je nachdem) nacheinander," hieß es. „Ganz allein. Vor der Statue knieend. Und wenn Du nur ein Wort auslässest, wird die Hand dich schlagen. Sie ist für alle unartigen Kinder so erhoben."

Nun stelle man sich diese meine Tortur vor! Ich wurde oft fast närrisch vor Angst. Die hölzerne Maria hatte so große, schwarze, starre Augen und war grell bemalt „wie eine wirkliche Person."

Für mich war damals das Kloster ein Ort der Strafe, ein Richter ohne Erbarmen. Der Mönch war mir ein höheres, übermenschliches allmächtiges Wesen, aber ein böses Wesen, wie der Oger im Märchen, dessen Hand ich so oft küssen mußte, daß sie kaum Zeit fand, mir die gehörige Anzahl von Kniffen und Nasenstübern zu verabreichen. Furcht, Angst, Trotz und Haß erfüllten mir das Herz bei dem Gedanken „Kloster" — ein Gedanke, der ach! wie ein Fiebertraum festgebannt blieb, Tag für Tag Stunde für Stunde, ein langes Jahr hindurch.

* * *

Ich war älter geworden, ich war in der Welt umher geirrt und war müde geworden; müde vom Wandern, müde von den Enttäuschungen, müde vom Sehnen, müde von überreichen Erfüllungen; ich hatte die Lust verloren am Menschen, der mir von Jahr zu Jahr häßlicher und fremder erschien, und noch mehr die Lust an mir selber. Es wird kaum einen heißblütigen und dabei innerlich religiösen Menschen geben, bei dem nicht in seiner Jugend eine Magdalenenzeit einträte, in welcher er sich für einen Sünder hält, ohne doch je wirklich so viel gesündigt zu haben. Ich war erst siebzehn oder achtzehn Jahre alt, als dieses Gefühl auch über mich kam,

wie eine Krankheit. Ich hatte von meiner Jugend an außer meinen Eltern nie einen Menschen besonders gern haben können. Ich hatte mit Allen ausgelassen gelacht, gescherzt, getobt, geträumt, aber mir nie aus einem einzelnen Wesen etwas gemacht. Es ist dies eine Eigenart meines Wesens. Ich konnte außer Vater und Mutter nur alle Leute lieben, aber nie ein einzelnes bestimmtes Wesen; das Wort Verliebtsein ist mir bis heute noch fremd geblieben in seiner rechten Bedeutung. Ich habe nie eine Menschenschönheit für mich begehrt, und ich habe nie um eine Zuneigung oder Abneigung eine Thräne vergossen. Da sagte man mir eines Tages, ich sei herzlos, lieblos und fühllos. Das traf mich wie ein Blitz, und die Selbstquälerei begann. Meine kindische Leichtherzigkeit nannte ich jetzt wirklich Herzlosigkeit, und mein irrendes Wanderleben: Sünde. Da wandte sich mein Sinn mit voller, liebeheißer Sehnsucht dem Himmel und dem Kloster zu. Ich war so jung noch, und alle Fibern meines Herzens drängten doch schon vom Menschen fort. In der That ist Jesus meine einzige und glühendste Liebe geblieben seit meiner ersten Communion, durch alle Irrfahrten, Irrthümer, Sünden und Hoffnungen hindurch.

Ich befand mich damals in den moldanischen und bukowinischen Provinzen. Ich wollte büßen. Mein Herz verschmachtete nach Jesus, und als echter Katholik glaubte ich das nicht anders versöhnen zu können, als indem ich die Menschen verließ und die Höhle der nutzlosen Kasteiung aufsuchte.

O Gott! Wie ganz anders erschien nun das Kloster meinem verschmachtenden und begeisterten Herzen! . .

Es lag in einem dunkelschattigen, todtstillen Karpathengrunde. Zwischen wildwucherndem Ephen und finsteren Tannen. O seliges Haus des Herrn, wie erschienst du mir damals als einziges Heim des friedlosen Herzens! So dunkel es da war, Alles erschien mir sonnengoldig im Kloster. Meine Laienzelle war nackt und kahl, und sie dünchte mir paradiesisch schön! Und eine griechische alte Lucas-Maria auf Goldgrund war da . . ., Die finsteren Gänge waren mir wie geheimnißvoll dämmernde Pfade zur Ruhe, zur Glückseligkeit; meine Geißel war mir eine Friedenspalme. Der Abt mit seinem langen griechischen Barte war mir unfehlbar wie Gott selber; er konnte lösen und binden, und er nahm mich auf, er rettete mich vor der häßlichen Menschheit! Ich war glücklich, wenn er mit seiner vibrirenden Stimme sagte: „Liebes, liebes Kind.“ Hätte er mir eine Sünde geboten, ich würde sie für eine Tugend gehalten haben. Und die übrigen Mönche! Waren sie nicht die Heiligkeit, die Frömmig- und die Güte selber? Ich weinte vor Demuth über meinen Unwerth, wenn sie mich lobend umarmten. Wir nannten einander gegenseitig Heilige. Ich wurde bald so stolz durch meine Demuth, daß ich mich heute wundere, weshalb ich nicht versucht habe, einen alten gichtischen Klosterbruder durch meine bloße Berührung zu heilen? —

Ich hatte Lilien in meiner Zelle. Nirgends ist die Lilie so unvergleichlich schön wie in einer Zelle. Oft nahm ich Lilien in die Hand, lehnte mich in eine Zellenecke und weinte. Ich betete da nicht mit Worten — aber ich war unaussprechlich glücklich! Die Beichte war mir das größte Fest der Woche. Es ist ein namenlos beseligendes Gefühl, mit keinem andern irdischen Gefühle zu vergleichen: das Brod der Engel gläubig zu genießen! —

Ich erinnere mich an einen jungen lichthaarigen Klosterbruder, ein sanftes frommes Geschöpf, der sich darüber grämte wie über eine Sünde, daß er die Rosen mehr liebte als die Lilien. „Bruder!“ sagte er traurig zu mir: „Du bist viel besser als ich.“

Wie hochmüthig machten mich diese Worte. —

Das Kloster war mir damals ein Asyl vor der Strafe des Verbrechens, „geboren worden zu sein,“ es war mir die Vorhalle des Himmels.

* * *

Aber die Welt und die Pflichten nahmen mich wieder in Anspruch. An meiner Wiege ist einst Ahasver vorübergegangen und hat seine Zauberformel darüber gesprochen. Das wüste, traurige Wanderleben ließ mich nicht los, und der Herbstregen, welcher auf die Landstraße niederrieselt, die Flocken, die dem Wanderer den Fußweg verwehen, und der milde Frühlingsthauwind umbräuen mich, den Heimathlosen, wieder so gut wie zuvor.

Neulich hielt ich auf meinem Wanderwege wieder in einem Kloster an, nur einen Augenblick. Wie anders erscheint es mir heute! Wie entnüchtert bin ich über die Form, wie allen Nimbus bar steht das Haus vor mir! Es ist mir heute, wo ich ein stillgewordener, müder Mann bin, weder eine Höhle von Teufeln, wie einst in der Knabenzeit, noch ein Haus der wahren Gottesverehrung, wie in meiner Jünglingszeit. Es ist ein comfortables Haus, wie andere comfortable Häuser auch. Die Mönche des Stiftes leben behaglich, sorglos und gänzlich arbeitslos. Die alten Männer trinken sehr viel Wein und denken an die Krämerstöchter von der Ecke, und die jungen Mönche trinken noch mehr, und werden von den Familienvätern des umliegenden Marktfleckens sehr gefürchtet — von wegen des schlechten Rufes! — In der That, die Prämonstratenser dieses Stiftes sind so ziemlich für den Ruf der Beamtentöchter des Ortes doppelt so gefährlich als das flotteste Husarenkorps. Gestern ist ein sonst solides Mädchen ertappt worden, wie es in einem Kaufmannsgewölbe in die Kasse griff, während der Commis sich umwandte. . . Sie hat Geld gebraucht für eine neue Soutane ihres geistlichen Liebhabers. Vorgestern ist ein Geistlicher des Klosters von seinem Cooperator-Orte zurückgekehrt, weil er sich mit einem Jäger im Wirthshause gebalgt hat. Die übrigen Geistlichen des Stiftes, welche nicht trinken und nicht intriguiren, langweilen sich, das Kinn auf die Brust herabgesenkt, und das Auge auf das eigene Knie geheftet.

Das Kloster ist mir heute eine geistliche Kaserne ohne Pferde und ohne Disciplin.

Wie konnte mir das Kloster jemals als eine Hölle erscheinen, und wie jemals als ein Vorhof des Himmels? . . Mein Traum hat sich erfüllt.

Das Kloster steht heute vor mir da als eine Ruine im Sonnenuntergang.

Charade.

Mein Erstes ist eine Menge;
Mein Zweites auch;
Mein Ganzes auch.

Auflösung der Charade in Nr. 40:
Dompfaff.

Druck und Verlag von J. M. Bauer. Verantwortlicher Redakteur: Fr. Menninger.

Nr. 42. Sonntag, den 22. Oktober 1871.

Unterhaltungs-Blatt
zum
Nürnberger Anzeiger.

Die unterbrochene Hochzeit.
Eine historische Novelle.

(Fortsetzung.)

Mit diesen Worten entledigte sich der Graf des langen schleppenden Obergewandes, das ihn schmückte, und bekleidete sich mit der eisernen Waffenrüstung. Dieser Augenblick schien wohl sehr geeignet, des Grafen Brust durch die lauten Vorwürfe, die er sich wegen Verbannung seines Sohnes Siwart im Stillen machen mußte, zu erschüttern, da er an demselben nun eine kräftige Stütze gehabt hätte, dessen Verlust aber nun doppelt fühlte; fast noch schwerer aber drückte ihn der Gedanke, ob er nicht den drohenden Unfall und bevorstehenden Kampf mit den Seeräubern als Strafe Gottes erkennen soll, die ihn treffe und die er durch die ausgeübte Ungerechtigkeit an seinem Sohne verschuldete. Er beschloß daher fest, nach überstandener Gefahr sogleich Boten nach seinem Sohne auszuschicken, und denselben zu ihm zurückzurufen.

Dietrich, gewöhnt, den Befehlen seines Vaters blindlings zu gehorchen, hatte seiner Braut schon den Abschiedskuß gegeben und mit einer Anzahl Edelleute, die, es sei um ihrer Lehenspflicht zu genügen, oder aus Verlangen nach Kriegsruhm, bereit waren, den Zug mitzumachen, den Saal verlassen. Auch Halewyn von Leyden war mit einer ausgesuchten Kriegsschaar abgezogen.

Jetzt trat Richard von Lüneburg auf Marie zu und nahm sie bei der Hand.

„Mit Erlaubniß!“ sagte er zum Grafen. „Maria ist noch nicht mit Eurem Sohne verbunden. Bis dahin ist sie von ihrem Vater meiner Sorge anvertraut. Hier kann sie bei einem Streifzuge vielleicht Gefahr laufen. Erlaubt daher, daß ich sie wieder an Bord unserer Schiffe führe, damit sie im Stande sei, bei Annäherung der Räuber wieder den Fluß hinauf zu fahren, und sich ihrer Verfolgung zu entziehen. Ist von ihnen an jener Seite nichts zu fürchten, so kehre ich an der Spitze meiner Leute zurück und komme als ein treuer Bundesgenosse Euch meine Dienste anzubieten.“

Das Gesicht des Grafen ward finster wie die Nacht. „Woferne Ihr der Meinung seid, daß die Jungfrau auf Euern Schiffen weniger Gefahr läuft als in Aeurnauts gräflicher Burg, so nehmt sie mit Euch und flieht, wohin Ihr wollt! Aber bei den Wunden unsers Herrn! ich bedarf, um die Normänner von der Küste abzuhalten, solcher vorsichtiger Bundesgenossen nicht!“

Nachdem er dies gesagt hatte, entfernte er sich voll Zorn, von seinem Hofstaate gefolgt; Richard schüttelte den Kopf, ließ aber darum seinen gefaßten Beschluß, den er für den verständigsten hielt, nicht fahren, und bald saß Marie hinter ihm auf dem Pferde, das mit flüchtiger Eile den Weg längs der Merve hinaustrabte.

Die Folge von Richards Handlungsweise, obgleich diese ihm durch die liebevollste Sorge für die ihm anvertraute Prinzessin eingegeben worden war, lieferte indessen wieder einen neuen Beweis davon, wie oft des Menschen Weisheit durch den Ausschlag Lügen gestraft wird. Kaum hatte er mit seinem kleinen Gefolge die Hälfte des Waldes durchritten, so stieß er auch schon auf einen Haufen flüchtiger Landleute, von welchen er vernahm, daß die Normanen, welche durch den Gegenwind wahrscheinlich daran verhindert worden waren, ihrem ersten Vorhaben gemäß, die Rheinmündung hinauszufahren, an der Landspitze von Holland bei Noort gelandet wären, und diesen Ort bereits mit Feuer und Schwert verwüstet hätten.

„Thäten wir nicht besser zurückzukehren, und dem edlen Grafen Nachricht von diesem Unglücke zu bringen?“ fragte Marie von tödtlicher Angst ergriffen.

„Wir laufen noch keine Gefahr,“ antwortete Richard; „Halewyn von Leiden ist dem Feinde entgegengezogen, wir sind nicht mehr weit von unseren Schiffen entfernt, und, einmal dort angelangt, befindet Ihr Euch in Sicherheit.“

Hierin betrog er sich aber; denn kaum war er ungefähr bis ans Ende des Waldes gelangt, als auch schon ein ohrenbetäubendes Kriegsgeschrei, Trompetenschall und Waffengeklirr ihm ankündigten, daß die Schiffe bereits angegriffen wären.

„Bei unsrer lieben Frau!“ rief er und machte Halt; „da ist der Lärm schon los! Ihr hattet Recht, es wäre besser gewesen, umzukehren.“

„Ihr könnt unsere braven Landsleute doch nicht im Stich lassen,“ sagte Marie; — „geht schnell, wohin die Ritterpflicht Euch ruft! Ich werde den Rückweg wohl allein finden.“

„Mehr als je gebietet mir die Ritterpflicht, Euch nicht zu verlassen,“ erwiderte Richard, „denn durch mich nur seid Ihr in diese Gefahr gerathen; ich muß Euch sicher wieder nach Leyden führen.“

Indem er dieß sagte, wollte er den Zügel wenden. Aber plötzlich bemerkte er einen Trupp bewaffneter Normanen, die abgesendet worden, um den Wald rein zu halten, und die ihm den Rückzug versperrten.

„Das Entkommen ist nun unmöglich,“ sprach er. „Es bleibt uns nichts anderes übrig, als das Aeußerste zu wagen, um uns mit den Unsrigen zu vereinigen.“

Er sprachs, und pfeilschnell ritt der kleine Haufe vorwärts zum Walde hinaus. Kaum waren sie auf der offenen Ebene der Ufer angekommen, als sich ein fürchterliches Schauspiel ihren Augen darbot. Die Feinde daran verzweifelnd, sich der Schiffe auf andere Weise bemächtigen zu können, hatten eines derselben in Brand gesteckt, von welchem aus sich das Feuer einigen andern mitgetheilt hatte. Es war traurig anzusehen, wie die zierlichen Wimpeln und Flaggen, die nur wenige Stunden vorher ein so fröhliches Schauspiel dargebo-

ten, jetzt versengt oder noch flammend durch die Luft umherwehten, und in flatternden Stücken unter die Kämpfenden oder in den Strom hinabfielen, wie Mast auf Mast krachend niederstürzte, und wie so viel Glanz und Pracht auf einmal verzehrt und vernichtet ward. Es war noch ein Glück, daß die sächsischen Edlen, in Folge von Sicco's Warnungen, nicht unvermuthet überrascht worden, sondern auf den Angriff vorbereitet gewesen waren. Aber doch blieb ihre Lage mißlich; denn sie hatten nicht nur die Uebermacht der Normanen, sondern auch die Gewalt eines nicht weniger gefährlichen Feindes, des Feuers, zu bekämpfen.

Sobald Richard mit dem schnellen Blick eines geschickten Feldherrn das ganze Schauspiel übersehen hatte, sprang er vom Pferde, indem er zu Marien sagte: „Eilt Euch! hier ist keine Zeit zu verlieren. Reitet längs dem Ufer hin, bis zur Fähre; zu Durfus wird der Castellan Euch einlassen; dort befindet Ihr Euch vorerst in Sicherheit."

Marie gehorchte und Richard, nachdem er sich eines andern Pferdes bemächtigt hatte, das herrenlos über das Feld rannte, ritt mit den Seinigen, indem sie ihr Kriegsgeschrei ausstießen, mit erhobenem Schwerte auf den Feind ein.

Die Normanen aber, bei ihren Unternehmungen immer wachsam und auf der Huth, hatten seine Ankunft schon bemerkt; ein Theil von ihnen wandte schnell um, um ihm die Spitze zu bieten, während einige von ihnen der fliehenden Jungfrau nachjagten.

Die Fortschritte des Brandes, der nicht mehr zu löschen war, hatte jetzt die Sachsen gezwungen, an's Ufer zu springen, und dort einen Kampf anzufangen, der noch ungleicher war, als der vorherige. Zwar legten Richard und die Seinigen die äußerste Tapferkeit an den Tag, aber dennoch war die Uebermacht auf dem Punkt, den Kampf zu entscheiden, als Halenyn von Leyden erschien, der zu spät an der Landspitze von Holland angekommen, um die Normanen noch zu treffen, die schon landeinwärts vorgedrungen waren, ihnen jetzt an der Spitze eines zahlreichen Reitertrupps, noch verstärkt durch die bewaffneten Landleute und Fischer der Umgegend, nachgeeilt kam.

Nun fingen die Normanen ihrerseits an zu merken, daß ihre Anzahl zu gering sei, um mit Vortheil etwas zu wagen und daß sie einen gewarnten Feind gefunden, wogegen sie gedacht hatten, sich einer leichten Beute durch Ueberrumplung bemächtigen zu können. Das Einzige, was ihnen daher übrig blieb, war zur Sammlung zu blasen und in guter Ordnung nach ihren Schiffen zurück zu ziehen, und dieß vollführten sie mit einer Schnelligkeit und Vorsicht, die immer ihre Kriegs-Verrichtungen bezeichneten.

4.

Wieder saß Graf Aernaut in seiner Burg und um ihn her eine ansehnliche Zahl seiner muthigen Waffenbrüder und Vasallen.

Da an der Rheinmündung, wo sein Sohn den Befehl führte, keine normännische Flotte erschienen, und der Ausgang des Kampfes an der Merve bekannt geworden war, so hatte der Graf dem Junker Dietrich erlaubt, seine Braut wieder abzuholen und ließ aber sofort jetzt die Westfriesin vor sich rufen.

„Frauchen," sagte er, „Ihr habt uns und dem Lande einen großen Dienst geleistet. Ich gestatte Euch nun, eine Gunst von mir zu erbitten, und, beim heil. Hyronimus, den die verfluchten Normanen ermordet haben, soferne Eure Bitte eine solche ist, daß sie unser Vermögen nicht übersteigt, und wir sie ohne Beeinträchtigung unserer Ehre und Pflicht zugestehen können, so ist sie Euch zum Voraus bewilligt. Euer ehrliches Gesicht überzeugt mich, daß Ihr keinen Mißbrauch von unserer Güte machen werdet."

Eine schwere Thräne perlte in dem Auge der schönen Westfriesin aber dennoch entlockte ihr der selige Augenblick, der ihr die Erfüllung eines schon längst gehegten Wunsches in Aussicht stellte, ein liebliches schwaches Lächeln, und indem sie ihren älteren Knaben an die Seite nahm, und mit demselben ehrerbietig niederkniete, sprach sie in wehmüthigem Tone:

„Ich habe nur eine Gunst zu erbitten, und diese ist, daß es Euch gefallen möge, meinem Manne Gnade widerfahren zu lassen." — Der Knabe, an der Seite seiner Mutter knieend, hob die kleinen Händchen empor, und blickte mit kindlichem unschuldsvollem Lächeln den Grafen ungescheut ins Auge.

Der Graf, tief gerührt durch den Anblick der beiden Knieenden hieß sie aufstehen, und antwortete in fragendem Tone aber mit den vertraulichsten und sanftesten Worten:

„Gnade? die soll er haben, worin auch immer sein Vergehen bestehen möge. Aber, meine Liebe, sagt mir, was hat er angerichtet um der Gnade zu bedürfen?"

Tetta erhob sich und antwortete: „Mein Mann ist aus dieser Grafschaft gebürtig, und muß sie um eines verübten Todtschlages willen meiden. Wir waren eben auf unserer Hierherreise begriffen, um uns durch die Fürsprache des Junkers Dietrich und seiner Braut Euere Verzeihung zu erwerben."

„Er kann darauf rechnen und auf einen gut gefüllten Geldbeutel noch obendrein!" sagte der Graf. „Aber ich verlange ihn zu sehen, denn er, der sechs Männer überwindet, wie Ihr uns erzählt habt, ist gewiß kein Feigling; ich will ihn an meinen Dienst binden."

Die junge Frau verbeugte sich; und vermochte den Thränen freudiger Rührung keinen Einhalt zu thun; mit warmem Gefühle drückte sie ihre beiden Sprößlinge ans Herz, und schon war sie im Begriffe, dieselben dem Grafen näher zuzuführen, als man plötzlich in diesem Augenblicke Pferdegetrappel hörte und bald war Richard von Lüneburg mit einigen seines Gefolges eingetreten.

„Wohlan!" rief ihm der Graf nicht ohne Schärfe im Tone zu; „Ihr seht, daß ich nicht mit Unrecht die Burg von Leyden für sicherer erachtete, als Eure Schiffe!"

„Ich bekenne, daß Eure Einsicht weiter reichte, als die meinige, Graf!" antwortete Richard, indem er sich sichtlich im Gefühle der Beschämung und Beleidigung verbeugte.

„Wo bleiben denn Braut und Bräutigam?" fragte der Graf rasch, ohne erkennen zu lassen, bemerkt zu haben, welchen Eindruck seine vorige Bemerkung auf Richard machte.

„Als Euer Sohn zu uns kam, während wir beschäftigt waren, den Brand unserer Schiffe zu löschen, und zu retten, was noch gerettet werden konnte, hatten wir eben Nachricht erhalten, daß die fürstliche Jungfrau sich in Sicherheit beim Castellan von Durfus befände. Junker Dietrich ist dorthin geritten, um sie abzuholen, und ich schmeichle mir, daß sie bald zurück sein werden."

„Und der westfriesische Fischer, der die Nachricht brachte, wo ist er?" fragte der Graf weiter.

Richard zuckte mit den Achseln, und sah die Seinen an. Einer von ihnen trat vor und sprach:

„Der Fischer und sein Hund haben sich von Beginn des

Kampfes an wie wahre Teufel gewehrt; und wiewohl er keine andere Waffe führte, als ein Stück Holz und der Hund sich allein auf sein scharfes Gebiß verließ, so richteten diese Beiden doch so viel aus, wie zehn andere Gewappnete!"

(Schluß folgt.)

Ein neuer Tacitus.

Dank des Einspruchs der deutschen Gesandtschaft ist aus der französischen Tagespresse der purzelbaumschlagende Deutschenhaß einigermaßen verschwunden, dafür hat er sich jetzt in das Gewand der Broschüre gekleidet. In mehreren Pariser Blättern las ich jüngst als besonders pikant und geistvoll das Werk eines anonymen Autoren angepriesen: Die Sitten der Deutschen von Tacitus. Neue Uebersetzung. Obwohl darüber belehrt, was zur Zeit von den Herren Franzosen für geistvolle Satyre gehalten wird, folgte ich doch der Neugierde und kaufte die Broschüre, deren Inhalt ich im Folgenden der Hauptsache nach wiedergebe. Eine wörtliche Uebersetzung zu liefern, ging nicht gut an: Einmal sind einige Stellen wirklich zu langweilig oder gemein, andererseits möchte ich Sie nicht mit dem deutschen Strafgesetzbuch in Conflikt bringen. Die Entdeckung, welche man gleich beim Beginn der Lektüre macht, daß nämlich der gelehrte Autor in ergötzlicher Weise Julius Cäsar und Tacitus in einen Topf zusammenwirft, bringt hoffentlich den Leser in die Laune, mit Bezwingung seines Widerwillens das Werkchen zu Ende zu lesen. Tacitus der Jüngere also schreibt:

Deutschland oder Germanien ist getrennt von Frankreich durch die tiefe Verachtung und den ewigen Haß, welchen jenes diesem einzuflößen verstanden; von Rußland durch eine sehr natürliche Eifersucht; von Oesterreich durch Sadowa; von Dänemark durch Art. 4 des Prager Friedensvertrages; von Holland durch einen Rest von Zaghaftigkeit; von Belgien durch ein wenig Furcht vor England und von der übrigen Welt durch den Unterschied, welcher zwischen einem ehrlichen Schuhmacher und einem Flickschuster besteht, welcher sich mit Schlurren abgibt, die nicht des Stehlens werth sind. Der Rhein benutzt es mit Widerwillen und die Donau verläßt es schnell, um in anständige Länder zu gelangen. Ich glaube, daß die Deutschen ein plumpes Volk sind. Ihre Marine ist zu klein, als daß sie Seeräuber sein könnten, sonst würde keine Nation eine solche Pflanzschule von Piraten geliefert haben.

Deutschland wird wenig besucht, außer von Faullenzern, Gaudieben, Spielern und Dirnen. Wer sollte auch Frankreich, Italien, Asien, Afrika oder Amerika verlassen, um nach einem Lande zu gehen, welches man kein Vaterland nennen kann? Die Deutschen behaupten, sie hätten bei sich einen Herkules gehabt. Das ist nicht wahr. Sie haben Krupp'sche Kanonen und ihr größtes Verdienst besteht darin, sich zu verstecken und von Weitem zu schießen, ganz von Weitem. Wenn sie in den Kampf gehen, so stoßen sie ein Gebrüll aus, welches beweist, daß die Bestie, von welcher sie abstammen, noch nicht aus ihnen verschwunden ist und daß sie kaum in die menschliche Familie eingetreten sind.

Ich für meine Person acceptire die Ansicht Derer, welche meinen, daß die Bewohner Germaniens nicht durch Ehen mit anderen Völkern civilisirt sind. Diese haben immer das Bewußtsein ihres Werthes gehabt und die Germanen bleiben lassen, was sie sind, indem sie nicht annehmen konnten, daß jene einer Vollendung fähig wären, welche einzig den mit Geist und Herz begabten Racen zukommt. Auch ist die äußere Bildung der einzelnen Individuen trotz ihrer großen Zahl immer dieselbe: Die Augen haben die blaue Farbe des Hammel-Auges, ihr Haupthaar ist gelbes oder röthliches Werg, in den Hundstagen leicht stinkend; sie theilen es in der Mitte des Kopfes durch einen Strich, welcher sehr weit nach hinten reicht und so andeutet, von welcher Seite sie die Civilisation betrachten. Sie trinken, wenn sie Durst haben, und meist darüber; viel eher können sie den Huger vertragen und sie begnügen sich mit Kartoffeln wie die Angehörigen des Geschlechts der Schweine.

Die Götter haben ihnen das Gold und das Silber versagt, aber als Ersatz dafür verliehen sie ihnen im höchsten Grade die Gabe des Trödels, des Wuchers und des Diebstahls. Es gibt ohne Zweifel in Deutschland Minen mit den gen. Metallen, aber die angeborene Lüderlichkeit der Einwohner gestattet ihnen nicht, sie zu finden. Wären Trüffeln im Boden vergraben, so stände es anders. Sie kennen mehrere Arten von Münzen und ziehen die der benachbarten Völker vor.

Sie haben Truppen von Landstreichern, welche man Ulanen nennt, deren Rekrutirung auf den Landstraßen geschieht, wo sie sich aufzuhalten pflegen, um die Reisenden zu plündern. Die Ulanen tragen Lanzen mit eisernen Spitzen, welche kurz sind wie ihr Verstand, aber schärfer als dieser. Die Soldaten im Allgemeinen sind in verschiedene, sehr häßliche und unbequeme Uniformen gekleidet, die aber doch vortrefflich für die Individuen passen, welche sie tragen, und für all den Schmutz und das Ungeziefer, welches ein von Sauerkraut genährter und ungewaschener deutscher Körper hervorbringen kann. Früher hatten sie kaum eiserne oder messingene Helme, aber als ihre Häuptlinge merkten, welchen Vortheil es brächte, wenn man ihren Kopf beschwerte und so ihren Gehirn-Embryo zusammenpreßte, da wurden sie gezwungen, eine Art Fleischtopf mit einem Blitzableiter daran aufzustülpen. Seit dieser Zeit ist die Disciplin, die Automatie, mit einem Wort die Verthierung des deutschen und speziell des preußischen Soldaten sprichwörtlich geworden.

Von allen ihren Göttern verehren sie selbstverständlich am meisten den Merkur, den Gott der Diebe. Den Mars verehren sie, indem sie viele Menschen todtschlagen, ohne Unterschied des Alters, noch des Geschlechts, und den Merkur, indem sie ihre Opfer ausplündern.

Wollte man vor die Gerichtshöfe die Anklagen und Verbrechen bringen, es wäre unnütz. Ein Sprichwort, ich weiß nicht, woher es stammt, hat behauptet, es gäbe noch Richter in Berlin. Es gibt nur Diebe dort! Es ist ein Sprichwort, wahrscheinlich entsprossen der sogenannten Weisheit der Nationen, welches, wie so viele andere von demselben Ursprung, nicht die geringste Berechtigung der Existenz hat.

Die Häuptlinge der Germanen sind ein Kaiser (früher König), Fürsten und Herzöge, um welche sich eine zahlreiche Dienerschaft gruppirt. In der Schlacht sucht jeder von ihnen sich in hierarchischer Reihenfolge zu salviren: Der Kaiser am äußersten Ende, stets bereits zur Flucht; die Fürsten, geneigt ihm in kurzer Entfernung zu folgen, die Herzöge in weiterer Distance, dann die Grafen. Die Soldaten allein haben kein Schlupfloch vor dem Feinde. Wenn sie sich von vorn zurücktreiben lassen, so werden sie hinten von den Kanonen

der Fürsten nicht minder warm empfangen. Ja, es ist vortrefflich gesorgt für die größte Sicherheit des Kaisers und die schnellste Vernichtung seiner Unterthanen. Es ist bewiesen, daß die Häuptlinge in ihrem Gefolge nicht viele Krieger halten könnten ohne Plünderung und Verwüstung, ohne Gelage, Raub und Schändung. Von der Landwehr bis zur Kaisergarde gibt es nicht eine einzige Pickelhaube, welche nicht vorzöge durch Diebstahl, Mord und Raub das zu erwerben, welches man doch durch ein ehrenhaftes, arbeitsames und friedliches Leben schaffen müßte. Ja, es scheint ihnen sogar feig und schmachvoll, durch Schweiß zu erwerben, was man durch Blut erlangen kann. Wie trefflich kennzeichnet dies ihre herrliche Natur, ihre ausgezeichnete und edle Abkunft!

Alle Zeit, welche sie sich nicht im Kriege befinden, verbringen sie in einer Art glückseligen Schlafes oder bei den Freuden der Tafel. Sie haben lange Zeit gebraucht, um sich an das Hausen in Städten und an das zusammenhängende Wohnen zu gewöhnen. Sie kennen einander und fürchten sich deshalb, so nahe beisammen zu wohnen. Ihre Kleidung besteht häufig aus Thierfellen, das macht mit ihrem eigenen Fell doppelte Rechnung, aber das Klima verlangt es so. Die Kleidung der Frauen ist dieselbe wie die der Männer, doch tragen sie den obern Theil des Busens offen. Wenn das übrige verhüllt ist, so hat das seinen guten Grund.

Was ihre Sitten betrifft, so sind diese von einer Strenge, von welcher weder Cato noch der heilige Antonius etwas ahnten. Ihre Ehen sind keusch und erzeugen Mengen von Musikanten auf den Jahrmärkten, Straßenkehrern und Korbflechtern, wie man sie zerlumpt in den Gräben unserer Landstrassen oder vor den Thoren unserer Städte sieht, begierig, wie sie etwas ergattern können. Man sagt, daß sie sich mit einer einzigen Frau begnügen und das erklärt sich folgendermassen: Den größeren Theil ihrer Mädchen liefern sie in die öffentlichen Häuser in Frankreich und im Auslande. Parent Duchatel, ein zeitgenössischer Schriftsteller, gibt hierüber unwiderlegbare Zahlen. Diese Mädchen bilden ihre Spione, wie man sich auf den Trottoir's von Paris überzeugen konnte.

Etwas, worin sie ihre Vorfahren, deren Einfall sprichwörtlich war, übertreffen, ist der Umstand, daß die Kenntniß der Buchstaben für sie kein Geheimniß mehr ist. Sie verwenden diese zu Allem und besonders zum Aushorchen und zum Verrath derjenigen Leute, welche sie gastlich aufnehmen. Wenn sie unglücklicher Weise Zeitungskorrespondenten werden, so fressen sie aus allen Raufen, nehmen Geld mit beiden Händen und von allen Parteien ohne Unterschied. Das erlaubt ihnen, in würdiger Weise die geheime Polizei in der Fremde zu repräsentiren.

Die Frauen sind alle idealistisch, Margarethe oder Mignon. Ihrem Gatten bringen sie nichts zur Mitgift, dafür aber verlangen sie Alles von ihm, ohne sich zu kümmern, woher er es nehmen soll. Bisweilen aber erniedrigt sich ihre poetische und göttliche Natur doch so weit, daß sie ihre Wünsche erklären und die Läden bezeichnen, wo sich der Gegenstand ihrer Träume befindet. So schrieb bekanntlich eine junge blonde Braut während des letzten Krieges an ihren Bräutigam, der sich zur Plünderung einer großen Hauptstadt anschickte: „Wenn Du zu einem Juwelier kommst, mein Heißgeliebter, so nimm goldene Ohrringe und bringe sie Deiner Dorothea."

In jedem Hause leben die Kinder im Schmutze, wie ihre Väter, wenn sie im Felde sind. Die Frauen aber nehmen sorgfältige Säuberung vor, sobald der Moment ihrer Exportation, von der wir vorhin sprachen, gekommen ist.

Das Verbrechen, der Diebstahl, der Mord haben bei ihnen weder Strafe noch Rache im Gefolge. Bei ihnen gilt ein Thier wie das andere und in den Familien wird für einen getödteten Menschen mit einem großen oder kleinen Stück Vieh, je nach Umständen, Ersatz geleistet. Keine Nation ist praktischer und weniger gastfreundlich; dafür aber laden sich die Einwohner mit erstaunlicher Leichtigkeit bei Fremden zu Gaste; sie offeriren das Gut eines Andern mit einer Freigebigkeit ohne Gleichen. Wenn ihre eigenen Vorräthe erschöpft sind, so machen sie sich an die ihrer Nachbarn und scheuen dabei vor nichts zurück.

Wenn sie sich mit der ausgesprochenen Absicht der Plünderung in ein Haus eingeführt haben, so würden sie sich ein Gewissen daraus machen, etwas darin zu lassen und sie saugen es mit einer unvergleichlichen Sorgfalt aus. Diese edle Seite ihres Charakters hat sich in den letzten Kriegen mehr denn je gezeigt. Die Fürsten wie die Unterthanen haben diesen Charakterzug, und wenn sie nicht Alles wegschleppen, was ihnen in die Hand fällt und ihnen nicht gehört, so liegt das nur daran, daß ihnen Pferde, Fuhrwerke und Waggons mangeln. Man hat gesehen, wie sie alles nach Deutschland schleppten bis auf die seidenen Vorhänge der Häuser. Eine Gerechtigkeit aber muß man allen widerfahren lassen: Was sie nicht fortschleppen können, das — verbrennen sie!

Es ist Niemand entehrend, den ganzen Tag und die ganze Nacht im Trinken zu verbringen; es ist sogar obligatorisch. Krieg und Frieden werden fast nur unter dem Tisch berathen. Ihr Getränk ist ein aus Gerste oder Weizen gebrauter dicker, trüber und unverdaulicher Saft. Sie haben versucht, Reben zu pflanzen und Wein zu trinken, aber der Boden eignet sich schlecht dazu und das ist schade, denn der Wein würde diese einförmigen, farblosen, abgeschmackten, dummen und lächerlichen Völkerschaften veredelt haben.

Dies haben wir im Allgemeinen über Abstammung und Sitten der Germanen erfahren.

Charade.

Zu dem künstlichen Ersten
Ist mein Zweites und Drittes
Ein hellschimmernder Anhang;
Mancher hat nur den Anhang
Doch er prunket mit diesem,
Um die Welt zu bereden,
Als besäß er das erste;
Wechselnd tragen sie Beide:
Bald schwebt dieses an jenem,
Bald schwebt jenes an diesem.

Auflösung der Charade in Nr. 41:
Heerschaar.

Druck und Verlag von J. M. Bauer. Verantwortlicher Redakteur: Fr. Menninger.

Nr. 43. Sonntag, den 29. Oktober 1871.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Die unterbrochene Hochzeit.

Eine historische Novelle.

(Schluß.)

Als Tetta dieß vernahm, trat sie seitwärts vor den Grafen und sagte: „Mein Mann, der Fischer, that ein Gelübde, nicht eher mehr das Schwert zu führen, bis er in des Grafen Gunst wieder hergestellt sein würde."

Einer der umstehenden Sachsen, dem es anzusehen war, daß ihn das Lob ärgerte, welches sein Gefährte dem Fischer ertheilt hatte, nahm das Wort und sprach:

„Der Fischer scheint keine geringe Meinung von seinen Fähigkeiten zu haben, und als der Kampf eine Weile gedauert hatte, nahm dieser Mann die Haltung an, als ob er auf der Flotte das Kommando führe, und theilte rechts und links Befehle aus, wie ein Fürst seinen Vasallen. Sein befehlender Ton . . ."

„Steht ihm wohl zu!" rief Tetta mit stolzem Wohlgefallen, „Aber wo ist er?" fügte sie hinzu, während der veränderte Ton ihrer Stimme Besorgniß verrieth.

„Ja, wo ist er?" wiederholte der Graf. „Alles, was Ihr von ihm erzählt, vermehrt nur meine Neugier und mein Verlangen, ihn kennen zu lernen.

Wieder sahen die sächsischen Edlen einander an. „Vermuthlich verbrannt oder erschlagen," sagte endlich einer von ihnen. „Bis jetzt habe ich ihn nach der Schlacht nicht mehr gesehen."

„Ich meine, daß ich ihn über Bord hätte taumeln sehen," sagte ein anderer; „doch wo so viele Edelleute fallen, wer achtet da auf das Schicksal eines gemeinen Fischers?"

Diese Worte verletzten Tetta's Herz auf das höchste.

„Unglücklicher!" rief sie in herzzerreißendem Tone. „Dieser gemeine Fischer war mehr werth und von besserem Blute als einer von Euch Allen! — Wehe Euch, unglückseliger Vater!" fuhr sie fort im Tone der Verzweiflung sich an den Grafen wendend, der sie mit einem Blick voller Schrecken und Mitleid betrachtete; „auch Ihr, Herr Graf! werdet Thränen vergießen," sagte sie, „wenn er nicht mehr lebt, aber diese Thränen werden bitter sein und keine Reue wird Euch mehr nützen. Dieser gemeine Fischer war Siwart, Euer Sohn, dem Ihr Unrecht gethan habt!"

„War Siwart?!" wiederholte der Graf, während er todtenbleich und mit zusammen geschlagenen Händen von seinem Stuhle sich erhob, und, nach der bejammernswürdigen Frau hinwankte.

„Ach!" rief diese laut weinend; „sein einziges Verlangen, das, Euch wiederzusehen und Eure Gnade zu erfleh'n, wird vereitelt sein! — Und er wird das Schlachtopfer seines Wunsches sein! — Doch wohlan!" fuhr sie fort, mit edlem Stolze ihre Thränen trocknend, „die Tochter von Gozo Ludwigmann, dem letzten Sprößlinge der friesischen Herzoge, ist jetzt eine arme Wittwe und außer Stande, für sich selbst zu sorgen. Graf Aernaut, hier sind Euere Enkel, die Söhne Siwarts, Eures Sohnes, Ihr allein könnt ihnen Vater und Versorger sein. Gott gebe, daß sie mehr Gnade in Euren Augen finden, als einst ihr Vater fand!"

Aernaut, er, der in den Waffen aufgewachsene Krieger, der herzhafte Mann erbebte bei dieser Rede einer schwachen Frau. Ohne ein Wort sprechen zu können, drückte er beide Knäbchen an sein Herz, — und als eines derselben weinend rief: „Wo ist mein lieber Vater?" fühlte der alte Graf fast als breche ihm das Herz, und eine schwere Thräne benetzte die Wange des Knaben. Aber plötzlich blickte er wild um sich her, denn draußen vor dem Thore ließ sich Triumphgetöne und Freudenmusik vernehmen.

„Ha!" rief der Graf zornig. „Spotten sie meines Schmerzes?! — Laßt diesen Lärm schweigen!" befahl er mit funkelnden Blicken. „Schickt Boten aus, sucht überall! sucht meinen Sohn, meinen Siwart! bringt mir ihn todt oder lebendig zurück!" und, indem er auf Richard losfuhr und ihn bei der Brust faßte, schrie er fast wahnsinnig: „Verfluchter Sachse! Du trägst die Schuld von Allem! Sprich! was hast Du mit meinem Sohne, mit meinem Siwart angefangen?"

Noch sprach er, als ein großer Hund mit Blut und Schweiß bedeckt, ungestüm in den Saal hereingesprungen kam, und, ohne die geringste Ehrerbietung vor dem Grafen zu beweisen, unter frohem Wedeln und Bellen an Tetta aufsprang.

„Wolf!" rief diese; „guter Hund! Wo hast Du Deinen Herrn gelassen?"

Der Hund sah ihr starr ins Gesicht und verließ, nachdem er einige Male im Kreise herumgelaufen, den Saal wieder eben so hastig, als er gekommen war.

„Sollte er noch leben?" rief Tetta in großer Bewegung aus. „Ach, wenn er umgekommen wäre, so würde ihn sein Wolf nicht verlassen haben!"

Plötzlich öffnete sich die Thüre, und Junker Dietrich unter derselben sich zeigend, sprach fast zitternd: „Vater! welchen Lohn verdient derjenige, dem ich die Rettung meiner Braut zu verdanken habe?"

„Sprich mir von keinem Lohn, von keiner Rettung!" sprach der Graf, während er wie sinnlos auf- und niederlief. „Mein Siwart, mein Vielgeliebter ist nicht mehr!"

„Laßt mich aussprechen, Vater!" sagte Dietrich wieder, „und höret, Euer Schmerz wird sich in Freude verwandeln."

„Er lebt!" riefen Beide, der Graf und Tetta aus, indem sie eiligst auf den Junker zueilten, und das kleine Wörtchen „Ja", welches alle und viele Herzen wieder neu beleben konnte, ihm vom Munde weghaschen wollten.

„Er lebt!" sagte Junker Dietrich bewegt. „Ja, er lebt! zur Freude Aller, und unserer, dem wir so vielen Dank

schuldig sind, und nun höret mich kurz an. Maria floh zu Pferd, von vier Normanen, die ihr längs dem Ufer nachjagten, verfolgt. Nur ein Mann auf den sächsischen Schiffen hatte die Gefahr gesehen, worin sich meine Braut befand, und von ihm in ihrem Brautgewande erkannt wurde. Dieser sprang sogleich über Bord, durchwatete den Fluß, und flog von seinem Hund begleitet, nun selbst und allein den Verfolgern nach. Bald sah er, wie die Räuber Marien einholten, angriffen und, ohngeachtet ihres Widerstrebens, sie zurückführen wollten. Da verdoppelte er seine Schritte. Dem ersten Normann, dem er nahe kam, warf er mit einem Schlage seiner Keule nieder, und während der Hund einen zweiten Feind anfiel, sprang er auf das Pferd des Niedergehauenen, und nachdem die Uebrigen einer nach dem andern seinen gewaltigen Streichen unterlegen waren, brachte er die Jungfrau innerhalb Durfos in Sicherheit. Dort fand ich meine Braut und ihren Retter, meinen geliebten Bruder Siwart, dem ich wohl die Ehre lassen muß, sie in Eure Arme zurück zu führen."

Bei diesen Worten trat Maria von ihrem Retter geführt ein, während der Hund fröhlich um sie her sprang. „Vater!" sprach sie mit bezauberndem Lächeln zu dem Grafen, ich komme, um die Erfüllung des Versprechens zu begehren, welches Ihr bereit waret, mir zu leisten, als die Nachricht von diesem Angriffe kam, und uns beunruhigte."

Während dieser Worte zeigte sie auf Sicco hin. Noch trug er die einfache Fischerkleidung; aber keine Mütze bedeckte länger seinen Kopf, von welchem die goldgelben Locken in anmuthiger Fülle auf die Schultern hinabwallten, und seine schönen hellen Augen schienen von mehr als menschlicher Gluth entbrannt. Er wollte sich vor dem Grafen Aernout auf die Kniee werfen, aber dieser ließ ihm dazu keine Zeit, sondern drückte ihn an sein väterliches Herz unter dem Ausrufe:

„Siwart! Mein Sohn! Du hast uns Alle gerettet! Herrlich soll Dein Lohn sein, und breite Ruthen will ich Dir ausmessen im Lande Deiner Väter! Laß uns vergessen, was unser Beider Zorn gethan, und laß uns Gott danken, daß er meinen einzigen Wunsch, Dich nochmal an meine Brust drücken zu können, noch vor dem Tage erfüllte, welcher bestimmt, meinen Lebenslauf zu beschließen."

Beide küßten sich unter Thränen, und ein doppeltes und dreifaches Fest folgte dem zur Hochzeit bestimmten.

Siwart führte seitdem diesen Namen, und war der erste Herr von Brederode.

Auch ein Unfehlbarer.

In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, wo die europäische Gesellschaft noch schlauer Straußenart ihren Kopf in den Wustkaufen kirchlicher Dogmen steckt, um die herantobende wilde Jagd des Kommunismus nicht zu sehen — in dieser zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts ist trotz Naturwissenschaften, Eisenbahnen und Telegraphen und Verjenschwindel das Papstthum noch immer eine Weltmacht, ja vielleicht mehr als je eine Weltmacht. Die Ursache — ob unser Bildungshochmuth sie eingestehe oder leugne — die Ursache liegt nahe; im genauen Verhältnisse zum Anwachsen der Bevölkerungen hat auch der wahre und wirkliche „Fels Petri", das heißt die Dummheit der Völker, an Massenhaftigkeit zugenommen. Man könnte sogar meinen auch an Verdichtung, wie denn schon zu seiner Zeit der gute Franz Baader nicht Unrecht hatte, zum Lenau zu sagen: „Die Gescheiten werden immer gescheiter und die Dummen immer dummer." Die Dummen machen aber die ungeheure Mehrheit aus. Dummheit ist also Macht.

So darf sich denn das Papstthum — diese Fang- und Kneipzange, womit die Firma Loyola und Comp. nach der Beherrschung des Weltmarktes langt — mit allen seinen märchenhaften Ansprüchen und Forderungen getrost auf den genannten Fels Petri stützen. Die „Pforten der Hölle" werden denselben nicht überwältigen, d. h. die Aufklärung wird nicht im Stande sein, durch diese Dummheitsdicke einen Tunnel zu bohren, welcher der Lokomotive „Gesunder Menschenverstand" freie Bahn schaffte. Verzichten wir also auf eitle Bohrversuche und beschränken wir uns darauf, zur Erbauung der freilich nur kleinen, aber desto anständigeren Gemeinde der Vernunft dann und wann etwas beizutragen.

Diesmal stellen wir unseren Gemeindegenossen zum angegebenen Zwecke das Prachtexemplar eines Unfehlbaren aus dem Ende des 9. Jahrhunderts vor . . .

Der heilige Geist, unter dessen direkter Einwirkung bekanntlich die Päpstewahlen vor sich gingen und gehen, wirkte auf dieselben nicht selten so ein, daß es gewöhnlichen Augen höchst sonderbar, ja geradezu, milde gesagt, gewöhnlich vorkommen mußte. Natürlich war daran nur der fehlerhafte Bau besagter Augen schuld. Mit so gebauten darf man so heilige Dinge nicht ansehen, deren wahres Wesen ja auch „kein Verstand der Verständigen sieht". Wer den rechten Glauben hat, erblickt z. B. in der Orgie, womit zu Ausgang des 15. Jahrhunderts die Borgia's (Papst Alexander VI. und seine Tochter und Geliebte Lucrezia Borgia und seine Söhne, darunter das Scheusal Cesare Borgia) den Vatican erfüllten, nicht etwa Unzucht, Raub, Mord und Ruchlosigkeit aller Art, sondern nur die tiefsinnig-allegorische Veranschaulichung der päpstlichen Unfehlbarkeit — gerade so, wie der correkt fromme Christ in den wollüstigen Schildereien des Hohenliedes nur ein Gleichniß erkennt, welches eigentlich die Hochzeit des Heilandes mit seiner Braut, der Kirche, bedeutet. Es kommt eben überall nur auf den Gesichtspunkt an, und den Heiligen ist Alles heilig.

Sogar jenes Capitel aus der Geschichte der päpstlichen Unfehlbarkeit, welches Gelehrten unter der Ueberschrift: „Pornokratie" („Schweineherrschaft") bekannt ist und das der alte Longobarde Liutprand, Bischof von Cremona, im zehnten Jahrhundert in seinem Buche von der Wiedervergeltung heftig-klatschmäulich, sowie lange hernach der ältliche Löscher im Jahre 1707 in seinem massiven Quartband: „Historie des römischen H—ren-Regimente" ehrlich-gelehrt dargestellt hat. Das Capitel spielte zu Anfang des zehnten Jahrhunderts bis ziemlich weit in dieses hinein, und die Heldinnen der Historie waren, wie Jedermann weiß oder wissen könnte, die beiden Päpstemacherinnen Theodora und ihre Tochter Marozia oder Mariuccia, zwei Weiber vom Schlage der Agrippinen, Messalinen und Katharinen, dämonisch schön und wild, in Wollust und Grausamkeit schwelgend, von großartiger Verworfenheit. Ob, wie sie es mit der „Statthalterschaft Christi" getrieben, auch schon seine allegorische Deutung erfahren habe, ist uns unkund. Dagegen untersteht es keinem Zweifel, daß Rechtgläubige verpflichtet sind, in den von Theodora und Marozia fabrizirten Päpsten (Sergius III., Johann X. und Johann XI.) wahre, wirkliche und leibhafte „Statthalter Christi" auf Erden und folglich Unfehlbare aus

dem ff zu verehren. Es darf aus der heiligen Kette der Ueberlieferung beileibe kein Ring herausgebrochen werden.

Unmittelbar der „Pornokratie" war jene in der Geschichte der christlichen Welt ganz einzig dastehende Episode vorangegangen, welche von alten Kirchen-Historikern die Gräuel-Synode benannt worden ist. Auch ein recht erbauliches und beschauliches Stück „Unfehlbarkeit", wahrhaftig!

Es ging im Februar oder März des Jahres 897 in Scene, zu einer Zeit demnach, wo nach dem Erlöschen der karolingischen Dynastie in der Person Karl's des Dickbauchs die Statthalterschaft Christi als ein mit Blut und Gräueln aller Art besudelter Fetzen zwischen den Parteien des deutschen Königs Arnulf und der Herzoge Guido von Spoleto und Berengar von Friaul hin- und hergezerrt wurde. Im September von 891 war ein Anhänger des deutschen Königthums, Formosus, Cardinal-Bischof von Portus, vielleicht ein Corse, wahrscheinlich jedoch ein Römer von Geburt, in den Besitz des Stuhles Petri gelangt. Ein bedeutender Mann und auch ein guter Christ, soweit das zu sein in damaliger Zeit einem Menschen seine Mittel erlaubten. Wie er vor seiner Erhebung auf den besagten Stuhl heftig im Leben herumgerüttelt worden war, so konnte Formosus auch jetzt seinen Sitz keineswegs einen behaglichen nennen. Die spoletinische Faction polsterte ihm denselben mit Dornen und that dem armen Haupte der Christenheit alles mögliche Herzeleid an. Nachdem der Afterkaiser Guido von Spoleto im Jahre 894 dahin gefahren, von wannen keine Wiederkehr, wollte sein Sohn Lambert das Imperium an sich nehmen. Allein der Papst lud, getreu seinen Parteigrundsätzen den deutschen König ein, zur Kaiserkrönung und Besitzergreifung von Italien nach Rom zu kommen. Arnulf kam, in kriegerischem Zuge die Alpen überkletternd, einer Seifenblase, der römischen Kaiserkrone nachjagend und so die Reihe jener welthistorischen Narren-streiche eröffnend, welche man „Römerzüge" zu nennen pflegt. Wären diese Züge der deutschen Könige nach Italien von Anfang an etwas Gescheites gewesen, so würden sie sicherlich nicht so viele Jahrhunderte fortgedauert haben; ihre absolute Dummheit — verderblich für Italien, verderblicher noch für Deutschland — verbürgte ihre Dauer. Am Unsinn hängen bekanntlich Menschen und Völker mit zärtlicher Treue: das konnten alle Seher und Propheten — wir meinen die echten, nicht die Lügen-Auguren und Schwindel-Haruspices — in Kerkern auf den „harten Treppen" des Exils, auf Folterbänken, an Kreuzen und auf Scheiterhaufen sattsam erfahren und erproben.

Falls es damals eine italienische Nationalpartei gegeben hätte, so konnte die spoletinische eine solche vorstellen, und in diesem Falle wäre sie dem Papste gegenüber im Rechte gewesen. Während des Heranzuges der Deutschen gingen die Lambertiner gegen Formosus gewaltsam vor, nahmen in gefangen und thürmten ihn auf der Engelsburg ein. Allein der inzwischen gegen Rom herangekommene deutsche König nahm im April 896 die Stadt mit Sturm, welcher wenig Blut kostete, wurde dann bei seinem Einzuge vom römischen Clerus, Adel und Volk an der milvischen Brücke feierlich empfangen, in Prozession zum St. Peter geleitet und von dem inzwischen von den Deutschen ausgekerkerten Statthalter Christi in der Basilika zum römischen Kaiser gekrönt. Eine dumme Posse; denn Arnulph's Imperium war nur April-Sonnenschein und währte gerade so lange wie seine Anwesenheit in Rom, d. h. fünfzehn Tage. Wie so viele nachmalige „Römerzüge", hatte schon dieser erste einen ganz jammerfälligen Ausgang. Der Schattenkaiser eilte, unterwegs schwer erkrankend, nicht wie ein Sieger, sondern wie ein Flüchtling über die Alpen heimwärts und ließ den Armen Formosus in schweren Nöthen und Aengsten zurück, maßen alsbald nach dem Abmarsch der Deutschen Lambert von Spoleto, durch einen Freundschaftsvertrag mit Berengar von Friaul gekräftigt, wieder zu einer Macht gelangte, gegen welche mit geistlichen Waffen nicht aufzukommen war. Der Papst that in dieser Bedrängniß das Klügste, was er thun konnte: er starb, und zwar spornstreichs schon im Mai 896. Ob freiwillig oder gezwungen, ob am Fieber oder am Alter, ob durch Dolch oder Gift, man weiß es nicht. Im Vatican zu Rom ging es zu damaliger Zeit gar häufig her wie nachmals im Serail zu Konstantinopel. Wie das Leben der Sultane hing auch das der Päpste oft nur an einem dünnen Faden, und die Handhaber und Handhaberinnen von Dolchen und Giftphiolen wußten recht gut, daß die päpstliche Unfehlbarkeit unter Umständen nur eine Unverfehlbarkeit sei.

Nach dem Hingange des Formosus wurden schnell hintereinander mehrere Papstwahlen nöthig. Denn es ging in Rom wieder einmal echtrömisch her und Statthalter Christi wurden wohlfeil wie Brombeeren. Zuvörderst hat man ein ganz obscures Subject unter dem Namen Bonifacius VI. auf den Stuhl Petri hinaufgestoßen, recht eigentlich hinaufgestoßen. Nach zwei Wochen fiel er herab, vom Podagra weggerafft, wie es hieß. Darauf machten die römischen Barone von der spoletinischen Partei einen Sohn des Römers Johannes, also zweifelsohne den Sohn eines Mitbarons, zum Statthalter Christi, als welcher er den Namen Stephanus VI. annahm.

Dieser Papst — der Fuldenser Annalist nennt ihn nicht sehr höflich einen Schandmann — war es, welcher die „Gräuel-Synode" berief.

Im Conciliensaal beim Sankt Peter hat sie im Februar oder März von 897 getagt, als Tribunal constituirt, das einen Todten richten sollte. Se. Heiligkeit der Pontifex maximus der „Religion der Liebe", Papst Stephan VI., war ein fanatischer Parteimensch und als solcher, als Lambertiner, von wildestem Hasse gegen seinen Vorpapst erfüllt gewesen. Jetzt sah er sich im Stande, seine ganze Wuth auszulassen, wenn nicht an dem lebenden, so doch an dem todten Gegner, und es erfolgte diese Auslassung in Form eines Todtengerichts, welches vielleicht den alten Egyptern abgesehen, jedenfalls aber eine der brutalsten Scandale war, womit jemals die Menschheit ihren Namen geschändet hat. Zugleich ist jenes Todtengericht eine Vorwegnahme jener inquisitorischen Bethätigungen der „Religion der Liebe" gewesen, kraft welcher das „heilige Offiz" auch am Frieden der Gräber seinen brennenden Liebeseifer ausließ, die Todten daraus hervorzerrend, um „ketzerische" Leichname zum Scheiterhaufen zu verdammen.

Folgsam dem Rufe des „Heiligen Vaters", versammelten sich zur gemeldeten Zeit und am erwähnten Orte Cardinäle, Bischöfe und Aebte zu unerhörtem Beginnen, nachdem an der Gruft des Formosus im Sanct Peter eine feierliche Ladung ergangen war, aufzustehen aus seinem Sarge, um vor seinen Richtern zu erscheinen.

Die Kirche hat, nachdem sie erst aus ihrer urchristlich-heftigen Opposition gegen alles Theaterwesen herausgetreten war, bekanntlich mehr und mehr ein höchst bedeutendes und

vielseitiges Talent für alles Schauspielhafte entwickelt. Sie gestaltete ja den ganzen Cultus künstlerisch und erbaute in der Blüthezeit ihrer mittelalterlichen Macht und Pracht die Mysterien-Bühne. Zu Ausgang des neunten Jahrhunderts haftete an ihren Kunstleistungen freilich noch die ganze Barbarei einer Zeit, welche das antike Schönheits-Ideal vergessen und das romantische noch nicht gefunden hatte; aber trotzdem steht mit Grund zu vermuthen, daß die „Gräuel-Synode“ mit jenem düsteren Pomp inscenirt gewesen sei, welchen die Kirche allzeit aufzuwenden hatte, wenn sie einen ihrer großen Fluch- und Verdammungsacte beging. Die alten zeitgenössischen Quellenschriften malen uns die schreckliche Scene ziemlich anschaulich.

Da saßen die Richter und Schöffen des Todtengerichtes, die Prälaten in ihren Prunkgewändern und von der gleichen Zusammenstellung, wie sie vormals von den Priestern des Ra im Sonnentempel zu On, von den Priestern des Baal zu Baalbek und von den Priestern des Jahve zu Jerusalem getragen worden. Sie saßen, mit der ganzen Rohheit einer rohwilden Zeit sich panzernd, und starrten und stierten auf einen Gräuel, welcher vor dem Halbkreis ihrer Sitze nachtete, alle Schrecken des Todes über die grausenerfüllte Versammlung hinhauchend.

Denn dort auf dem Thronstuhle, worauf die Statthalter Christi den Concilien vorzusitzen pflegten, saß heute auch ein Papst, aber ein todter: der nach acht- oder neunmonatlicher Verwesung aus seinem Grabe gerissene Leichnam des Formosus, zu grimmigem Hohn und Spott mit den papalischen Prachtkleidern angethan, ein leibhaftes Gespenst, von Modergeruch und Grauen umgeben, seinen Richtern den stummen und doch zermalmenden Vorwurf der Grabschändung entgegenstinkend.

Keine Formalität der grausigen Gerichtsposse wird übergangen. Der zum Ankläger des todten Papstes bestellte Advokat tritt vor, die Anklagepunkte zu formuliren, und zuletzt wirft die Summe derselben der lebende Papst, welcher schamlos genug, dem Tribunal persönlich vorzusitzen, dem Leichnam ins Gesicht in Form des Wuthschreies: „Warum, Usurpator, hast du aus Ehrsucht des apostolischen Stuhles von Rom dich angemaßt?“ Der zum Anwalt des Todten gepreßte Diakon versucht, mit seinem Schauder ringend, etliche Vertheidigungsworte zu stammeln. Dann Umfrage unter den Richtern, Schöpfung und Kundmachung des Urtheiles: Der Papst oder eigentlich Nichtpapst Formosus ist der ihm schuldgegebenen Verbrechen überwiesen und wird demzufolge für abgesetzt erklärt und feierlich verdammt.

Also der Spruch, und nachdem er verkündet ist, werfen sich die herbeigewinkten Sbirren und Büttel auf den Verurtheilten und Verdammten, stoßen den Leichnam vom Throne, schneiden ihm die drei „Segenefinger“ der rechten Hand weg, reißen ihm die päpstlichen Gewänder ab, schleppen ihn an den Füßen aus dem Saale, welcher von wüstem Beifallsgeschrei widerhallt, schleifen ihn durch die Straßen und werfen ihn schließlich unter dem kannibalischen Zujauchzen des römischen Pöbels in den Tiberfluß.

Das war die „Gräuel-Synode“ vom Jahre 897.

Man kann sich doch noch jetzt, nach nahezu tausend Jahren, eines tiefen Gefühles von Befriedigung nicht entschlagen, so man erfährt, daß diesmal Rächerin Nemesis, sonst so saumselig ihren Gang beschleunigte. Noch im Herbste desselben Jahres ereilte sie den unfehlbaren Frevler Stephan. Das Todtengericht über Formosus kam doch sogar den Römern von damals als zu scheußlich vor. Eine allgemeine Regung von Entrüstung verschaffte der deutschen Partei in Rom wieder Oberwasser. Derselbe römische Pöbel, der im Frühjahre dem Frevelspruch über Formosus zugejubelt hatte, erhob sich jetzt im Waffentumult gegen den Spruchfäller. Der Papst wurde ergriffen, eingethürmt und im Kerker mit einer Sehne erdrosselt.

Allerlei.

Herbstlied.

Was hilft's, wenn ich von Freude singe,
Und Keiner froh sein will?
Der Tugend Gruß dem Alter bringe,
Und Alles schweiget still?

Was hilft's, wenn ich der Freude denke,
Und bleiben muß allein,
Allein nur sitz' in jeder Schenke
Bei meinem Schoppen Wein?

Was hilft's, wenn ich noch sing' und sage
Vom deutschen Vaterland,
Und nur für meine späten Tage
Ein deutsches Reich entstand?

Was hilft's, wenn man mich sucht zu laben,
Wenn man mich ehrt und liebt,
Und doch mit allen Liebesgaben
Mir keine Jugend gibt?

Doch darum wird mein Herz nicht kühler,
Mich freut, daß Gott mich schuf
Und daß ich nicht wie Herr von Mühler
Verfehlte den Beruf.

Hoffmann von Fallersleben.

Schloß Corvey, 16. Oktober 1871.

Die „Hess. Bbl.“ theilen aus Anlaß des Darmstädter Hoftheaterbrandes mit, daß in den letzten 110 Jahren 133 Theater dies- und jenseits des Oceans abgebrannt sind.

Charade.

Nimm Kopf und Schwanz von mir
So nennt das Ganze dir
Ein gar geschwätzig Thier;
Nimm Kopf und Schwanz ihm weg
So tönt der Rest das gleiche.
Vom Ganzen lebt der Reiche.

Auflösung der Charade in Nr. 42:
Uhrkette.

Druck und Verlag von J. M. Bauer. Verantwortlicher Redakteur: Fr. Manninger.

Nr. 44. Sonntag, den 4. November 1871.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Graf La Roche.

Eine Scizze aus dem Leben.

Aus dem Leben! — wie lautet das so gewöhnlich, so prosaisch, so nüchtern! Als hätte man nicht der Gemeinplätze und der Langenweile in dem Alltagsleben, das wir führen, mehr als genug; — als müßten wir noch zu unserem Nutzen und Frommen aus dem Leben etwas hören, das häufig zu unserer Qual und zu unserem Aerger, und oft zu unserem Fluche gar, so unendlich einförmig, nüchtern und gleichmäßig dahinfließt!

Gerade darum, weil so wenige Menschen vom Schicksal dazu bestimmt sind, ein ihren geistigen Ansprüchen genügendes, vielseitiges Leben zu führen; — gerade, weil sie sich durch den in jeder Menschenbrust heimischen Idealismus unbefriedigt und eine unerstickbare Sehnsucht fühlen, das Leben nach allen Richtungen hin in seinen Höhen und Tiefen zu durchkosten, gerade darum soll man die reicheren Erfahrungen der wenigen Begünstigteren zum Gemeingut Aller machen!

In ihren Kämpfen und in ihren Siegen — in ihrem thatkräftigen Handeln und ihrem geistigen Dulden, — in ihrer psychologischen Entwickelung — kurz, in ihren geistigen und moralischen Errungenschaften, sollen wir eine Schilderung all der Phasen finden, die in einer anderen Lage unter anderen Verhältnissen unser eigener Charakter durchkämpft haben würde, — eine Schilderung jener Hingabe und jener Aufopferungen, deren auch unser Herz fähig gewesen wäre, wenn dieselben Forderungen des Lebens an uns herangetreten wären.

Darum auch bleibt ewig und immer die wahre Geschichte eines Menschenlebens von tiefem Werth auf unsere Entwickelung und von bleibendem Einfluß auf unser Herz. Trotz aller uns vielleicht innewohnenden Abneigung gegen die bloßen Trugbilder der Phantasie, die so sehr im Widerspruch mit den oft mit schroffer Strenge an uns herangetretenen Lebensanforderungen stehen, ist wahres menschliches Fühlen und Denken stets der Sympathie gewiß.

Der folgende kurze Abriß eines interessanten Lebenslaufes bietet vielleicht weniger einen Beitrag zur Geschichte des durch Schmerz und Erfahrung geläuterten, durch Entsagung veredelten, zur Vollkommenheit anstrebenden Charakters, als in Bezug auf die Resultate der menschlichen Leidenschaft und der ewig gleich wilden Ansprüche des Herzens, — wenn sie nicht von dem mildernden Einfluß moralischer Willenskraft gezügelt werden. —

Es war am Abend eines regnerischen, stürmischen Januartages, als man die Lampen vor einem der größten Concertlokale in L. anzündete. Es war ein Konzert angesagt; eine junge, kaum dem Kindesalter entwachsene Virtuosin wollte zum ersten Male seit ihrer Zurückkunft vom Konservatorium zu Leipzig in ihrer Vaterstadt wieder hören lassen. Schon als Kind hatte man sie in öffentlichen Lokalen als musikalisches Phänomen angestaunt, und man war begierig, zu hören in welcher Weise sie sich entwickelt hatte.

Allein das Wetter war entsetzlich. Die zahlreichen Lampen mit ihren flackernden Flammen warfen ein unheimliches, wildes Licht auf die sonst dunkle, nasse Strasse, auf der sich nur vereinzelte Musikliebhaber dem Lokale näherten. Und auch diese bereuten beinahe, sich dem Unwetter preisgegeben zu haben; der Sturm peitschte ihre Mäntel und Schirme so unbarmherzig, ehe sie das schützende Portal erreichten, daß sie, brummend und schimpfend über das Wetter, „wo hinein kein Hund gejagt werden sollte,“ in schlechtester Laune eintraten, um zu Gericht zu sitzen.

Nur Einer murrte nicht, trotzdem er, nur halb gegen den Regen geschützt, hinter einem der äußeren Pfeiler der Halle stand. Er stand hier während einer halben Stunde so ruhig, so bewegungslos, als wisse er gar nicht, daß nicht gerade Maienlüfte ihn umspielten und der Regen in Strömen von dem dünnen Radmäntelchen, in das er sich eng eingehüllt hatte, herabfloß.

Ein Wagen nahte. Ueber das Gesicht des Mannes zuckte es wie Erwartung — aber auch Etwas wie Schmerz, wie unsäglicher Kummer, wie Haß und Erbitterung lag darin. Er zog sich weiter in den Schatten der Säule zurück, als der Wagen hielt und ein alternder Herr zuerst herausstieg, um den beiden ihm folgenden Damen zu helfen. Er that dies mit jener Vertraulichkeit, die nur das nächste Familienleben gestattet. Die erste der Aussteigenden war eine Frau, groß, schlank, mit einem blassen Gesicht, das von ergrauenden Haaren umrahmt war. Bei ihrem Anblick flog es wie Wetterleuchten über die Züge des Mannes hinter der Säule; — tief verhaltener Grimm und beinahe Haß funkelten unheimlich aus seinen Augen; aber beim Erblicken der zweiten Dame, die dem Wagen entstieg, eines lachenden rosigen, gesund-strahlenden Mädchens, schwand dieser Ausdruck, und Wehmuth — sanfte, tiefe Wehmuth nur blieb zurück. Er sah ihnen nach, bis sie seinen Augen entschwunden waren, — wie der erste Mensch nach dem durch seine Schuld verlorenen Paradiese sich umsah, — und wie seit jener Zeit jeder Mensch einmal hinblickt auf das oft genug durch eigene Schuld ertödtete Glück, das zertrümmert zu seinen Füßen liegt.

Jetzt nahten mehrere Equipagen, viele sogar; selbst die kühnen Fußgänger waren nicht mehr vereinzelt, und als drinnen die ersten Töne der Musik hörbar wurden, war das Lokal, wenn auch nicht ganz gefüllt, so doch viel besser besetzt, als man es an einem so stürmischen Abende überhaupt erwarten konnte.

Der Mann draußen in der Vorhalle aber trat nicht ein, so sehr ihn auch alle Fasern seines Herzens hinzogen. Er blieb wo er war, nur näherte er sich mehr der Thür und lauschte gespannt den einzelnen weichen Tönen, die zu ihm herüberdrangen wie Grüße aus einer schöneren Welt.

Er lauschte mit ganzer Seele, in tiefer, tiefer Andacht. Er vergaß darüber den schneidenden Wind und die nasse Kälte, — vergaß den Frost, der ihn, seiner selbst unbewußt, schüttelte, und der die armselige Kleidung mit Unbarmherzigkeit durchdrang — und vergaß auch den Mann in der Kassenloge, der ihn längst voller Neugierde betrachtete. Er vergaß Alles — hüllte plötzlich das Gesicht in beide Hände und — weinte bitterlich.

Den ächten, tiefen Schmerz, der, alle Schranken niederwerfend, sich Bahn bricht, ehrt man auf Erden, wo immer er sich zeigt, im Palast oder im — Gefängniß. Auch der Mann an der Kasse ehrte ihn und bog sich leise zurück, um nicht bemerkt zu werden.

Allein ebenso plötzlich, wie sie gekommen, versiegten auch diese Thränen wieder, und das Gesicht des Lauschers zeigte ferner nicht mehr, was in seiner Seele vorging.

Nach einigen Minuten trat der Kassirer aus seiner Loge heraus, und fragte ihn:

„Mein Freund, warum bleibt Ihr denn bei diesem verteufelten Wetter hier draußen, statt hinein zu gehen?"

„Weil ich kein Geld habe!" antwortete der Fremde kurz.

„Nun, so nehmt dieses Billet hier auf Kredit," redete der Kassirer weiter; „Ihr könnt es mir ja ein anderes Mal bezahlen!"

Bei diesen Worten fuhr über die aschfahlen, eingefallenen Wangen des Fremden eine glühende Röthe, und eine drohende Falte zeigte sich zwischen den dunkeln, strengen Augenbrauen. Er sah aus, als sei er beleidigt und als wolle er diese Beleidigung nicht dulden. Allein schon im nächsten Moment wich dieser Ausdruck dem eines qualvollen Verlangens, und vielleicht ehe er sich selbst bewußt war, streckte sich seine Hand begierig nach dem Billet aus, und ein kaum verständliches: „Ich danke!" war seine ganze Antwort. Seine Finger umklammerten für einen Augenblick krampfhaft das Billet, — er knirschte mit den Zähnen, und flüsterte mit unsäglicher Bitterkeit vor sich hin: „Ein Almosen! Auch das noch!" — dann aber trat er rasch in den Saal, und suchte hier die dunkelste Ecke auf, wo er den Blicken Neugieriger, die seine armselige Kleidung beim Eintritt verwundert betrachteten, verborgen blieb.

Auf der Bühne am Klavier sitzt die ältere Dame, die wir vorhin schon bei ihrer Ankunft gesehen haben. Sie ist geschmacklos gekleidet, und ihr langes, schmales Gesicht, das umgeben von dem unkleidsam arrangirten grauen Haar, durchaus nicht anziehend scheint, ist unbeweglich, wie ihre ganze Figur. Sie spielt nur mit den Händen, mit unendlicher Fertigkeit zwar, aber kalt, steinern möchte man sagen. Sie, in ihrer ganzen ungraziösen Erscheinung, trägt, wie Dutzende der Menschen, die uns in den Strassen täglich begegnen, den Stempel der trägen Gleichgültigkeit, der stumpfen Duldsamkeit, der materiellsten Anschauungen aller Ereignisse des Lebens.

Ihre Tochter, die junge Künstlerin, steht neben ihr in allem Glanz jugendlichen Liebreizes. Sie gleicht der Mutter durchaus nicht. Ihr zartes, blühendes, strahlend heiteres Gesichtchen war weniger eigentlich schön, als ausdrucksvoll und gewinnend. In ihren schmalgeschlitzten, dunkeln Augen liegt Seele, in ihrem Lächeln bezaubernde Anmuth, auf ihrer Stirn der Stempel des Genies.

Wie herrlich ist diese offene, kühne, breite Stirne, deren Wölbung so zart und doch so charakteristisch ist! die so ausdrucksvoll redet von der Talente Segen, des Gedankens Tiefe und der Erfindung schöpferischer Kraft! Mir ist — wenn ich eine solche Stirn sehe — als müßte ich in ihr jedes Mal die Güte und Erhabenheit des Schöpfers anbeten und verehren.

Und wie strahlte diese Stirn von Glück und Begeisterung, wenn die Violine in der Hand der Künstlerin ruhte und sie den Saiten Töne entlockte, die so zart und mystisch und erhaben die Seele umgarnten mit dem Zauber der Ewigkeit! Denn wo empfände man die irdische Vergänglichkeit weniger schmerzend, — wo drängte sich der Seele die Ueberzeugung einschmeichelnder, fester, unauflöslicher ein, daß wir einem anderen, harmonischeren, glücklicheren Dasein entgegenleben, als bei den Tönen einer tief empfundenen, meisterhaft ausgeführten Musik?"

Wer dieses junge, in seiner künstlerischen Begeisterung so entzückende Mädchen sah, neben der unbeweglichen Mutter, die sie korrekt, so kalt, so seelenlos auf dem Piano begleitete, und die so stumpf gegen den Enthusiasmus des Publikums und — was mehr war — gegen den ihrer Tochter blieb, der konnte sicher die sonderbare Laune des Schicksals nicht begreifen, das einer solchen Mutter eine solche Tochter gab.

Wohl nur ein einziger Mensch im ganzen Saale dachte überhaupt bei dem Spiel der Tochter an die Mutter. Und dieser Eine, ein alternder, kranker, lebensmüder Bettler, brütete über das eigenthümliche Problem nach, wie denn eigentlich diese statuenartig kalte, allen Reizes entbehrende Frau je im Stande gewesen sei, die glühendste Leidenschaft in mehr als einer Brust zu wecken; — wie es möglich war, daß ihr Besitz zur Lebensbedingung, zur Nothwendigkeit wurde; — ihr Verlust nicht nur Verzweiflung — nein, gar den Wahnsinn selbst beinahe erzeugte! Konnte man es begreifen beim Anblick jener Frau, die jetzt das Urbild alles Ungraziösen, Gewöhnlichen, Harten und Seelenlosen war — daß sie je im Stande gewesen sei, einen ganzen Himmel in ein Menschenleben zu zaubern? Und daß sie selbst jetzt, mit den tiefen Furchen auf der Stirn und jener Welkheit in den Zügen, die noch mehr als das Alter entstellen, — selbst jetzt noch in der Brust des Mannes, dessen Leben sie vergiftete, Gefühle tiefster Intensivität heraufzubeschwören vermochte? Er hatte sie zu hassen, sie wie die Sünde zu hassen vermeint, und jetzt, jetzt, wo er sie wiedersah, sie betrachtete — wo war denn jener Haß, jene wilde, unversöhnliche Verachtung geblieben?

Aus der Tiefe seiner Seele tauchten ganz andere Gefühle auf; Gefühle, die seit langer, endlos langer Zeit in todtenähnlichem Schlaf lagen und jetzt mit frischer, überwältigender Kraft auferstanden.

Vielleicht hatten sie die melodischen Töne der jungen Künstlerin wach geläutet, vielleicht auch hatte die Entwickelung dieser Gefühle nur den naturgemäßen Verlauf genommen und sie erreichten eben in dieser Stunde jene Wendung, die bei jeder ursprünglich edel angelegten Natur nothwendig eintritt und die Bitterkeit und Unversöhnlichkeit auf immer hinter sich zurückläßt, um der Milde der Nachsicht und Versöhnlichkeit Platz zu machen. —

Genug! in dieser Stunde zog die Erinnerung in die Brust des Fremden ein, um mit ihrer ganzen Fülle und wunderbaren Macht die rosigsten Bilder der Vergangenheit zu entfalten. Noch einmal umkleidete seine eigene poetische Phantasie jene triste Frauengestalt dort auf der Bühne mit all den Schätzen der Anmuth und Liebenswürdigkeit; noch einmal

[st]attete sein eigenes Herz sie mit allen Vorzügen aus, die sie [n]ie besessen hatte. Das Herz kann nun einmal nicht los[g]elöst werden von dem Glauben an den Werth des Gegenstandes [s]einer Neigung, und hält mit zähem Eigensinn fest an der [U]eberzeugung, daß derselbe sie einst wirklich verdiente, wenn [e]r auch später derselben unwerth würde.

Und so schwer auch die Sünde war, die auf ihr lastete, [u]nd schwerer noch das Leid, das sie ihm angethan — in [d]ieser Stunde erlösten die zarten, versöhnenden Melodien des Kindes die Mutter vom jahrelangen Fluch jenes in tiefster Erschütterung lauschenden Bettlers — jenes Bettlers, der zer[l]umpt, krank und elend war, und die Spuren tiefster Lebens[q]ualen auf seinem Antlitz trug — jenes Bettlers, der nur [d]er Barmherzigkeit des Kassirers es dankte, daß er im dun[k]elsten Winkel des Hauses ein schützendes Plätzchen fand vor Regen und Frost, vor lästiger Neugier und impertinenter Verachtung, und der trotz alledem der jungen Künstlerin — Vater war. Der Vater, von dessen Gegenwart hier, oder von dessen Existenz überhaupt sie nicht einmal eine Ahnung hatte.

Waren es die bezaubernden Melodieen, die so wunder[v]olle Bilder vor den geistigen Augen des Lauschers entroll[t]en? Es war, als stiege aus lichtvoller, wolkenloser, leuch[t]ender Höhe der Engel des Friedens zu ihm nieder und be[r]ühre segnend seine Stirn. Und dieser Kuß ließ urplötzlich [d]en Ostermorgen der gekreuzigten schmerzdurchbohrten Liebe [e]rstehen, fachte zu voller Lebensgluth das längst begrabene Frühlingsglück der Jugend an, und aller Lebensmuth und alle Lebensfreudigkeit früherer Tage floß auf einmal wie ein Feuerstrom durch seine Adern. Und das ganze vergangene elende Leben zeigte sich ihm jetzt in einem anderen Lichte als vorher — in dem Lichte, durch das der Sieger auf errungene Lorbeern niederschaut, an die er nicht gedacht hat, als er im Gewühl der Schlacht mit wildem Heroismus kämpfte.

Aber wie zart waren auch diese Melodieen! So lieb[k]osend, sinnig und heiter wie die zu Tönen gewordene Poesie. [U]nd dann wieder so wunderbar verlockend, so unwiderstehlich und feurig, so gewaltig ergreifend wie die Liebe, und endlich so geheimnißvoll verheißend, so süß beruhigend, so milde ent[s]agend wie der Glaube.

Nachdem die Künstlerin geendet hatte, trat eine momen[t]ane tiefe Stille ein — Beweis dafür, wie sehr sie alle Zuhörer bezaubert hatte — beredter, als der darauf folgende stürmische Applaus und die reichen Blumenspenden.

Sie dankte, tief bewegt, durch eine lieblich-schüchterne, märchenhaft bescheidene Verbeugung, und verließ dann, in Begleitung ihrer Mutter, die Bühne.

Ihr Erfolg war glänzend gewesen; ihr Ruf war gesichert, und man hörte von all' den sich entfernenden Kritikern nur lobende und anerkennende Worte.

Der Saal war bald verlassen. Nur der Mann in der dunkeln Ecke rührte sich nicht. Mancher Musikenthusiast blickte beim Fortgehen ärgerlich zu ihm hinüber, denn er schien zu — schlafen. Einer der Letzten schritt zu ihm hin, schüttelte ihn unsanft, und versuchte ihn zu wecken. Allein er schlief nicht — er war todt!

Am nächsten Tage brachten die Zeitungen L.'s folgenden Artikel:

„Gestorben: Franz Chabord, seit drei Wochen in's städtische Armenhaus aufgenommen — wegen seiner geschwächten Gesundheit und gänzlichen Verlassenheit — entfernte sich gestern heimlich, und man fand ihn um halb 11 Uhr todt auf seinem Sitze in einer dunklen Ecke des Opernhauses. Die ärztliche Untersuchung hat ergeben, daß er am Herzschlag gestorben ist.

Der Verstorbene trug einige versiegelte Briefe bei sich, die an eine ihm befreundete Person adressirt waren. Diese Papiere sind von derselben in Gegenwart des Gerichtshofes eröffnet worden und ergaben nur, daß der Name Franz Chabord ein angenommener war, und daß der Verstorbene Louis Charles Graf von La Roche hieß."

So weit der Zeitungsbericht. Der Inhalt der Papiere erzählte noch weit mehr. Sie wurden später auch in weiteren Kreisen bekannt und natürlich, mit allen nur möglichen Absurditäten geschmückt, dem allgemeinen Urtheil überantwortet.

Geben wir jetzt einmal den wahren Wortlaut des langen Briefes, an den einzigen Menschen, der sich in dieser Stadt von 500 Mal hunderttausend Seelen des Armen, thätig und ausdauernd angenommen hatte:

„Ihnen, mein Freund, der Sie der Einzige waren, der sich in meiner langen trüben Lebensbahn, als selbstlos, aufopferungsfähig und rücksichtsvoll gegen mich erwiesen hat, — Ihnen bin ich es schuldig, das Inkognito, das Sie längst mit scharfem Blick erkannt haben, aber mit zarter Schonung unangetastet ließen, zu enthüllen.

Ihnen vertraue ich meine Bekenntnisse an, und von ihnen erhoffe ich das einzige Mitleid, um das ich je gebeten habe.

Mein Name ist nicht Franz Chabord. Ich bin jener Charles Louis, Graf von La Roche, dessen in mir unkenntlich gewordenes Bild in einer unserer gelesensten Zeitschriften Sie einst in meiner Gegenwart betrachteten. Man hatte mich aus der Vergangenheit wieder herausgeholt, — hatte meine Verdienste als Lyriker hervorgehoben und das urplötzliche Verstummen meiner Leier nicht allein bedauert, sondern auch mit fragenden Kommentaren versehen. Sie lasen mir ein als Probe meines Talentes angeführtes Gedicht vor — und ahnten auch vielleicht bei meiner großen Aufregung, daß der Dichter selbst in dem elenden, verkommenen Menschen da vor ihnen stand. Allein Sie fühlten mit wahrem Herzenstakt, daß Sie ihn weder als solchen anerkennen durften, noch er sich als solcher zu erkennen geben könne.

Hatte doch dieser armselige Mensch vor Ihnen mit den verbissenen Zügen, dem verwilderten Haar und dem unrasirten Gesicht — mit dem ganzen verkommenen Aeußern, — eben so wenig noch eine Spur von Aehnlichkeit mit dem kühnen, in voller Lebenskraft strotzenden, voll Lebensmuth in die offene Welt hinausblickenden Aristokraten jenes Bildes, als der innere Mensch dem glücklichen, schwärmerischen, poetischen Menschen von damals glich.

Es ist nicht allein meine Schuld, daß ich wurde, was ich bin.

Ich war reich, jung, unabhängig — der einzige Sohn eines verwittweten Vaters.

Die erste Disharmonie trat in mein Leben, als ich meinem Vater, einem echten Aristokraten der alten Zeit, meine Absicht aussprach, ein bürgerliches Mädchen, das ich mit Innigkeit liebte, heirathen zu wollen.

Wir hatten bis dahin mehr im Verhältniß von Freunden zu einander gestanden, als in dem vom Sohn zum Va-

ter. Mein Vater besaß nämlich eine so liebenswürdige Heiterkeit der Anschauungen, eine so seltene Toleranz gegen die Schwächen der Jugend; und trotz seiner Jahre eine so frische Jugendlichkeit des Herzens, daß es nicht einmal mehr der väterlichen Liebe bedurft hätte, um mich magisch zu ihm hingezogen zu fühlen. —

Ich blickte zu ihm auf, wie zu dem ächten Typus alles Hohen und Geistreichen.

Als ich ihm meine Zukunftspläne auseinander setzte — wurde er nicht zornig, nicht aufgebracht, nicht einmal ärgerlich, wie mancher Edelmann von weniger vollendeten Formen es sicher bei meinen allen Ahnenstolz verleugnenden Absichten geworden wäre. —

O nein! Er blieb anscheinend ganz ruhig und fragte blos nach einiger Zeit mit unendlich sarkastischem Ton der Stimme:

„Und weshalb, mein Sohn! macht man der interessanten Krämerstochter nicht andere acceptable Propositionen? Etwa ein Landhaus und ein Kapital, das auch nach der Auflösung dieser — Liaison — der Person verbleibt? Vielleicht auch hält sie ihre Tugend nicht so viel werth! — und in diesem Falle rathe ich Dir Mäßigung an! Derartige Passionen kosten uns noch später genug im Leben!" —

So sprach das Vorbild eines „Gentleman" zu mir, der zum ersten Male, von heiliger Liebe durchdrungen, in tiefster Verehrung und Anbetung vor der Gottheit kniete, die in reinem Herzen die edelsten und hochherzigsten Gefühle weckt — so sprach er, den ich für so tolerant, so vollkommen, so gut gehalten hatte!

O Gott! Bei diesen Worten war mir als risse jäh der Vorhang vor dem Allerheiligsten entzwei, und mit ihm das Geheimniß meines Lebens. Ich fand nun statt der Verkörperung meiner Ideale von der Erhabenheit der Menschenseele, die niedrige, schmutzige, erbärmliche, mit Recht aus dem Paradiese verstoßene, gefallene Menschheit. —

Als ich mich vom ersten Entsetzen ermannt hatte, erklärte ich meinem Vater kurz und fest, daß ich Julie zur Gräfin von La Roche machen würde, der ganzen Welt, und dem „Adel" besonders, zum Trotz, und dann empfahl ich mich auf der Stelle. Mein Vater hielt mich nicht mehr zurück, nachdem er mir noch erst die mit schneidender Schärfe gesprochenen folgenden Worte gesagt:

„Geh! junger Thor! geh nur und verspiele um kurzen Wahn Deine Karriere, Dein Glück und Dein — Erbe! Denn ehe ich zugebe, daß der Letzte des alten Geschlechts der La Roche sich durch eine Mesalliance entehre, — eher werde ich selbst noch zu einer zweiten Ehe schreiten und jeden Pfennig den nachgeborenen Kindern vermachen!"

Er rief es höhnisch und verächtlich; — aber was mich mehr schmerzte als dieses, — auch ohne die geringste Trauer und ohne Schmerz im Ton der Stimme.

Diese Worte waren die letzten, die ich je von den Lippen meines Vaters vernommen habe. Sie ätzen und brennen noch jetzt, wenn ich an sie zurück denke.

Im vollen Ungestümm der Jugend sprengte ich gleich darauf im Gallop, so rasch das Pferd nur fliegen wollte, der nächsten Stadt zu, wo meine Julie wohnte. Ich machte ihrem Vater meine Eröffnungen, erlangte rasch seine freudige Zustimmung, und ehe meine Aufregung, in die mich die Scene mit meinem Vater versetzt hatte, geschwunden war, hatte i schon alle Vorbereitungen zu einer schnellen Verbindung ge troffen. Auf dem Heimwege machte ich meine Pläne, w wir unser erstes Domizil aufschlagen wollten. Denn obsch ich in pekuniärer Beziehung durch das Vermögen meiner ver storbenen Mutter unabhängig war, so konnte ich doch meinen Wunsche, die ersten Monate nach der Hochzeit in Paris, i Italien oder in der Schweiz zuzubringen, nicht folgen, den ich war als Assessor in H. angestellt und durfte mich ohn Urlaub nicht auf längere Zeit von dort entfernen.

Als ich nach Hause zurückkehrte, d. h. nach dem meinem Vater gehörigen herrlichen Rittergute N...., eine Stunde von H. entfernt, — überreichte mir der Bediente, der mein Pferd in Empfang nahm, einen Brief meines Vaters un theilte mir mit, daß der Herr Graf zur Jagd nach einem de benachbarten Edelsitze geritten sei. Der Brief lautete:

„Mein Sohn wird einsehen, daß in dem Hause seines Vaters, welches er zu entehren im Begriff steht, seines Bleibens nicht länger sein kann. Ich erwarte — nein, befehle! daß er sich nicht allein bis zu meiner Rückkehr mit Allem was ihm gehört, daraus entfernt habe, sondern ferner, daß er nie mehr einen Versuch mache, sich mir persönlich oder schriftlich zu nähern, da jede Versöhnung durch seine eigene Schuld zur moralischen Unmöglichkeit geworden ist.

Leon Alphons, Graf von La Roche-Burla."

Ich verließ am nächsten Morgen das elterliche Haus, das ich nie mehr wieder sehen sollte — und war vierzehn Tage später der grenzenlos glückliche Gatte meiner Julie.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Die „Nordd. Allg." schreibt: „Eine ergiebige polizeiliche Razzia wurde kürzlich auf der Feldmark bei Rixdorf abgehalten. Es wurden, wie Berliner Blätter melden, aus drei Düngerhaufen 27 Individuen männlichen Geschlechts, darunter mehrere Gesuchte, aufgehoben und hier eingeliefert." Welches Glück die brave Polizei gehabt! Man denke doch: 27 Menschen hat sie aus Düngerhaufen aufgehoben in einer kalten Oktobernacht. Und darunter waren nur „mehrere Gesuchte", die meisten leider unbescholtene Menschen, welche nicht die Furcht vor dem Richter, sondern das Elend zwang, sich in die Düngerhaufen einzuwühlen.

Räthsel.

Zwar todt geboren hab ich doch die Tauf empfangen;
Nimm mir den Kopf, so bleib ich doch am Kopfe hangen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 43:
Renten.

Druck und Verlag von J. M. Bauer. Verantwortlicher Redakteur: Fr. Monninger.

Nr. 45. Sonntag, den 11. November 1871.

Unterhaltungs-Blatt
zum
Nürnberger Anzeiger.

Graf La Roche.

Eine Scizze aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

Erlassen Sie mir, Ihnen ein Bild meiner Frau zu geben, wie sie damals war, oder richtiger gesagt, mir erschien. Ich kann noch jetzt, nachdem dieses Weib mich mit allen Folterwerkzeugen der Hölle gepeinigt hat, — noch jetzt, wo das Herz in mir versteint, das Gemüth verbittert und des Gedankens Kraft in mir vermodert ist, Alles durch ihre Schuld! jetzt, wo ich hasse und verachte, noch jetzt nicht ohne Aufregung von der eigenthümlichen Anziehungskraft reden, die sie vom ersten Augenblick bis zu dieser Stunde auf mich geübt hat. Ich habe den Grund derselben oft zu entdecken gestrebt — umsonst! Dies allein könnte mich zum Fatalisten machen, — wenn ich überhaupt noch an irgend Etwas glauben könnte, als an Sünde und Elend — an Schuld und Verzweiflung.

Sie war nicht schön — nicht einmal gut; denn ich habe selbst in jener kurzen Zeit der Blindheit über die dem weiblichen Geschlechte inne wohnende Härte gestaunt. Allein ihr machte ich daraus keinen Vorwurf, sondern der Natur des Weibes überhaupt.

Sie war nicht sanft und fügsam, nicht geistreich und strebsam. Sie war launisch; oft entzückend pikant, oft grenzenlos träge; heute lachend und strahlend wie ein Maienmorgen, morgen verdrießlich und düster wie ein nebelumflorter Wintertag. Sie war stets vergnügungssüchtig, aber auch dazu, was mich mit solchem Zauber umgarnte, stets voll hingebendster Liebe für mich.

Genug, ich liebte sie, — liebte sie mit wilder Zärtlichkeit und leidenschaftlicher Innigkeit, — liebte sie so grenzenlos, so vertrauend, daß ich eher erwartet hätte, der Erdboden unter unseren Füßen würde sich urplötzlich öffnen, um uns zu verschlingen, als an die mir bevorstehende traurige Katastrophe.

Jene Zeit des Glückes weckte auch die poetische Begabung meiner Seele, und ich legte in den in jener Zeit von mir gedichteten Liedern, die jubelnde Wonne meines sonnig heiteren Lebens und die tiefe Danbarkeit für solchen Segen nieder. Jedoch glühender und feuriger sind die an meine Gattin gerichteten Verse, und in ihnen ruhen alle jene werthvollen Perlen, die nur die wahre Liebe aus dem tiefen Schacht meiner Brust zu heben vermochte.

Man sagt, es gebe kein ungetrübtes Glück auf Erden. Ich aber habe es in jener Zeit empfunden, denn selbst der Streit mit meinem Vater bedrückte mich nicht; — hoffte ich doch von der Zeit mildernde Vermittlung.

Meine Gattin beschenkte mich nach einem Jahre mit einer Tochter und die Mutterwürde umgab mein Weib in meinen Augen mit dem holdesten weiblichen Reiz, der des Weibes höchster Schmuck ist und der in ihrer Sorge und ihrer Aufopferungsfähigkeit für ein junges Wesen liegt. Wo ich früher nur liebte — betete ich jetzt förmlich an.

Einer der ersten Akte, die ich nach diesem Ereigniß unternahm war eine rechtsgültige Uebermachung meines Vermögens an meine Gattin — um sie für alle Fälle zu sichern.

Mein Kind mochte ungefähr ein Jahr alt sein, als ein alter Freund, der einige Meilen entfernt auf einem mit reichen Waldungen versehenen Gute lebte, mich und einen Universitätsfreund einlud, für einige Tage zur Eröffnung der Jagdsaison zu ihm zu kommen. Ich war ein passionirter Jäger vor meiner Verheirathung gewesen und folgte nur zu gern den Bitten meiner Frau, doch ihretwegen nicht jedem Vergnügen zu entsagen. Der Universitätsfreund, der als Arzt in H. seit einigen Monaten angestellt war und häufig unser Haus besuchte, wo wir ihn freudig willkommen hießen, wurde im letzten Augenblicke von der Mitreise abgehalten. Ich ließ mich dadurch nicht hindern, sondern fuhr allein in meinem leichten Kabriolet hinaus in den freundlichen, hellen Septembermorgen, der voll lachenden Sonnenscheins und Vogelsang den Sommer zurückzuzaubern schien. Jedoch mich machte er weder heiter noch froh. Ich fühlte mich verstimmt und niedergeschlagen, und eine unbeschreibliche Beklemmung drückte mich nieder. Ich wußte keinen Grund dafür und suchte alle Philosophie aus den Winkeln meines Hirns, um mich selbst über mich lustig zu machen. Ich lachte endlich über die Absurdität, daß die erste kurze Trennung schon vermochte, mich so trüb und herbstlich zu stimmen, als läge alle Lebensfreude auf immer hinter mir, — allein dies Lachen kam dennoch nicht vom Herzen. Es war, als müsse mir heute ein Unglück passiren.

Nachdem ich einige Stunden gefahren war, — brach mir ein Rad am Wagen. Ich triumphirte über diesen Unfall, der mich weder verletzt noch erschreckt hatte und glaubte schon, in ihm meine bösen Ahnungen verwirklicht zu sehen. Froh, so leichten Kaufes abgekommen zu sein, und ohne lächerlich zu werden, zurückkehren zu dürfen, gab ich das Gefährt in die Hände zuverlässiger Personen, die in der Nähe waren, warf die Jagdtasche um, nahm die Flinte über die Schulter und trat den Rückweg an. Um ihn zu verkürzen, suchte ich ihn abzuschneiden und verirrte mich dermaßen, daß ich erst nach langer Zeit rastlosen Laufens die Landstraße wieder betrat. Ich war darüber so müde und hungrig geworden, daß ich in das erste Haus einkehrte, mir zu essen geben ließ und einige Zeit ausruhte.

Natürlich war viel Zeit darüber vergangen und als ich mich endlich meinem Hause näherte, brach schon die Nacht herein. Der Wunsch tauchte in mir auf, mein Weibchen urplötzlich zu überraschen. Ich betrat darum leise das Haus, und als ich den Korridor leer und noch immer erleuchtet fand,

schlich ich mich leise bis an das Wohnzimmer meiner Frau. Ich horchte, hörte aber nichts, nicht einmal athmen. Ich öffnete leise die Thür und dachte schon, sie sei ausgegangen — als ich im Zimmer nebenan, in meinem Studirzimmer, das nur von diesem Wohnzimmer aus zugänglich war, Stimmen vernahm. Ich stutzte, horchte und erkannte das Organ meines Freundes, des erst erwähnten jungen Arztes. Blitzschnell fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, daß unser Kind erkrankt sei — aber ebenso rasch auch fragte ich mich, was denn der Arzt, statt im Kinderzimmer, das an der anderen Seite des Korridors lag, in meinem Zimmer und ohne Licht zu thun habe.

Ein furchtbarer Schrecken durchfuhr mich, eine Ahnung — eine entsetzliche Gewißheit! Ich näherte mich der Thür und lauschte.

Lauschte den Worten meines Weibes, das da sprach:

„O Max! Du weißt ja doch, daß ich Dich trotzdem allein geliebt habe! Was konnte ich dafür, daß mein Vater mich zwang, diesen Mann zu heirathen, der Geld und Adel und — fügte sie boshaft spöttisch hinzu, — so viel unnütze Liebe für mich hatte?"

Mein Weib hatte diese Worte gesprochen!! Mein Weib!!

Sie, die mich mit dem Lächeln der Unschuld und den Thränen des Glückes ihrer heiligsten Liebe, ihrer ewigen Treue versichert hatte — sie, die mir der Himmel, das Glück, der Athem meines Lebens geworden war, — sie, die Mutter meines Kindes!

Dieser Mund, diese Augen hatten gelogen, geheuchelt, gefrevelt, — dieses Herz, das ich so rein, so keusch, so heilig gewähnt hatte, — war schmutzig, gemein, verworfen!!

Was ich fühlte! Bei der Macht des Bösen! ich könnte noch jetzt, bei dem bloßen Gedanken daran, wünschen, die ganze Menschheit zermalmt zu sehen und darob in wilder Freude auflachen — könnte die Vorsehung, den Schöpfer, mein Dasein verfluchen. — —

Ich stand wie zu Stein geworden. Ein Krampf zog mir das Herz zusammen und die ganze Kraft meines Organismus war aufs Gehör konzentrirt. Ich lauschte nicht mehr und doch hörte ich Alles, was drinnen vorging — ich hörte kosen und küssen — hörte, wie sie mich verspotteten und verlachten, hörte es deutlich, dumpf und langsam wie die Todtenglocke klingt. Ich stand regungslos, weil mir die Bewegung, die Macht der Sinne genommen war. Ich war wie ein Scheintodter, starr und steif, und wußte doch genau und bestimmt, was um mich vorging.

Ich mag lange so gestanden haben an der Pforte des verlorenen Paradieses — ich hatte kein Maß mehr für die Zeit, in der mich der ganze Fluch des Menschendaseins urplötzlich zerschmetternd traf.

Endlich kehrte die Bewegung zurück; es flog wie ein Feuerstrom durch meine Adern — ich zitterte wie Espenlaub, während meine Zähne im Fieberfrost klapperten.

Allein nur einen Moment ließ ich der physischen Natur ihren Lauf, — dann drängte ich mit der ganzen, vom Vorsatz gestählten Macht des Willens alle Zeichen der Erschütterung nieder und schritt festen Schrittes hin zum Seitentisch, wo ich Leuchter und Feuerzeug wußte. Ich zündete rasch, ohne zu zittern, das Licht an und wendete mich dann nach der Thür meines Studierzimmers um.

Auf der Schwelle standen sie, die Elenden, vom Geräusch erschreckt, herbeigelockt.

Ehe sie, bei meinem Anblick stumm vor Entsetzen, die Sprache wieder fanden, hatte ich meine Flinte erhoben, legte an und zielte —

Ich traf den Buben mitten ins Herz hinein und er stürzte todt zu den Füßen seiner Metze — meiner Frau, die mit einem gellenden Aufschrei ohnmächtig neben ihm niedersank.

Ich war kalt und ruhig, nach wie vor der That. Ich trat sofort zum Zimmer hinaus und sagte den vom Schuß herbeigerufenen Dienstboten, meine Flinte habe sich zufällig entladen, ohne irgend welches Unheil anzurichten. Ich gab mit kalter Ruhe einige Befehle, die sie in einem andern Theile des Hauses beschäftigen mußten, und trat dann zurück in's Wohnzimmer, das ich verschloß.

Die Entrüstung hatte mich zur Rache getrieben, — der Haß erfüllte mich noch, als ich das elende Weib besinnungslos auf der Schwelle meines Zimmers liegen sah. Mit meinen Stiefelabsätzen schleuderte ich sie fort aus meinem Wege.

Ich raffte das wenige Geld, das sich in meinem Schreibtische befand, zusammen, schlug meinen Mantel um mich und verließ in dunkler Nacht, selbst ohne nur meines Kindes zu gedenken, das Haus, die Stadt, das Land.

Ich entkam, trotz allen steckbrieflichen Verfolgungen. Der Instinkt der Selbsterhaltung muß mich gerettet haben, die Liebe zum Leben war es nicht.

Ohne Mittel, ohne Verbindungen, ohne Hoffnungen betrat ich dieses Land. Es ist mir zur Wüste geworden, weil in mir längst jedes grüne Blatt, jedes lebensfrische Hälmchen verdorrt und versengt war.

Ich sah mich nicht mehr um nach der Sonne, nicht mehr nach dem Eden der Erde; ich erwartete selbst keine Oase, viel weniger einen zweiten Frühling — und fand auch keinen wieder!

Ich fristete mein Leben durch Arbeit; allein der Muth zum Leben und mit ihm der Muth zur Arbeit war dahin. Nur für eine Kruste Brod, für ein elendes Nachtlager arbeitete ich — nicht mehr. Und dann träumte ich von der Vergangenheit, bis ich, halb toll, Vergessenheit im Trunke suchte und — fand.

Allein es gab auch Stunden, wo ich weinte, über das Zerrbild des Edlen und Guten weinte, das aus mir geworden war, und dann versuchte ich auch wohl, mich aus dem Schlamme der Verzweiflung aufzuraffen. Allein vergebens.

Jahre vergingen während dieser Kämpfe — viele Jahre, dunkel und unheimlich wie die Nacht, ruhelos wie der Sturm. Ich wurde alt, die Stirne trug tiefe Furchen, das Haar die Farbe und das Herz die Welkheit des Alters.

Da lernte ich Sie kennen! Sie ahnten bald, was ich gewesen, was ich geduldet! Sie reichten mir die edle Hand zur Rettung aus dieser elenden Verkommenheit, und ich genaß theilweise von der Pest maßloser Verbitterung. Ich fühlte es, daß mir eine gänzliche geistige Wiedergeburt bevorstand. Da! — O, daß ein gütiges Geschick Erbarmen mit mir gehabt hätte!

Sie hatten mein Sprachtalent entdeckt und begannen darauf Pläne für die Zukunft zu bauen. Sie verschafften mir Schüler, und die geregelte Thätigkeit war wirklich Lebensbalsam für mich; ich begann wieder aufzuleben, wieder Muth zu schöpfen, ja selbst Genuß zu empfinden. Zum ersten Mal

nach langer Zeit kam etwas wie Frieden über mich, und meine Seele erlangte wieder einen Theil ihrer früheren Elastizität.

Da trat ich eines Morgens in eine deutsche Buchhandlung, um für einen meiner Schüler eine Grammatik zu kaufen. Es war Niemand im Laden als ein junges Mädchen, das auf der Violine musicirte. Ich hatte gehört, daß die Tochter des Buchhändlers eine bekannte Virtuosin sei, wunderte mich jedoch sehr, sie im Geschäftslokal musizirend zu finden.

Auf meine Frage nach dem gewünschten Buche antwortete sie lachend:

„Ja, da müssen Sie ein wenig warten; der Papa kommt sogleich! Ich weiß von seinen Büchern so wenig, wie er von meiner Musik, und bin nur auf Schildwache hier!"

In diesem Augenblick trat der Papa herein, und da er das Begehrte nicht fand, so rief er zur Thüre des neben dem Laden befindlichen Zimmers hinein:

„Julie, mein Kind! Hast Du vielleicht das letzte Exemplar von „Ollendorf" verkauft?"

Statt einer Antwort kam eine Dame in den Laden. Sie war schlottrig, nachlässig angezogen, das ergrauende Haar hing wirr um das magere, welke Gesicht, kurz sie war ein Bild der Unordnung und der Verkommenheit. Sie suchte, und reichte mir das Begehrte mit einigen gleichgültigen Bemerkungen herüber, und schaute mich dabei mit halboffenen Augen, die ganz zu öffnen, sie zu träge zu sein schien, interesselos an.

O Gott! jener Ton der Stimme, jener Blick des Auges! Gab es denn keine Ruhe, keinen Frieden für mich auf Erden mehr?

Vor mir stand ein Weib, wahrscheinlich jetzt die Gattin jenes alten Mannes, einst aber — mein Weib! Sie war es, und doch, — mein Weib? Nein! Bei der Hölle! Es mußte eine Vorspiegelung des Satans, eine Ausgeburt meines kranken Hirnes sein! Mein Weib war das nie gewesen!

Diese traurige Gestalt, diese jammervolle Erscheinung mit dem Stempel der Gewöhnlichkeit, diese stumpfe Geschäftsfrau mit dem stereotypen Lächeln auf den blutleeren Lippen! Nein und tausend Mal nein!

Und doch, dieser Ton der Stimme! O, ich hatte ihn ja doch einst gehört im süßen Rausch der Jugend, im Taumel wonniger Lebenslust, im weichen, süßen, kurzen Liebestraume. Er hatte mir wiedergeklungen im wüsten Gelage, in öder, menschenleerer Steppe, auf elendem Strohlager und in verzweiflungsvollen, nur von den Schreckgestalten der Vergangenheit bevölkerter Einsamkeit! Der Ton! Wie ähnlich dem früheren, und dennoch wie verschieden! Hart, eisig, stumpf; eine fürchterliche Ironie auf meine verschwendeten Lebensjahre!

Sie erkannte mich nicht; erkannte mich trotzdem nicht, daß ich wankend auf einen Stuhl hinfiel und so ihre Aufmerksamkeit auf mich lenkte. Ich fühlte meine Kraft schwinden und bat um ein Glas Wasser.

Sie reichte es mir hin, ohne Eile, ohne Erregtheit, ohne Gefühl — wie sie immer gewesen war!

Sobald ich getrunken hatte, sprang ich auf, ergriff meine Grammatik, warf eine Banknote auf den Ladentisch hin und stürzte fort aus der erstickenden Luft, die dieses Weib athmete.

Tagelang schloß ich mich ein in mein Zimmer, vernachlässigte meine Unterrichtsstunden, verlor in Folge davon meine Schüler. — Tage lang träumte, fluchte und weinte ich.

Den kaum erneuerten Kampf mit dem Leben, ich gab ihn auf — für immer.

Ich hatte keine moralische Kraft mehr, seit mir das Schreckgespenst meiner Jugend in fürchterlicher Wahrheit aufgetaucht war. Auch meine physischen Kräfte, die bis dahin mit wunderbarer Zähigkeit jedem Schicksal getrotzt hatten, waren unter dem letzten, furchtbaren Stoß erlegen. Ein Blutsturz suchte mich bald darauf heim und kehrte seitdem wiederholt zurück.

Wie ich weiter leben, wie überhaupt Existenzmittel finden, wie ich Ihnen gegenüber treten würde, — es war mir gleichgültig, total gleichgültig! Ich lebte nur einem Gedanken, nur einer Aufgabe — der Aufgabe, zu erfahren, ob mein Kind lebe, und wie es lebe!

Ich schrieb deshalb nach Deutschland den ersten und einzigen Brief, den ich seit meiner Emigration dorthin gerichtet hatte, und suchte durch verschiedene Quellen über die Vergangenheit meines Kindes und seiner Mutter aufgeklärt zu werden.

Und ehe ich Antwort erhielt, umschlich ich wie ein Verbrecher, im Dunkel der Nacht das Haus meines — jenes Weibes. Wie oft lag meine fieberglühende, brennende Stirn an den Scheiben des Schaufensters, anscheinend die Musikstücke prüfend, und doch nur hinüberforschend nach dem kleinen Zimmer hinter dem Laden, wo eine jugendliche Mädchengestalt zuweilen sichtbar war.

Ein Mädchen, so blühend und zart, wie das Phantasiebild, das ich in meiner Gattin einst geliebt hatte, mit Zügen, so befremdend vertraut, als lachte mir mein eigenes Jugendbild daraus entgegen.

Es mußte, ja es mußte mein Kind sein, jenes Mädchen mit dem trauten Antlitz und dem fremden Namen Denn es führte den Namen des Mannes, der der Gatte seiner Mutter wurde!

Zuweilen nahm sie die Violine zur Hand und entlockte ihr Töne, so verwandt meiner Seele, als hätte sie dieselben aus dem Born meiner Brust geschöpft, ehe er versiegte durch den Fluch des Schicksals auf ewig, ehe alle Poesie der Töne und der Worte vernichtet wurde für immer!

O wie verlangte es mich, jenes wunderbare Kind in meine Arme schließen zu können, ein Mal nur, ein einziges Mal seine Stirne zu küssen mit meinen vertrockneten, nach Liebe schmachtenden Lippen! Ein Tropfen Seligkeit nur, nach all dem Leiden! Einen einzigen Tropfen!

Allein es sollte nicht sein!

Nie soll der degradirte, elende, innerlich zerfahrene Mensch als dunkle Wolke am ungetrübten Himmel jenes Kindes auftauchen, nie soll er ihr in sich selbst eine der traurigsten Nachtseiten des Lebens vorführen, nie! das schwöre ich und bräche auch darüber das arme, kranke, im Glauben, Hoffen und Lieben getäuschte Herz! Niemals!

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Die neuen Maße und Gewichte.

Längenmaß.

Das Meter, oder deutsch: der Stab,
Mißt Länge, Breite, Höhe ab;
An Größen zu vergleichen mit
Dem großen, starken Mannesschritt.
In Zehntel, wenn man es zerstückt,
Das Dezimeter man erblickt;
Es gleicht (auch dieses sei bekannt)
Der Breite einer Manneshand.
Und fingernagelbreit erscheint,
Was man mit Zentimeter meint;
Auch Neuzoll dieses Theilchen heißt,
Ein Hundertstel des Meters weißt.
Doch nadelbreit nur zeiget sich
Das Millimeter oder Strich;
In tausend Theile, winzig klein,
Theilt es des Meters Länge ein.
Auf's Dekameter (Kette) geh'n
Von ganzen Metern ihrer zehn.
Das Tausend Meter aneinand' —
Ein Kilometer wird's genannt.

Flächenmaß.

An Viereck, gleich an jeder Seit',
Und auch Ein Meter lang und breit, —
Ein Meter also im Quadrat —
Man Flächenmaßes Einheit hat.
Einhundert solcher stellen dar
Die Ruthe im Quadrat, das Ar.
Ein Hektar mißt der Wald, das Feld,
So hundert Aren Fläche hält. —
Das Meter im Quadrat erträgt,
Auch, daß man es zertheilt, zerlegt.
Zehn Streifen nach der Länge schneid',
Theil jeden zehn Mal nach der Breit',
So werden hundert Theile d'raus,
Sieht jeder wie ein Viereck aus;
Den nenne Dezimeter dann,
Nur setz' das Wort „Quadrat" voran.
Und willst Du klein're Theile noch,
So theile fort — mit Hundert doch;
Denn Hundert ist hier Währungszahl,
Das merke ein für alle Mal.

Hohlmaß.

Der Liter (deutsch: die Kanne) mißt
Die Körner und was flüssig ist;
Beim halben Liter kommt nun auch
Der Name Schoppen in Gebrauch.
Das Liter, erst getheilt mit zehn,
Gibt Deziliter — wirst's versteh'n;
Und auch getheilt mit hundert dann
Man's Zentiliter nennen kann;
Das Millimeter theilt es ein
In tausend Theile nett und klein.
An fünfzig Liter wenn man nimmt,
So ist's ein Schäffel ganz bestimmt.
Die hundert Liter geben daß
Das Hektoliter oder Faß.

Gewichtmaß.

Des Maßes Einheit im Gewicht
Ist nur das Gramm und Andres nicht.
Mit zehn getheilt heißt's Dezigramm,
Ein Hundert nenne Zentigramm.
Und theilst du es mit tausend gar,
So stellt es Milligramme dar.
Zum Neuloth oder Dekagramm
Nimm zehn der Gramme du zusamm';
Und tausend Gramme wiegen rund
Ein Kilogramm, das sind zwei Pfund.
Einhundert Pfunde sind bekannt
Als Zentner schon im ganzen Land,
Und zwanzig Zentnern lege du
Den kurzen Namen: Tonne zu.

Der Maße Grund.

Ein Mittagskreis durchzieht Paris,
Der ward gemessen und er wies
Als vierzigmillionsten Part
Das Meter in bekannter Art.
Vom Meter nun (auch deutsch: dem Stab)
Leit alle andern Maße ab,
Nach sicher richtigem Befund
Ist es der Maße fester Grund.
Ein Dezimeter in Kubik
Gibt dir genau ein Würfelstück,
Des Inhalt so viel Wasser faßt,
Als du im Liter vor dir hast.
Und was an Wasser füllen kann,
Den Zentimeterwürfel dann,
Das zeigt (wenn man genau es wägt),
Was eines Gramm's Gewicht beträgt.

(Spargeldüngung.) Ein besonders empfehlenswerthes Dungmittel für Spargel ist rohes, schwefelsaures Kali; dasselbe muß im Herbste, nachdem die Stengel entfernt, auf die Spargelbeete aufgestreut werden. Man rechnet zu einer kräftigen Düngung auf die Quadratruthe 5 Pfund. Der mit Kali gedüngte Spargel ist fein und zart im Geschmacke, die Pfeifen werden außerordentlich stark und der Ertrag wird bei Kalidüngung bedeutend erhöht.

Charade.

Stolz auf dem Ersten erhebt sich die prächtige Krone des Zweiten.
Stolz auf mein Ganzes erhebt vornehmer Unwerth sich oft.

Auflösung des Räthsels in Nr. 44:
Glocke.

Druck und Verlag von J. M. Bauer. Verantwortlicher Redakteur: Fr. Monninger.

Nr. 46. **Sonntag,** den 18. November 18[illegible].

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Unter der flimmernden Weihnachtstanne.

Erlebnisse aus beiden Hemisphären.

1. Die erste gestörte Illusion.

Mit dem ersten Advent, als welchen der christlichen Kalender meist den letzten Sonntag im November bezeichnet, pflegte im Kreise unserer Familie und unseres häuslichen Lebens eine gar wundersame Veränderung, ein geheimnißvolles, geschäftiges Leben, eine gehobenere, festliche Stimmung einzutreten, die sich über alle Familienglieder, die Dienstboten nicht ausgenommen, erstreckte, für uns Kinder jedoch den höchsten Reiz hatte, da wir gewissermassen instinktmäßig empfinden mochten, daß sich mit dem Herrannahen dieser Veränderung das gesammte Interesse auf uns vereinigte, daß wir für die Dauer der mit jenem Tage beginnenden und am Neujahrsfest endenden Periode in noch weit höherem Grade als sonst der Angelpunkt und die wichtigsten Persönlichkeiten des Hausstandes waren. Schon seit Eintritt der längeren Abende war viel von dem schönen Weihnachtsfest und was es wohl Alles bringen werde, geredet worden; wenn wir des Abends bei der flackernden Lampe und dem knisternden Ofenfeuer in der traulichen Wohnstube beisammen saßen, Mutter und Tante nähend oder stickend, Babette, die alte Köchin, mit dem Strickstrumpf in der Hand, über dem sie oft einnickte, Gretchen, das Kindermädchen, mit dem kleinen Schwesterchen auf dem Arm auf- und abgehend, wir älteren Kinder aber mit unseren Bilderbüchern, Baukasten und Dominospiel oder auch den Schulaufgaben beschäftigt, war gar manchmal die Rede auf das gute Christkind gekommen, das jetzt schon seine Vorkehrungen traf, um artige Kinder zu Weihnachten reichlich zu beschenken, zu welchem Ende es häufig seinen alten Diener, den Niklas eine gar abschreckende Figur in dickem Pelzrock, einen Sack auf dem Rücken und die mächtige Ruthe in der Hand, die Runde machen ließ, um sich bei den Eltern zu erkundigen, wie es mit ihren Kleinen stehe und ob dieselben wohl verdienten, mit Geschenken bedacht zu werden. Wir Kinder hatten dann gar aufmerksam gelauscht, wenn uns die Mutter erzählte, daß der alte Niklas bereits das eine oder andere Mal bei ihr vorgesprochen und zu wissen verlangt, ob wir auch in der Schule brav lernten, gute Zeugnisse mit nach Hause brächten, unsere Kleider in Acht nähmen und nie mit schmutzigen Händen bei Tische erschienen. Bisher hatte es Mutter auf sich genommen, dem Niklas nur Günstiges zu berichten, und wo dazu keine Veranlassung war, hatte sie lieber geschwiegen, um ihn nicht aufzubringen und dem Christkind keine Kunde zukommen zu lassen, die etwa darauf hinwirken möchte, unsere Weihnachtsgeschenke zu schmälern. Natürlich hatte sie das nur in der festen Ueberzeugung gethan, daß wir uns zusammennehmen, unsere Fehler ablegen und künftig keine Veranlassung mehr zur Klage geben würden. Der Niklas verlangte durchaus die Wahrheit zu wissen, und unsere gute Mutter, die schlechterdings nicht lügen konnte, mußte sie ihm endlich sagen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie den Niklas erzürnen und uns Nachtheil bereiten werde.

Mit der Adventszeit vermehrten sich diese Besuche, der Niklas ward ein täglicher oder vielmehr allabendlicher Gast in unserem Hause, er konferirte unablässig mit der Mutter und an jedem Sonnabend, wenn wir uns zu Bette begeben, hielt er eine Generalrevision, besichtigte unsere Bücher und Schreibhefte, sowie die Näharbeit und den Strickstrumpf der Schwester und trat dann selber an unsere Betten, um sich zu überzeugen, ob wir uns vor dem Schlafengehen rein gewaschen und auch hübsch mit gefalteten Händen eingeschlafen, was ihm als Beweis galt, daß wir unser Abendgebet gesprochen. Fand er Alles in gehöriger Ordnung, hatten die Schulbücher keine Eselsohren und gab es in den Heften nicht zu viele Dintenkleckse, war die Näherei hübsch sauber und zeigte der Strickstrumpf nicht zu viele fallengelassene Maschen und Fadenverwirrungen, so gab er seine Zufriedenheit zu erkennen, indem er uns eine Hand voll Bonbons, Zuckerplätzchen oder Nüsse unter das Kopfkissen steckte. Wer eines solchen Geschenkes nicht theilhaftig geworden, mochte nur getrost darin einen Beweis erblicken, daß der Niklas mit ihm unzufrieden gewesen, und in der darauffolgenden Woche nahm man sich dann ganz gewiß zusammen, um sich nicht zum zweiten Mal das Mißfallen einer so bedeutungsvollen Persönlichkeit zuzuziehen. Wer an den drei Adventssonnabenden unbeschenkt geblieben, konnte die Hoffnung, vom Christkind bedacht zu werden, getrost aufgeben; das einzige Geschenk, auf welches er rechnen durfte, war höchstens eine mit rothen Bändern verzierte Ruthe, die, mit seinem Namen versehen, hinter den Spiegel zu stecken kam. Doch nicht nur der Niklas, auch Christkindchen selber stellte sich in dieser wichtigen Zeit mitunter ein. Ganz spät in der Nacht, wenn Alles stille war und Mutter allein noch bei der Arbeit aufsaß, dann pochte es zuweilen ganz leise ans Fenster, und wenn dann die Mutter aufstand und öffnete, da kam das Christkind, ein wunderschöner, in schneeweiße Seide gekleideter Engel, mit einem grünen Kränzchen in den blonden Locken und einem Lilienstengel in der Hand, herein in die Stube geflogen, die sogleich von einem überirdischen Glanze erstrahlte. Das Christkind nahm dann Platz auf dem Sopha und wenn es gerade Zeit hatte, plauderte es eine geraume Weile mit der Mutter, natürlich hauptsächlich über uns, mitunter aber auch über unsere Schulkameraden und Gespielen, die in der Regel artiger waren als wir, und denen daher das Christkind, wie es der Mutter ganz im Vertrauen mittheilte, gar schöne Sachen zugedacht. Diese Besuche und die dabei gepflogenen Unterhaltungen wurden uns dann am darauf folgenden Abend stets umständlich geschildert, und gewiß bedarf es kaum der Versicherung, daß wir dabei ganz Ohr waren und uns kein Ster-

denswörtchen entgehen ließen. Die alte Babette wußte diese Erzählungen der Mutter durch allerlei Zusätze und Ergänzungen auszuschmücken: bald war ihr der Niklas des Abends unten in der dunkeln Hausflur begegnet und hatte sie durch sein heftiges Schnaufen und sein trockenes Hüsteln erschreckt, bald hatte sie spät in der Nacht, als sie das Holz nach dem Ofen getragen, im Wohnzimmer sprechen hören und außer der Stimme der Mutter ganz deutlich noch eine andere, wunderbar feine, glockenhelle Stimme vernommen, die wohl nur die des Christkinds gewesen sein konnte; auch sei durch das Schlüsselloch und die Ritzen der Thür ein so heller Glanz gedrungen, daß sie die Flamme ihres Oellämpchens, welches sie in der Hand gehalten, kaum noch wahrgenommen. Alle diese Erzählungen mußten natürlich auf unsere jugendlichen Gemüther einen mächtigen Eindruck machen, und zur angegebenen Zeit des Jahres beschäftigten sich alle unsere Gedanken und Vorstellungen fast ausschließlich mit dem Christkind und seinem gehorsamen Diener, dem Pelzniklas; war Neujahr vorüber, so wurde dieser merkwürdigen Persönlichkeiten nur noch selten gedacht; während der übrigen Zeit des Jahres hatten wir kaum Veranlassung, uns ihrer zu erinnern.

So war Jahr um Jahr verronnen, meinen zehnten Geburtstag hatte ich bereits im Herbst gefeiert und auf Ostern sollte ich die Elementarschule verlassen, um das Gymnasium meiner Vaterstadt zu beziehen. Ich war ein hübscher, gesunder, körperlich und geistig gut entwickelter Junge, von der Mutter jedoch etwas verzärtelt und von weicherem Charakter, als er sonst Knaben dieses Alters eigen zu sein pflegt. Für das Lernen war ich nicht gerade sehr eingenommen, namentlich war mir die lateinische Grammatik förmlich im Tode zuwider; vermöge meines guten Gedächtnisses und einer raschen Auffassungsgabe war ich aber doch schon weiter als die meisten meiner Commilitonen, und woran diese Wochen lang zu lernen hatten, das ging mir nur so spielend in den Kopf. So blieb mir denn, trotz ziemlich gewissenhafter Erledigung meiner Schulaufgaben, viel freie Zeit, die ich gewissenhaft zwischen meinen Hausthieren, einer ganzen Menagerie von Vierfüßlern und Vögeln, die ich mir angeschafft, und der Lektüre von Märchen theilte. Für letztere hatte ich eine wahre Leidenschaft, alle Märchenbücher, deren ich zu Hause und bei meinen Bekannten habhaft werden konnte, von den kleinen Grimm'schen Hausmärchen bis zur dickleibigen Tausend und eine Nacht, waren wiederholt verschlungen worden und wo irgend ein derartiges Buch zu haben war, da ließ ich gewiß nichts unversucht, um mich in seinen Besitz zu setzen. Doch die eifrige Märchenlektüre hatte keineswegs die Folge gehabt, mich abergläubisch zu machen. Ich wußte gut genug, daß alle die guten und bösen Geister, die Riesen und Zwerge, die Zauberer, Feen und Elfen, in deren Gesellschaft ich einen beträchtlichen Theil meiner Zeit verbracht, eigentlich gar nicht existirten, aber gerade dieser Umstand machte mir sie um so interessanter — der erste Geist oder Hexenmeister, den ich wirklich gesehen, würde mir wahrscheinlich alles Interesse für die merkwürdige Sippe benommen haben.

Wiederum war die Adventszeit herangenaht, und in unserem häuslichen Kreise lenkte sich, wie gewöhnlich, das Gespräch auf das Christkind und den Niklas. Es mußte doch wohl im Laufe des verwichenen Jahres eine mächtige Veränderung mit mir vorgegangen sein, denn es überkam mich plötzlich ein eigenthümliches Gefühl, ein leichtes Lächeln, das ich jedoch rasch zu unterdrücken bemüht war, schwebte auf meinen Lippen und in meinem Tiefinnersten — ich erschrak selber ob solcher Verwegenheit — war ein leiser Zweifel aufgetaucht, ein Zweifel an Dingen, die mir bis dahin heilig und unantastbar wie der Glaube an den lieben Gott und das Vertrauen zu meinen Eltern gewesen. Mit noch gespannterer Aufmerksamkeit als sonst lauschte ich auf jedes Wort der Mutter. Wie es so ihre Gewohnheit war, erzählte sie, daß das Christkind in verwichener Nacht zum ersten Mal wieder bei ihr vorgesprochen und sich genau erkundigt, was im Laufe des Jahres mit uns Kindern vorgegangen. In der darauffolgenden Nacht vom Sonnabend zum Sonntag — so hatte das Christkind versprochen — werde es den Niklas schicken, um eine genauere Revision unserer Schulhefte und Schwesterchens Näh- und Strickarbeiten zu veranstalten und uns, falls er mit unserem Fleiße zufrieden, durch eine Zuckerdüte und eine Handvoll Haselnüsse zu belohnen. Mutter erzählte das so treuherzig, sie hatte uns so oft und eindringlich gewarnt, auch in kleinen Dingen uns stets der Wahrheit zu befleißigen, jede Lüge zu scheuen — war es nicht Sünde, einen Zweifel in ihre Worte zu setzen, den Gedanken zu hegen, daß sie uns in einer so wichtigen Angelegenheit hintergehen könne? Nein, nein, die Autorität des Christkinds und des Niklas war plötzlich in meinen Augen vollkommen wieder hergestellt, und als nun die kleine Schwester eifrig nähere Erkundigungen über den fraglichen nächtlichen Besuch einzog, das kleine Brüderchen mit vor Freude leuchtenden Augen in die Hände klatschte und die alte Babette, ohne von der Arbeit aufzusehen, in ihrer trockenen Weise eine zur Sache gehörige Bemerkung einfließen ließ, welche die Mutter in größter Ernsthaftigkeit und mit beifälligem Kopfnicken aufnahm — da war vollends jeder Zweifel beseitigt und wiederum fühlte ich mich überglücklich in meinem beseligenden Glauben.

Doch die Drachensaat der Ungewißheit, des Zweifels, der Verleugnung war einmal ausgesäet — sie sollte emporsprießen und ihre Früchte tragen. Am nächsten Morgen — es war ein Sonntag — fanden wir unter unseren Kopfkissen richtig die gewöhnlichen Spenden an Süßigkeiten und Nüssen. Meine jüngeren Geschwister sprangen jubelnd umher und freu[ten] sich der Gaben des alten Niklas, der so grimmig au[s]sehen sollte und doch im Grunde genommen gar nicht so bö[se] sein konnte, da wir wohl schon viel von seinen guten Sa[chen,] doch noch niemals seine Ruthe gekostet. Ich betrachtete [die] Geschenke etwas sorgfältiger: — es waren Bonbons [und] Lebkuchen, wie sie in jedem Konditorladen zu haben wa[ren,] Nüsse, wie sie die Hökerfrau vor unserer Thür feil bot. [Sollte] der Niklas seinen Bedarf an diesen Dingen vom Kond[itor] und der Hökerfrau beziehen? Mutter hat uns erzählt, [daß] er selten seinen Weg durch's Haus nehme, sondern gew[öhn]lich durch den Kamin und das Ofenrohr in unser Schlafz[im]mer gelange. Prüfend betrachtete ich diese etwas selts[ame] Passage — es war Alles in gewöhnlicher Ordnung; [zum] ersten Mal aber stieg mir die Frage auf, wie denn eigen[tlich] ein Mann vom Umfang des Niklas, der noch obendrein [in] einem dicken Pelzrocke stecken sollte, durch einen so engen [...] wie das Ofenrohr marschiren könne. Dafür gab es schl[ech]terdings keine Erklärung, und dieser Umstand trug ganz [we]sentlich dazu bei, meinen kaum befestigten Glauben [...] wankend zu machen. Auf dem Wege zur Kirche hört[e ich,] daß der Niklas in verwichener Nacht auch in vielen and[eren] Häusern einen Besuch abgestattet; überall sprach man [vom] baldigen Erscheinen des Christkinds und seiner Besche[rung].

Zu meinem Schrecken mußte ich aber bald inne werden, daß die meisten meiner jugendlichen Kameraden, selbst diejenigen, die jünger waren als ich und in der Schule bedeutend unter mir saßen, sehr aufgeklärt thaten, weder an das Christkind, noch an den Niklas glaubten und mich weitlich auslachten, als ich die Existenz dieser Persönlichkeiten eifrig vertheidigte. In meinem Leben war ich nie gegen Etwas empfindlicher, als gegen das Auslachen. Ich fühlte mich tief verletzt, ich schämte mich meiner kindliche Unwissenheit — doch aber hatte ich nicht die Courage, mich offen auf die Seite der Zweifler und Freidenker zu stellen, sondern beharrte wenigstens äußerlich bei meinem im Innern doch so tief erschütterten Vertrauen.

(Fortsetzung folgt.)

Graf La Roche.

Eine Skizze aus dem Leben.

(Schluß.)

Vor wenigen Tagen bekam ich denn endlich die ersehnte Auskunft.

Sie machte mich auflachen in grenzenloser Verachtung des Menschengeschlechts.

Es ist die alte Geschichte mit den bekannten Variationen.

Ihm brach das Herz beinahe, und ihr, der kalten Kreatur, die nie ein Herz besessen hat, ihr blühte das Leben von Neuem!

Sie wurde beklagt und bedauert; er verachtet und vermtheilt!

Sie lebte und lachte wieder, und schüttelte die alten Bande von sich wie ein zerrissenes Gewand!

Sie hat mit demselben eisigen Gleichmuthe erst vom Herzblut und dann vom Vermögen ihres verrathenen Gatten gezehrt.

Sie ist wieder geliebt worden von einem schwachen braven Manne, der mit seinem ehrlichen Namen ihre Vergangenheit vergessen machte. Und zum Dank dafür hat ihre Verschwendungssucht und ihre Nachlässigkeit die Armuth und das Elend ins Haus gebracht; es kam so weit mit ihnen, daß sie bei Nacht und Nebel ihre alte Heimath verlassen mußten, um ihren Gläubigern zu entgehen.

Sie kamen hierher und die alte Geschichte fing wieder von vorne an, nur mit dem Unterschiede, daß die Jugend und der Leichtsinn bei ihr der Zanksucht und der Unzufriedenheit gewichen sind, bis der Stumpfsinn gegen Schmutz und Unordnung auch diese wieder vertrieb. Und jetzt ist sie diese geistesträge, stumpfe Karrikatur ihres einstigen Ichs geworden, die mir so furchtbar entgegenstarrte.

Aber eine Tugend hat sie dennoch besessen, das heißt, wenn die Aufopferungsfähigkeit der Mutterliebe eine Tugend ist.

Sie hat das Kind, mein Kind, gut erziehen lassen, und keine Kosten gescheut, so arm sie auch immer sein mochte, um das wunderbare Musiktalent desselben ausbilden zu lassen.

Und deshalb, deshalb allein, des Kindes wegen, vergebe ich ihr die Sünden gegen den Vater!

Vergeben? Noch klingt mir das Wort so fremd, so bitter! Vor kurzer Zeit hielt ich es noch für eine Unmöglichkeit, ja für ein Verbrechen an der Gerechtigkeit.

Allein es ist ein weiches Gefühl über mich gekommen, eine Todesmattigkeit aller Leidenschaften, eine Art sanfter Ergebung, ein Gefühl des Hinsterbens und eine Ahnung nahen Friedens. Ich fühle, wie ich nie zuvor gefühlt habe, eine mitleidige Verachtung mit den eigenen früheren Kämpfen, eine Art Auflösung in die ewige Harmonie der Schöpfung.

Ich kann nicht mehr arbeiten; ich bin matt und krank; jedoch Ihnen, edler Freund, werde ich nicht wieder zur Last fallen! Ich stehe am Ende meiner Tage; — was liegt daran, wo ich diese beende?

Der Ausgestoßene, Verfolgte, Verlassene gehört zu den Bettlern, die man auf Staatskosten begräbt, hin ins Armenhaus!

Hier schienen die Aufzeichnungen zu Ende zu sein. Doch nein! Auf der Rückseite des Umschlages, der sie umschloß, standen noch einige mit zitternder, kaum lesbarer Hand geschriebene Worte. Sie lauteten:

„Mein Kind! — o himmelschreiender Schmerzenslaut eines um Vaterglück betrogenen Menschenherzens! — mein Kind gibt heute ein Konzert im Opernhaus! Ich muß hin, muß es sehen, wenn auch nur von fern. Ich muß noch einmal hören, was für herrliche Harmonien diese reine Kinderstirne birgt, die ich segnen möchte mit den Thränen der geläuterten Weltanschauung eines einst verkehrten Lebens!

O Gott! Erbarmen, nur für jene Stunde! Kraft, Kraft! Mir wanken die Glieder — mir schwinden die Gedanken! Erbarmen! Erbarmen!

Laß sie mich sehen, die Triumphe meines Kindes! — laß sie mich hören, die Töne des Friedens, der himmlischen Milde! — laß sie die Versöhnung einläuten von vergangener Qual des Lebens und der verheißungsreichen, aber dunkeln Zukunft des Todes!"

Was er gewollt hatte, war geschehen. Er hatte das Konzert besucht, war ungekannt gestorben und auf Staatskosten begraben worden. Als der einzige Leidtragende, der ihm zur letzten Ruhestätte gefolgt war und eine Blume auf seinen einsamen Grabhügel gepflanzt hatte, jener mitleidige, bewährte Freund von der Beerdigung heim kam, überreichte man ihm einen eben angekommenen Brief.

Derselbe war an den Verstorbenen adressirt und enthielt — o bittere Ironie des Schicksals! — die rechtsgültigen Papiere, daß er von einem Verwandten zwanzigtausend Thaler geerbt habe.

Man war nun natürlich gezwungen, diese seiner Tochter zu übermachen. Sie war vollkommen unbekannt mit ihrer eigentlichen Abstammung und hatte den Gatten ihrer Mutter, dessen Namen sie trug, als ihren Vater betrachtet.

Kein Wunder, daß die Freude über den unerwarteten Reichthum, den Schmerz über den Verlust des nie gekannten Vaters überwog und sie den Manen desselben genug zu thun glaubte, wenn sie ihm einen kostbaren Leichenstein setzen ließ und seinen alten adeligen Namen wieder führte.

Allerlei.

Die Götter Roms.

Da wir noch die schöne Welt regierten
Und uns Niemand machte Concurrenz,
Alle Völker an der Nase führten
Jeder von uns galt als Excellenz!
Ach, da man den Göttern gleich uns ehrte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da der Pfaff noch alle Schafe scheerte
Für die röm'sche Gloria!

Da der Bannstrahl noch die Menschen schreckte,
Kaiser, Bettler, ohne Unterschied,
Wonniglich der Bratenduft uns schmeckte,
Wenn zum Frühstück man die Ketzer briet;
Ohrenschmaus war uns das Wehgejammer,
Wenn die „Jungfrau" blutig er zerstach,
Und der Henker in der Folterkammer
Arm' und Beine ihm zerbrach.

Damals diente noch zu unserm Schutze
Unterthänigst gern die Polizei,
Noch erfunden waren nicht die Lutze
Und es herrschte nur die Clerisei.
Was er wollte, konnt' der Papst befehlen,
Und was er befahl, das war und galt,
Wie die Leiber, hatt' er auch die Seelen
Ganz in seiner Allgewalt.

Uns're Zeitung, wär' sie schon gewesen
Damals, hätt' der Papst sie unterdrückt
Durch ein Wort, und wer das Blatt gelesen
Wäre wohl ein dutzend Mal zerstückt.
Und die ketzerischen Mitarbeiter
Hätten bald den Scheiterpfahl geziert,
Und den Redakteur, das wäre heiter,
Hätt' man noch dazu kastrirt.

Schöne Zeit, wo bliebst du? Kehre wieder,
Wundervolles Mittelalter, komm'!
Werft euch zu des Papstes Füßen nieder,
Menschen, werdet wieder römisch — fromm.
Lacht nicht, wenn die Pfaffen Euch verfluchen,
Fürchtet euch vor Bann und Interdikt,
Laßt an euern Leibern es versuchen,
Wie es thut, wenn man euch zwickt.

Um euch diesen Hochgenuß zu spenden
Ist erfunden die Unfehlbarkeit,
Eure Herzen fleißig umzuwenden
Steh'n die Jesuiten schon bereit.
Schmoren woll'n sie euch mit brauner Butter,
Oder euch zerhacken wie Spinat;
Ihr besonders, die ihr glaubt an Luther,
Seid zum Braten delikat.

Thut den frommen Schleichern den Gefallen —
Höhnt sie nicht, sie meinen's gut mit euch,
Glaubt an sie, wir rathen es euch Allen,
Wähnt nur nicht, sie lehrten dummes Zeug.
Wollt ihr einst des Himmels Freuden erben,
Gebt den Heil'gen Vätern euer Geld,
Gern sie sorgen dann, daß ihr beim Sterben
Geht gebraten aus der Welt.

Seinen Segen gibt der Unfehlbare
Euch dann mit und nimmt zurück den Fluch;
Dieser Segen ist allein das Wahre,
Alles And're ist nur Lug und Trug.
Ja, er läßt für euch den Teufel tanzen,
Wenn ihr zahlt, für Geld ist Alles feil!
Selbst mit Ketzern schließt er Allianzen,
Wenn's ihm nützt; fragt Vater Greil!

In den Schafstall kehrt zurück, ihr Schafe,
Und gestattet, daß wir euch bekehr'n,
Nehmt in Demuth hin von uns die Strafe
Wenn wir wieder euch die Wolle scheer'n.
Seht, wir werden, trotz dem Faulsein, mager
Noch am End', und das ist gar nicht nett;
Besser ist's, wenn unser Leib nicht hager,
Wenn die Pfäfflein rund und fett.

Warum wollt ihr euch denn noch besinnen
Und nicht uns're guten Schafe sein?
Kommt, es ist sonst unnütz das Beginnen,
Wenn ihr in den Himmel wollt hinein.
Denn den Schlüssel hat der Heil'ge Vater,
Stark Dreiviertelgott ist er dazu,
Und das Recht zum Seligsprechen hat er,
Laßt d'rum von der Haeredu!

Ja, noch einmal muß es uns gelingen,
Daß wir herrschen über jedes Land;
Sollt' Unfehlbarkeit das nicht erzwingen,
Wär's wahrhaftig eine Affenschand'.
Roma's Glatzenpfäfflein müssen siegen,
Lodernd prasseln muß der Flammenstoß,
Wenn die Völker uns zu Füßen liegen,
Geht der große Cancan los.

Stimmt die Pauken, blast die Brandsignale,
Schürt das Feuer, werft das Pech hinein,
Zapft den Wein zum frohen Opfermale,
Trunken müssen alle Pfaffen sein!
Hoch! Dies Glas zum Wohl! dem Jesuiten,
Der Unfehlbarkeit für uns erfand,
Hoch! den frommen Schleichern und Banditen,
Hoch! der ganzen Schwefelband'! —

Auflösung der Charade in Nr. 45:

Stammbaum.

Druck und Verlag von J. M. Bauer. Verantwortlicher Redakteur: Fr. Monninger.

Nr. 47. Sonntag, den 25. November 18[illegible].

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Unter der flimmernden Weihnachtstanne.

Erlebnisse aus beiden Hemisphären.

(Fortsetzung.)

Von diesem Augenblick an war meine Weihnachtsfreude ernstlich gestört. Ich lauschte den im häuslichen Kreise über das Fest gepflogenen Gesprächen; doch selbst die Worte der Mutter übten nicht mehr ihre frühere zauberhafte Wirkung. und ein oder das andere Mal ertappte ich mich auf einem halb satyrischen, halb mitleidigen Lächeln, wenn meine jüngeren Geschwister ihre Freude über die jetzt immer häufiger werdenden Besuche des Christkindes und des Niklas ausdrückten. Der Entschluß, endlich einmal in der Sache klar zu sehen und Gewißheit zu erlangen, stand unerschütterlich fest. Wie aber und und auf welchem Wege? Darauf war jetzt mein ganzes Sinnen gerichtet. In der nächsten Sonnabend Nacht — das hatte ich mir fest vorgenommen — sollte kein Schlaf in meine Augen kommen; ich wollte mich überzeugen, ob es einen Niklas gebe und wer eigentlich die Geschenke unter unsere Kopfkissen prakticire. Mit dem Niklas mußte dann auch das Christkind stehen oder fallen. Der Astronom, der zu bestimmter Stunde eine nur in Jahrhunderten wiederkehrende Himmelserscheinung zu beobachten trachtet, kann dem bestimmten Augenblick nicht mit gespannterer Erwartung, mit klopfenderem Herzen entgegensehen, als ich meiner Sonnabendnacht. Als wir uns endlich zu Bett legten und die Mutter uns den gewöhnlichen Gutenachtkuß gab, fügte sie die Versicherung hinzu, daß der Niklas ganz gewiß kommen und uns beschenken werde, da wir in dieser Woche — es hatte seinen guten Grund — alle ausnahmsweise artig und fleißig gewesen. In diesem Augenblick empfand ich etwas wie Reue und Scham, ich drückte und herzte die Mutter inniger als gewöhnlich — als sie uns aber verlassen hatte, stand mein Entschluß, wach zu bleiben, so fest wie nur je. Wider meine Gewohnheit fühlte ich gar keine Anwandlung von Schlaf. Lange, lange hatte ich neugierig lauschend gelegen; es war stockfinster im Zimmer, und meiner Meinung nach mußte die Nacht schon fast zur Hälfte vorüber sein — da schlug die Kukuksuhr drüben in unserer Wohnstube die zehnte Stunde an. Um halb neun waren wir zu Bett gegangen und jetzt war es noch nicht weiter als Zehn — ich hatte nimmermehr gedacht, daß eine Nacht so lang sein könne. Ganz unmerklich senkte sich jetzt der Schlummer auf meine Augen .... liebliche Traumbilder umgaukelten mich .... der Niklas, ganz wie ihn Babette geschildert, kam durch's Ofenrohr, kramte seinen Sack aus und legte jedem von uns seine Geschenke unters Kopfkissen .... er nickte uns recht freundlich zu und versicherte uns seiner ferneren Gunst, wenn wir nur immer recht artig sein wollten ... plötzlich fuhr ich empor — es war schon heller Morgen — und als ich rasch unter das Kopfkissen griff — richtig, da lagen die üblichen Zuckersachen und Nüsse, allein hinsichtlich der Frage, wie sie eigentlich dahin gekommen, war ich so klug wie zuvor. Zu meiner Beschämung mußte ich mir's gestehen: ich war eingeschlafen und hatte nur vom Niklas geträumt.

Doch aufgeschoben ist ja nicht aufgehoben. Ueber acht Tage sollte mir dergleichen sicher nicht zum zweiten Mal passiren; daß ich wiederum eine ganze Woche in Zweifeln schweben mußte, war freilich hart genug. Ungeachtet derselben warf ich mich im Verlauf dieser Woche sogar zum Ritter und handgreiflichen Vertheidiger des Christkindes und seines Knappen auf. Die mir förmlich zur Lebensfrage gewordene Existenzfrage meiner beiden unsichtbaren Freunde hatte mich nämlich in einen Streit mit einem viel stärkeren Mitschüler verwickelt, der schließlich zu Thätlichkeiten, d. h. in eine herzhafte Rauferei überging. Die Sache war dem Lehrer angezeigt worden, der, als er die Ursache des Streites erfuhr, bedeutungsvoll lächelte und mich, den Urheber, der zuerst darauf losgehämmert, mit einer bei seiner sonstigen Strenge ganz ungewöhnlichen Milde behandelte. Gefiel es ihm, daß ich das Christkind und den Niklas so tapfer vertheidigte? Rascher als ich vermuthet, ging die Woche zu Ende; es war wieder Sonnabend Abend, die Mutter hatte uns zu Bette gebracht und nun mußte sich's entscheiden, diesmal durfte von keinem Schlaf die Rede sein. Um mich ja munter zu erhalten, hatte ich mir heimlich einen in kaltes Wasser getauchten Schwamm unter's Bett gelegt, mit dem ich mir, so oft mich eine Müdigkeit beschlich, die Augen wusch. Sei es, daß mein Wille so stark oder dieses Mittel so probat gewesen: es schlug neun, es schlug zehn, es schlug elf — kein Schlaf hatte mich überrascht und selbst der herrannahenden Geisterstunde, die ich vielleicht noch nie wachend zugebracht, sah ich mit dem festen Vertrauen entgegen, daß sie mich diesmal nicht schlummernd finden werde. War es etwas mit dem Niklas, so mußte er in dieser Stunde seinen Spaziergang durch Kamin und Ofenrohr in unsere Kammer machen. Doch noch ehe die zwölfte Stunde schlug, sollte meine Neugier befriedigt werden. Ganz leise drehte sich die Thür in der Angel und, die Lampe in der einen, ein Körbchen in der anderen Hand, trat auf den Zehen schleichend, die Mutter ins Zimmer. Natürlich schloß ich sofort die Augen und that, als ob ich fest, wie gewöhnlich, schliefe. Die Mutter trat an unsere Betten, mit ihrem lieben, herzigen Lächeln betrachtete sie uns eine Weile, zupfte, nachdem sie die Lampe auf den Tisch gestellt, unsere Decken zurecht und griff dann in das Körbchen, um Jedem einige Hände voll Zuckersachen und Nüsse unter das Kopfkissen zu schieben. Nach Beendigung dieser Arbeit entfernte sie sich wieder ebenso geräuschlos wie sie gekommen. In der Stube war es stockfinster geworden, vor meiner Seele aber stand es plötzlich sonnenhell und klar: der Niklas war nur eine imaginäre Größe, ein Christkind existirte nicht, Alles

was uns von den Beiden mitgetheilt worden, war eben nichts Anderes als ein schönes Märchen, eines jener lieblichen phantasiereichen Märchen, wie sie in meinen Lieblingsbüchern so schön erzählt wurden.

Am nächsten Morgen erkundigte sich die Mutter sehr angelegentlich, ob denn der Niklas auch dagewesen und uns Kindern etwas gebracht habe. Jubelnd zeigten meine Geschwister den erhaltenen Vorrath von Näschereien.

„Nun und Du, Karl?“ wendete sie sich an mich. „Gewiß hat Dich Niklas leer ausgehen lassen, weil er gefunden, daß Deine Schulaufgaben nicht alle pünktlich geliefert waren.“

O du loser Schelm von einer Mutter! dachte ich bei mir selber. Wer hätte dir auch solche Flausen' zugetraut? Uebrigens langte ich nun gleichfalls meine Süßigkeiten hervor und machte dabei ein so bedeutungsvolles Gesicht, daß es der Mutter wahrscheinlich recht dumm vorkam. Den Enthusiasmus meiner Geschwister über die Bonbons und Zuckerplätzchen konnte ich diesmal nicht theilen; sie kamen mir weit ordinärer und geschmackloser vor als ehemals, wo ich noch fest überzeugt war, daß sie der Niklas gebracht und aus Quellen bezogen, die einem gewöhnlichen Sterblichen niemals offen standen.

Um meiner Sache ganz gewiß zu sein, wollte ich schließlich nun auch noch die Tante aushorchen, von der ich zum Voraus wußte, daß sie mir in ihrer Herzensgüte eine wahre Antwort nicht zu versagen im Stande sein werde.

Eines Abends, als die Mutter zu einem Besuche gegangen war, brachte uns die Tante zu Bett. Eine Schulaufgabe hatte mich etwas länger aufgehalten; die jüngeren Geschwister schliefen schon seit einer Stunde. Als mir die Tante die Kissen und Decken zurechtgeschoben, mich geküßt und erinnert hatte, mein Abendgebet ja nicht zu vergessen, faßte ich mir ein Herz, hielt ihre Hand fest in der meinigen und fragte, indem ich sie recht bittend ansah:

„Nicht wahr, gute Tante, es gibt gar kein Christkind und keinen Niklas?“

„Ei, Karl, was fällt Dir ein!“ versetzte sie überrascht. „Wer mag nur so etwas denken!“

„Bitte, sag' mir's doch, liebe gute Tante. Sieh, ich bin ja doch jetzt schon über zehn Jahre alt . . . die Jungen in der Schule lachen mich aus, wenn ich davon rede . . . . Du kannst mir's nur sagen, es schadet ja nichts, und Mariechen und Fritzchen sollens von mir ganz gewiß nicht wieder erfahren.“

Ich hatte so inständig gebeten, meine Wangen glühten so vor innerer Aufregung, daß es der guten Tante etwas ängstlich zu Muthe ward.

„Nun, wenn Du's denn ohnehin schon weißt, mein Junge,“ versetzte sie, mir die Wangen streichelnd, „nein, es gibt wirklich kein Christkind und keinen Niklas. Deine guten Eltern bescheeren Dir die schönen Sachen zu Weihnachten, und die Mutter bringt Dir die Bonbons und die Nüsse während Du schläfst.“

Ich wußte genug. Meine schlimmsten Ahnungen hatten sich erfüllt. Thränenden Auges bot ich der Tante, die ganz besorgt wurde und mich fragte, ob sie mir nicht lieber einen Kamillenthee kochen solle, gute Nacht; schlafen aber konnte ich deshalb noch lange nicht. Es war mir zu Muthe, als ob ich einen schweren unersetzlichen Verlust erlitten, als ob die ältesten, treusten Freunde meiner Jugend Abschied von mir genommen. Und diese Stimmung war keineswegs eine rasch vorübergehende; sie hielt mehr oder weniger während der ganzen Dauer jenes Weihnachtsfestes an. Wenige Tage später läuteten von allen Kirchthürmen der Stadt die Glocken den heiligen Abend ein; vom Stadtthurm erschallte unter den Klängen von Pauken und Trompeten das fromme Lied: „Ehre sei Gott in der Höh' und Friede auf Erden!“; in den engen Straßen drängten sich schwer bepackte, geschäftige Menschen, die heimwärts eilten, um die glücklichste Stunde des Jahres im Kreise der Ihrigen zu genießen; auf dem großen runden Tisch unserer Wohnstube, von Alt und Jung umdrängt, stand die reich geschmückte flimmernde Weihnachtstanne, Mutter und Vater hielten sich umschlungen und schauten beseligt auf uns Kinder hernieder . . . es war ein Weihnachtsfest, so schön, so innig wie irgend eines, und mich hatten die guten Eltern besonders reich bedacht, — gleichwohl fühlte ich mich nur halb so glücklich wie früher, es fehlte mir Etwas, ich wußte selbst nicht was, und ganz unversehens traten mir einige Thränen in die Augen, die ich rasch wegwischte, um die guten Eltern nicht zu betrüben. „Es gibt kein Christkind, keinen Niklas!“ — diese Worte klangen mir unablässig in den Ohren.

Ach, es war doch Alles viel, viel tausend Mal schöner, als es die Beiden noch gab!

---

2. Eine zweite Illusion zerstört.

Wer es doch gleich in seiner üppigen Farbenpracht, im vollen Blüthenschmuck des Pfingstfestes prangend, von dem lachenden deutschen Frühlingshimmel überwölbt, auf die Leinwand zu zaubern vermöchte, das kleine häusliche Eden, wie es mir aus mehr als zwanzigjähriger Erinnerung noch so wunderbar deutlich, so in allen Einzelheiten lebendig und greifbar vor Augen schwebt! Auf der Leinwand würde es jedes Auge entzücken, jedes Herz fesseln; der Maler, der es genau so, wie es mir im Gedächtniß steht, hinzuzaubern vermöchte, würde als Meister seiner Kunst gepriesen werden und sein Werk wanderte von Ausstellung zu Ausstellung, um zuletzt in öffentlicher Kunstgalerie oder der Privatsammlung eines reichen Mäcen seine dauernde Heimath zu finden. Dem blos mit armen Worten gemalten Bild ist kein so beneidenswerthes Loos beschieden. Schwarz auf Weiß, ein vergängliches Blatt, wandert es hinaus in die Welt, und mögen auch der Augen gar viele flüchtig darüber hingleiten — es findet seinen Weg gar schwer in die Herzen, Niemand beachtet es, Niemand denkt daran, daß Der, der das Bild entworfen, seinem Werke dieselbe Liebe und Hingebung gewidmet, wie der plastische Künstler dem seinigen; es ist eben nur ein bedrucktes Blatt, ein Zeitungsartikel — pah, dergleichen hat keinen Werth! Sei es darum; auch auf die Gefahr hin, daß mein Bildchen nur ein kurzes, vergänglichen Dasein führt, möge es erstehen. Blüht nicht manche Blume nur wenige Stunden, flattert nicht die Nivelle nur einen einzigen Tag im blauen Aether, und wer wollte sagen, daß sie des Schaffens nicht werth gewesen, daß sie ihre Bestimmung nicht erfüllt?

An einem entlegenen Ende meiner guten Vaterstadt, nach vorn von einem grünen Heckenwege, nach hinten vom fürstlichen Park, Herrengarten genannt, begrenzt, lag ein sorgfältig gepflegter Garten, der sich fast zu allen Jahreszeiten durch einen üppigen Blumenflor und eine reiche Auswahl der

prächtigsten Ziersträucher, darunter viele exotische, die sonst nur in Gewächshäusern zu gedeihen pflegen, auszeichnete. Die Anlage gehörte in der That einem Kunstgärtner, der ganz besonderen Fleiß darauf zu verwenden pflegte. Er selber bewohnte ein hübsches, gleich am Eingang gelegenes Haus, an welches sich mehrere ziemlich ausgedehnte Treibhäuser und sonstige Vorrichtungen zur künstlichen Erzeugung von Blumen und Nutzpflanzen aller Art anschlossen. Der Garten war in zierliche Beete und Rondels ausgelegt, die mit Buchsbaum und ähnlichen Pflanzen eingefaßt und so dicht mit Blumen aller Art bestellt waren, daß kaum irgendwo ein leerer Raum übrig geblieben. Die Sträucher und höher wachsenden Pflanzen waren sorgfältig an grün und weiß angestrichenen Spalieren befestigt, was der ganzen Anlage ein überaus nettes, symetrisches Ansehen verlieh. Zwischen den Beeten schlängelten sich die zierlichsten Kieswege hin, in denen sich kein grünes Hälmchen, keine Spur von Unkraut zeigte. Seiner ganzen Länge nach wurde der Garten von einem breiten, prächtigen Rebengang durchschnitten, der eine üppig grüne, schattige, zum Lustwandeln einladende Laubhalle bildete. An lauschigen Plätzchen waren hin und wieder grüne Ruhesitze angebracht. Die reiche Blüthenfülle ringsumher erfüllte die Luft mit dem würzigsten Arom, verstärkt durch den Duft der in den während der Sommermonate weit geöffneten Gewächshäusern blühenden exotischen Pflanzen, der Camelien, Myrthen, Magnolien, Orchideen u. s. w.

Am hinteren Ende des Gartens, ganz eingeschlossen von Rosenhecken, Jasmin, Flieder und Syringen, überragt von den mächtigen hundertjährigen Kastanien und Eschen des dicht dahinter befindlichen fürstlichen Parkes, stand ein kleines, einstöckiges Haus von eigenthümlicher Bauart. Ursprünglich als Gewächshaus errichtet, war es später, vielleicht seiner allzu schattigen und etwas feuchten Lage halber, durch kleine Aenderungen in ein Wohnhaus umgewandelt worden, verrieth aber noch immer deutlich genug seine ursprüngliche Bestimmung. Am auffallendsten waren die zahlreichen, nur durch schmale Zwischenwände getrennten, vom Dach bis zum Fußboden reichenden Fenster. Es war ein Glashaus im eigentlichsten Sinne des Wortes, und jeder der drei oder vier Räume, in welche das Ganze abgetheilt war, genoß eine reichliche Fülle von Licht. Die Wände waren sämmtlich grün angestrichen, in Uebereinstimmung mit der Umgebung, wo das Grün in seinen verschiedensten Schattirungen die wichtigste Rolle spielte. Obwohl der Fußboden nur um ein Weniges höher lag als der Garten selber, genoß man doch aus den Zimmern einen ziemlich vollständigen Ueberblick desselben, und durch den breiten Rebengang konnte das Auge fast bis zum Eingang hinüberschweifen. Da der Kunstgärtner von seinem Gartenhäuschen selber keinen Gebrauch machte, hatte er es vermiethet; doch trotz der reizenden Lage und mancherlei Annehmlichkeiten dieser Wohnung mochte er keine sehr beträchtliche Miethe beziehen, da die Räumlichkeit beschränkt, die Entfernung vom Mittelpunkte der Stadt nicht unbeträchtlich und der Herbst mit seinen Regengüssen, der Winter mit Kälte und Schneestürmen für die Bewohner des leicht gebauten Gartenhäuschens sicherlich keine sonderlich angenehmen Jahreszeiten waren.

Dieses kleine Paradies, dieses romantische Zauberschlößchen inmitten der überschwenglichen Fülle von Blüthen und Duft, ein Aufenthalt, wie ihn sich Titania selbst, die Elfenkönigin, nicht lieblicher hätte wünschen mögen, umschloß einst die Königin meines Herzens, den Abgott meiner Seele, die Muse meiner Erstlingsgedichte, die der Redakteur eines schöngeistigen Lokalblattes, dem ich einen Theil seiner Arbeiten abgenommen und regelmäßig alle Korrekturen besorgte, aus Erkenntlichkeit veröffentlichte, mit einem Worte: — den Gegenstand meiner ersten feurigsten Liebe. Eveline war die Schwester meines Lehrers auf der Flöte, der zugleich am Gymnasium, dessen oberste Klasse ich besuchte, den Musik und Gesangunterricht leitete. Obwohl fast doppelt so alt als ich selber, war mir Walter — so will ich ihn hier nennen — mehr Freund als Lehrer. Seit mehreren Jahren unterrichtete er mich, und es hatte sich während dieser Zeit ein sehr inniges, freundschaftliches Verhältniß zwischen uns entsponnen. Außer den beiden wöchentlichen Unterrichtsstunden, die mit aller Pünktlichkeit innegehalten wurden, kamen wir öfter zusammen, machten gemeinschaftliche Spaziergänge und brachten mitunter die Abende mit einander zu. An Jahren sehr verschieden, stimmten unsere Ansichten doch fast in allen Punkten völlig überein. Walter war ein gründlich gebildeter Musiker und seiner Kunst ganz ergeben. Eine unglückliche Liebe in früheren Jahren hatte ihm alle Lust zum Heirathen benommen, überdies lag ihm auch die Pflicht ob, eine bejahrte Mutter und zwei Schwestern zu unterhalten, die in einem entlegenen Provinzialstädtchen lebten — für einen Mann von beschränkten Mitteln sicher eine schwere Aufgabe, eine schwere Bürde, die den Gedanken an einen eigenen Hausstand nicht aufkommen ließ. Obwohl er fast alle Instrumenten spielte und namentlich des Klaviers hinlänglich Meister war, um einen gediegenen Unterricht ertheilen zu können, war doch die Flöte sein Lieblingsinstrument, auf dem er es zu bedeutender Virtuosität gebracht. Als Komponist genoß er eines nicht ganz unerheblichen Rufes. Viele seiner Kompositionen für die Flöte waren bereits im Druck erschienen; auch seine Chöre und Lieder, sowie verschiedene Klavierpiecen hatten sich einer recht günstigen Aufnahme zu erfreuen gehabt. Eine ganz besondere Vorliebe hatte er für die dramatische Musik gefaßt; eine Oper zu komponiren war sein Lieblingsgedanke. Hier war es zugleich, wo sich unsere beiderseitigen Neigungen begegneten. Auch ich schwärmte für das Theater und Alles, was damit in Verbindung stand, hatte bereits einige Trauerspiele im Manuskript vorräthig und war Verfasser eines Operntextes, dem sogar die Ehre widerfahren, von einem jungen Musiker, der später als Konzertmeister des Kaisers Dom Pedro von Brasilien nach Rio Janeiro berufen wurde, wo er starb, in Musik gesetzt zu werden. Der Verlauf dieser Angelegenheit, von der Walter genau unterrichtet war, entzündete seine eigene Begeisterung für Bühne und Oper. Auch er wollte sofort die Komposition einer Oper beginnen — natürlich hatte ich ihm den Text dazu zu liefern. Ich wählte das Sujet vom Grafen von Gleichen und seinen zwei Frauen, welches Musäus in einem seiner lieblichen Volksmärchen bearbeitet. In acht Tagen war der Text fix und fertig, und Walter machte sich nun sogleich ans Komponiren. Die im Entstehen begriffene Oper war somit zu einem weiteren mächtigen Bande zwischen uns geworden, welches unsern Verkehr zu einem noch innigeren gestaltete.

Um diese Zeit starb Walters Mutter. Da die beiden Schwestern nun allein in der Welt standen, hielt es der Bruder für das Angemessenste, sie zu sich zu nehmen, um einen gemeinsamen Hausstand mit ihnen zu führen. Es lag ihm dies um so mehr am Herzen, da das jüngere der Mäd=

chen ein ausgezeichnetes Gesangstalent verrieth, welches in der kleinen Provinzialstadt zu keiner höheren Ausbildung gebracht werden konnte. Walter, der sie seit längerer Zeit nicht singen gehört, war überrascht von der Fülle, dem Wohlklang ihrer Stimme und sein erster Gedanke ging gleich dahin, sie in der Residenz, unter seinen eigenen Augen, für die Bühne ausbilden zu lassen. In der Woche vor Pfingsten war der Bruder mit den beiden Schwestern in der Stadt angelangt; der Zufall hatte ihn jene kleine Gartenwohnung finden lassen, die er sofort zur Begründung des neuen Hauswesens miethete.

Es war am Pfingstsonntag, als meinen Freund zum ersten Male im neuen Quartier besuchte. Alle Reize des Gartens und des kleinen Glaspavillons machten sich im vollsten Maße geltend. Jasmin, Schneeballen und Syringen standen in voller Blüthe, das Laub des Rebenganges prangte im üppigsten Grün, die Beete des Gartens glichen einem bunten Blumenmeer. Durch die mit den süßesten Düften geschwängerte Luft summte das Heer der Bienen und Käfer, die sich augenscheinlich in diesem kleinen Paradies über die Maßen behaglich fühlten; farbenschillernde Schmetterlinge flatterten von Blüthe zu Blüthe; Buchfinken und Goldhähnchen zwitscherten munter durch Büsche und Zweige; aus dem dunkeln Laubwerk des Parks aber schallten die vollen, langangehaltenen Töne einer Schwarzamsel herüber. Das Zauberschlößchen, halb von der hellen Mittagssonne bestrahlt, halb im Schatten der hochüberragenden Baumwipfel ruhend, machte einen wunderbaren Eindruck. Die Sonne spiegelte sich in seinen hohen Glasfenstern, schon von Weitem funkelte es wie Diamanten durch das Grün der Büsche.

Als ich durch die Weinlaube dahin schritt, läuteten in der Ferne die Kirchenglocken. Ein wunderbarer Friede, eine wahrhaft festliche Stimmung lagerte über diesem Fleckchen Erde, das mich in diesem Augenblick so wunderbar reizend dünkte, wie ich nie etwas Aehnliches gesehen. Da schlugen die Klänge eines Pianoforte an mein Ohr, eine weiche melodische Mädchenstimme mischte sich dazwischen. Einzelne Worte des Liedes kamen mir bekannt vor, ich lauschte — richtig, es war mein eigenes Werk, eine Arie der Oper, von meinem Freunde in Musik gesetzt. Wenn noch etwas gefehlt, um mich völlig zu bezaubern, so war es diese sympathische Stimme, der Vortrag dieses Liedes, von dem ich nicht länger zweifelte, daß es eine wahre Perle der Poesie sei. Gedruckt und gelesen zu werden, ist gewiß das sehnlichste Verlangen jedes jungen Dichters; gesungen zu werden, seine eigenen dichterischen Ergüsse, durch den Zauber der Musik verklärt, von einer süßen Engelsstimme vorgetragen zu hören — nicht um die Millionen eines Rothschild würde ein achtzehnjähriger Poet dieses wonnige Hochgefühl hingeben.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

(Gut, aber — langweilig!) Eine sehr merkwürdige Stiftung ist für die Stadtgemeinde Pettau gemacht worden. Ein Ungenannter aus Graz hat derselben fünf Stück Staatsschuldverschreibungen der unifizirten Staatsschuld à 100 fl., im Ganzen also 500 fl. eingesendet, mit der Widmung, dieses Kapital so lange auf Zinseszinsen anzulegen, bis es die Höhe von einhunderttausend Gulden erreicht hab n wird, worauf dann die jährlichen Zinsen zur Subventation möglichst liberaler Unterrichtsanstalten der Stadt Pettau verwendet werden sollen.

Zuruf.

Verloschen sind des alten Hasses Flammen,
Gebrochen auch des alten Hasses Macht,
Und die vom Norden und dem Süden stammen,
Die Männer all' aus des Gedankens Schacht —
Kein Torquemada kann sie mehr verdammen,
Am Scheiterhaufen kein Arbues wacht:
Denn die Savonarolas uns'rer Zeiten
Als Herr'n der Welt durch alle Länder schreiten! —

Es glimmen noch des alten Hasses Funken,
Es regt sich noch des alten Hasses Gier,
Und ob sein Ansehn in der Welt gesunken —
Gerüstet schwingt er noch sein alt Panier,
Voll Demuth zwar, doch ganz der Herrschaft trunken,
So zieht er um die Welt jetzt ein Spalier,
Und will mit Roma's unfehlbaren Waffen
In jedem Reich sich ein Canossa schaffen!

D'rum haltet Wacht, ihr Männer und ihr Denker,
Daß Roma's letzter Funke ganz erstickt;
Ruft auf den Geist und machet ihn zum Lenker,
Der sich nicht sklavisch vor dem Ganzen bückt;
Scheut nicht den Kampf mit des Gedankens Henker,
Scheut nicht den Bann und nicht sein Interdikt;
Habt ihr erst ganz mit dieser Macht gebrochen,
So gilt kein Wort, das „Roma hat gesprochen!"

Das Wissen nur, das Forschen darf nur sprechen,
Sie sind der Welt ein leuchtender Planet;
Mit morschen Formen müßt ihr muthig brechen,
Sonst kommt der Sturm, der jählings euch verweht!
Die leere Form ist geistiges Gebrechen,
Das Denken ist des Menschen Majestät;
Scheut ihr dies Wort als glaubensvolle Kinder —
Kehrt um nach Rom als reuevolle Sünder!

Hermann Harry.

Räthsel.

Ich bin, ich war, ich werde sein,
Ich schicke mich in keines andern Willen;
Auch schickt in mich der Weise sich allein,
Vor mir muß Alles sich enthüllen;
Ich mache Wunden heil und Thränen sanfter quillen,
Und bringe Rosen und Gedeihn;
Doch, lieber Rather, hüte dich
Indem du suchst, verlierst du mich.

Druck und Verlag von J. M. Bauer. Verantwortlicher Redakteur: Fr. Monninger.

Nr. 48. Sonntag, den 3. Dezember 1871.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Unter der flimmernden Weihnachtstanne.

Erlebnisse aus beiden Hemisphären.

(Fortsetzung.)

Wenige Augenblicke später hatte ich die Schwelle des Heiligthums überschritten und stand der schönen Sängerin gegenüber. Daß sie mir in der Stimmung, in welcher ich mich befand, wirklich schön erschien, ist wohl natürlich genug; übrigens hatte sie auf solche Bezeichnung in der That ein gutes Anrecht, da, wie ich bald zu erzählen habe, auch Andere meinem Urtheil beipflichteten. Eveline zählte achtzehn Sommer — sie stand mithin genau in meinem eigenen Alter. Ein volles, rundes Madonnengesichtchen mit den treuesten, himmelblauen, in jenem unwiderstehlichen feucht-melancholischen Glanze schimmernden Augen, einem prächtigem Stumpfnäschen und frischen Lippen; ein Teint wie Milch und Blut; üppiges, kastanienbraunes Haar, in langen, breiten Flechten um den Kopf gelegt; eine kleine, zierliche und doch wohl abgerundete Gestalt; Zähne wie Elfenbein und ein Nacken wie Alabaster — sollte es nur einem in den Hainen Arkadiens schwärmenden, Herz auf Schmerz und Sonne auf Wonne reimenden, für alles Schöne in der belebten und unbelebten Schöpfung erglühenden Primaner begegnen, von einer solchen Fülle jungfräulicher Reize entzückt und hingerissen zu werden? Noch keine fünf Minuten hatte ich der Herrlichen gegenübergestanden, als bereits alle meine Pulse für sie schlugen, jeder Athemzug ihr geweiht war und in meinem Innern eine Stimme laut aufjubelte: Sie ist's! Sie ist's! Ich habe sie gefunden!

Um es kurz zu machen: ich hatte sie, die Richtige, wirklich gefunden. Ich war ein schmucker Bursche, kräftig und männlich entwickelt, auf der Oberlippe sproßte bereits ein zarter Flaum, und wenn ich auch nicht mehr an das Christkind und den Niklas glaubte, so glaubte ich doch noch an viele andere Dinge, namentlich an die himmlische, herzbeseligende Liebe, über die Plato, den wir in der Prima lasen, so angenehm zu philosophiren versteht, die Schiller, den ich natürlich auswendig wußte, so hinreißend besingt, die Clauren, den ich höchstens nur um eine kleine Stufe tiefer setzte als die Genannten, so „herzpuppig“, so „zuckersüßwonnig“ geschildert. Mochte ich es nun meinem sehr gefälligen Exterieur oder meinem in den Spalten verschiedener Lokal- und Unterhaltungsblätter, ja sogar in der damals hoch angesehenen Theodor Hell'schen „Abendzeitung“ aufblühenden Dichter- und Schriftstellerruhm verdanken — ehe eine Woche verging, war mir Eveline offenbar sehr geneigt, ehe zwei Wochen vergingen, war ich so ziemlich gewiß, daß meine Liebe erwidert werde, und drei Wochen nach unserm ersten Begegnen, als die Rosen in voller Blüthe standen, der alte Mond so recht seelenvergnügt auf das zwischen duftenden Blumen und Sträuchern lustwandelnde Paar herniederlächelte und im dunkelen Busch eine Nachtigall flötete, lag sie in meinen Armen, unsere Lippen berührten sich, erst schüchtern, dann immer heißer, stürmischer, und mit hocherglühenden Wangen flüsterte ich ihr in's Ohr: „O daß sie ewig grünen bliebe — die schöne Zeit der ersten Liebe!“ Der ersten? Genau genommen war es nicht die erste, ich hatte schon öfter, sogar schon sehr viel geliebt, aber es war immer nur bei der Theorie geblieben; jetzt hatte ich die Empfindung meines Herzens zum ersten Male ins Praktische übersetzt, und die Sache gefiel mir über alle Maßen. Plato, Schiller, Clauren hatten nicht zu viel, sondern noch viel zu wenig über die Liebe gesagt, ich wollte mehr sagen, wollte sie, wenn ich erst einmal darüber käme, noch viel enthusiastischer, poetischer schildern, wollte ihr, die meine ganze Seele erfüllte, mich in einen magischen Traum gewiegt und sogar das herannahende, im Herbst zu bestehende Abiturientenexamen vergessen ließ, ein alle Zeiten und Geschlechter, den Wechsel der Jahrtausende überdauerndes Denkmal setzen. . . .

Das Denkmal ist ungesetzt geblieben, ein Verlust für die Welt, dessen Größe außer mir leider Niemand zu schätzen weis. Die Geschichte meiner Liebe, wie ich sie heute schreibe, ist nur ein schwaches Schattenbild dessen, was ich damals zu schreiben beabsichtigte; ihr wesentlichster Vorzug ist — ihre Kürze. Ich kann mich wirklich kurz fassen; Kämpfe, Intriguen, schwere Prüfungen — sie lagen uns fern, heiter und glücklich verflossen unsere Tage, wie die der Liebespaare in den Schäferidyllen. Wir sahen uns so oft wir Lust hatten, d. h. alle Tage. Unserem Zusammensein stellten sich keine Hindernisse entgegen, wir hatten uns keine lästigen Rücksichten aufzuerlegen. Walter mochte freilich bald genug gewahr geworden sein, daß etwas zwischen uns im Werke sei, allein er dachte nicht daran, unser Glück zu stören. Evelinens Schwester war ein gutes, häusliches Wesen, die mit musterhaftem Fleiß die Wirthschaft führte und Strümpfe stopfte; war ihr aufgefallen, daß sich unser Verkehr allzuenge gestalte, so hatte sie der Bruder längst beschwichtigt und zur Ruhe verwiesen. Meine Geliebte war ein süßes, herziges Geschöpf, und frei von jedem Eigennutz. Wie es einem jungen Manne von reellen Absichten zukommt, hatte ich beim Beginn unseres Verhältnisses mitunter von Heirathen gesprochen; es lag noch in weiter Ferne, vier Studienjahre und einige weitere Jahre des Ringens nach einer Existenz lagen natürlich dazwischen — einerlei, man kann auch von fernen Dingen sprechen und auch eine ferne Zukunft sich lachend ausmalen.

Die gesangliche Ausbildung Evelinens wurde inzwischen mit allem Eifer fortgesetzt. Ein ehemaliger Hofsänger und beliebter Gesanglehrer hatte es übernommen, sie für die Bühne auszubilden. Die Kosten dieser Ausbildung trug großmüthiger Weise der Herzog, bei dem Walter Zutritt erhalten, und der sich seiner, wie der jugendlichen Künstlerin, von deren

schönem Talent er bereits gehört, mit herablassender Güte angenommen, auch das Versprechen gegeben, daß letztere, sobald ihre Ausbildung so weit gediehen, auf der Hofbühne eine Probe ihres Talentes ablegen und, je nach Ausfall derselben, wohl auch dauernde Anstellung finden solle. Eveline machte mittlerweile unter Leitung ihres tüchtigen Lehrers rasche Fortschritte. Gegen Ende des Sommers wurde ein Concert zu wohlthätigen Zwecken veranstaltet. Unter den Nummern des ziemlich umfangreichen Programms befanden sich zwei Gesangsvorträge meiner Geliebten: eine Mozart'sche Arie und ein Lied aus der von mir gedichteten und ihrem Bruder komponirten Oper. Der Erfolg fiel ganz nach Wunsch aus; die angehende Künstlerin wurde von dem zahlreich versammelten Publikum sehr freundlich aufgenommen. Für enthusiastische Kritiken in den Lokalblättern und der Dresdener „Abendzeitung" trug ich natürlich bestens Sorge. Als das letztere Blatt mit meiner schwungvollen, dythirambischen Besprechung anlangte (der gute alte Hell hatte sie wirklich abgedruckt, da er seine Correspondenzen niemals durchlas) eilte ich spornstreichs zu Evelinen und legte ihr meine löschpapierene Huldigung zu Füßen, respektive ans Herz. Sie lohnte mich mit einem ihrer unvergleichlichen, madonnenhaften Blicke, einem herzgewinnenden Lächeln und — zahllosen Küssen, die mich in einen förmlichen Rausch des Entzückens versetzten und zum glücklichsten aller Menschen machten. Daß wir uns ewige Liebe, unverbrüchliche Treue schwuren, gehörte als selbstverständlich zur Sache.

Das Konzert hatte zunächst die Folge gehabt, daß Eveline bekannter geworden. Selbst in weiteren Kreisen begann man jetzt an der jungen, talentvollen Künstlerin Interesse zu nehmen; die Zeitungen thaten ihrer öfter Erwähnung; Kunstfreunde und Musikverständige wallfahrteten nach meinem kleinen Eden; man zog die begabte jugendliche Sängerin in die geselligen Zirkel der Stadt — kurz, man behandelte sie überall mit Aufmerksamkeit und Auszeichnung. Obwohl nun dies Alles im Grunde genommen die Absicht, der Zweck meiner Kritiken gewesen, obwohl es mir nur schmeichelhaft sein konnte, daß meine Geliebte plötzlich zu solcher Bedeutung gelangt war, von den angesehensten Personen der Stadt gesucht und ausgezeichnet wurde, wollte mir der Wechsel doch nicht so recht behagen, ja er gab mir sogar Anlaß zu manchem Kummer und ernstlicher Betrübniß. Eveline ward in einen lebhafteren Verkehr gezogen, sie kam mit vielen Personen in Berührung, die sich ihr angenehm zu machen bestrebt waren — wie leicht mochte es nicht einer oder der anderen dieser Personen gelingen, ihr wirklich angenehm zu werden, ihr Gefallen zu erregen, sich in ihrer Gunst festzusetzen? Nicht daß ich befürchtet hätte, ihr Herz zu verlieren — nein, dieser Fall schien mir damals noch völlig undenkbar; aber es war mir schon empfindlich genug, nicht mehr der einzige und ausschließliche Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit, ihres Sinnens und Denkens zu sein; es machte mich empfindlich, daß es nicht länger meine Liebe sein sollte, die ihre ganze Zeit ausfüllte. Um es nur zu gestehen: ich war in bester Form eifersüchtig, eifersüchtig vorläufig auf Nichts und auf Niemanden, oder vielmehr auf Alles und auf Jeden, und gerade diese unbestimmte, grundlose Eifersucht, die sich schlechterdings auf keinen bestimmten Gegenstand zu konzentriren vermochte, rief eine äußerst unbehagliche, gereizte, mißtrauische Stimmung hervor. Unwillkürlich mußte ich Vergleiche anstellen zwischen mir und Anderen, die, wenn sie auch noch keine offenbaren Verehrer Evelinens waren, doch jeden Augenblick solche werden konnten, ja über kurz oder lang nothwendig werden mußten; und diese Vergleiche — das war es eben, was sich mir zur namenlosen Qual gestaltete — fielen, von der bloßen äußeren Erscheinung abgesehen, durchgehends zu meinem Nachtheil aus. Da war das große Heer des Militärs, der Premier- und Sekondelieutenants zu Fuß und zu Pferd, der Accessisten im Justiz- und Cameralfach, der Kandidaten der Theologie, der angehenden Beamten, jungen Aerzte, Lehrer und Schöngeister, von dem Adel und den Prinzen von Geblüt, von denen man ja weis, daß sie in der Verehrung junger, hübscher Künstlerinnen nie zurückzustehen pflegen, gar nicht zu reden — sie Alle hatten ja doch in ihrer äußeren Lebensstellung einen ganz beträchtlichen Vorsprung vor dem Primaner, der trotz des dichterischen Lorbeers, mit dem er dereinst seine Schläfe zu umwinden gedachte, trotz seiner unter dem Deckmantel der Anonymität ausgeübten literarischen Thätigkeit doch noch auf der Schulbank saß und noch lange Jahre des Lernens, des eifrigen Ringens und Strebens vor sich hatte, ehe er mit jenen auf gleicher Stufe stand. Ein Gedanke, der mir bis dahin nur sehr dunkel zum Bewußtsein gekommen, trat plötzlich mit unangenehmer Klarheit hervor: der achtzehnjährige Gymnasiast hatte kein Recht, als Bewerber um die Gunst einer von allen jungen Männern der Stadt gefeierten Künstlerin aufzutreten, und wenn er auch im Stillen ein solches Recht gehabt, was half es ihm, wenn die leiseste Kundgebung desselben ihn, wie den angebeteten Gegenstand, unrettbar dem Fluch der Lächerlichkeit preisgeben mußte?

Eines Nachmittags, als ich den Nebengang entlang, auf den Glaspavillon zuschritt, kam mir die ältere Schwester Walters in ungewöhnlicher Aufregung entgegen.

„Wissen Sie schon, daß wir heute morgen hohen Besuch hatten?"

Ich wußte natürlich nichts.

„Hohen Besuch, ja — der Herzog war hier — er wollte Evelinen singen hören und sich von ihren Fortschritten überzeugen. Fast eine volle Stunde hat er bei uns zugebracht und sich so gnädig und herablassend mit Walter und Evelinen unterhalten. Gleich nach Eröffnung des Theaters soll Eveline singen. Sie darf sich selbst ihre Rolle wählen — auch Walters Oper soll zur Aufführung kommen .... der Herzog ließ sich einige Nummern vorspielen und war sehr entzückt. Beim Weggehen hat er Evelinen ein prächtiges Armband geschenkt, weil Sie neulich in dem Konzert für die Armen gesungen. Gehen Sie nur hinein — sie wird Ihnen gleich das Armband zeigen."

Daran zweifelte ich keinen Augenblick, obwohl es mir viel lieber gewesen, wenn die Bereitwilligkeit, mir das Armband zu zeigen, nicht als so bedeutend vorauszusetzen oder, was freilich noch weit besser gewesen, wenn dieses Armband nie in ihren Besitz gekommen. Freilich war der Herzog im Grunde genommen durchaus keine Persönlichkeit, auf die ich eifersüchtig zu sein Ursache hatte; verheirathet und bereits in reiferem Alter stehend, hatte er gewiß nur die besten Absichten; auch war ja Eveline viel zu kindlich rein und unschuldig, als daß sie im Stande gewesen, seiner Zuvorkommenheit eine falsche Deutung zu geben und unlautere Hoffnungen zu hegen. Es konnte nur ein lediglich künstlerisches Interesse sein, welches er an ihr nahm, und da sie ihm ihre musikalische Ausbildung zu danken hatte, da er sich so bereit zeigte, ihr ferneres Wohlergehen zu fördern, sie mit seinem mächti-

gem Einfluß zu beschützen, würde es sicher sehr undankbar gewesen sein, ihm mit Mißtrauen zu begegnen, seiner wohlmeinenden Annäherung wohl gar Kälte entgegen zu setzen. Diese Erwägungen beschwichtigten meine ursprünglichen Besorgnisse, sie ließen mich sogar das erwähnte Armband, welches mir Eveline unter lautem Jubel und freudigem Händeklatschen vorzeigte, mit einer gewissen Theilnahme beaugenscheinigen. Es war prächtig und hatte einen Werth von fast hundert Gulden. Eine kleine Brosche, die ich unlängst der Geliebten zu ihrem Geburtstag geschenkt, nahm sich daneben sehr armselig aus.

„Du wirst sie mit dem Armband zusammen freilich nicht mehr tragen können," sagte ich mit einem fast beschämten Seitenblick auf mein unbedeutendes Geschenk.

„Bist Du nicht recht klug?" versetzte sie mit ihrem unwiderstehlichen Lächeln. „Jetzt trag' ich sie erst recht — sie soll nie wieder von meinem Halse kommen. Meinst Du, daß mir die kleine Brosche für allen Perlen- und Juwelenschmuck der Welt feil wäre? Ich freute mich ja nur über das Armband, weil es mir so gut steht und ich Dir besser damit gefallen werde. Wenn ich wieder öffentlich singe, kann ich mich nun so gut schmücken wie die Anderen, und Du brauchst Dich meiner nicht zu schämen."

Ich schlang meinen Arm um Evelinen, sie strich mir das lange Haar zurück und küßte mich auf die Stirn. Im nächsten Augenblick brannten meine Lippen in langem, beseligendem Kuß auf den ihrigen, wir ergingen uns in den zärtlichsten Liebkosungen, dem süßesten Geplauder — aller Argwohn, aller Groll war aus meinem Herzen verschwunden und der Glaube an Evelinens Liebe und Treue stand bei mir wieder so fest und unerschütterlich, wie vor Jahren der an das Christkind und den Niklas.

Bald darauf eröffnete das Hoftheater seine Herbst- und Wintersaison. Unter den neu engagirten Mitgliedern der Oper befand sich ein ziemlich namhafter Baritonist, der in späteren Jahren seine Stimme einbüßte, sich auf das literarische Fach verlegte und heute als Novellen- und Romanschriftsteller einen nicht unbekannten Namen besitzt. Damals aber stand er noch im vollen Glanze seines Bühnenruhms. Er war ein Mann von etwa 30 Jahren und sehr einnehmenden Aeußeren. Die dunklen, lebhaften Augen, die etwas blasse Gesichtsfarbe, das schwarze lockige Haar, ein kokettes Schnurr- und Knebelbärtchen, das feine, umgängliche Wesen — er war ein Mann, ganz nach dem Geschmack der Damen, ein unwiderstehlicher Sieger über alle weibliche Herzen. Seine Antrittsrolle war die des Jägers im Kreutzer'schen „Nachtlager". Glänzender Erfolg ließ sich kaum in Abrede stellen. Wie Cäsar konnte er von sich sagen, daß er gekommen, gesehen, resp. gehört worden und — gesiegt. Die Rolle paßte sehr für ihn und lag im Grunde ganz im Bereich seiner schon etwas geschwächten Stimmmittel — die Damen namentlich waren entzückt. Er hatte das: „Schmiegt sich die Taube an Dich an — So denk zuweilen an den Jägersmann" gar zu gefühlvoll und hinreißend schön gesungen. Auch Eveline, die übrigens bereits seine persönliche Bekanntschaft gemacht, war ganz für ihn eingenommen und drückte unverhohlen ihre Freude aus, bei ihrem bevorstehenden Debüt mit einem so tüchtigen Künstler zusammenzuwirken. Wenn ich auch bisher an allen ihren Empfindungen lebhaften Antheil genommen, diese Freude ließ mich ziemlich kühl. Ich fand, daß die Stimme des Bariton schon merklich gelitten, daß sein Vortrag nicht frei von einer gewissen künstlerischen Manier, daß die Sucht zu gefallen zu deutlich bei ihm hervortrete, und was der Ausstellungen mehr waren. Eveline konnte ganz unwillig werden, wenn ich mich in dieser Weise aussprach; ihr Unwille trug jedoch nur dazu bei, die Brille meiner Kritik zu schärfen. Bald ließ ich es nicht bei mündlichen Bemerkungen bewenden, sondern griff den Bariton auch in der Presse an. Die erste ungünstige Kritik, die ich über ihn veröffentlichte, gab Veranlassung zu einem heftigen Streit zwischen mir und Evelinen. Es war nahe daran, daß es schon damals zwischen uns zum Bruch gekommen wäre, wenn nicht Eveline selbst noch rechtzeitig eingelenkt und das ganze Zerwürfniß in's Scherzhafte gezogen hätte. So bitter mir auch der Scherz gewesen, ich konnte ihren Liebkosungen, ihren Schmeichelreden nicht widerstehen, noch einmal brach die Sonne durch das sich an unseren Liebeshimmel anhäufende Gewölk, noch einmal wähnte ich mich glücklich — wenigstens für kurze Zeit.

Im November fand Evelinens Debut statt. Sie hatte die Rolle des Pagen in den „Hugenotten" gewählt — eine zwar kleine und auch nicht sonderlich schwierige, für die geeignete Darstellerin jedoch dankbare Partie. Beim Publikum war tüchtig vorgearbeitet worden, wozu ich natürlich in den Lokalblättern das Meinige beigetragen. Die Stimmung war eine der jugendlichen Debutantin sehr günstige. Ich darf wohl sagen, daß sich Eveline derselben vollkommen würdig zeigte. Was die äußere Erscheinung anlangte, so hat wohl nie ein niedlicherer Page die Bretter betreten. Papa Meyerbeer, dem bekanntlich sehr schwer etwas recht zu machen war, würde beim Anblick dieses Pagen entwaffnet gewesen sein und das Geständniß abgelegt haben, daß seine Intentionen weit übertroffen wurden. Eveline legte eine Sicherheit und Gewandtheit des Auftretens an den Tag, welche die Kenner in Erstaunen setzte; sie besaß — darüber konnte kein Zweifel herrschen — das entschiedenste Talent für die Bühne. Auch ihre frische, klangvolle und jugendlich kräftige Stimme gewann die Hörer. Die gesangliche Ausbildung war natürlich noch nicht vollendet; allein für die verhältnißmäßig kurze Zeit ihrer Studien hatte sie es doch schon überraschend weit gebracht. Sie sang die Partie genau so wie sie der Meister geschaffen. Walter hatte sich in ihrem Namen allen gemeiniglich üblichen Abkürzungen und Veränderungen widersetzt; selbst die Arie des Pagen, von den meisten Darstellerinnen gestrichen, ward von ihr unter lebhaftem Applaus vorgetragen. Für ihre umfangreiche, in höheren und tiefen Lagen gleich gut entwickelte Stimme, bestanden keine Schwierigkeiten.

Der Erfolg des Debuts war ein in meinen Augen fast zu entschieden günstiger. Das Urtheil des Publikums stand so fest, daß die Kritik nichts hinzuzufügen brauchte; es hatte sich Alles gewissermaßen von selber gemacht. Da es Niemandem einfiel, an ihrem Talent zu zweifeln, mit ihrer Ausführung unzufrieden zu sein, bedurfte Eveline kaum mehr eines sie besonders beschützenden Recensenten. Ein permanentes Engagement am Hoftheater, wie es ihr der Herzog versprochen, war sofort erfolgt; Serenissimus hatte der von der Intendanz vorgeschlagenen Gage aus eigener allerhöchster Liberalität noch einige hundert Gulden hinzugefügt. Eveline sah sich plötzlich in einer auch äußerlich sehr angenehmen, alle ihre Wünsche befriedigenden Stellung. Die bescheidene Wohnung in dem kleinen Paradiese, das durch den herannahenden Winter freilich des größten Theils seiner Reize entkleidet

worden, genügte ihr nicht länger; sie hatte ein elegantes und geräumiges Quartier in der Stadt bezogen, in welchem sich bald ein geräuschvolleres, glänzenderes Leben entfaltete, als einst in dem friedlich-stillen Glaspavillon. In unserem Verhältniß war der äußeren Form nach keine Veränderung eingetreten; seine innere Beschaffenheit aber war doch eine ganz andere geworden. Ich setzte meine Besuche vorläufig täglich fort, und wenn Eveline gerade allein war, was allerdings immer seltener der Fall zu sein pflegte, empfing sie mich mit dem üblichen Kuß, der mir allerdings merklich kühler vorkam; wir plauderten wie früher, nur schien ihr dieses Geplauder nicht so genußreich, ein oder das andere Mal überraschte ich sie sogar bei einer Anwandlung von Gähnen, und wenn wir uns trennten geschah es unter der üblichen Umarmung, der jedoch das alte Feuer abhanden gekommen. Um vorläufig noch in ihrer Nähe zu sein, hatte ich meinen Abgang zur Universität, der auf den Herbst festgesetzt war, bis zu Ostern verschoben. Ich wollte sie nicht verlassen, und doch bot mir meine Anwesenheit keine absolute Sicherheit gegen etwaige Nebenbuhler. Ob der Bariton seine Besuche fortsetzte, wußte ich nicht; ich traf ihn niemals, doch mochte er vielleicht kommen, wenn ich — auf der Schulbank saß. Mich danach zu erkundigen, war ich zu stolz, Eveline fand es nicht für angemessen, die Rede auf ihn zu bringen, und Walter — nun, auch Walter schien etwas zurückhaltender gegen mich geworden; unsere Flötenstunden fanden nicht mehr mit der früheren Regelmäßigkeit statt, und der schon seit längerer Zeit vollendeten Oper ward nur noch selten Erwähnung gethan. Einmal hörte ich, daß auch der Bariton Operntexte dichte und Walter für einen zweiten Versuch einen solchen in Aussicht gestellt. Die kräftigste Unterstützung in meiner ziemlich prekären Lage ward mir von einer Seite zu Theil, wo ich sie am wenigsten erwartet hätte. Evelinens ältere Schwester, die mir, so lange ich der Begünstigte gewesen, keinen sonderlichen Vorschub geleistet, begann jetzt plötzlich meine Ansprüche zu vertreten. Ihrem Billigkeitsgefühl schien die mir zu Theil werdende Behandlung nicht zuzusagen; sie würde es für passender erachtet haben, wenn ihre Schwester in anderer, praktisch vortheilhafterer Weise über ihr Herz verfügt; nachdem sie sich aber einmal bewogen gefunden, es mir zu schenken, war es der älteren Schwester Ueberzeugung, daß Eveline verpflichtet sei, bei ihrer Wahl zu bleiben. Die gute Seele gab mir manchmal zu verstehen, daß nicht Alles in Ordnung sei, daß sie es aber nicht ändern könne. Ich wußte es gut genug und wagte kaum noch auf eine Aenderung zu hoffen.

So war der Dezember verstrichen und das Weihnachtsfest herangekommen. Zu meinem Geburtstag, der in den Sommer gefallen, hatte mir Eveline eigenhändig ein prächtiges Uhrgestelle und ein Paar Pantoffeln gestickt, Arbeiten, die sie damals schon Wochen lang vorher beschäftigt, bei welchen ich sie öfters überrascht, und die ihr sichtlich die größte Freude bereiteten. Diesmal hatte ich nicht gemerkt, daß sie mit irgend einer Arbeit für mich beschäftigt gewesen, und doch konnte ich mir nicht denken, daß sie mich ganz vergessen werde. Ich hatte ihr ein Paar blaue Perlenohrgehänge gekauft, die zu der kleinen Brosche paßten, welche ich ihr früher schon zum Geschenk gemacht; es war ihr Wunsch gewesen, diesen Schmuck vollständig zu besitzen, und ich schmeichelte mir, ihr damit eine rechte Freude zu bereiten. Am heiligen Abend, nachdem die Bescheerung zu Hause vorüber, machte ich mich mit meinem Geschenk in der Tasche auf den Weg. Es war ein sternheller, kalter Winterabend. In den Straßen wogte es auf und nieder. Hinter den Fenstern der Häuser gewahrte man da und dort den lichterstrahlenden Tannenbaum und dahinter die flüchtig hin und her huschenden Schatten der jubelnden Kinderschaar oder einzelner Erwachsener. Mein Weg führte mich über den Weihnachtsmarkt. Von flackernden Kienspähnen beleuchtet, von einer geräuschvollen Menge umdrängt, standen sie in langen Reihen neben einander, die Buden und Verkaufsstände mit den wolligen, steifbeinigen Schafen, den Eselchen mit Tragkörben, den Lebkuchenmännern, Marzipanfiguren und Honigstollen. Die bunten, wechselnden Bilder, wie sie sich hier dem Auge darboten, hatten von jeher meine besondere Aufmerksamkeit erregt, stundenlang hatte ich mit ihrer Betrachtung zugebracht. Heute eilte ich rasch, fast theilnahmslos vorüber; der Lärm, das Menschengedränge auf den freien Plätzen und in den Hauptstrassen war mir lästig, ich suchte die stilleren Seitenstrassen auf, um ungehindert mein Ziel erreichen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

(Dr. Strousberg als Schmuggler.) Dr. Strousberg hatte wie die „Wiener Presse" meldet, vor einigen Tagen sehr viel Pech auf einmal. Er kam Morgens mit dem Dresdener Personenzuge in seinem eigenen Salonwagen nach Prag. In der Grenzstation Bodenbach passirte ihm das Malheur, daß die Organe der k. k. Finanzwache in seinem Wagen eine größere Parthie ausländischer Cigarren entdeckten, welche nicht zur Verzollung angemeldet worden waren. Die Cigarren wurden als Contrebande angesehen und der Millionär mit einer Geldstrafe von 75 fl. belegt.

Bei den Arbeiten zur Wasserleitung in Wien ist zwischen Fischau und Brunn am Steinfeld ein altes Leichenfeld aufgefunden worden. In einer Tiefe von 7 Fuß und je in einer Entfernung von 4 Fuß wurden, der Kopf gegen Osten gelegt, die Skelette aufgefunden. Armspangen, Gürtelbestandtheile, Bruchstücke von Waffen und Haarnadeln lagen daneben. Die Skelette stammen jedoch keineswegs, wie auf dem Leichenfeld von Leobersdorf, von Kelten, sondern dürften von Deutschen aus dem 8. bis 10. Jahrh. herrühren.

Charade.

Mit dem ersten misset man selbst, auch läßt man es messen;
Ueber dem Haupt ist der Rest, und unter dem Fuße das Ganze.

Auflösung des Räthsels in Nr. 47:

Die Zeit.

Druck und Verlag von J. M. Bauer. Verantwortlicher Redakteur: Fr. Monninger.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Unter der flimmernden Weihnachtstanne.

Erlebnisse aus beiden Hemisphären.

(Fortsetzung.)

Bei Walter war die Bescheerung bereits vorüber, der Zuckerbaum, den die Mädchen angeputzt, brannte aber noch. Mein Besuch kam etwas überraschend — man hatte mich offenbar nicht erwartet. Das Christkind hatte sich gut angelassen, besonders Eveline war von allen Seiten reich beschenkt worden. Der Herzog hatte eine zu dem Armband passende Brosche gesandt, ein reicher Kunstfreund hatte ein mit Elfenbein und Perlmutter eingelegtes Nähtischchen geschenkt; auf den Tischen und Stühlen umher lagen seidene Stoffe, Weißstickereien, Handschuhe, Spitzen, Bänder und kleine Putzsachen in reicher Auswahl. Als ich eintrat, stand Eveline, das Antlitz vor Freude und Aufregung strahlend, vor dem Spiegel und betrachtete ein Paar reiche Diamantohrgehänge, die sie gleichfalls zum Geschenk erhalten. Als sie mich gewahr wurde, wollte sie dieselben hastig entfernen, doch es war zu spät — ich hätte den Schmuck bereits wahrgenommen. Einen Augenblick überlegte ich, ob ich meine einfachen Perlenohrringe nicht lieber in der Tasche behalten solle; ich hätte viel darum gegeben, wenn mir jetzt gleich ein anderes Geschenk zur Disposition gestanden. Da es inzwischen kränkend gewesen, hätte ich ganz mit leeren Händen kommen wollen, so mußte ich wohl oder übel mit meiner Gabe herausrücken. Eveline empfing sie mit sichtbarer Verlegenheit, und die Freude, die sie darüber an den Tag legte, war etwas gezwungener Art. Nur zögernd und mit sichtbarem Widerstreben entfernte sie die Diamantgehänge und legte dafür die meinigen an, und ihr Ausruf: „O sie kleiden recht nieblich!" klang mir so frostig erstarrend, wie die Dezemberluft draußen in den Straßen. Mein neuer Schutzgeist, die ältere Schwester, kam mir zu Hülfe und versicherte, diese blauen Perlenglocken seien viel geschmackvoller und kleidsamer, als die diamantbesetzten. Woher die letzteren eigentlich kamen, hatte man mir noch nicht gesagt und ich fand mich nicht bemüssigt, danach zu fragen. Ein dunkler Argwohn, daß sie ein Geschenk des Bariton seien, war freilich sofort in mir aufgestiegen, und die Blicke wie die Aeußerungen der älteren Schwester schienen mir denselben nur zu bestätigen.

„Ich muß Dir doch auch etwas bescheeren," sagte Eveline, indem sie eine bunte Atlasbinde und einige seidene Taschentücher von einem Seitentisch nahm und mir lächelnd überreichte. Sei nicht böse, daß es keine eigene Arbeit ist; ich wollte Dir etwas sticken, fand aber beim besten Willen keine Zeit dazu. Die Unterrichtsstunden, die Uebungen, die Proben — Du glaubst nicht, wie rasch der Tag um ist, und da ich die Theatervorstellungen regelmäßig besuchen muß, bleiben mir nicht einmal die Abendstunden zur Verfügung."

Die Entschuldigung war eine sicher sehr triftige, gleichwohl that es mir in der Seele sehr wehe, auf solche Weise abgespeist zu werden. Seidene Schnupftücher und Halsbinden konnte ich mir zur Noth selber kaufen; irgend eine Arbeit von ihr selbst, und wäre es auch nur ein gestickter Namenszug gewesen, würde einen ganz anderen Werth für mich gehabt haben. In wehmüthiger Stimmung, eine Thräne im Auge zerdrückend, hielt ich meine Geschenke in der Hand und stand eben im Begriff, sie in die Tasche zu stecken, als ich zwischen den seidenen Tüchern, die ich noch nicht auseinandergenommen, einen festen Gegenstand fühlte. Neugierig zog ich ihn hervor und — hielt eine schöne Perlenbörse in der Hand, der die Buchstaben E. P. eingestickt waren. In diesem Augenblick fiel es mir wie Schuppen von den Augen. E. P. — es waren die Anfangsbuchstaben des Namens des Baritonisten — die Börse, offenbar von Evelinen gearbeitet, war sein Weihnachtsgeschenk, der Dank für die Diamantgehänge. Aus Unvorsichtigkeit war sie zwischen die Tücher und damit an die unrichtige Adresse gerathen. Mit Evelinens Zeit schien es mithin doch nicht so knapp bestellt; für den Rechten konnte schon etwas eigenhändig gearbeitet werden — hatte ich Ursache, mich zu beschweren, wenn ich doch einmal nicht mehr dieser Rechte war? . . .

In diesem Augenblick, als ich so höchlich erstaunt die Börse anstarrte, spielte ich sicher eine recht klägliche Figur. Eveline war rasch herzugetreten und hatte mir das nicht für mich bestimmte Geschenk aus der Hand genommen.

„Ist es doch als ob Du auch noch die Börse haben solltest!" rief sie mit ihrem unwiderstehlichen Lachen, das mir diesmal doch etwas gezwungen vorkam. „Ich habe sie schon letzten Sommer gearbeitet, als ich in meiner Zeit noch nicht so beschränkt war wie jetzt, sie ist für eine meiner Freundinnen bestimmt — sonst würde ich sie Dir gerne geben."

Das war eine Lüge, eine ganz andere, schlimmere Lüge, als einst jene Versicherung der Mutter, daß es der Niklas gewesen, der uns die Zuckersachen und Nüsse unters Kopfkissen gelegt. Ich hättte nimmermehr gedacht, daß Eveline eine solche Lüge so gelassen auszusprechen vermöchte. Kein Wort kam über meine Lippen, die Kehle war mir wie zugeschnürt. Gesenkten Hauptes, eine dunkle Purpurgluth auf den Wangen, stand ich da, just als ob ich eine Täuschung verübt und eine Lüge gesagt hätte. Walter, der am Klavier phantasirte, war von diesem Zwischenfall nichts gewahr geworden. Ich trat zu ihm, und wir unterhielten uns eine Weile über künstlerische Tagesbegebenheiten. Da für die Festtage noch einige Einkäufe zu besorgen waren, entschloß er sich zum Ausgehen. Am liebsten hätte ich mich gleich mit ihm entfernt; da ich aber zum Essen geladen war und die Einladung angenommen, mußte ich bleiben. Die ältere Schwester machte sich in der Küche zu schaffen, ich war also mit Eveline allein.

Auf meinem Herzen lag es wie eine Centnerlast. Eve-

line betrachtete ihre reichen Geschenke, schmückte sich bald mit diesem, bald mit jenem Gegenstand und schien von meiner Verlegenheit, meiner Seelenpein nichts wahrzunehmen. Unsere Unterhaltung war ziemlich einsylbig und wurde fast ausschließlich von ihr geführt. Ich hatte mir jedoch vorgenommen, daß es durchaus zu einer Erklärung zwischen uns kommen müsse. Mehrmals setzte ich an, doch das Wort erstarb mir jedesmal im Munde. Endlich faßte ich mir Muth und begann:

„Eveline, es ist doch eigentlich ganz, ganz anders zwischen uns geworden."

Sie schien mich nicht zu verstehen, denn sie fragte ganz unbefangen:

„Was meinst Du?"

„Ich wollte Dich fragen, Eveline, ob — ob — ob Du mich auch noch liebst?"

Sie ward roth und wendete rasch das Gesicht ab. „Warum sollte ich Dich denn nicht mehr lieben?" entgegnete sie mit etwas beklommener Stimme.

„Weiche mir nicht aus," fuhr ich, jetzt schon muthiger und bestimmter, fort. „Es ist weit besser, daß es klar zwischen uns werde, als daß wir noch länger in dieser Täuschung, die uns Beiden nur Nachtheil bringt, fortleben. Deine Liebe, Eveline, die mich so namenlos glücklich gemacht, war ein freies Geschenk, auf welches ich kein Recht hatte. Wenn Du findest, daß in Deinem Herzen eine Wandlung vorgegangen, daß Du mich nicht mehr so liebst wie früher: sage es gerade heraus — ich zürne Dir nicht — ich danke Dir dafür."

Auf Evelinens reizenden Zügen zeigte sich wieder das gewinnende Lächeln, welches meine erste Anrede auf einige Augenblicke verscheucht.

„Nun denn, lieber Freund," begann sie in viel leichterem und behaglicherem Tone, „wenn Du es denn doch einmal weißt: nein, so wie früher liebe ich Dich eigentlich nicht mehr. Doch das thut ja auch nichts, Du mußt mir deshalb nicht gram sein. Sieh, ich habe Dich früher so schrecklich, so über alle Maßen lieb gehabt, daß es Dir ja im Grunde nicht schaden kann, wenn es auch ein ganz klein bischen weniger geworden. Lieb werde ich Dich immer haben, Du sollst mein Freund bleiben, mein allerbester Freund — reich mir die Hand, bitte, sag mir, daß Du mir nicht zürnst."

Ich reichte ihr die Hand, aber es fielen heiße Thränen darauf. Sie hielt sie mit ihren beiden niedlichen Kinderhändchen umschlungen; dann wendete sie sich rasch ab — vielleicht perlte auch in ihrem blauen Himmelsauge eine Thräne.

Zerstört! Zerstört! Die zweite süße Illusion meines Lebens zerstört! Es war mir in diesem Augenblick just gerade so zu Muthe wie damals, als mir die Tante rund heraus erklärt hatte, daß es kein Christkind und keinen Niklas gebe — nur daß mich jetzt Niemand theilnehmend fragte, ob ich nicht einen Kamillenthee haben wolle? Abermals hatte ein lieber, treuer Freund, einer auf den ich neuerdings so große Stücke gehalten, für den ich mein Leben zu lassen bereit gewesen, Abschied von mir genommen: — der Glaube an die erste Liebe!

Ach wie viel schöner, wie viel tausendmal schöner war es doch, als dieser Glaube noch in meinem Herzen lebte!

3. Ein illusorisches Wiedersehen.

Fast zwei Jahrzehnte waren seit jenem Weihnachtsa[...] der einem der süßesten Träume meines Lebens ein grau[...] Ende gemacht, verstrichen. Mancher Traum war inzw[...] zerronnen, manche Hoffnung geknickt worden, zu den [...] schungen, die mir einst durch das Abhandenkommen des C[...] kindes und des Niklas, dann durch den Verlust meiner [...] Liebe zu Theil geworden, hatten sich andere, gleich sch[...] liche, doch im Grunde noch schwerere gesellt — die Zeit [...] ihren heilenden Balsam über alle diese Wunden geb[...] und was mir damals als ein vernichtender Schlag, al[...] schweres Unglück erschienen war, es weckte heute in [...] Erinnerung an die Vergangenheit geweihten Stunden [...] stens noch ein schmerzliches Lächeln, einen stillen Se[...] Lag doch zwischen der Gegenwart und den meisten diese[...] innerungen nicht nur ein Zeitraum von Jahrzehnten, so[...] auch der weite Ocean, der mich von der süßen Heimat[...] den Stätten meines jugendlichen Glückes trennte. Ich [...] schon seit länger als einem Jahrzehnt nach der neuen [...] übergesiedelt und lebte als Jünger des Galenus, auf [...] Schätze ich freilich noch vergeblich wartete, in der Metr[...] des westlichen Kontinent.

An einem Winterabende, als ich vom Besuch ein[...] Kranken zurückgekehrt, fand ich auf meinem Schreibtische ein elegantes, fein parfümirtes Brieschen. Die Aufschrift, in leichten, zierlichen Zügen, ließ sofort eine Damenhand erkennen. Neugierig öffnete ich und meine Neugier ward wahrlich nicht vermindert, als ich auf einem mit Goldschnitt und feinen Arabesken verzierten Velinblättchen in deutscher Schrift Folgendes las:

„Dr. — wird, wo möglich noch heute, von einer Freundin, die seines Beistandes dringend bedarf, um einen Besuch gebeten. E."

In dem Brief lag eine Karte, die den Namen:

Signora Esmeralda Vanini,

und darunter mit Bleistift geschrieben die Adresse enthielt:

Room Nro. 42, Astorhaus,

New-York.

Eine ganze Weile hielt ich Brief und Karte in der Hand, bald den einen, bald die andere betrachtend. Was in aller Welt bedeutete diese Einladung? Von wem rührte sie her? Handelte es sich um eine ärztliche Visite? Die Worte: „die seines Beistandes dringend bedarf," schienen mir wohl darauf hinzudeuten. Doch wie kam ich zu dieser Freundschaft? Meine Patienten pflegten nicht im Astorhause zu residiren. Der Zusatz: „von einer Freundin" machte es ebenso wahrscheinlich, daß man meiner professionellen Dienste nicht bedurfte, der Besuch vielmehr nur ein konventioneller sein solle. Der Name: „Esmeralda Vanini" war mir gänzlich fremd; vergeblich strengte ich mein Gedächtniß an, mich seiner erinnern zu können. Bekannter dünkten mich die Schriftzüge; es war mir, als ob ich diese leichte, zierliche Schri[...] schon früher einmal gesehen, allein mich zu besinnen, wo un[...] wann, wollte mir schlechterdings nicht gelingen. Viell[...] war es auch nur ein Irrthum — es gibt so viele ähnlic[...] Hände. Wie, wenn das Ganze etwa nur eine Mystifikation [...] Irgend Jemand konnte sich einen Scherz gemacht, mich zu[...] Besten gehalten haben, und wenn ich nach dem Astorha[...] kam und nach Signora Vanini fragte, erfolgte vielleicht [...] Bescheid, daß eine Dame dieses Namens dort nicht bekan[...] sei. Einerlei, ein Arzt, darf einen vergeblichen Weg ni[...]

scheuen. Besser einmal ausgelacht zu werden, als sich einer Pflichtversäumniß schuldig zu machen. Ohne weiteres Besinnen erhob ich mich, kleidete mich wieder an, steckte Brief und Karte in die Tasche meines Oberrocks und machte mich auf den Weg nach dem Astorhause.

Meine Frage nach Signora Vanini beantwortete der hinter dicken Büchern thronende Geschäftsführer des Hotels mit bejahendem Kopfnicken. Ein Zug an einer Klingel citirte sofort einen der schwarzen dienstbaren Geister herbei, der mir den Weg nach Nro. 42 zeigte. Nach erfolgter Meldung trat ich sofort in das Zimmer der Dame.

Die Bewohnerin des Zimmers erhob sich vom Divan. Sie war eine im Hochsommer des Lebens stehende, in schwarze Seide gekleidete, noch immer sehr schöne Dame. Als das durch eine Glocke gedämpfte Gaslicht hell auf ihre Züge fiel, ward mir gar wunderlich zu Muthe, und gleich der erste Ton ihrer Stimme berührte eine Seite meines Herzens, die lange, lange nicht angeschlagen worden.

„Ich danke Ihnen, Doktor," sagte sie, ihre wundervollen, madonnenhaften Augen zu mir aufschlagend, „daß Sie meiner Bitte so rasch entsprochen haben. Ich stehe gänzlich fremd und schutzlos in dieser Stadt, und doch bedarf ich so dringend eines Beistandes. Der einzige Freund, den ich hier besitze, an den ich mich mit vollem Vertrauen wende, sind Sie."

Ich starrte die Fremde verwundert an und suchte in meinem Gedächtniß eifrig nach einer Erinnerung, die langsam heraufdämmerte und doch noch nicht recht zum Durchbruch zu gelangen vermochte. Mir war ganz eigenthümlich zu Muthe. Ich konnte meine Blicke nicht von der schönen Frau abwenden und lag wie in einem Zauberbann gefangen. Als Antwort drückte ich ihr zunächst meinen Dank aus für das in mich gesetzte Vertrauen, gab aber zugleich zu verstehen, daß mir eigentlich doch nicht recht bekannt sei, wie ich zu der Ehre solcher Freundschaft komme.

„Ich brauche Ihnen wohl nur meinen Namen zu nennen, um Sie über Alles aufzuklären," fuhr die Fremde fort, und der Blick wurde noch eigenthümlicher, noch bestrickender. „Erinnern Sie sich nicht Ihrer Freundin Eveline?"

Wie ein himmlischer Sphärenklang schlug dieser Name an mein Ohr. War es möglich, daß ich diese süße Stimme nicht auf der Stelle erkannt? Wo hatte ich meine Augen, daß sie mir diese Züge nicht, die einst für mich der Inbegriff aller Schönheit, alles Liebreizes gewesen, nicht sofort ins Gedächtniß gerufen?

„Eveline! Meine theure Eveline!" rief ich und stürzte der schönen Frau zu Füßen, ihre Hände mit meinen Küssen bedeckend, mit meinen reichlich quellenden Thränen benetzend. Sie zog mich liebevoll zu sich empor, und ich saß neben ihr auf der Ottomane, Auge in Auge versunken, Hand in Hand verschlungen, und die lange Reihe von Jahren, die uns getrennt, war wie durch einen Zauberhauch geschwunden; ich wähnte wieder an ihrer Seite zu sitzen wie damals im Glaspavillon, die schwärmerische Seligkeit jener ersten Jugendliebe überkam mich mit voller Macht — wäre im Nebenzimmer ein Pianoforte angeschlagen worden, die Täuschung würde vollständig gewesen sein, ich hätte jeden Augenblick erwartet, daß Walter auf der Schwelle erscheinen werde, um an unserer Unterhaltung Theil zu nehmen, nachdem er mit seinen Phantasien zu Ende gekommen. Doch kein Instrument ließ sich hören, Walter erschien nicht, das elegante Fremdenzimmer des Astorhauses hatte keine Aehnlichkeit mit jenem trauten grünen Raum des Glaspavillons — nur Eveline war es, sie saß wirklich an meiner Seite, wenn auch sehr, sehr verändert, verändert wie ich selber, der ich wohl auch dem achtzehnjährigen Jüngling kaum mehr allzu ähnlich sah.

„Eveline," sagte ich nach einer langen Pause, „laß uns gerade so zu einander reden wie damals, als wir uns Alles waren. Erzähle mir, was sich mit Dir zugetragen — verschweige mir nichts. Zunächst: wo ist Walter? Lebt er? Ist er glücklich?"

Die noch immer wunderbar schönen Augen Evelinens füllten sich mit Thränen. „Er lebt — das ist Alles, was ich Dir sagen kann. Seinen gegenwärtigen Aufenthalt kenne ich nicht — wir haben uns entzweit — seit Jahren habe ich nichts von ihm gehört — er zürnt mir und ach! er hat ein gutes Recht, mir zu zürnen!"

Ihr Kummer schnitt mir durchs Herz; ich zog sie näher zu mir heran — ich küßte die Thränen von ihren Augen, sprach ihr Trost ein und brachte sie endlich dazu, mit einer geordneten Erzählung zu beginnen.

Die ersten Jahre nach unserer Trennung hatte sie noch unter wenig veränderten Verhältnissen in meiner Vaterstadt verbracht. Ihr Engagement am Hoftheater währte fort, während sie gleichzeitig unablässig an ihrer weiteren künstlerischen Ausbildung arbeitete. Ernst — so hieß mein Nebenbuhler, der Baritonist — war allmälig in meine Stelle eingerückt, obwohl ihn Eveline, wie sie mich heilig versicherte, bei weitem nicht so geliebt wie mich; nur seine angesehene Stellung, die große Beliebtheit, deren er sich beim Publikum und insbesondere bei der Damenwelt erfreut, habe sie verblendet. Walter, den Ernst ganz für sich einzunehmen gewußt, sei gleichwohl dem Wechsel nie günstig gewesen; da er jedoch die Ueberzeugung gehegt, daß sie den Baritonisten aufrichtig liebe, habe er, um ihrer Neigung keinen Zwang anzuthun, sie ruhig gewähren lassen und nie ein Wort der Einsprache gewagt. Im zweiten Jahre, wo sie bereits hin und wieder größere Rollen gesungen, habe ihre sich mehr und mehr entwickelnde Stimme auch auswärts Aufsehen zu erregen begonnen, es seien ihr von fremden Theaterdirektoren schmeichelhafte Anträge gestellt worden, die sie jedoch sammt und sonders zurückgewiesen, da ihr der Herzog, der an ihrer Ausbildung noch immer das lebhafteste Interesse nahm, ein Stipendium zu einem einjährigen Aufenthalt in Italien bewilligt. Mit unwiderstehlicher Macht habe es sie nach dem sonnigen Süden, der Heimath des Gesanges gezogen, um sich dort zur höchsten Stufe ihrer Kunst emporzuschwingen. Walter, der sich nicht von ihr zu trennen vermochte, habe ihr das große Opfer gebracht, seine mühsam errungene Stellung in der Heimath aufzugeben und sie nach Italien zu begleiten. Ernst, für den sie nach und nach Liebe zu fühlen geglaubt, sei untröstlich gewesen; seine beschränkten Mittel hätten ihm nicht gestattet, ein vortheilhaftes Engagement aufzugeben und ihr zu folgen, andererseits habe er gefürchtet, daß sie ihn in der Fremde bald vergessen werde. Seinen dringenden Bitten, seinen zärtlichen Schmeichelworten nachgebend, habe sie endlich eingewilligt, sich kurz vor der Reise heimlich mit ihm trauen zu lassen. Niemand, nicht einmal Walter, habe damals eine Ahnung gehabt, was geschehen sei.

Also vermählt! Eveline gehörte einem Anderen — sie war für mich verloren! Ich wendete, schmerzlich ergriffen, das Antlitz von ihr ab, um — eine Thräne zu verbergen, die sich unter meinen Wimpern hervordrängte.

„Du hast unstreitig von den Triumphen der Carmolani gehört?“ fragte Eveline im Verlauf ihrer Erzählung.

„Der berühmten Sängerin, die zuerst in Italien und nun neuerdings in Paris und London so hoch gefeiert wurde? Gewiß, alle europäischen Blätter sind ja ihres Ruhmes voll.“

„Ich bin diese Carmolani,“ sagte Eveline mit einem Ausdruck schmerzlicher Empfindung, der mir tief ins Herz schnitt, „ich bin die gefeierte, gepriesene, beneidete Carmolani und dabei doch das elendeste, beklagenswertheste Geschöpf auf Gottes Erdboden!“

Mein tiefes Mitgefühl ward für einige Augenblicke durch das maßloseste Erstaunen verdrängt. „Du — Du, Eveline, die berühmteste Sängerin der Gegenwart?“

„Ich! Ich!“ erwiderte sie. „Ruhm, Reichthum, Ehren — Alles ward mir zu Theil, nur kein innerer Friede, kein Glück des Herzens. Ernst, der seine Stimme eingebüßt, sah sich ohne alle Mittel des Unterhalts; ich sandte ihm beträchtliche Summen — er vergeudete sie im Spiel und ergab sich dem Trunke. Ich liebte ihn nicht mehr, ich konnte ihn nicht einmal mehr achten; dennoch machte ich ihm den Vorschlag, als Gattin mit ihm zu leben, wenn er seiner Leidenschaft entsagen und sich ernstlich bessern wolle. Er lehnte meinen Vorschlag ab, folgte mir aber gleichwohl nach Italien, und erhielt mich fortwährend in der Furcht, daß er unser Verhältniß, das ich selbst vor dem Bruder noch immer sorgfältig geheim gehalten, veröffentlichen werde. Um sein Stillschweigen zu erkaufen, opferte ich ihm die beträchtlichsten Summen. In Rom machte ich die Bekanntschaft eines jungen deutschen Arztes, der mir in einer schweren Krankheit das Leben gerettet. Alfred war ein Mann von feinster Bildung, umfassendem Wissen, edlem Charakter, trefflichen Eigenschaften des Herzens; er liebte mich — er hielt um meine Hand an — konnte ich sie ihm, trotz der warmen Neigung, die ich für ihn empfand, zu Theil werden lassen? Meine Lage wurde eine peinliche. Walter drang in mich, Alfred meine Hand zu reichen. Mein Zaudern, meine ausweichenden Antworten erregten seinen Groll; Alfred selber fühlte sich verletzt, er glaubte, ich habe nur ein frevelhaftes Spiel mit ihm getrieben. In dieser bedrängten Lage wendete ich mich an Ernst, der, da er meiner Kasse bedurfte, fortwährend in meiner Nähe war. Ich bot ihm mein halbes, mein ganzes Vermögen, ja einen beträchtlichen Tribut für eine weitere Reihe von Jahren, wenn er mir meine Freiheit zurückgeben wolle; er wies mich rauh zurück, er spottete meiner — Alles was ich besitze, sei ohnehin sein Eigenthum, er wolle nicht nur mein Geld, sondern mich selber. Alfred ging gebrochenen Herzens von dannen, Walter sogar, dem ich im Lichte einer herzlosen Kokette erschien, sagte sich los von mir — stand allein, ausgestoßen, nur mein böser Dämon, dem alle meine beträchtlichen Einkünfte zufielen, haftete sich an meine Fersen, ein Vampyr, der erbarmungslos mein Herzblut aussog!“

„Wunderbar! Wunderbar!“ versetzte ich, von dieser Erzählung ganz in Anspruch genommen. „Aber machtest Du denn keinen Versuch, Dich dieses bösen Feindes zu entledigen? Warum nahmst Du nicht die Hülfe der Gerichte in Anspruch? Ein tüchtiger Rechtsbeistand hätte wohl Rath schaffen können?“

(Fortsetzung folgt.)

Das freie Wort.

Sie sollen Alle singen
Nach ihres Herzens Lust;
Doch mir soll fürder klingen
Ein Lied nur aus der Brust:
Ein Lied, um dich zu preisen,
Du Nibelungenhort,
Du Brod und Stein der Weisen,
Du freies Wort!

Habt Ihr es nicht gelesen:
Das Wort war vor dem Rhein?
Im Anfang ist's gewesen,
Und soll d'rum ewig sein.
Und eh' ihr Einen Schläger
Erhebt zum Völkermord,
Sucht unsern Pannerträger,
Das freie Wort!

Ihr habet zugeschworen
So treu dem Vaterland,
Doch seid Ihr All' verloren
Und haltet nimmer Stand,
So lang' in West und Osten,
So lang' in Süd und Nord
Das beste Schwert muß rosten,
Das freie Wort!

Ach; es will finster werden,
Wohl finster überall,
Doch ist die Nacht auf Erden
Ja für die Nachtigall.
Heraus denn aus der Wolke,
Die, Sänger, euch umflort;
Erst predigt eurem Volke
Das freie Wort!

Laßt eure Adler fliegen,
Ihr Fürsten, in die Welt,
Und sie nicht müßig liegen
Auf eurem Wappenfeld!
O jagt einmal die Raben,
Aus unsern Landen fort,
Und sprecht: Ihr sollt es haben,
Das freie Wort!

Räthsel.

Zuerst ein fest verschlossen Päcklein,
Dann grünes Jäcklein, rothes Röcklein,
Zuletzt von Steinen voll ein Säcklein.

Auflösung der Charade in Nr. 48:
Fußteppich.

Druck und Verlag von J. M. Bauer. Verantwortlicher Redakteur: Fr. Monninger.

Nr. 50. Sonntag, den 17. Dezember 1871.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Unter der flimmernden Weihnachtstanne.

Erlebnisse aus beiden Hemisphären.

(Schluß.)

Ein bitteres Lächeln flog über das bleiche Antlitz Evelinens. „Gerichte, Rechtsbeistand," versetzte sie verächtlich, „o, Du hast keine Ahnung, mein Freund, welchen Einfluß, welche Verwegenheit jener Mensch besitzt! Da er sich meines Vermögens bemächtigt, standen ihm beträchtlichere Mittel zu Gebot als mir selber, er bestach die Advokaten, erkaufte die Gerichte — wohin ich mich wendete, stieß ich nur auf Achselzucken, wenn nicht offenbaren Verrath. Zuletzt verließ ich Italien und wendete mich nach Paris, nach London. Mein künstlerischer Erfolg war außerordentlich, mein Elend blieb dasselbe. Der böse Feind saß mir auch hier auf dem Nacken, und die Tausende, die ich spielend erwarb, flossen in seinen unergründlichen Säckel. Endlich kam mir der Gedanke, ob ich nicht vielleicht in dem freien Amerika meiner Bürde ledig werden könne. Ich wußte, daß Du in Neuyork ansäßig seist und rechnete auf Deinen Beistand. Ich hielt meinen Plan geheim und bewerkstelligte meine Abreise mit solcher Vorsicht, daß ich fast mit Gewißheit annehmen darf, er, den ich hasse und fürchte, habe jetzt endlich meine Spur verloren. Meine ganze Hoffnung beruht auf den gewiß unabhängigen, keinen käuflichen Einflüssen zugänglichen Gerichten eures mächtigen Freistaates."

„Hm, Du willst also hier eine Ehescheidung zu bewerkstelligen suchen?" fragte ich etwas kleinlaut.

„Das ist der Hauptzweck meiner Reise nach Amerika."

„Es wird jedenfalls viel, viel Geld kosten."

„Meinst Du? Das wäre freilich schlimm. Meine Mittel sind in diesem Augenblick sehr beschränkt — er hat mir Alles abgepreßt."

„Pah! Eine Künstlerin Deines Rufes! Hast Du nicht Millionen in Deiner Kehle?"

„Aber ich wage hier nicht öffentlich aufzutreten. Ernst möchte mir folgen — möchte mich entdecken. Alles wäre wieder verloren!"

„Ueberlaß mir das," versetzte ich nach einigem Nachdenken. „Wir haben in diesem Augenblick hier eine Saison italienischer Oper; der Unternehmer, ein liebenswürdiger durchaus zuverlässiger Mann, ist mein Freund — ich werde ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit nur gerade so viel von Deinen Verhältnissen mittheilen, als er durchaus zu wissen nöthig hat. Daß er Dir ein Engagement, ein glänzendes Honorar bietet, unterliegt keinem Zweifel; alles Weitere wird sich dann schon finden."

„Aber ich darf hier keinenfalls unter meinem Künstlernamen auftreten."

„Du debutirst unter dem Namen, welchen Du auf der Reise angenommen. Unser amerikanisches Publikum wird Esmeralda Vanini bald ebenso enthusiastisch huldigen, wie die Italiener, wie Paris und London der Carmolani."

Als ich eine Viertelstunde später das Astorhaus verließ, nahm ich unten am Park einen Wagen und fuhr direkt nach der Privatwohnung Maretzeks, unweit der Academy of Music. Er war glücklicherweise zu Hause. Er hatte soeben vortrefflich dinirt, rauchte, auf den Divan seines Parlors ausgestreckt, eine feine Havanna und war, wie jedes Geschöpf, das der Verdauung obliegt, bei äußerst behaglicher Stimmung. Nachdem er mir auf die Bibel oder, in deren Ermangelung, auf die Partitur des „Barbiers", Verschwiegenheit zugeschworen, theilte ich ihm mit, daß die berühmte Carmolani in Newyork verweile. Er sah mich mitleidig an, zuckte die Achseln und blieb bei seinem Verdauungsgeschäft. Erst als ich ihm die Sache näher auseinander setzte und wiederholt meine Angaben betheuerte, raffte er sich auf, ließ die Havanna fallen und gerieth in einen Zustand gelinder Verzückung. Er umarmte mich eins übers anderemal, nannte mich seinen Freund, seinen Retter und versprach in einer Anwandlung direktorieller Großmuth, mich für Lebenszeit unter die Zahl der Logenabsitzer der Oper aufzunehmen. Da mein Wagen noch unten vor der Thür hielt, kostete es höchstens eine Viertelstunde Zeit, um ihn von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen. Ich brachte ihn auf der Stelle nach dem Astorhause, und noch desselben Abends einigte man sich über alle näheren Bedingungen des bevorstehenden Gastspiels.

Acht Tage später herrschte in der Newyorker Kunstwelt große Bewegung. Maretzek hatte eines seiner schwunghaften Manifeste erlassen, worin er dem Publikum und den Patronen der Oper anzeigte, daß es ihm gelungen, eine Primadonna von ganz außerordentlicher Begabung zu gewinnen, deren Gleichen in Neuyork noch nie gehört worden. Ohne sich auf ruhmredige Versprechungen einzulassen, fordere er ein kunstsinniges Publikum lediglich zur Selbstprüfung auf. Die Zeitungen hatten gleichfalls mit bedeutsamen Worten auf das bevorstehende Auftreten einer ganz eminenten Künstlerin hingewiesen, eine derselben sogar mit dem Zusatz, daß Signora Vanini nicht nur in ihrer äußeren Erscheinung, sondern auch in ihrer Stimme die größte Aehnlichkeit mit der gefeierten Carmolani habe. Heute endlich sollte das Debut, dem man mit so großer Spannung entgegensah, stattfinden, und zwar war es die Rolle der „Norma", die zu diesem Zweck gewählt worden. Das Haus war ausverkauft. Seit den Tagen der Sonntag und der Grisi hatte man keiner Sängerin mit solcher Spannung entgegengesehen. Niemand kannte die Vanini. Keiner erinnerte sich, ihren Namen je gehört zu haben, und doch erwartete Jeder etwas Außerordentliches. Und diese Erwartung wurde nicht getäuscht. Ein brillanteres Stimmorgan war niemals in den Räumen der Academy erklungen, ein hinreißenderes Spiel nie auf ihren Brettern gesehen wor-

den. Alles war entzückt; es herrschte nur Eine Stimme über die neue Primadonna, und Jeder wünschte dem Unternehmer Glück zu dieser ganz außerordentlichen Acquisition, die der italienischen Oper einen seit vielen Jahren entbehrten Glanz verleihen mußte. In eine Ecke des Parquets gedrückt, hatte ich dem wunderbaren Gesang gelauscht. War das die Stimme, die einst an jenem Pfingstsonntag, durch ein vor meinen entzückten Augen erstandenes Paradies erklungen, und mein eigenes poetisches Werk durch den Schmelz ihres Gesanges verherrlicht? War diese von der Leidenschaft durchglühte Priesterin der gallischen Haine mein kleiner liebenswürdiger Page Urban aus den „Hugenotten“, aus dessen unschuldigen Kinderaugen einst nur Muthwillen und Frohsinn sprachen? Ich konnte keinen Blick von ihr verwenden, jeder ihrer himmlischen Töne fand seinen Widerhall in meinem Herzen, und wenn dann das ganze Haus von donnerndem Applaus, von stürmischen Da Capos erdröhnte, da stimmte ich gleichfalls aus voller Seele ein und jubelte mit der Menge um die Wette.

Nach beendigter Vorstellung begab ich mich, wie wir es verabredet hatten, auf die Bühne, um Eveline nach ihrer Wohnung zu begleiten. Ich wünschte ihr zu dem beispiellosen Erfolge Glück. Sie war auffallend niedergeschlagen und sprach die Befürchtung aus, daß ihr irgend ein Unglück zustoßen möge. Natürlich tröstete ich sie, ihre trübe Stimmung der Aufregung des Abends zuschreibend. Nachdem sie ihre Toilette beendigt, ergriff sie meinen Arm und wir gingen nach einem der Seitenausgänge, vor welchem ihr Wagen wartete. Als wir vor die Thür traten, fiel mir die dunkle Gestalt eines in einen Mantel gehüllten Mannes auf, die sich hinter einem der Pfeiler des Portals zu verbergen suchte. Rasch trat ich auf den Wagen zu und öffnete den Schlag. Eveline klammerte sich fest an meinen Arm — hatte sie den Fremden gleichfalls bemerkt oder war es nur ihre ängstliche Aufregung was sie einschüchterte? Ich hob sie in den Wagen und schwang mich dann ihr nach auf den Rücksitz. Im Augenblick, als ich den Schlag schließen wollte, drängte sich jene Gestalt an den Wagen heran — der Schein der Straßenlampe fiel auf ein Gesicht, das ich seit vielen, vielen Jahren nicht gesehen, gleichwohl aber zur Stelle wiedererkannte — ich wollte schreien — Eveline streckte wie schutzsuchend den Arm nach mir aus — da blitzte es durch den Wagen — ein ganz leiser Knall schlug an mein Ohr — Eveline sank mit einem Schrei zurück; von draußen aber erscholl ein teuflisches Lachen . . . gleichzeitig hatten die Pferde angezogen — in vollem Galopp jagte der Wagen durch das Getümmel der Fuhrwerke und Fußgänger der vierzehnten Straße und bog dann, unbeachtet von der gleichgültig dahinwogenden Menge, in den nicht minder geräuschvollen Brodway ein.

Ob ich die Besinnung verloren, ob mich ein Starrkrampf befallen — es währte eine geraume Weile, ehe ich wieder zu mir kam und mir meiner Lage bewußt wurde. Ich hielt Eveline in meinen Armen, ihre Augen waren geschlossen, ihr Kopf nach rückwärts gesunken; ich konnte weder einen Athemzug noch einen Pulsschlag fühlen. Der Wagen jagte in gestrecktem Galopp dahin. Ein Blick durch das Fenster belehrte mich, daß wir uns bereits unterhalb Canalstreet befanden. Ich klopfte dem Kutscher, ich schrie, ich versuchte den Schlag zu öffnen — man hörte mich nicht. Ebenso erfolglos blieben meine Bemühungen, Eveline aufzurütteln. Ich rief ihren Namen — sie gab keine Antwort; ich preßte meine Lippen auf die ihrigen — sie dünkten mich kalt und leblos. Noch einige Augenblicke, dann hielt der Wagen vor dem Portal des Astorhauses; der Schlag that sich auf, ein Portier wollte uns beim Aussteigen behülflich sein und hob, von mir unterstützt, Eveline heraus — sie regte sich nicht — ihre schönen Glieder waren starr — wir hielten eine Leiche in unseren Armen.

Sofort entstand ein Auflauf von Menschen; das Aufsehen, die Entrüstung kannten keine Grenzen. Man schaffte die Entseelte nach ihrem Zimmer und schickte sofort nach Aerzten, nach der Polizei. Von allen Seiten bestürmte man mich mit Fragen, schüttelte aber, als ich den Verlauf der Sache erzählte, ungläubig den Kopf und meinte, der Fall sehe sehr verdächtig aus. Sehr verdächtig — daran hatte ich bis zu diesem Augenblick noch nicht gedacht, fand aber bald Gelegenheit, inne zu werden, daß meine Lage eine überaus mißliche geworden. Einige ärztliche Kollegen stellten sich, konnten aber natürlich nichts als das Faktum konstatiren, daß die Dame durch einen Pistolenschuß ums Leben gekommen. Auch die Polizei erschien, und ihr erster Schritt war, mich in Verhaft zu nehmen. Seit Signora Vanini in Newyork eingetroffen, hatte sie vorzugsweise nur mit mir verkehrt; ich hatte sie am Abend nach der Oper abgeholt und von dort als Leiche ins Hotel zurückgebracht — Niemand, außer mir, wußte über den räthselhaften Vorgang Auskunft zu geben. Bereitwillig beantwortete ich alle Fragen, schilderte den ganzen Hergang; allein diese Schilderung trug nur dazu bei, das Ereigniß noch geheimnißvoller und für mich selber verdächtiger erscheinen zu lassen. Niemand hatte am Ausgang des Opernhauses die vermummte Gestalt wahrgenommen, Niemand sie an den Schlag des Wagens treten sehen. Daß im Augenblick der Abfahrt von einem auf der Straße stehenden Manne ein Schuß abgefeuert worden, fand man sehr unwahrscheinlich, da Niemand, der sich in der Nähe befunden, nicht einmal der Kutscher auf dem Bock, einen Knall vernommen. Letzterer gab an, daß er allerdings während der Fahrt ein Geräusch im Wagen gehört, jedoch geglaubt habe, es sei nur eine lebhafte Unterhaltung zwischen dem Herrn und der Dame. Was endlich als direkter Schuldbeweis gegen mich gelten mußte: die Waffe, aus welcher der tödtliche Schuß abgefeuert worden, ein Taschenterzerol vom kleinsten Kaliber, hatte sich auf dem Boden des Wagens, gerade unter meinem Sitze, vorgefunden. Der Mörder hatte dasselbe offenbar in der Absicht, den Verdacht auf mich zu lenken, unmittelbar nach vollbrachter That hineingeschleudert. Zu dem Schmerz, die Geliebte auf so schreckliche Weise verloren zu haben, gesellte sich dann noch die Gefahr für das eigne Leben. Man forschte nach meinen früheren Beziehungen zu der Ermordeten — ich vermochte dieselben natürlich nicht zu verheimlichen. Immer dichter verschlangen sich die Fäden eines Netzes, aus dem es für mich, so unschuldig ich auch war, kein Entrinnen mehr zu geben schien. Das Gefängniß that sich auf und die Criminaluntersuchung nahm ihren Anfang. Alles sprach für meine Schuld, tausend kleine Umstände vereinigten sich, mich zum Mörder des Wesens zu stempeln, das ich einst so überschwänglich geliebt. Da erfaßte mich namenlose Angst, wilde Verzweiflung. Mit dem ganzen Aufgebot meiner Kräfte suchte ich die Thür meines Kerkers zu sprengen — es gelang mir nicht; ich strengte meine Stimme an, um mit Donnerworten meine Unschuld kund zu thun — kein Laut kam über meine Lippen — meine Kehle war wie

zusammengeschnürt, — aus der Ferne aber erschallten schon dumpfe Schläge, als ob das Schaffot aufgeführt werde. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Aber, Papa, es wird schon heller Morgen — warum kommt denn das Christkind noch gar nicht?" Ein süßes, holdes Stimmchen, das meines kleinen Erstgebornen, eines munteren Jungen von etwa sechs Jahren, ließ sich in einiger Entfernung vernehmen, und dabei hämmerten die rüstigen Fäustchen tüchtig gegen die Thür meines Schlafzimmers.

Rasch schüttelte ich die Erstarrung, den Taumel von mir ab und sprang empor. Ein grauer Morgen dämmerte herauf — unten auf der Straße hallten schon die Tritte einzelner Vorübergehender.

„Bitte, bitte, Papa, sag' doch dem Christkind, daß es bescheeren soll — ich bin ja schon so lange munter", bettelte der Kleine draußen vor der Thüre.

Ich faßte nach meiner Stirne, rieb mir die Augen — war ich nicht im Gefängniß? — Christkind — Eveline — Astorhaustragödie — vermummter Bariton — Criminalprozeß — Weihnachtsbescheerung — — Ein Lichtstrahl durchzuckte mich und hellte plötzlich das Dunkel vor meinem geistigen Auge auf. Weihnachtsbescheerung! Süßes Wort, Du nimmst den drückenden Alp eines bösen Traumes von meiner Brust. Das schöne Fest der Liebe dämmert herauf, und mein kleiner Stammhalter, dem das Christkind zu lange in den Federn geblieben, erinnert mich mit Ungeduld daran, daß ich väterliche Pflichten zu erfüllen habe. . . . .

Eine halbe Stunde später beleuchtete die flimmernde, festlich geschmückte Weihnachtstanne die glücklichen Gesichter meiner kleinen Familie. Welcher Kontrast zwischen dieser Scene stillen häuslichen Glückes und den blutigen Schreckensscenen, die mir eine allzu lebhafte Einbildungskraft so eben noch vorgespiegelt! Es währte einige Zeit, bis ich die bange Stimmung, die mir der Traum zurückgelassen, ganz los werden konnte und als sich mein kleiner Lockenkopf in naivem Aerger darüber beschwerte, daß die Marzipanmänner auch gar zu fest am Baume hingen, konnte ich mich eines leisen Schauders nicht erwehren — ist es doch ein gar eigen Ding um das Festhängen!

Was ich geträumt, war eben, wie die meisten Träume, ein wunderliches Gemisch von Wahrheit und Phantasie. Eveline war wirklich eine tüchtige Sängerin geworden; ihr Name ist in der deutschen Opernwelt nicht ganz unbekannt, obwohl sie sich seit Kurzem von der Bühne zurückgezogen. Den Bariton, der sich viele Jahre um ihre Gunst beworben, hat sie niemals geheirathet. Merkwürdigerweise erhielt ich einige Tage nach jenem Traume in der Christnacht einen Brief eines deutschen Freundes, in welchem folgende Scene vorkam:

„Deine alte Flamme, jetzige Frau Dr. *** hat soeben ein sehr vortheilhaftes dreijähriges Engagement an der Hofbühne zu D. angenommen. Ihr „Ernst", dem Du doch das Fahrwasser getrübt, schaut recht ernst und griesgrämlich drein. Er ertränkt seinen Aerger im Dintenfaß und schreibt fleißig Romane. — O. S. hat schon wieder einen dreibändigen von ihm verlegt."

Es ist doch tröstlich, Leidensgenossen zu haben. Möge mir der Kollege verzeihen, daß ihm mein Traum so übel mitgespielt.

Der Thron Salomon's.

Die Ultramontanen hatten bekanntlich vor Kurzem die Idee, nicht gerade aus eigenen Mitteln, sondern durch weise Scheerung frommgläubiger Schäfchen einen goldenen Thron für Pius IX. zusammenzubringen. Der prunkvolle Sitz sollte wahrscheinlich den greisen Pontifex dafür entschädigen, daß seine Macht so zusammenschrumpfte, und es wurde in dem diesfälligen Prospekte betont, „es handle sich um einen Thron, wie der des Königs Salomon gewesen." Die Bescheidenheit des Papstes verhinderte die Ausführung der Absicht seiner Bewunderer, denn er verweigerte es entschieden, das Geschenk anzunehmen. Vielleicht war es auch weise Finanzpolitik, denn die Peterspfennige fangen an, weniger massenhaft die Wege nach Rom zu wandern, und der Thron hätte leicht die fromme Opferfreudigkeit vollends erschöpfen können, deren man im Vatikan so sehr behufs Lieferung von klingender Münze bedarf. Was nützt auch ein Thron von Gold, wenn man von demselben aus keine Länder zu beherrschen hat? Er ist dann mehr Ironie als bedeutungsvolles Macht-Symbol.

Es dürfte aber doch von einigem Interesse sein, zu erfahren, was die Frommen und das ultramontane Komite hätten leisten müssen, um einen Thron herzustellen, wie den, worauf König Salomon von den Beschwerden ausruhte, die ihm seine vielen Weiber verursachten. Die Quellen für eine authentische Information über diesen Gegenstand sind etwas selten, aber in einer der armenischen Versionen der Bibel befindet sich eine Geschichte, welche eine prachtvolle und, wie es scheint, sehr genaue Beschreibung des wunderbaren Thrones enthält, worauf der „Weiseste der Weisen" saß.

Wir lesen daselbst:

„Es war der große König Salomon, der einen königlichen Thron für sich anfertigen ließ. Er hatte ihn mit seinem Golde von Ophir bedeckt; er stand auf schimmerndem Marmor und war eingelegt mit Onyxsteinen, Smaragden, Krystallen, Perlen und allen Arten von kostbaren Steinen. Kein König besaß jemals ein ähnliches Kunstwerk, und kein Reich hatte einen Thron aufzuweisen, der diesem glich.

Und in solcher Weise war er gemacht. Er hatte sechs Stufen und auf jeder standen zwölf goldene Löwen gegen zwölf Adler von Gold, — immer ein Löwe gegen je einen Adler, und ein Adler immer gegen einen Löwen gekehrt. In solcher Weise lag immer die linke Pranke des Löwen gegenüber der rechten Schwinge des Adlers und die linke Schwinge des Adlers gegenüber der rechten Tatze des Löwen.

Die ganze Zahl der Löwen war zweiundsiebzig, und ebenso die Zahl der Adler zweiundsiebzig. Auf der Spitze des Thrones befand sich ein runder Sitz für den König. Und außerdem befanden sich noch andere Abbilder auf den sechs aufwärts führenden Stufen.

Auf der ersten Stufe lag ein goldener Ochse und ihm gegenüber ein anderer goldener Löwe. Auf der zweiten Stufe lag ein goldener Wolf gegenüber einem goldenen Lamme. Auf der dritten Stufe lag ein goldenes Kameel gegenüber einem goldenen Wiedehopf. Auf der vierten ein goldener Adler gegenüber einem goldenen Pfau. Auf der fünften eine goldene Katze gegenüber einem goldenen Hahn. Auf der sechsten ein goldener Falke gegenüber einer goldenen Taube. Auf der Höhe des Thrones befand sich eine andere goldene Taube, welche ein Falke zwischen den Klauen hielt. Ueber diesen stand ein goldener Leuchter, auf das ausgesuchteste geschmückt mit

Kugeln, goldenen Zweigen, Knöpfen, Quasten, Blumen und Allem, was dazu gehörte. Und auf einer Seite gingen von dem Leuchter sieben Arme aus, auf denen die Urväter der Welt dargestellt waren: Adam, der erste Mensch, Noah, Sem der Große, Abraham, Isaak, Jakob und Job. Auf der anderen Seite hatte der Leuchter wieder sieben Arme, auf welchen die sieben Frommen der Welt zu sehen waren: Levi, Kehath, Amram, Moses, Aaron, Eldad und Medad, auch Hur der Prophet.

Ueber dem Leuchter befand sich ein schöner goldener Krug, gefüllt mit dem köstlichsten Oele, von welchem die Lampen in dem Tempel gespeist wurden, und unter dem Kruge stand ein goldenes Faß, ebenfalls gefüllt mit dem köstlichsten Oele, von welchem die Lampen des Leuchters wieder gefüllt wurden. Auf dem Fasse befand sich die Gestalt des Hohenpriesters Eli, und auf zwei goldenen Oelzweigen, die davon ausgingen, waren die Namen von Hophin und Phineas, seinen zwei Söhnen, eingegraben. Von diesen zwei Olivenzweigen gingen zwei goldene Lampen aus, auf denen die zwei Söhne Aaron's, Nadab und Abihu abgebildet waren. Neben dem goldenen Fasse befanden sich auch zwei Sitze, einer für den Hohenpriester, der andere für seinen Stellvertreter. — Auch zu Salomon's Zeiten wußten die Könige schon, wie nützlich ihnen die Priester waren, um die Völker im Zaume zu halten. Das Geschäft Beider war immer ein gemeinschaftliches.

Rings um den Thron reihten sich siebzig goldene Stühle, auf welchen die siebzig Mitglieder des Sanhedrim ihre Plätze einnahmen, um Recht zu sprechen vor König Salomon. Zwei große goldene Fische waren auf jeder Seite zu Häupten Salomon's befestigt, an die er sein Haupt lehnen konnte, und über dem Throne breiteten sich vierundzwanzig goldene Weinreben aus, welche dem Könige Schatten gaben.

Wollte König Salomon seinen Platz verändern, ohne von dem Throne zu steigen, so bewegte sich dieser ganz unter ihm durch einen kunstvollen Mechanismus, der in demselben angebracht war. Setzte er seinen Fuß auf die erste Stufe, so hob ihn der goldene Ochse zu der zweiten empor, von der zweiten wurde er durch den goldenen Wolf zu der dritten erhoben, und so ging es, bis er die sechste Stufe erreicht hatte, worauf die oben angebrachten goldenen Adler sich senkten, den König emporhoben und auf seinen Sitz setzten.

Die Maschinen im Innern des Thrones wurden durch ein gigantisches Meeresungeheuer von Silber in Bewegung gesetzt. (Wir bemerken ausdrücklich, daß wir der armenischen Bibelversion getreu bleiben, die es verantworten mag, wenn hie und da ein tüchtiger Mechanikus bei dieser Schilderung ein wenig den Kopf schüttelt.)

(Schluß folgt.)

Allerlei.

(Blühende Blumen im Winter.) Die „Bozener Zeitung" schreibt unterm 2. ds.: Daß das milde, südliche Klima Bozens keine Chimäre, sondern Wirklichkeit ist, davon konnten wir uns gestern auf's Eklatanteste überzeugen, denn während man uns von anderen Landestheilen über Schneefälle, große Kälte und Schlittagen berichtet, blühen hier noch immer die Veilchen, und zwar nicht etwa in einem Glashause, sondern im Freien. — Ein Hotelbesitzer in Böhmisch-Zwickau überraschte am 1. ds. seine Gäste mit einer frisch aufgeblühten Centifolie, die sich trotz Kälte und Schnee in seinem Garten erhalten hat.

Einem Grollenden.

Du blickst verdrossen, Freund, und schiltst es „Firniß"
Und „lügenhaften Schein", was über Nacht
Den Zwiespalt zugedeckt hat, und dem Wirrniß
Im weiten deutschen Land ein End' gemacht;
Unsittlich nennst Du's, den Begeist'rungsschrei,
Der uns umbraust, ausgeben für die Stimme
Des ganzen Volks; — das Faule, Schlechte, Grimme,
Du willst nicht, daß es todtgeschwiegen sei.

Hab' Nachsicht, Freund, mit den Beklagenswerthen,
Die, kalt inmitten all dem Schwung und Drang,
Wohl dieser Tage große Botschaft hörten,
Doch nur wie einen fernen, fremden Klang;
Die nicht ergriffen, nicht gehoben, nicht
Gebessert, ohne Glauben und Vertrauen
Rückwärts in's nächt'ge Nebelqualmen schauen,
Statt vorwärts in das goldne Morgenlicht.

Freilich, sie waren's, deren welschem Gackeln
Wir's danken, daß der beutelust'ge Feind
Frevelnd entzündet hat des Krieges Fackeln,
Und daß so manche deutsche Mutter weint;
Die waren's, welche seiner Gier den Sporn
Gegeben, kundig unsrer alten Schwächen,
In unsrer Hütten Frieden einzubrechen. . . .
Doch still! wohin verirrt auch mich der Zorn!

Hab' Nachsicht, Freund! Wonach wir Andern ringen:
Ein Vaterland im großen Sinn des Worts, —
Nicht einmal auf der Träume bunten Schwingen
Erfreut ihr Denken ja sich dieses Horts;
Was wir, wenn auch nur erst im Ideal
Besitzen, fremd blieb's ihrem Wünschen, Hoffen;
In ihr Gemüth, das doch für's Gute offen,
Fiel nie erwärmend dieser Sonne Strahl.

Hab' Nachsicht, Freund! Auch sie ja sind nur Erben
Der tausendjährigen Zerrissenheit,
Und auch mit ihrer Söhne Blute färben
Sich doch die Fluren jetzt im heißen Streit.
Empor geschaut! Grab' nicht den Wurzeln nach!
Sieh, wie sich schon des Baumes Wipfel ründet;
In seinen Zweigen rauscht es rings und kündet
Des ganzen Deutschlands Auferstehungstag.

Robert Waldmüller-Duboc.

Auflösung des Räthsels in Nr 49:
Hagebuttenrose.

Druck und Verlag von J. M. Bauer. Verantwortlicher Redakteur: Fr. Monninger.

Nr. 51. Sonntag, den 24. Dezember 1871.

Unterhaltungs-Blatt

zum

Nürnberger Anzeiger.

Der Thron Salomon's.

(Schluß.)

„Und als die Könige auf Erden die Geschichte von Salomon's königlichem Throne hörten, versammelten sie sich vor demselben und beugten sich tief vor dem Könige und sagten: Ein Thron wie dieser ist, ist noch niemals gemacht worden für irgend einen König, noch hat irgend eine Nation je etwas dergleichen hervorgebracht. Ja, als die Könige den Glanz dieses Thrones sahen, warfen sie sich auf ihre Angesichter nieder und lobpreisten den Schöpfer des Universums.

Wenn König Salomon den Thron bestiegen hatte und sich darauf niedergesetzt, nahm der größte Adler eine goldene Krone und setzte sie auf das königliche Haupt. Und dann begann im Innern das Seeungeheuer die verschiedenen Räder zu bewegen. Die Löwen und Adler erhoben sich plötzlich und umgaben des Königs gesalbte Person, während die goldene Taube herabflog, einen Tabernakel öffnete, daraus das Buch des Gesetzes nahm und es auf den Schoß des Königs legte, damit erfüllet würde, was geschrieben steht: „Das Buch des Gesetzes soll bei dem Könige bleiben und er soll lesen darin sein ganzes Leben lang, auf daß er und seine Söhne lange herrschen mögen über Israel."

Oft erschien der Hohepriester, um den König zu begrüßen, wenn die Aeltesten zu seiner Rechten und Linken saßen, um Recht zu sprechen allem Volke. Und wenn Zeugen erschienen, um falsches Zeugniß zu geben vor Salomon, begannen wieder die Räder sich zu bewegen, und siehe da! der Ochs brüllte, die Löwen brüllten, die Wölfe heulten, die Tiger brummten, die Vögel pfiffen, die Katze miaute, die Pfauen schrieen, der Hahn krähte, die Falken krächzten, und es entstand so ein fürchterlicher Lärm, der die falschen Zeugen alles ihres Muthes beraubte, und sie sagten zu sich selbst: „Laßt uns lieber ein wahrhaftiges Zeugniß geben, sonst wird die ganze Welt zerstört werden durch unsere Sünden." — Und so oft der König den Thron bestieg, sprühten auch die Löwen süß duftende Wasser umher.

(Was die falschen Zeugen betrifft, konnte wohl die Mechanik des Thrones unmöglich so genial hergestellt sein, daß sie selbstdenkend und nachforschend falschem Zeugniß auf die Spur zu kommen vermochte. Aber der König durfte nur wollen, und die goldenen Thiere seines Thrones konnten dann auch einen wahrhaftigen Zeugen für einen falschen erklären, jedenfalls eine sehr ersprießliche Erfindung für eine willkürliche — Kabinets-Justiz.)

„Einen Thron wie diesen hatte nie zuvor ein König besessen," fährt die bisweilen in ihren Aussprüchen sich wiederholende Schilderung fort. „Aber als Israel sündigte, wurde der gottlose König Nebukadnezar von Babylon mächtig und verheerte das Land Israel. Er übergab die Stadt Jerusalem der Plünderung, verbrannte den heiligen Tempel und führte die Israeliten in Gefangenschaft nach Rablah, im Lande Chamath. Ebenso führte er den Thron Salomon's mit sich fort. Aber als der gottlose König die Stufen des Thrones besteigen wollte, um sich darauf zu setzen, wußte er nichts von der künstlichen Maschinerie, die in dem Throne angebracht war. Er setzte seinen Fuß auf die erste Stufe und augenblicklich streckte der goldene Löwe seine rechte Tatze aus und hieb damit derart auf des Königs linke Hüfte, daß er von dieser Zeit an lahm blieb für den noch übrigen Rest seiner Tage.

Nach Nebukadnezar, König von Babel, kam Alexander der Macedonier, der den Thron Salomon's wegnahm und nach Egypten führte. Da sah einst König Shishak den Thron und prachtliebender als viele Andere, war er begierig, sich daraufzusetzen. Aber auch er wußte nichts von der kunstvollen Maschinerie im Innern, und als er den rechten Fuß auf die erste Stufe stellte, siehe da! da streckte der Löwe wieder seine linke Tatze aus, und machte ihn mit einem Schlag auf des Königs rechte Hüfte ebenso lahm, so daß er von dieser Zeit an Pharao-Necho genannt wurde, was so viel heißt als der Hinkende. Dann kam der Sohn des Antiochus, der das Land Egypten mit Krieg überzog, es verheerte, den Thron des großen Königs eroberte und mit sich wegführte auf einem Schiffe. Dabei löste sich ein Fuß des goldenen Thrones von seinen goldenen Ketten, und alle Künstler der Welt wurden versammelt, um den Schaden auszubessern, aber sie konnten es nicht, und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. (!) Dann wurde das Königreich des großen Königs zerstört, und der persische Cyrus kam in den Besitz des Thrones. Was dann aus demselben wurde, weiß Niemand."

So weit die Version der armenischen Bibel. Man sieht, sie ist in demselben naiven Style gehalten, wie er vielen Theilen der sogenannten heiligen Schrift eigen ist. Es waltet überschwängliche, echt orientalische Phantasie darin, aber es dürfte uns schwer werden, uns daraus auch nur in Gedanken das vermeintliche Kunstwerk zu konstruiren, so daß es ein harmonisches Ganzes bildet. Der Mechanismus des Salomonischen Thrones hätte nach diesen Angaben geleistet, was nur ein selbstbewußtes denkendes Wesen leisten könnte, ja in Bezug auf die falschen Zeugen wäre ihm gerade Allwissenheit nöthig gewesen. Wenn wir aber auch diese Details als ein Werk der Phantasie annehmen, so scheint doch ein Thron Salomon's bestanden zu haben, dessen Glanz und Pracht ihn so berühmt machte, daß die Tradition sich noch viele Jahrhunderte später mit ihm beschäftigte.

Nicht unintereſſant ist die Symbolik, welche sich in den Thieren ausspricht, die den Thron umgeben. Wir sehen hier besonders einander Thiere entgegengestellt, von denen in der Natur immer eines die Beute des andern wird; das Lamm dem Wolfe, die Taube dem Falken, den Ochsen dem Löwen. Bei dem Kameel und dem Wiedehopf ist dies natürlich nicht

der Fall, aber das erstere trägt, mit der kümmerlichsten Nahrung zufrieden, die Schätze des Kaufmannes durch die Wüste, während der Wiedehopf eine Art Federkrone trägt und etwas Königliches in seinem Wesen hat. Offenbar ist somit hier überall der Gedanke der Macht, der Herrschaft ausgedrückt.

Was nun die Absicht betrifft, Pius IX. einen Thron, gleich dem Salomon's, zum Geschenke zu machen, konnten wohl nur Ultramontane vom reinsten Wasser diesen Gedanken fassen und sie rechneten dabei gewiß weniger auf eigene Opfer, als auf solche bei den katholischen unteren Volksmassen. Aber wir bezweifeln nicht, daß sie sich getäuscht haben würden. Ein Thron, wie der Salomon's, hätte Millionen gekostet, und wären diese für den römischen Hof zur Verfügung gewesen, wären sie wohl kaum auf ein so kostbares Spielzeug verwendet worden. (Tagespr.)

Die Prinzen von Orleans und die Pariser.

Noch blickt man in Paris mit einer Art komischer Verwunderung auf das Gebahren der königlichen Prinzen, denen außerhalb Frankreich auch gewiegte Politiker eine ernstliche Gefährdung der Republik zutrauen. Es existirt aber hier bis heute nur ein kleiner Theil von Leuten, im bekannten Adelsquartier, die in diesen leise sich vorwagenden Prätensionen die ersten Schritte zu einer „endgiltigen Lösung“ erkennen wollen, und die diese Schritte natürlich beschleunigt sehen möchten. Wenn man aber den wirklichen Pariser, den Bourgeois, Arbeiter und Geschäftsmann von den Prinzen von Orleans reden hört, dann bemerkt man gar bald, daß dieselben in diesem Boden keine Wurzeln mehr haben. Es kann in Bezug auf die Provinzen kaum anders sein. In Paris ist auch mit einer Loupe nicht der leiseste Keim einer Wurzel zu entdecken; denn das Eine haben die zahlreichen Revolutionen und die politischen Kämpfe und Parteileidenschaften bewirkt, daß sie das „Autoritätsgefühl“ vollständig zerstörten. Würde Einer der Prinzen sich etwa durch besondere Gaben auszeichnen, durch Gaben des Geistes oder des Herzens, oder würde er sich bemerklich gemacht haben durch Aufopferung oder Tapferkeit im letzten Kriege, dann wäre es möglich, daß bei Gesprächen über dieselben sich Sympathieen gewöhnlicher Art kundgäben; aber da auch diese Voraussetzungen nicht vorhanden sind, so ist auch gar kein Lichtpunkt mehr da, welcher die Augen der Menge oder maßgebenden Klassen in jene Richtung lenken könnte.

Nun ist das Debüt der Prinzen in Versailles ein höchst ungünstiges. Indem sie den Einlaß in die Nationalversammlung begehren und wahrscheinlich nicht blos als einfach Gewählte irgend eines Departements, sondern zugleich mit gewissen Berücksichtigungen, die ihnen als Prinzen königlichen Geblütes gebühren sollen, erheben auch schon ihre Parteigänger den gierigen Ruf nach dem Vermögen der hohen „Gäste“. Das Ausland könnte durch die begeisterten Auslassungen der monarchischen Organe in die Irre geführt werden und annehmen, daß die Hauptstadt nicht allein mit Gemüthsruhe, sondern auch mit Genugthuung auf die Manöver der Repräsentanten der jüngeren Linie blicke. Aber es ist nur erst ein Staunen und eine Verwunderung, welche dennoch fühlbar nur in einer Richtung zum Ausbruch kommen können, nämlich in einer ernstlichen Entrüstung. Bis zum heutigen Tage haben sie noch nicht förmlich und ernstlich die ihnen rechtlich zustehende Qualifikation von einfachen französischen Bürgern und Deputirten in Anspruch genommen, und aus diesem Zögern geht hervor, daß sie, wie oben angedeutet, Hintergedanken haben, mit denen eine größere oder „brillante Aktion“ eingeleitet werden kann. Soll etwa dieselbe mit der öffentlichen Reklamirung der Güter in der Nationalversammlung zusammenfallen? Man dürfte kaum fehl gehen mit der Behauptung, daß sie selbst vor dieser monarchischen Kammer eine gründliche Niederlage erleiden werden; oder aber das Tafeltuch zwischen Paris und der Nationalversammlung würde ein für alle Mal zerschnitten.

Das gewissermaßen hinterlistige Verhalten der Prinzen wird in Zusammenhang gebracht mit dem zwar einfältigen, aber doch offenen Gebahren des Grafen von Chambord, der sich stets bescheiden zurückzog, als er sich mit der Entfaltung des weißen Banners blamirt hatte. Die jüngeren Herren sind offenbar moderner, geriebener und weniger ritterlich, dafür aber diplomatischer. Sie verlangen einstweilen nur, daß sie gesehen werden im Lande als die Abkömmlinge der eigentlichen französischen Könige, und das „Andere“, denken sie, wird sich finden. Will das Land sie „einstweilen“ nicht als „König und Prinz“ begrüßen, dann ließe es sich endlich mit dem Präsidenten der Republik versuchen: ein königlicher Präsident einer Republik ist neu und auch nicht übel und jedenfalls kein schlechter Anfang. Die Franzosen, oder doch wenigstens ein großer und aufmerksamer Theil, aber sehen den jungen alten Herren auf die Finger und zeigen das Spiel schon jetzt an, welches sie unternehmen wollen. Ein neues Vermögen von 100 Millionen käme ihnen bei dem Projekte ausnehmend zu statten. Aber wenn sie in der Schule eines anderen Prinzen und Staatsstreichmachers profitirt haben, dann dürfen sie bald erkennen, daß ihre Landsleute auch nicht faul geblieben sind, und es sieht aus, als wenn die Verwunderung bald einem anderen Ausdrucke Platz machen sollte.

Die französischen Krondiamanten.

Mit den Diamanten ist es wie mit den Schlangen: man hört gerne davon sprechen. Die wunderbaren Geschichten von gestohlenen, verlorenen und wiedergefundenen Diamanten fesseln fast ebenso wie die spannendsten Romane von Balzac oder Sue. Im Monate Mai und Juni des Jahres 1791 erließ die National-Versammlung ein Dekret, mit dem durch eine Commission ein Inventar aller Edelsteine, Perlen und Geschmeide aufgetragen wurde, die seit Oktober 1784 in der Mobilien-Kammer verwahrt waren. Die verschiedensten Sagen gingen damals in Paris um; man flüsterte sich heimlich zu, die Krondiamanten seien heimlicherweise in einem Kohlenschiffe nach London gebracht worden. Damit wollte man die Klatschschwestern zum Schweigen bringen. Der Deputirte Delaltre wurde mit der Aufgabe betraut, Bericht über die der Krone gehörigen Kleinodien zu erstatten. Dieser Bericht war 300 Seiten stark, und auf 100 davon wurden einzig und allein die Diamanten aufgezählt.

Die Krone Frankreichs besaß im Jahre 1774, nicht inbegriffen die Sapphire, Amethyste, Rubinen, Smaragde und Kunstgegenstände, 7482 Diamanten. Unter ihnen figurirten jene, die Heinrich II. nach einander der Madame v. Chateauroux, der Herzogin von Etampes und der Diana von Poitiers anvertraut hatte und die nach dem Ableben des Königs

[illegible] letzteren unter Drohungen zurückverlangt werden mußte. [illegible] wig XV., der ohne Zweifel fand, daß die Krone zu [illegible] seine Privatkasse zu arm sei, befahl im Jahre 1776, [illegible] davon verkauft würden. Der Verkauf ergab 75 [illegible] Livres, eine für die damalige Zeit ungeheure Summe. [illegible] ren aber diese Diamanten verkauft, so fand man, [illegible] Majestät jetzt nicht mehr genug Diamanten zum [illegible] seines Pelzwerks, seines Dolches und seiner Degen[illegible] nes Wehrgehänges und für eine geziemende Knopf[illegible] seines Galakleides habe. Sofort waren die Juweliere [illegible] Beinen und thätig, was das Zeug hielt; man küm[illegible] nicht um die Qualität, sondern um die Quantität, [illegible] daß man Sr. Majestät, um die verkauften Diaman[illegible] ergessenheit zu bringen, 3536 neue verschaffte. Das [illegible] n sollte fürderhin schimmern und funkeln wie ein [illegible] kasten.

[illegible] Gesammtzahl der Krondiamanten bezifferte sich, als De[illegible]ltre seinen Bericht veröffentlichte, auf 9547 Stück. Ein Jahr später, 1792, minderte der Diebstahl in der Mobilien-Kammer diese Zahl herab. In der Nacht wurde diese fast gänzlich ausgeplündert, und die Wahrheit über dieses Verbrechen ist noch nicht aufgehellt. Man hat die längste Zeit Sergent, einen der Commissäre, welche die Mobilien-Kammer zu bewachen hatten, der Mitschuld an der Plünderung verdächtig gehalten. Sergent, der nach seiner Verheirathung mit der Halbschwester Marceau's den Namen Sergent-Marceau angenommen hatte, wurde von seinen Verleumdern wegen eines Achats, den er hatte und der von den Kronjuwelen herstammen sollte, häufig Sergent-Achate genannt. Thatsächlich ist, daß man nur zwei Diebe der Mobilien-Kammer, einen gewissen Chambon und Douligny, verhaftete. Sie entkamen der Todesstrafe, zu der sie verurtheilt waren, durch das Geständniß, wo sie einige gestohlene Kleinode verborgen hatten. Das Wunder dieser Schätze aber, den famosen Diamanten „Regent", der allein zwölf Millionen kostete, fand man nicht wieder. Wo hatte man ihn versteckt, hatte man ihn zertheilt, beschnitten, verkauft? Eines Tages lief im Pariser Stadthause ein anonymer Brief folgenden Inhalts ein: Verfügt euch an eine bestimmte Stelle, am Fuße eines gewissen Baumes in der Wittwen-Allee, in den Champs Elysees werdet ihr einen Fund machen, grabet nach." Man begab sich dahin und fand in einem tiefen Loche den „Regent", den dort unbekannte Hände mit dem Kelche des Abbe Huger verborgen hatten. Trotz aller Nachforschungen, die seither fortgesetzt wurden, hat Niemand erfahren können, wer der Schreiber und Absender jenes Briefes war.

Wohin wird nun dieser Diamant, dieser Allerwelts-Schranze, der auf so vielen reinen und rühmlichen Stirnen funkelte, wandern? Der älteste geschnittene Diamant, den man kennt, den Karl der Kühne am Halse trug und den man nach der Schlacht bei Murten unweit von seinem Leichname fand, schmückt heute die päpstliche Tiara. Ein anderer des Herzogs von Burgund gehört der österreichischen Krone. Vielleicht wird der „Regent", der berühmter als alle jetzt ist, in die deutsche Kaiserkrone gefaßt.

Freisprechung eines Bigamisten.

Am 30. November wurde in der ersten Abtheilung des St. Petersburger Bezirksgerichtes ein Prozeß verhandelt, der eine Menge junger Damen angelockt hatte. Gegenstand dieser außergewöhnlichen Neugierde war der verabschiedete Feldjäger Kosstygoff, welcher sich der Bigamie schuldig gemacht hatte. Der Angeklagte hatte offenherzig eingestanden, daß er sich zum zweiten Male verheirathet habe, obgleich er von dem erwünschten Wohlsein seiner Frau überzeugt gewesen; er entschuldigte sich nur damit, daß diese letztere nach sechs Jahren der glücklichsten Ehe durch ihre Armuth gezwungen worden war, eine Stelle als Gouvernante anzunehmen und mit der Familie, die sie engagirt hatte, nach dem Kaukasus abzureisen; daß er, ihren edlen Charakter kennend, überzeugt gewesen, daß sie, nachdem sie einmal fortgegangen, nicht mehr zu ihm zurückkehren werde, und er deshalb sich auch nicht bemüht habe, dies herbeizuführen. Da er aber einmal an das Glück des Familienlebens gewöhnt gewesen, habe er sich damit geholfen, daß er eine andere geheirathet.

Der Angeklagte fügte hinzu, daß er die zweite Frau bereits früher einmal, als er 17 Jahre alt gewesen, leidenschaftlich geliebt und, als er sie, nachdem er das Alter von 40 Jahren erreicht, wieder gesehen, eine so gewaltige Leidenschaft für sie wieder erwachen gefühlt habe, daß er der Versuchung nicht habe widerstehen können. Da er bei ihr eine ebenso leidenschaftliche Liebe wahrgenommen, habe er es über sich gewonnen, eine verbrecherische Ehe mit ihr einzugehen, als sie dem Vorwurf einer illegitimen Verbindung auszusetzen, und er habe dies um so unbedenklicher gethan, als er geglaubt habe, daß sein Verbrechen nie entdeckt werden würde. Obgleich die Anklage bei einem so klar vorliegenden Verbrechen auf keine Schwierigkeiten zu stoßen fürchten durfte, wies doch der Prokuratorgehilfe, Herr Slutschewski, der die Sympathien unserer Geschworenen für gewisse Angeklagte aus Erfahrung zu kennen schien, in einer sehr talentvollen Rede die ganze Bedeutung des verübten Verbrechens nach und entwickelte in logischer Weise die Nothwendigkeit, Bigamie zu bestrafen und im gegenwärtigen Falle keine Milderungsgründe zuzulassen. Der Vertheidiger, Herr W. Tanejeff, konnte nichts gegen das Faktum des begangenen Verbrechens sagen, und wandte sich mit der Bitte an die Geschworenen, den vorliegenden Fall mit menschlichem Gefühl zu beurtheilen und ihn als eine Folge der Schwäche und Leidenschaft und nicht als ein Verbrechen zu betrachten. Als die Anklage bemerkte, daß ein Mann von vierzig Jahren schwerlich in einer solchen Leidenschaftlichkeit entbrennen werde, daß man ihm das Verbrechen der Bigamie verzeihen müsse, erwiederte der Vertheidiger, daß die Naturen verschieden seien und es Leute gebe, die im Alter von 80 Jahren in jugendlicher Leidenschaft entflammen können; er wies hiebei auf Göthe hin. Wie sehr sich auch der Präsident des Gerichtes in seinem Schlußworte bemühen mochte, den Geschwornen zu erklären, daß in Sachen der Justiz der Appell an ihr Herz da, wo der Verstand und nicht das Herz wirken soll, wo sie ihrem Eide gemäß auf die Frage zu antworten haben, ob der Angeklagte das Verbrechen verübt und als solches anerkannt habe, überhaupt keine Bedeutung haben könne — wie klar, wie gesagt, dies Alles auch bewiesen werden mochte, die Geschworenen brachten doch das Verdikt „Unschuldig" heraus.

Die frommen Kernlieder.

Daß sie noch warm am Herzen ihrer pietistischen Verehrer liegen, bezweifelten wir nicht; aber wir glaubten, daß die hartnäckige Sucht, den Gemeinden Lieder in den Mund zu zwingen, die

sie durchaus nicht singen und beten wollen, — vor den gewaltigen Ereignissen und Umwälzungen des letzten Jahres schamvoll erblaßt und mit vielem anderen kleinen Jammer für immer in die moderige Rumpelkammer geworfen sei. Dem war und ist nicht so. Der orthodoxe Absolutismus ist zähe und unerweichlich in der Verfolgung seiner fixen Ideen. Unsere Leser erinnern sich, daß die Bürger von Reichenbach in Schlesien sich längere Zeit vor dem Kriege gegen die, ihnen von oben her zugemuthete Einführung eines neuen Gesangbuches voll erstaunlicher Kernlieder sehr tapfer gewehrt und daß die Geistlichen der Gemeinde in diesem Streite auf ihrer Seite gestanden haben.

Eine Art Compromiß, zu welchem damals die Kirchenbehörde sich herbeilassen mußte, wurde in der Folge von den Geistlichen ausschließlich zu Gunsten des alten Gesangbuches benutzt. Dann kam die große Kriegserhebung und man hörte nichts mehr von dieser kaum glaublichen Frage, die vorher Monate hindurch so und so viele fromme Consistorialräthe sehr ernsthaft hatte beschäftigen können.

Erst jetzt erfahren wir, daß sie inmitten aller Weltstürme nicht geruht und geschlafen hat. Kaum ist der Friede hergestellt, so begrüßt das Breslauer Consistorium die neu geschaffene deutsche Einheit mit dem Befehl an die Reichenbacher Pastoren, ihre Gemeinde keine Lieder singen zu lassen, die nur in dem alten Gesangbuch stehen und in das neue absichtlich nicht aufgenommen sind. Die Pastoren weigern sich und bitten, den Frieden in der Gemeinde nicht weiter stören zu wollen. Hilft nichts, sie werden nach Breslau vor das Consistorium zitirt und kommen nach einigen Tagen als suspendirte, d. h. vorläufig auf verkürzten Gehalt und außer Funktion gesetzte Geistliche in die Heimat zurück. Schon auf dem Bahnhofe aber werden sie mit großen Ovationen empfangen, feierlich in ihre Wohnungen geleitet; es wird ihnen am Abend ein glänzender Fackelzug gebracht. Hunderte von Stimmen singen „eine feste Burg ist unser Gott" und am nächsten Sonntag, wo ein anderer Prediger auf der Kanzel erscheint, spricht er zu leeren Wänden, es ist keine Menschenseele in der Kirche. Der Gemeinde-Kirchenrath hat beim Consistorium energisch protestirt, und wohl sämmtliche Gemeindemitglieder haben dem Protest sich angeschlossen.

Wir sind wohl begierig, was das Consistorium und der Berliner Oberkirchenrath gegen diesen entschiedenen, streng in den gesetzlichen und sittlichen Schranken sich haltenden Widerstand einer ganzen Gemeinde beginnen wird. In einer Zeit, wo vom Throne her der Grundsatz der Gewissensfreiheit wiederholt mit so unzweideutigem Ausdruck betont wird, sollte auch auf protestantischem Gebiete ein unfehlbares kirchliches Paschathum sich nicht mehr lange halten können.

Wir glauben, daß der Tag nicht mehr ferne ist, wo die Gemeinden in ihren Kirchen werden hören, singen und beten dürfen, was ihrer Bildung, ihrem Geschmacke, ihrem eignen Denken und Fühlen entspricht. Gemeindekirche ist nicht mehr Consistorialkirche.

Im Kreise Chatheau-Salins, 10. Dezember, hat nach den amtlichen Bescheinigungen der lieutenant de louveterie Graf Boorcier zu Bathelemont der Dieuze in der Zeit vom 13. Oktober bis 6. Dezember ds. Js. sieben Wölfinnen, dagegen keinen einzigen Wolf erleg[t] dies, wie der Graf selbst versichert, ein Ereigniß, der langen Reihe seiner Erfahrungen auf diesem [Gebiete der] Jagd ohne Beispiel dasteht. Nach den Annalen [der Louve]terie sind allein in dem im Kreise Chateau-Salin[s] fôret de Bride et de Quekin in den letzten [...] über 300 Wölfe erlegt worden.

Ein Kreis-Gerichts-Sekretär

an den königl. preußischen Finanz-M[inister].

Vier Mal im Jahre sind wir reich,
Doch ist es nur am ersten,
Am zweiten ist dem Aermsten gleich
Die Tasche schon am leersten.

So krämpern wir manch Dutzend Jahr
Uns immer ganz geduldig,
Am ersten zahlt man Alles baar,
Am zweiten bleibt man schuldig.

Was soll ich aber singen noch
Dies ewige Misere,
Es bleibt des alten Dienstes Joch,
Des Beutels alte Leere.

Drum tröste liebe Seele Dich
Bis zu der stillen Kammer,
Im Tode endet sicherlich
Der ganze Katzenjammer.

Dann bettelt nur die Wittwe noch
Den Sarg aus fremder Kasse,
Der erbschaftliche bleibt ja doch
Den Kindern, ohne Masse.

Und auf des Schwergeprüften Grab
Steht folgende Chimäre:
„Sein Brod auf Erden war wohl knapp,
Doch lebt' er: von der Ehre!"

Aphorismen.

Von J. K. Ehrlich.

Alles irdische Glück endigt wie alles feste Land in ei[n] sandiges Ufer.

* * *

Das Ziel des Weisen ist — der Weg selbst.

Charade.

Die erste ist im Nachbarland
Als Geldstück immer noch bekannt,
Die andere ist lang und schmal,
Und drauf zu liegen sehr fatal.
Nun noch ein Zeichen angesetzt,
Dann wird's ein schnippisch, muntres Ding,
Das in der Bühne buntem Ring
Uns oft erheitert und ergötzt.

Druck und Verlag von J. M. Bauer. Verantwortlicher Redakteur: Fr. Monninger.